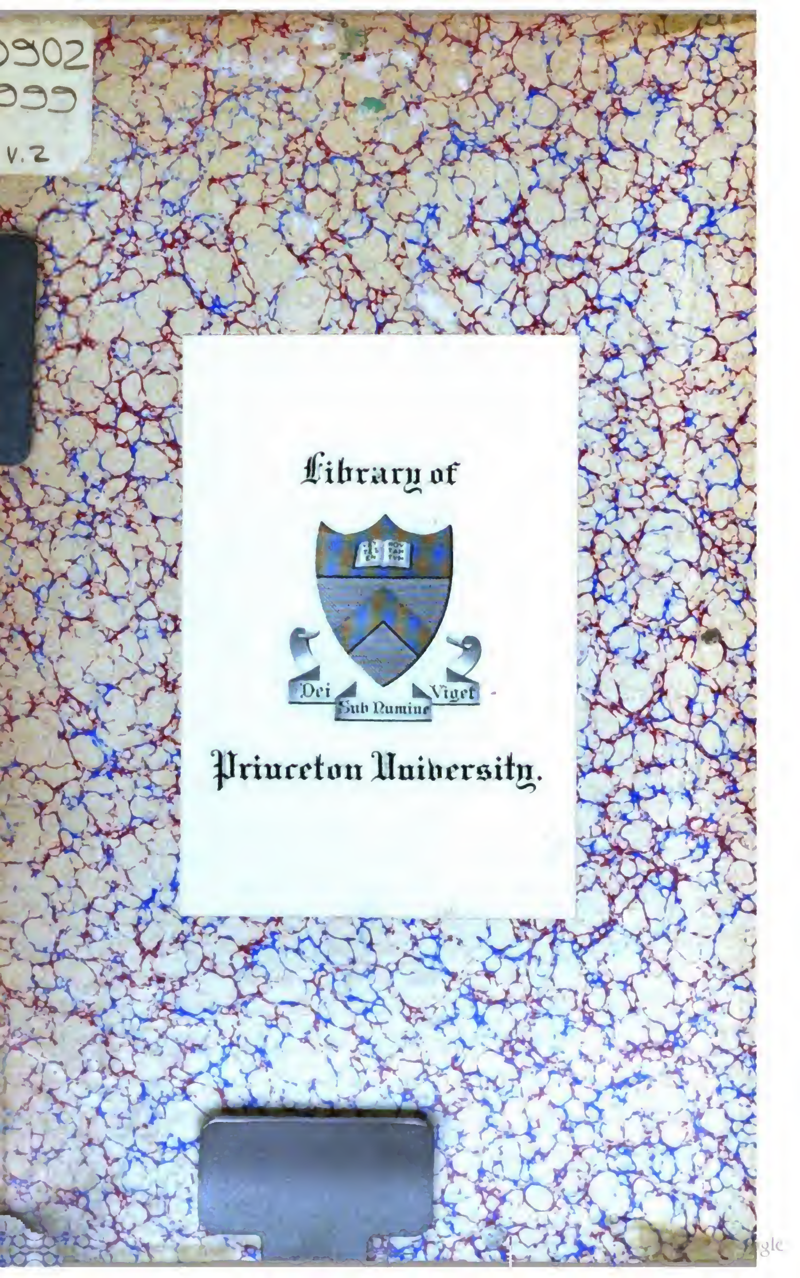
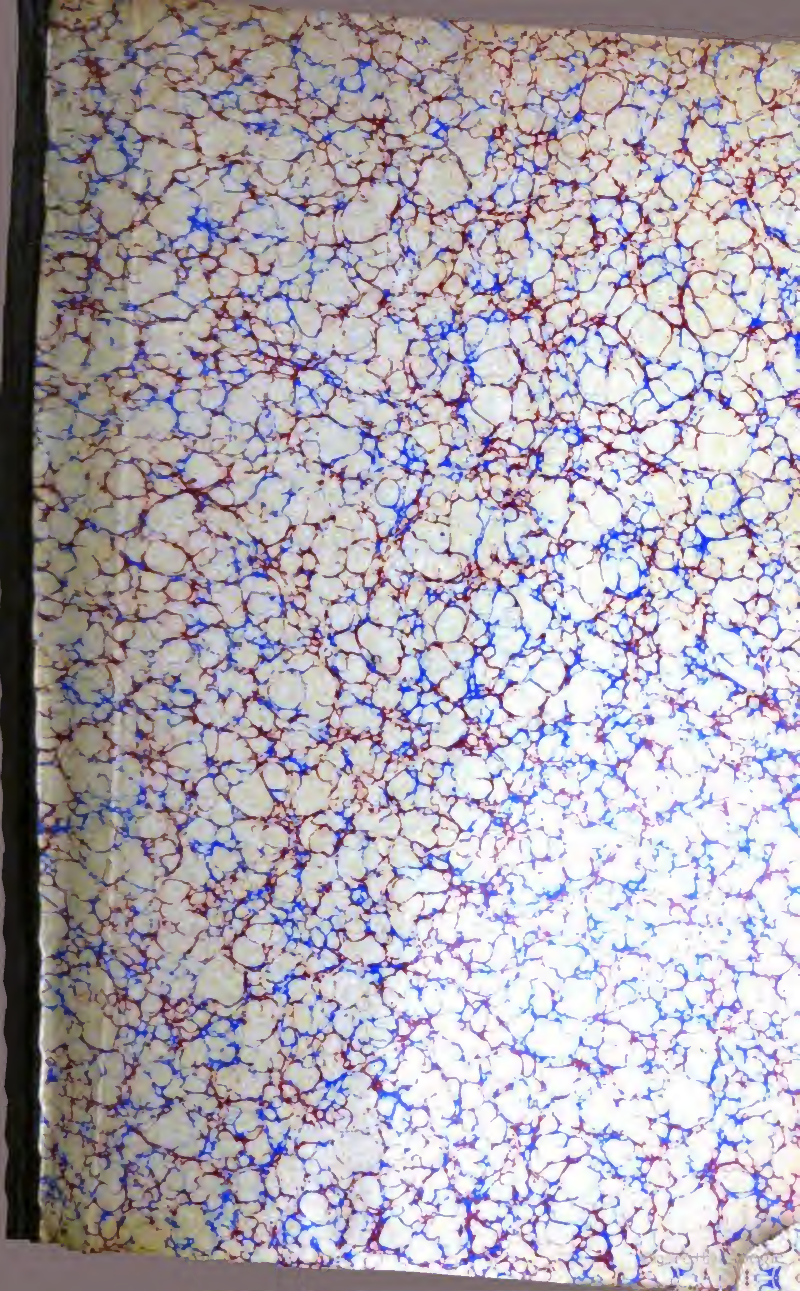
Die Zukunft

Maximilian Harden


Library of
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.





Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiter Band

(Nr. 15—26.)

Berlin.

Verlag von Georg Stilke

1893.

Inhalt.



Berlin, 7. Januar 1893.

Wilhelmstraße 77.

An einem der letzten Tage des alten Jahres überraschte das führende Blatt des Berliner Freisinns die ahnungslose Welt mit einer hochpolitischen und sensationellen Meldung. Graf Caprivi, so hieß es da, beschäftigt sich „mit eingehenden Plänen zur Umgestaltung des großen Gartens des Kanzlerhauses, dessen alte Bäume bekanntlich vom Fürsten Bismarck besonders geschätzt und gepflegt wurden." Das deutsche Volk war hoch erfreut, erstens, weil es überhaupt erfuhr, womit der Reichskanzler sich „eingehend" beschäftigt, und zweitens, weil diese Beschäftigung eine so verhältnißmäßig harmlose war. Unterrichtete Politiker hatten schon behauptet, Graf Caprivi beabsichtige, einen Gesandten nach Fiume zu entsenden, um ihn dann, wenn Fürst Bismarck zum Besuch seiner ungarischen Verwandten dort eingetroffen sein würde, mit Urlaub abzuberufen und der österreichischen Regirung mittheilen zu lassen, daß die Möglichkeit, der Fürst könne auf die Leitung der Geschäfte wieder irgend welchen Einfluß gewinnen, noch immer ausgeschlossen sei. Wenn diese nicht unwahrscheinliche Absicht vorhanden war, so wurde sie durch die Meldung, Bismarck ginge gar nicht nach Fiume, noch glücklich beseitigt. Dafür entbraunte nun der Streit um den Garten des Hauses Wilhelmstraße 77. Der Kanzler will Lauben anlegen und die Promenadenwege verändern, denn es ist sein Wunsch, „künftige Brunnenkuren möglichst hier abzuhalten", — also denkt er

noch nicht an einen Rücktritt vom Amt: so verkündete die Vossische Zeitung, deren Redacteur erst neulich der großen parlamentarisch-journalistischen Abfütterung in der Wilhelmstraße beigewohnt hatte. Pünktlich aber erklärte am nächsten Abend die Norddeutsche Allgemeine den anmuthigen Garten-Plan für eine Erfindung und es blieb der Vossischen nichts übrig, als die Nachricht ihres „Gewährsmannes in vollem Umfange aufrecht zu erhalten.“ Mit dieser nagenden Ungewißheit schritten wir nun ins Jahr 1893 hinein: Wird Graf Caprivi im nächsten Sommer seinen Garten als Kurpromenade benützen oder wird er fern von Berlin darüber nachdenken, ob er auf die Leitung der Geschäfte jemals wieder irgend welchen Einfluß gewinnen kann?

Es dürfte noch nicht häufig vorgekommen sein, daß ein Minister wegen einiger alter Bäume die offiziöse Presse in Bewegung setzt, und man darf deshalb wohl annehmen, daß der Generalkanzler Werth darauf legt, sein Verbleiben im Amt als nicht völlig gesichert erscheinen zu lassen. Er mag wohl glauben, die Furcht vor seinem Rücktritt werde der Militärvorlage die Wege ebnen, und wenn er mit der gehörigen Naivetät die Neujahrsartikel der so zu sagen maßgebenden Blätter gelesen hat, dann dürfte dieser fromme Glaube noch erheblich fester geworden sein. Diese Artikel nämlich waren diesmal einfach von bezwingender Komik. Mit einem Weheruf über die Jämmerlichkeit des abgelaufenen Jahres begannen sie, zeterten dann über die Steuerreform Miquels, bekreuzigten sich vor der Militärvorlage, dem Antisemitismus und der wirthschaftlichen Kalamität, um schließlich mit vollen Backen die Segnungen des neuen Kurses ins Land hinaus zu posaunen und dem unerschütterlichen Vertrauen zu dem leitenden General in der Wilhelmstraße beredten Ausdruck zu geben. Für diese biederen Schwarzkünstler ist die Politik offenbar ein Ding an sich, das mit den realen Zuständen gar nichts zu schaffen hat; sie sehen den Niedergang unseres nationalen und wirthschaftlichen Lebens, sie seufzen und flennen über das Schwinden der staatlichen Autorität, aber sie preisen die Politik, die uns so herrlich weit gebracht hat, und sie verkünden: Der „sympatische“ Caprivi ist uns viel lieber als alle Miquels, Eulenburgs, Waldersees oder Puttkamers, die etwa kommen sollten, könnten oder möchten. Also zu lesen in sämmtlichen Blättern des sogenannten Freisinns, die ja heute entweder offiziös sind oder offiziös zu scheinen versuchen.

Nun ist es ja völlig gleichgiltig, ob der geschätzte Urheber der Gesetze

über die Volksschule, die Heeresreform, die Unsittlichkeit und andere schöne Dinge den ungemein liberalen, aber auch ungemein bedeutungslosen Herren Levysohn oder Barth sympatisch ist, und es wäre verlorene Mühe, sich ernstlich etwa mit der politischen Einsicht von Leuten zu befassen', die entweder Kulis oder Kulitreiber sind und die in ihrer ängstlichen Sorge um das Gedeihen des Zwischenhandels, der ihre Taschen füllt, sich eben zu der eigentlich noch mehr albernen als unverschämten Behauptung verklettert haben, die Anhänger der Schutzzölle ständen sittlich nicht höher als die Pariser Panama-Liberalen. Je aufmerksamer man die verschlungenen Pfade des Thiergartenfreisinns mit ihren mancherlei Sehenswürdigkeiten ableuchtet, desto kräftiger regt sich eine gewisse Sympathie für Herrn Richter, der doch wenigstens den Muth seiner groben Begrenztheit hat und sich nicht dazu hergiebt, um Ministerien und Reichsämter herum zu scharwenzeln. Herr Richter spricht denn auch offen aus, was seine Fraktionfeinde nur in geheimen Konventikeln, zwischen Fisch und Braten, einander zutuscheln: er hält den Grafen Caprivi für einen ziemlich unfähigen Staatsmann, dessen Beseitigung immerhin als ein Glück zu betrachten sein würde, wenn ihm auch wirklich der Puttkamer folgen sollte, dessen Name schon genügt, um dem Thiergartenfreisinn eine gemeinsame Gänsehaut zu verursachen. Die unter Rickert sind vorsichtiger: sie bewitzeln nur heimlich den Kanzler, öffentlich aber rühmen sie ihn, der ihre Geschäfte so gut besorgt, mit wachsender Wärme und sie sind eifrig dabei, ihm ein goldenes Brücklein zu bauen, auf dem er sich über die steigende Fluth der Unzufriedenheit hinweg retten und seine „Politik der anständigen Mittel" fortsetzen kann, in der Gesellschaft seines beim Freisinn aus ähnlichen Gründen beliebten Stellvertreters. Solcher freundlichen Besorgniß durfte sich freilich Bismarck niemals rühmen. Jahre hindurch verlachte und beschimpfte ihn der Liberalismus; stürmisch forderte Herr Virchow, es sind gerade dreißig Jahre darüber vergangen, seine Absetzung; Herr v. Sybel warf ihm „notorische Unfähigkeit in diplomatischen Dingen" vor und zwei glückliche Kriege waren nöthig, bis der liberale Abgeordnete v. Vincke sich zu dem Wort aufraffen konnte: „Außer der großen politischen Hochachtung, die ich für den Herrn Ministerpräsidenten habe, fühle ich noch das Herzensbedürfniß, wenn ich mich ihm gegenüber persönlich aussprechen soll, daß ich jeden Zoll

von ihm für einen Ehrenmann halte." Dem jetzigen Kanzler bringt eigentlich jeder Tag solche Liebenswürdigkeiten; seine rathlos unproduktive Politik läßt sich zwar nicht ganz leicht feiern, aber seine Anständigkeit, die doch selbstverständlich sein sollte, wird ihm als ein außerordentliches Verdienst angerechnet.

Der Vergleich zwischen 1863 und 1893 ist recht lehrreich. Auch damals wurde das Parlament im Januar berufen, um einen Militärkonflikt aus der Welt zu schaffen. Das liberale Abgeordnetenhaus hatte die Regirung und die erste Kammer des Verfassungbruches und des Meineides beschuldigt, heller Jubel hatte im Lande dieses mannhafte Auftreten begrüßt und die erste parlamentarische That der Volksvertreter war die von Virchow, Vinke und Reichensperger empfohlene Adresse an den König, die ihm die Entlassung des verhaßten Ministerpräsidenten ans Herz legen sollte. Wäre König Wilhelm nicht so charakterfest und unerschütterlich gewesen, dann brauchte Herr Virchow heute nicht in einem Deutschen Reichstage zu sitzen, denn mit dem Minister wäre auch die Möglichkeit, die deutschen Stämme zu einigen, zu Falle gekommen. Es war vielleicht die größte Zeit des Grafen Bismarck, die ihn so von der Meute umheult sah: er sollte Preußen isolirt, es zum Vasallenstaat Frankreichs und Rußlands degradirt und in der polnischen Frage der Barbarei Bütteldienste geleistet haben, er sollte blind und taub für alle nationalen Forderungen sein, — und er war doch, ohne sich nur einen Augenblick beirren zu lassen, auf dem Marsche, der ans Ziel nationaler Wünsche und Forderungen führen sollte, und zugleich hatte er auch dafür gesorgt, in Voraussicht der kommenden Kämpfe sich nach Osten den Rücken zu decken. Der Anblick ist nicht überraschend; noch immer hat ein genialer Finder neuer Pfade mit der Beschränktheit der Doktrinäre und mit der Philisterei der Massen zu streiten gehabt; und auch das darf uns nicht wundern, daß die selben Liberalen, die einer schöpferischen Politik mit allen Mitteln entgegen arbeiteten, heute einer kraftlosen und kurzsichtigen Politik Weihrauch aufsteigen lassen. In allen Parlamenten ist das von Alters her immer der Brauch gewesen; die Parlamente lieben und verhätscheln solche Minister, die ihnen möglichst viele und möglichst leicht zu knackende Nüsse an den immer brennenden Weihnachtsbaum hängen: allerlei mehr oder minder überflüssige Gesetze, die man erst berathen, dann beschließen und endlich wieder

abschaffen kann. Darüber vergeht die Zeit dann sehr angenehm. Herbert Spencer hat einmal nachgerechnet, daß in den drei Jahren 1870, 71 und 72 vom englischen Parlament 3532 früher erlassene Gesetze amendirt oder gänzlich aufgehoben worden sind. Wenn bei uns die Häckselmaschine in dem bisherigen Tempo fortarbeitet, dann winkt den Volksvertretern der Zukunft eine ähnliche Aufgabe, — die einzige, die ihnen die Episode Caprivi hinterlassen wird.

Wie ein Gemälde sich aber nicht aus Leinwand und Oelfarbe allein zusammensetzt, so wird auch der Geist und das Empfinden eines Volkes nicht durch die Eintagsweisheit von Parlamentariern und Zeitungschreibern gebildet. Mögen die Herren, aus Furcht vor einem etwa kommenden Manne, noch so laut den Grafen Caprivi ihrer Sympathien versichern: im Volke hat er keinen Anhang, denn das Volk fühlt instinktiv, daß der Reichsorganismus zu erstarren und in eine Leblosigkeit hinüberzugleiten beginnt, die durch einen Reichsmechanismus nicht wieder wett gemacht werden kann. Politik ist eine Kunst, die man können muß. Ein Mann, der in einem Bureaukratenhause erwachsen und beim Militär ergraut ist, steht dem wirklichen Leben und seinen Ansprüchen so fern, daß er schon ein ganz ungewöhnliches Talent besitzen müßte, um nicht auf Schritt und Tritt Fehler zu begehen. Wird einem solchen Manne nun noch ein Jurist zur Seite gegeben, der seine diplomatischen Erfahrungen als Bundesrathsmitglied für Baden gesammelt hat, dann ist es nur zu begreiflich, daß der günstigste Moment, um die dynastischen Verstimmungen zwischen Deutschland und Rußland zu beseitigen, übersehen und für das Ermatten des Dreibundes, der zu einem bestimmten Zweck und für eine gewisse Zeit geschlossen war, durch ein paar tausend neue Soldaten Ersatz gesucht wird. Die befremdlichen Ansichten über die Fragen der Religion, des Volksunterrichtes und der Handelspolitik, das eilige Aburtheilen über die schwierigsten Probleme der Münzpolitik und die geringschätzige Behandlung unserer überseeischen Besitzthümer, deren Schlüssel für das Bischen Helgoland ausgeliefert wurde —: es sind die Begleiterscheinungen eines gut gläubigen und selbstbewußten Dilettantismus, der sich rastlos bemüht, von der Hand in den Mund zu leben, und der ganz verwundert die Augen aufreißt, wenn plötzlich selbst das tägliche Brot zu fehlen beginnt. Das einzige erfreuliche Ereigniß der letzten Zeit, die Ernennung des Generals

von Werder zum Botschafter in Petersburg, verdanken wir der Initiative des Kaisers; in der Wilhelmstraße gab es und giebt es Herren, die mit dieser Entscheidung durchaus nicht zufrieden waren und die noch heute darüber sinnen, wie man dem russenfreundlichen General einen russenfeindlichen Wächter nachsenden könnte.

Der Kaiser hat es für nöthig befunden, am Neujahrstage zu erklären, daß er fest zu der Militärvorlage stehe. Da die Vorlage von den verbündeten Regirungen eingebracht worden ist, so konnte über die Stellung des obersten Kriegsherrn ein Zweifel eigentlich nicht aufkommen und Kaiser Wilhelm hat wohl nur das Bedürfniß gefühlt, auch diesmal mit dem Glanz der Krone die wenig geschickte Haltung seiner Minister zu verdecken. Das Ansehen, dessen sich der Reichskanzler erfreut, wird durch die Thatsache seltsam beleuchtet, daß er genöthigt war, für „seine" Militärvorlage nach einander einzelne Bundesfürsten, den sächsischen Kriegsminister und endlich sogar die Person des Kaisers ins Treffen zu führen, — ein Apparat, der bisher noch kaum für eine Vorlage nothwendig schien, die so unpopulär war und der von ihren Anhängern selbst jede aktuelle Bedeutung abgesprochen wird. Nachdem aber der Monarch auch in dem jetzigen Stadium noch einmal für die unverkürzte Durchführung des neuen Wehrplanes sein Ansehen eingesetzt hat, ist an einen Rückzug, wie beim Schulgesetz, nicht mehr zu denken. Der Regirung ist so häufig der Vorwurf der Unentschlossenheit gemacht worden, daß sie nun nicht mehr geneigt scheint, von den mühsam gezimmerten Brücken Gebrauch zu machen.

Ob bei dieser Kraftprobe Graf Caprivi über Bord geht oder ob er im nächsten Sommer seinen Brunnen in der Wilhelmstraße 77 trinken wird, darüber hat nur der Kaiser zu entscheiden, der in der Wahl seiner politischen Rathgeber völlige Freiheit hat. Wenn man der jetzigen Krisis auf den Grund geht, so findet man schnell, daß es sich nicht um die Militärvorlage, sondern um eine allgemeine Unzufriedenheit handelt, deren Ursprung alle dialektischen Künste nicht über den Amtsantritt des Grafen Caprivi zurück zu datiren vermögen. Einzelnen Abgeordneten und Preßbedienten mag der Kanzler sympathisch sein, der Vertrauensmann der Nation ist er nicht. Da nun aber das Volk auf die Ernennung und Entlassung der Minister einen direkten Einfluß nicht hat, so wäre vielleicht der Versuch lohnend, der Allmacht des Kanzlers einige Schranken zu errichten. Der Partiku-

larismus, der sich zum ersten Male jetzt wieder kräftiger regt, könnte sich nützlich bewähren, wenn er darauf hielte, daß künftig die Reichsangelegenheiten auch in den Einzelstaaten etwas eifriger beobachtet und behandelt würden. Damit würde das Interesse am Reich wachsen und in Berlin würde man sich genöthigt sehen, mit den Stimmungen, die in den Landtagen und dann unzweifelhaft auch im Bundesrathe zum Ausdruck kämen, ernstlicher als bisher zu rechnen. Die Nothwendigkeit einer Dezentralisation lehrt uns jeder Tag, lehrt uns ganz besonders deutlich das abschreckende Beispiel Frankreichs, wo ein tüchtiges, intelligentes und kräftiges Volk von einem Haufen wüster Schreier allmählich in Grund und Boden regirt wird. So lange bei uns in der Wilhelmstraße das Genie seinen Wohnsitz hatte, trat die Unmöglichkeit, von einer Stelle aus nicht nur die großen, sondern auch die kleinen und kleinsten Geschicke eines Volkes zu lenken, nicht so grell hervor. Heute wäre es an der Zeit, die Dezentralisation anzubahnen, und heute sollte man auch mit aller Energie auf die gesetzliche Durchführung der Ministerverantwortlichkeit dringen, die schon 1863 von Schultze-Delitzsch und Reichensperger im Landtag empfohlen und mit allen gegen fünf Stimmen angenommen wurde. Damals war das konstitutionelle Leben noch zu neu, die Bestimmungen der Verfassung waren noch zu verschiedenartigen Interpretationen ausgesetzt, deshalb konnte Bismarck einen Antrag ablehnen, der später in Lagarde den eifrigsten Vertheidiger fand und dessen Wiederaufnahme jetzt ein sehr konservatives Beginnen sein würde.

Wenn die deutschen Stämme sich daran gewöhnen wollten, der Reichsmaschine eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und ihre Wünsche nachdrücklicher auszusprechen, wenn ferner den leitenden Staatsmännern ein Gesetz die Verantwortung für ihre Thaten und für ihre Unterlassungen zuwiese, dann könnte das historische Haus in der Wilhelmstraße 77 allmählich etwas von seiner Bedeutung verlieren und es könnte dem deutschen Volke von geringerer Wichtigkeit sein, von wem dort eine Brunnenpromenade eingerichtet, ein journalistisches Spinnengewebe vorbereitet oder eine bureaukratische Handakten-Diplomatie betrieben wird.

Korset und Frauenzukunft.

Aus einem Colloquium beim Professor Schweninger.

Als Lycurg den Spartanerinnen sein Toiletten-Gesetz gab, da brauchte er sich um das Korset noch nicht zu bekümmern, aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil es noch nicht erfunden war. Das Symptom war noch nicht vorhanden, die eigentliche Krankheit aber — Eitelkeit und Putzsucht — muß doch schon bemerkbar gewesen sein, sonst hätte der Gesetzgeber von Lacedämon das Tragen von Edelsteinen und Geschmeide nicht zu verbieten gehabt. Im alten Griechenland, wo die Medizin noch als eine humanitäre Kunst betrachtet wurde und noch nicht in die Abhängigkeit von Apothekern und Chemikalienhändlern gerathen war, verstand man sich auf die Hygiene eigentlich besser als heute, weil das moderne System: Hier Krankheit, hier Mittel, noch nicht zum Gesetz erhoben und der Ablaß-zettel- vulgo Rezept-Kram noch nicht in die Welt gesetzt war. Die alten Hygieniker schauten den Menschen an, nicht das Reagensglas oder die Gelatineplatte, und sie bildeten sich nicht ein, mehr zu können, als eben die Wege frei zu machen, auf denen dann die Natur selbst zu helfen und zu heilen vermag. Deshalb war es auch sehr gescheit, daß die Alten, von Cato bis auf Demokrates, den Frauen immer wieder Einfachheit und Natürlichkeit in der Tracht empfahlen, und daß Lycurg zu dem Radikalmittel griff, Putz und Schmuck als ein trauriges Privilegium nur den feilen Dirnen zu gestatten. Damals galt eben noch der verständige Grundsatz, den Menschen nach Möglichkeit in seinem natürlichen Wachsthum und in seiner körperlichen Entwickelung unbehindert zu lassen. Heute läßt man sich von jeder albernen Mode verkrüppeln und denkt dabei: Der Doktor wird schon helfen, mit Pillen, mit Pulvern oder mit Tropfen. Das nennt sich dann auch Kulturfortschritt.

Nach dem Arzt von Haen hätte die englische Königin Elisabeth das Korset eingeführt, um ihre Mißgestalt — einen Buckel oder dergleichen — weniger auffällig zu machen. Wenn das wahr ist, dann verdiente die Maiden-Queen ein Denkmal neben der Marquise von

Montespan und der Dame Eugenie, die sich als Beschützerin der Krinoline aufthat, weil der kleine Lulu anfing, der schönen Taille gefährlich zu werden. Wir brauchen uns hier mit der Frage nicht weiter zu beschäftigen, wie aus dem alten Brusttuch im Laufe der spanischen und anderen Moden allmählich das Korset entstanden ist und ob es dem schiefen Wuchse der Elisabeth von England oder der Katharina von Medici das Dasein verdankt. Es ist immer die selbe Geschichte: die Eitelkeit erfindets, die Modenarrheit und Nachäfferei machts allgemein, einerlei, ob das Ding nun Pectorale, Schnürleib, Korset, Krinoline oder cul de Paris heißt. Als Hamlet seine Ophelia wegen des Schminkens, Tänzelns und Trippelns abkanzelt, da redet er vom Korset freilich nicht, aber das beweist noch nichts gegen Haen, denn — auch heute pflegt man im Theater nicht gerade die Modelaster zu geißeln, mit denen die Damen in den Logen behaftet sind.

Eine Korset-Literatur giebt es eigentlich kaum, obwohl die Korsetfrage nach den verschiedensten Richtungen wichtig und interessant ist. Genau vor hundert Jahren, 1793, erschien eine Schrift „über die Wirkungen der Schnürbrust", von Theodor Sömmering, der schon fünf Jahre früher „über die Schädlichkeit der Schnürbrust" geschrieben hatte. Seitdem hat eigentlich nur der Münchener Professor Rüdinger einen werthvollen Beitrag zur Korsetfrage geliefert, aber auch er hat sich auf die anatomischen Wirkungen des Schnürens beschränkt. Für uns handelt es sich aber nicht um das Schnüren. Was kann sich eine Frau denn wegschnüren? Wenn wir die Grenzen weit stecken, doch höchstens einige Centimeter. Das ist aber schließlich eine Lappalie gegen die Thatsache des selbst etwa 8—10 Centimeter auftragenden Korsets, die uns in ihren inneren Wirkungen hier einen Augenblick beschäftigen soll. Aus der Fülle der Leiden, in denen das Korset eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ergiebt sich, ohne daß man zunächst spezieller auf die Art der Behandlung einzugehen braucht, bei wie vielen Frauen der drückende Panzer, überhaupt jeder beengende Druck — wenigstens für eine bestimmte Zeit — durchaus verpönt werden muß, ehe ein rationelles Heilverfahren begonnen werden kann. Es wäre unsinnig, in der Entfernung des Korsets etwa ein Allheilmittel zu erblicken; wer weiß, wie viele Faktoren mit mannigfach variirender Bedeutung bei der Krankheit verschiedener Menschen, aber auch bei einem bestimmten

Leiden zusammenwirken, der begreift, wie viel und wie oft der Arzt beim kranken Weibe auch nach der Beseitigung des Korsets noch zu thun haben wird oder kann. Oft aber gelingt es doch, nur durch die Beseitigung des Drucks die lästigsten Erscheinungen von Magen- und Leber-Schmerz aller Art und namentlich von der so häufigen und gefürchteten Migraine zu verbannen, die unsere Aerzte, trotz allen Theorien, heute oft genug nur mit Palliativen und Narkotiken zu betäuben, aber nicht zu beseitigen wissen. Das Thema: Korset und Frauenzukunft, ist nach der ätiologischen, geschichtlichen, kulturellen, modischen, physiologischen und ästhetischen Seite so weit, daß eine feste Begrenzung durchaus nothwendig ist.

Beim Anblick einer modisch aufgeputzten Frau, die in ihrem Panzerkorset oft wie eine Sanduhr auf zwei Beinen aussieht, fällt Einem unwillkürlich der Refrain zu dem Liede ein, in dem die Leiden eines durch das Schwinden der Toilettenkünste mehr und mehr enttäuschten Ehemannes geschildert sind: „Da hätten Sie sehen sollen, wie michs überkam, als sie sich so auseinandernahm!“ Ein Arzt erlebt bei dieser Prozedur des Auseinandernehmens oft die wunderbarsten Metamorphosen. Die Mode ist meistens nur das Produkt der Dummheit, die heute das tragen will, was gestern in der Schneiderzeitung stand, der Gewinnsucht, die sich die Dummheit wieder zu Nutzen macht und so oft wie möglich neue Putzformen erfindet, der Prunksucht, die ihren Reichthum und ihre künstliche Schönheit zeigen, und des Neides, der Reichthum und Schönheit nachahmen will, um jeden Preis, auch um den der Gesundheit. Der Trieb zur Nachahmung ist bei der Thierklasse homo sapiens nicht weniger verbreitet als bei den Vierbeinern, und wo die Mode mit ihren auch sexuellen Momenten ins Spiel kommt, da wird der Mensch, und namentlich der weibliche, ohne Unterschied des Alters, der Rasse und des Bekenntnisses, oft genug höchst insipiens. Und da das alte bayerische Trostwort: „Die Dümmeren san mir scho, aber die Mehreren san mir aa,“ noch immer gilt, so kann der Unfug so weit getrieben werden, daß darüber die Volkskraft völlig zum Teufel geht. Die Mode gewährt nicht selten einen werthvollen Einblick in die moralische und intellektuelle Gediegenheit eines Volkes. Wenn Tausende und Abertausende von Frauen, deren Bestimmung es doch ist, die Mütter eines neuen, gesunden Geschlechtes zu werden, ihren Körper durch unzweck-

mäßige, gesundheitwidrige und noch dazu theure Kleidung schädigen, nur damit einige geschäftskluge Schneider und Schneiderinnen höhere Einnahmen haben, dann ist das eben so schlimm wie die Nicht-Impfung, und man könnte sich einen neuen Lycurg herbei sehnen, der diesen thörichten, gesundheitlich und sozial gefährlichen Tand mit eisernem Besen bei Seite kehrt.

Unter allen weiblichen Modenarrheiten aber ist das Korset die gefährlichste, das Korset an sich, nicht nur das übermäßige Schnüren. Wer das für Uebertreibung hält, der mag sich durch die Geschichte der Dachauer und schwäbischen Bevölkerung belehren lassen. Die Dachauerinnen trugen Mieder — in München sieht man sie noch manchmal auf Maskenfesten —, die sehr hoch hinauf gingen; da trat dann allmählich ein Schwund der Brüste ein, die Bäuerinnen konnten ihre Kinder nicht nähren, und weil sie Ammen, sterilisirte Milch und andere Surrogate nicht bequem zur Hand hatten, starb das alte Dachauer Geschlecht nach und nach aus und es konnte nur durch importirte Frauen, die an das Dachauer Korset nicht gewöhnt waren, gerettet werden. Das ist ein absichtlich grell gewähltes Beispiel, aber es zeigt, wohin die Widernatürlichkeit in der Kleidung führt. Es giebt überall Gradunterschiede; die Korsets sind verschieden und die Menschen noch mehr und von den örtlichen, zeitlichen und individuellen Momenten kommen wir auch hier nicht los. Aber wir stehen vor der höchst bedenklichen Thatsache, daß etwa 80 Prozent unserer Frauen heute krank sind — der Prozentsatz erhöht sich bei den Frauen über dreißig Jahre bis auf etwa 90 —, und da kann es die Aufgabe eines Arztes, der auf wissenschaftlicher Basis eine humane Kunst betreibt, doch nicht sein, diese Krankheiten mit Palliativmittelchen zu behandeln, damit seine Sprechzimmer nur ja immer voll sind und das Geschäft des Rezeptschreibens blüht, sondern er muß sich bestreben, an die Wurzel des Uebels zu gelangen und die Hindernisse fortzuschaffen, die der natürlichen Entwickelung im Wege sind. Ein solches Hinderniß aber ist jeder Druck auf die Brust, den Magen, die Leber, den Bauch und die Eingeweide, mag dieser Druck nun durch einen Schusterriemen, durch zu enge Hosen, durch Lieutenantsmittel, durch ein Taillenband oder durch ein Korset verursacht werden. Dieser Druck wirkt der Natur entgegen, er behindert die Funktionen der wichtigsten Organe und schafft nicht nur anatomische Residuen, wie die Schnürbrüste, den Schnürthorax und die

Schnürleber, sondern er bewirkt auch innere Störungen schädlichster Art. Natürlich ist es dann nicht so leicht, die wahre Ursache festzustellen, weil stets konkurrirende Momente, je nach der individuellen Veranlagung und den äußeren Verhältnissen, mitwirken. Die Frage nach der Ursache ist aber auch zunächst nebensächlich und nur von schlechten Medizinmännern neugierigen Patienten angewöhnt worden. Nichts auf der Welt hat nur eine Ursache, aber eine Ursache kann viele Wirkungen haben. Wie der Komma-Bazillus, den die „unwissenschaftliche" Natur ja noch immer nicht in Bouillon oder in Reinkulturen verabreicht, nicht immer und überall die Cholera erzeugt, so braucht auch der Druck des Riemens oder des Korsets nicht immer und überall die gleich schädliche Wirkung zu üben, namentlich da nicht, wo er vor dem Magen oder der Leber noch schützende Fettpolster findet. Ausnahmelos aber wird er da schädlich wirken, wo er auf den zarten Körper der heranwachsenden Jugend trifft, durch seine beständige Wiederkehr falsche Rippen zusammen preßt und die Frauen, im Gegensatz zu den Männern, die mehr mit dem Bauche athmen, an ein Oberrippen-Athmen gewöhnt. Das Alles, es kann nicht oft genug wiederholt werden, bewirkt nicht nur ein übermäßiges Schnüren, sondern mitunter schon die Thatsache des vorhandenen Drucks.

Eine der wichtigsten hygienischen Aufgaben ist die, dafür zu sorgen, daß der Flüssigkeitstrom im Körper flott vor sich geht; tritt da eine Stagnation, eine Stockung ein, dann bildet sich ein Sumpf und der Mensch wird fäulnißfähig, denn im Sumpf gedeiht nichts Brauchbares. Jeder Druck aber hindert den Flüssigkeitstrom und staut ihn, und wie die Frucht da, wo sie gedrückt worden ist, sofort eine faulige Stelle bekommt, weil die Säfte stocken, so tritt auch beim Menschen naturgemäß durch den Druck eine organische Störung ein, die sich mehr oder minder empfindlich äußert, je nachdem das Individuum mehr oder weniger ißt und trinkt, blutreich oder blutarm, dick oder dünn, stark oder schwächlich ist. Daß dieser Druck auf ein verzärteltes und oft geradezu unsinnig erzogenes Frauengeschlecht ganz außerordentlich ungünstig wirken muß, das liegt auf der Hand und sollte selbst dem begrenztesten Laien verständlich sein.

Die Circulation des Blutes wird gehemmt, und so entstehen, unter sonst dafür günstigen Verhältnissen, Rückenschmerzen, Kälte der Hände und Füße, Krampfadern, Hämorrhoiden u. s. w. Die so be-

deutsamen Funktionen der Brust und des Leibes werden unterbunden, der Magen wird vorgetrieben und gezwungen, die Säfte länger als wünschenswerth zu bewahren, die Eingeweide werden zum Theil bis in den Brustkorb hineingeschoben, — und dann wundert man sich, wenn der so verunstaltete, Tag für Tag in eine widernatürliche Lage hineingezwängte Körper in doppeltem Sinne faul wird und allen erdenklichen Krankheiten anheim fällt. Die Damen, die über Kopfschmerzen, Migraine, Bleichsucht, Milzstechen, gestörte Verdauung, rothe Nasen, Ausschläge, Brust-, Magen- und Rücken-Schmerzen und spezifische Frauenleiden jeglicher Gattung klagen, sollten zunächst einmal mit aller Energie und unter Verzicht auf die Rücksichten einer in ihren aesthetischen Wirkungen übrigens auch noch sehr zweifelhaften Eitelkeit sich die Panzer-Uniform abgewöhnen, dem Körper seinen Raum zur natürlichen Entwickelung geben und das Tragen eines Korsets immer nur als einen vorübergehenden Ausnahmezustand betrachten, der unter keinen Umständen zur Gewohnheit werden darf. Dann werden sie sehen, wie die Natur sich selbst hilft, wenn man ihr nicht die Wege verstopft. Wie viele Frauen klagen heute nicht, namentlich in den gewissen Jahren, über allzu beschwerliche und entstellende Verfettung des Leibes, der Brust und der Hüften. Sie brauchten nur ihre Hand zu betrachten, und zu sehen, wie die durch Ringe gedrückten Finger dicker als die anderen sind, dann würden sie vielleicht erkennen, daß mit dem Druck auf die Brust, den Leib und die Hüften auch eine Ursache der Verfettung gegeben ist. Eine Ursache, denn auch das kann nicht laut und nicht oft genug gesagt werden, daß immer mehrere Ursachen zu einer Wirkung gehören und daß der Arzt deshalb die Fragen niemals vernachlässigen darf: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? etc.

Man muß sich nur vorstellen, wie das Korset wirkt, wenn es zur Gewohnheit geworden ist. Dann hat man auch gleich eine Erklärung für die Degeneration der Frauen, die uns doch ein tüchtiges Geschlecht gebären sollen, für die schweren Entbindungen, die Fehlgeburten, die Magengeschwüre, den Muskelschwund und das ganze Heer der immer „moderner" werdenden Frauenkrankheiten. Gutta cavat lapidem, consumitur annulus usu, sagt Ovid, der die Damen doch liebte, und auch der menschliche Leib ist ein Ring, der durch beständige Reibung verbraucht und zerrieben wird. Der Schaden eines Schnür-

leibes ist nicht wieder gut zu machen, und wenn ein Magengeschwür sich zur Heilung bequemt, so läßt es doch böse Narben zurück. Alle süßen und bitteren Mixturen, alle blauen, rothen und grünen Palliativmittel nützen nicht mehr, wenn das Druckmoment zu lange gewirkt und den Körper verkrüppelt und verelendet hat. Und — nebenbei gesagt — ist die Sanduhr-Figur wirklich so schön, daß man sich ihr zu Liebe den Leib zerstriemen, auftreiben und entstellen soll?

Wenn man die Frauen glücklich zum Verzicht auf das Korset gebracht hat, dann klagen sie gewöhnlich über Rückenschmerzen, Kälte und Schwäche, weil die natürliche Muskulatur, wie nach einem Gipsverband, ohne genügenden Blutzu- und Abfluß und Uebung verkümmert ist. Auch hört man oft den jammernden Ruf: „Ich friere ohne Mieder!" Ja, sie frieren, weil sie sich mit den Rücken- und Bauch-Muskeln keine wärmende Bewegung machen; daß sie aber durch das Abschnüren des Magens und durch die Blutstockungen kalte Hände und Füße und alles Ach und Weh des ganzen Registers weiblicher Krankheiten bekommen haben, davon wollen sie meistens nichts wissen. Mitunter sagen sie wohl auch mit grollendem Stolz: „Sehen Sie, ich kann auch ohne Korset meine Taille tragen" — gewiß, liebes Fräulein oder liebe Frau, aber eben — ohne Korset, und damit gewinnen Sie einen Raum von etwa 10—12 Centimetern für die freie Entfaltung ihrer nöthigsten Lebensfunktionen. Aber wenn Sie sich nun wieder zu enge Taillen und Röcke machen lassen, dann hat die Sache natürlich keinen Zweck, denn das Schädliche ist eben nicht das Korset, sondern der Druck.

Mit dem häufig gehörten Einwand, daß ohne Korset die Befestigung der Röcke und Kleider beschwerlich und lästig ist, brauchen wir uns hier nicht zu befassen. Diesem Mangel ist leicht abzuhelfen. Aber der Arzt ist, wenn er nicht gerade Sektionen vornimmt, doch kein Damenschneider, die „Zukunft" ist kein Modejournal, und wo die Konfektion beginnt, da hat die Medizin nicht mehr mitzureden, — wenn die Konfektion sich nicht eben zum Besten nothleidender Aerzte und schlauer Putzkrämer das einträgliche, aber gefährliche Vergnügen bereitet, dem Hygieniker ins Fach zu pfuschen und die Trägerinnen unserer Zukunft krank, unfroh und dienstuntauglich zu machen.



Die Bilanz der Panama-Gesellschaft.

Bei den bisherigen Enthüllungen über die Panama-Affaire ist die Hauptsache nicht genügend berücksichtigt worden. Ueber 1400 Millionen Frcs. französischer Ersparnisse hat die Comp. Univ. du Canal Interoc. de Panama eingenommen. Diese sind heute ganz verloren, alle Aktiva sind aufgezehrt. Für verständige, nutzbringende Arbeit auf dem Isthmus ist etwa der zehnte Theil ausgegeben worden. Wo sind die übrigen 1100 bis 1200 Mill. geblieben? 100 bis 150 Minister, Senatoren und Deputirte sind bestochen worden, hierfür sind aber höchstens 12 Millionen geopfert. Statt nun eine genaue Abrechnung zu fordern, um zu ermitteln, wer die Millionen vergeudet und gestohlen hat, wer sich an den Sparpfennigen einer halben Million französischer Arbeiter, Handwerker und Bauern bereichert hat, verliert man eine kostbare Zeit mit der Feststellung der Ehrenmänner, die sich ihre Stimme für die Lotterie-Obligationen mit 20000 bis 25000 Frcs. bezahlen ließen. Die Liste dieser Leute ist übrigens im Journ. Offic. de la Rép. Franç. vom 16. Dezember 1888 enthalten. Am 14. Dezember verhandelte die Deputirtenkammer über das Gesuch der Comp. Univ., ihr zu gestatten, die Zahlung der Zinsen und Amortisation für drei Monate zu suspendiren. Dieser Gesetzentwurf, der den Schwindel noch verlängert, noch weitere französische Kapitalien gekostet hätte, war, außer vom Präsidenten Carnot, von dem Premierminister Floquet und dem Finanzminister Peytral unterzeichnet. Das Gesuch wurde mit 181 gegen 256 Stimmen abgelehnt. In der Liste der mit „Ja" stimmenden 181 finden sich die Namen aller bisher (2. Januar) kompromittirten Minister und Deputirten, darunter auch Floquet, Peytral, Rouvier. Der zweite in dieser interessanten Liste ist der biedere Emmanuel Arène, der zuerst alle seine Ankläger mit der Pistole bedrohte, der jetzt aber ganz still geworden ist, der vorletzte ist Herr — Wilson! Selbstverständlich glaube ich nicht, daß alle 181 dieser Liste bestochen und gekauft waren, aber alle „Verkauften" stehen nach meiner Ansicht in dieser Liste.

Was die Deputirten und Senatoren (soweit sie nicht Besitzer von Zeitungen sind) erhalten haben, sind wahre Lappalien, Trinkgelder, im Vergleiche zu den ungeheueren Summen, die eine knabenhafte Finanzverwaltung und eine beispiellos unfähige Oberleitung vergeudete, und welche die französische Presse und die Bau-Unternehmer ohne Fug und Recht eingestrichen haben. Auch wäre zu ermitteln und amtlich zu publiziren, wie viel jede französische Zeitung erhalten hat. Man braucht, um dies zu erfahren, nur die Herren Direktoren zu vernehmen und ihnen ernsthaft an den Kragen zu gehen. Besonders der alte Lesseps wird die Helden, die ihre

Feder und ihr Talent prostituirten, die er gebrauchte, aber verachtete, und deren stets wachsende Ansprüche ihm viel Sorge und Aerger bereiteten, gewiß schonunglos nennen!

Ich sprach von einer knabenhaften Finanz-Verwaltung. Wie gerechtfertigt diese Bezeichnung ist, mögen folgende Einzelheiten über die Ausgabe der Lotterie-Obligation und über den Finanzplan, der dieser Emission zu Grunde lag, zeigen. Vor Ausgabe der Lotterie-Obligationen waren die Kassen völlig leer. Um die Arbeiten nicht zu unterbrechen, mußten 30 Mill. von Bankiers auf kurze Zeit geliehen werden. 2 Millionen Obligationen à lots sollten 720 Millionen einbringen. Es gelang aber nur 900000 Stücke abzusetzen, die 324 Millionen ergaben. Mit dieser Summe mußten zunächst gezahlt werden: 24 Millionen Emissionkosten, die 30 geliehenen Millionen und 40 Millionen der Oblig. Nouv. III. Ser., die bereits im März 1888 eingenommen und bis zum Juli vergendet waren, und deren Stücke gegen Obl. à lots eingetauscht werden konnten. Es verblieben also zunächst 234 Millionen Frcs. Nach dem Gesetze mußten aber 120 Millionen in französischer Rente als Garantie für die Zahlung der Zinsen, Amortisation und Gewinne dieser ganzen Emission deponirt werden. Es verblieben also nur 114 Millionen. Aber auch diese Summe ging kaum zur Hälfte ein, da die Zahlung in sieben Raten geleistet wurde, deren letzte am 10. November 1889 fällig war. Nach der Bankeroterklärung vom 14. Dezember 1888 leisteten aber viele Inhaber keine weitere Zahlung. Faktisch eingenommen hat die Gesellschaft für diese enormen Opfer in der Zeit vom August bis Dezember 1888 nur etwa 50 Millionen.

Die ersten 800000 Oblig. à lots brachten pro Stück 350 Frcs. Die zweite Serie, der Rest von 1200000 Stücken, wurde zu 320 Frcs. offerirt, es gelang aber nur wenige abzusetzen. Zuletzt wurde ein Theil dieser Obligationen zu 120 Frcs. verkauft! Nun haben viele der ersten Käufer die Direktion und später den Liquidator verklagt, Rückgabe der Differenz gefordert, da die Inhaber der Stücke, die zu 120 verkauft sind, die selben Rechte wie die ersten Käufer haben. Uebrigens soll das Depot von 120 Millionen in französischer Rente *gar nicht vorhanden*, das betreffende Kapital *viel geringer sein*.

Doch versuchen wir nun auf Grund der sorgfältigsten Informationen, auf Grund der offiziellen Angaben der Comp. Univ. und zahlreicher in französischen Broschüren und Zeitungen publizirter Dokumente und mit Benutzung einiger der neuesten Enthüllungen eine detaillirte Rechnung über die Verwendung der ca. 1400 Millionen Frcs. aufzustellen:

Nach der ersten Rechnunglegung vor der General-Versammlung vom 29. Juni 1882 waren verausgabt:

Für die Bau-Konzession	10 000 000 Frcs
Kaution für die Regirung von Columbia	750 000 „
Für Zinsen und Amortisation für die Zeit vom 3. März bis 30. Juni 1881	1 890 546 „
Für Verwaltungskosten	1 306 972 „
Für Hospitäler und Krankenpflege	38 450 „
Für Domainenverwaltung	31 621 „
Vor Gründung der Comp. waren verausgabt	25 393 605 „

Ueber den letzten Posten ist nie speziellere Rechnung abgelegt worden. Den größten Theil hat die Reise des Herrn von Lesseps nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1880 verschlungen. Er wird sagen können, wie viel an amerikanische Zeitungen und Politiker gezahlt wurde, um die Eifersucht und das Mißtrauen der Amerikaner gegen dieses französische Kanal-Unternehmen zu beseitigen, und wie viel die französischen „Gründer" für sich behalten haben.

Auf der vierten General-Versammlung vom 17. Juli 1883 wurden nur ganz vage Angaben gemacht. Es seien vom 30. Juni 1881 bis 30. Juni 1882 ausgegeben worden: 18 287 478 Frcs. Eine übersichtliche Rechnung mit Detailangaben wurde nicht publizirt. Das Gleiche gilt von der folgenden Versammlung am 23. Juli 1884, wo nur gesagt wurde: Bis zum 30. Juni 1883 sind in Summa 108 418 097 Frcs. ausgegeben. Der General-Versammlung vom 29. Juli 1885 wurde wieder eine ganz allgemeine Abrechnung vorgelegt. Es wurden danach in der Zeit vom 1. Juli 1883 bis 30. Juni 1884 ausgegeben:

Für Zinsen und Amortisation	31 624 132 Frcs.,
Für Verwaltungskosten in Paris	1 553 006 „
Für „ „ Panama und für die Arbeiten	42 250 190 „

Die letzte summarische Angabe läßt nicht erkennen, wieviel für die eigentlichen Arbeiten, d. h. für Aushebung von Felsen und Erde, ausgegeben worden ist. Auf Antrag des Herrn v. Lesseps bewilligte die erste General-Versammlung dem Verwaltungsrathe eine jährliche Remuneration von 240 000 Frcs. während der ganzen Bauzeit und, falls nothwendig, während der ersten Jahre nach der Eröffnung. Nach kritischer Durchsicht des ganzen Materiales läßt sich folgende General-Rechnung über die Ausgaben der Gesellschaft bis Mitte Dezember 1888 aufstellen:

Für Zinsen, Amortisation und Bankgebühren . . .	294 500 000 Frcs.
Für Verwaltung in Paris	13 850 000 „
Für Bestechung amerikanischer Zeitungen und Politiker	20 Millionen „
Für „ französischer „	56 „ „
Für „ „ Minister, Senatoren und Deputirten	12 „ „

Für Reisen des Herrn von Lesseps und anderer Mitglieder des Verwaltungsrathes, Deputirte der Handelskammern 2c.	20 Millionen Frcs.
Für 20 Millionen cbm Erdmassen wurden widerrechtlich (da sie faktisch gar nicht fortgeräumt waren) gezahlt	60 " "
Summa	476 350 000 Frcs.

Rechnen wir die Verwaltungskosten auf dem Isthmus so hoch wie die in Paris, und addiren wir hierzu die Ausgaben für die Konzession und für die Kaution an Columbia, so hätten wir die Verwendung resp. den Verbleib von 500 950 000 Frcs., oder in runder Summe von 501 Millionen nachgewiesen. Den Werth der gesammten Aktiva, d. h. der Palais in Paris und Panama, Möbel und Bureau-Einrichtungen, Gebäude und Grundstücke auf dem Isthmus, Maschinen und Materialien aller Art und Vorräthe schätzte der Aufsichtsrath am 30. Juni 1887 auf über 137½ Millionen. Dazu kommen über 93¾ Millionen für die angekauften Aktien der Panamabahn und somit erhalten wir in runder Summe 231 Millionen. Diese zu der vorigen Summe addirt giebt einen Ausweis über den Verbleib von 732 Millionen. Rechnen wir für die Aushebung der 30 Millionen cbm Erden und Felsen 170 Millionen, so hätten wir die Ausgabe einer Totalsumme von 902 Millionen Frcs. belegt.

Eingenommen hat die Gesellschaft nach ihrer eigenen letzten Abrechnung vom 30. Juni 1887: 1 002 487 351 Frcs. Hierzu kommen:

Obligat. Nouv. II. Sér. . . .	110 000 000
Obligat. à lots	324 000 000
Summe	434 000 000 Frcs.

Ziehen wir von diesen rund 1436½ Millionen die ganzen 120 Mill. des Garantiefonds für die Obligations à lots ab, so bleibt noch immer eine Baareinnahme von mindestens 1316½ Millionen. Es fehlen also alle Nachweise über den Verbleib von über 400 Millionen. Rechnen wir zu der Totalsumme von 902 Millionen noch 100 Millionen mehr für Bank- und Emissionsgebühren und Annoncirung der verschiedenen Anleihen, so bleiben doch immer mindestens 300 Millionen, über deren Verbleib oder Verwendung jede Angabe, Berechnung oder Schätzung einfach unmöglich ist. Wenn hier Staatsanwalt und Gerichtshof energisch nachforschen, so wird man sicher zu dem Resultat gelangen, daß direkt gestohlen worden ist, besonders in den Jahren 1887 und 1888, als die Eingeweihten, die Leiter, d. h. in erster Linie die Mitglieder des Verwaltungs- und Aufsichtsrathes, das „Ende mit Schrecken“ hereinbrechen sahen.

Dr. H. Polakowsky.

Die russische Armee.

Von im Dienst befindlichen russischen Soldaten habe ich, außer den zahlreichen Wachtposten, nur eine durch Petersburg marschirende geschlossene Compagnie, in Moskau nach beendeter Lagerübung einrückende Kavallerie- und Trainabtheilungen, in Mozaisk einen Reservisten-Transport, ferner die auf dem Bahnhof von Brest Litowski der Ankunft des Generals Gurko harrenden Militärs und endlich im Vorbeifahren bei Zarskoiezelo lagernde Truppen gesehen.

Dagegen sah ich zahlreiche Individuen aller Chargen außer Dienst, ich habe sie beobachtet und häufig mit ihnen gesprochen. Namentlich habe ich mit vielen Offizieren verkehrt, einzelne näher kennen gelernt und mich mit ihnen wiederholt und eingehend unterhalten.

Der Eindruck, den ich dabei gewonnen habe, war ein durchaus günstiger, meinen bisherigen Anschauungen häufig sehr widersprechender.

Dieses trifft hauptsächlich auf den gemeinen Soldaten zu. Alle ohne Ausnahme waren gut gekleidet, gut genährt und auffallend „propper". Der Haupteindruck, den jeder machte, war der unverkennbarer Gutmüthigkeit und williger Anerkennung des höheren Standes.

Meinen Orden bezeigten die Posten mit drolliger Bereitwilligkeit ihre Ehrfurcht. Aber auch wenn ich sonst einen Posten ansprach, nahm er stets eine achtungsvolle Haltung an und antwortete höflich und bescheiden. Man würde sehr irren, wenn man dieses respektvolle Benehmen gegen einen Fremden einer gewissen stumpfsinnigen Beschränktheit zuschreiben wollte. Dem widersprach die weitere Unterhaltung. Ich war oft überrascht von der ruhigen Verständigkeit der mir (durch den Dolmetscher) gewordenen Antworten, wobei sich in den Physiognomien wie in der Haltung der Geist guter militärischer Erziehung ausdrückte. Das waren nicht stumpfe Werkzeuge, das waren Soldaten und zwar gute Soldaten.

Den gleichen günstigen, echt soldatischen Eindruck machten mir die Leute in Brest Litowski; den besten aber erhielt ich von den Reservisten in Mozaisk.

Es war etwa 5 Uhr nachmittags. Die Reservisten saßen alle ordnungmäßig in den Waggons; sie sahen frisch, munter und von der

Sonne gebräunt aus. Ganz auffallend war die Sauberkeit ihrer Uniformen; man hätte glauben können, die Leute sollten zur Parade oder zum Sachen-Appell antreten. Dabei hatten sie noch an dem selben Tage manövrirt und eine vierwöchentliche Uebung damit beendet!

Jeder deutsche Compagnie-Chef wird den Moment würdigen und meine Ueberraschung begreifen, als ich beim Herauf- und Heruntergehen am Zuge nirgend auch nur eine Spur von Angetrunkenheit, nicht einmal von ausgelassener Freude oder lärmender Unterhaltung fand.

Die Leute saßen schweigend, in gerader Haltung und musterhafter Ordnung, da; ihre Augen folgten mir mit fast dem selben Interesse, mit welchem ich sie musterte; doch nicht Ein schlechter Witz oder Eine laute Bemerkung ließ sich hören. Dabei sahen die Leute ganz und gar nicht geistlos oder stumpfsinnig aus, wohl aber drückte sich in ihren Mienen eine ergebene Resignation, ein sich bereitwillig unterwerfender Gehorsam unter den offenbar erhaltenen Befehl aus, sich ruhig und anständig zu betragen.

Es beschlich mich ein ganz eigenes Gefühl und unwillkürlich kam mir der Gedanke: „Ja, das können jene Soldaten aus dem Schipkapaß werden, die nicht bloß im Kampfe fielen — das ist gar nichts! — nein, die erfroren, verhungerten, verendeten, bis einzelne Compagnien auf 40, 25, 17 selbst 11 Mann herabschmolzen! Aber diese Reste versahen klaglos, stumm, als wärs selbstverständlich — es war ja Befehl — ihre Posten weiter, ohne nur eine Ahnung von ihrer Heldenhaftigkeit zu haben.

Merkwürdigerweise habe ich weder im Zuge noch auf dem Bahnhofsteige einen Offizier bemerkt. Der Zug wurde nur von einigen Gendarmen, die in weiten Abständen vertheilt waren, überwacht. An einen von diesen wendete ich mich. Ich sagte, daß ich als preußischer Offizier — hier nickte der Gendarm und sagte lächelnd: „das habe ich gewußt!" — die Leute mit großem Interesse angesehen habe und daß sie mir einen vortrefflichen Eindruck gemacht hätten.

Der Gendarm hatte mir kaum die Auskunft gegeben, daß es Reservisten seien, die nach Moskau fahren, um andern Tages entlassen zu werden, als ich unsere Unterredung abbrechen mußte, um weiter zu fahren. Ich konnte nicht einmal mehr eine Erklärung für das gänzliche Fehlen der Offiziere erhalten. Wahrscheinlich waren diese beim Essen. Unter gleichen Umständen müssen bei uns einige Offiziere sich in der Beaufsichtigung der Mannschaften ablösen. Hier schien das nicht für nöthig befunden zu sein, und diese Leute bedurften auch wirklich keiner weiteren Aufsicht.

Die russische Uniform ist schmucklos, aber äußerst praktisch; es ist zweifellos die für das Feld zweckmäßigste aller Uniformen. Obgleich der einzelne Soldat in ihr die Augen des schönen Geschlechts nicht besonders

auf sich ziehen mag, so macht sie doch in der Truppe gerade durch ihre schlichte Einfachheit einen echt militärischen Eindruck.

Ein Herr, mit dem ich in Syllamäggi täglich zusammen war und der als Reserveoffizier den türkischen Krieg mitgemacht hat, gab mir manche interessanten Aufschlüsse über den russischen Soldaten.

Als charakteristische Eigenschaft stellt auch er seine grenzenlose, fast zu weit gehende Gutmüthigkeit hin. Es wäre rührend gewesen, mit welcher zärtlichen Sorgfalt der russische Soldat nach dem Gefecht die gefangenen und verwundeten Türken behandelt hätte, und wie er, selbst unter den entsetzlichsten Entbehrungen leidend, den letzten Bissen Brot mit ihnen getheilt habe. Ganz das Gleiche wäre übrigens auf türkischer Seite geschehen. Herr B. sprach überhaupt von der türkischen Armee mit höchster Anerkennung ihrer militärischen und menschlichen Eigenschaften.

Auf meinen Einwand, daß die Russen als Verbündete in Deutschland noch jetzt ein merkwürdiges Andenken durch ihr kindliches Begehren nach allem, was nicht und auch was niet- und nagelfest war, hinterlassen hätten, und daß der Gedanke, sie auch nur vorübergehend als Feinde im Lande zu haben, keineswegs beruhigend sei, sagte der Herr mit Eifer und Ueberzeugung, das wären ganz falsche, veraltete Vorstellungen.

Die Russen, versicherte er, ständen heute unter einer so strengen Disziplin, wie wohl keine andere Armee. Von Plünderung, Raub, Verwüstung wäre gar keine Rede. Selbstverständlich kämen auch in der russischen Armee Ausschreitungen Einzelner vor, aber vielleicht seltener, als in jeder anderen, und in keiner würden solche Ausschreitungen so streng bestraft, wie in der russischen, denn die Uebelthäter werden unerbittlich ohne viel Federlesen erschossen.

Er erzählte aus persönlicher Erfahrung, wie die in unmittelbarer Nähe von Ortschaften lagernden Soldaten aus Mangel am Nothwendigsten fast verhungerten, während das Vieh, Geflügel und die Schweine der Bauern unangetastet umherliefen. Requisitionen waren eben nicht erlaubt.

„Und die Kosaken?“ fragte ich. — „Auch sie machen heute keine Ausnahme mehr und stehen unter der selben strengen Disziplin wie die übrige Armee.“

Von diesem Lob nahm der Herr jedoch rundweg eine Truppengattung aus. Das waren die Tscherkessen, denen er gewissermaßen entschuldigend die türkischen Tscherkessen und Baschibozuks gegenüber stellte. Das sei auf beiden Seiten eine zügellose, grausame Bande von Räubern, Mördern und Dieben, von der eigenen Armee eben so gefürchtet und gehaßt und mehr noch verachtet als vom Feinde.

Ganz neu war mir die große Verschiedenheit in der aktiven Dienstzeit

in Rußland. Es ist das eine Neuerung des Kriegsministers Wanowski. Es dienen bei der Fahne:

½ Jahr die Besucher von Universitäten;
1 Jahr, die die Gymnasien absolvirt haben.

Beide Kategorien müssen sich selbst bekleiden und unterhalten wie unsere Einjährigen. Auf Kosten des Staats dienen ferner:

2 Jahre, die die Sekunda besucht oder Bürgerschulen absolvirt haben;
3 Jahre, die die niederen Schulen,
4 Jahre, die die Elementarschulen besucht haben;
5 Jahre endlich die, die gar keine Schulbildung haben.

Es leuchtet ein, welch ein gewaltiges Mittel zur Hebung der allgemeinen Volksbildung diese Einrichtung sein muß, und der Erfolg soll sich auch bereits fühlbar machen.

Die Russen gehen aber noch weiter. Bei jedem Regiment sollen mehrklassige Schulen eingerichtet sein, deren Besuch jedem Soldaten freigestellt ist. Es soll von dieser Erlaubniß in fast unerwünschtem Umfange Gebrauch gemacht werden, denn nach erfolgreichem Besuch der Klassen und nach bestandener Prüfung können die Leute mit längerer Dienstverpflichtung in die höhere Kategorie versetzt und demgemäß früher entlassen werden. Ja, es soll sogar vorkommen, daß einzelne, die als Analphabeten auf 5 Jahre eingezogen waren, schon nach 3 Jahren entlassen werden können.

Die Russen scheinen überhaupt mit Armeeschulen einen wahren Luxus zu treiben, denn sie haben noch zahlreiche höhere Truppenschulen, deren erfolgreicher Besuch von Soldaten diese zu Unteroffizieren befördert.

Noch andere Schulen erschließen den Unteroffizieren die Offizierscarriere. Thatsächlich kann in Rußland Jeder, der sich die nöthigen Schulkenntnisse erwirbt, ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen Offizier werden, und ein großer Theil der Subaltern-Offiziere wird auf diesem Wege ergänzt.

Daß dieser so verschiedenartige Offiziersersatz manche Unzuträglichkeiten haben muß, liegt auf der Hand. Doch werden die Russen bei dem bisherigen geringen Stand der Volksbildung wohl zu diesem Mittel gezwungen sein. Ich möchte fast glauben, daß gerade dieser Nothstand die erste Ursache gewesen ist, die Russen zu einem so energischen, beinahe unfehlbarem Mittel schneller Hebung der Volksbildung greifen zu lassen, wie sie es jetzt in den verschiedenen Dienstkategorien besitzen.

Leider habe ich keine Gelegenheit gehabt, solche Unteroffizier-Offiziere kennen zu lernen; ich habe nur auf Bahnhöfen Offiziere beim Essen beobachtet, die mir nach den dabei zutage tretenden Gewohnheiten dieser

Kategorie anzugehören schienen. Doch wenn ihre Manieren dabei auch nicht besonders fein waren, — soldatisch machten sie keinen ungünstigen Eindruck.

Die Offiziere, die ich sonst gesehen und kennen gelernt habe, gehörten der Garde an oder waren aus den Garde-Einjährigen als Reserveoffiziere hervorgegangen. Es waren vornehme, feingebildete Gentlemen, die einen höchst günstigen Eindruck machten, bis — auf den Verkehr untereinander. Dieser frappirte mich, den preußischen Offizier, sehr, besonders als ich ihn zuerst in Gatschina sah. In der Restauration dort waren mehrere Offiziere, die aber einzeln oder zu zweien an kleinen Tischen saßen. Man kann sich denken, wie überrascht ich war, als ich sah, wie die Offiziere sich gegenseitig vollständig ignorirten. Sie begrüßten sich beim Kommen oder Gehen nicht einmal durch einen Blick; sie waren Luft für einander. Selbst von Stabsoffizieren wurde nicht Notiz genommen. Ob die auf der Straße sich begegnenden Offiziere sich überhaupt grüßen, kann ich nicht sagen, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, das zu sehen.

Diese Art und Weise befremdet deutsche Offiziere sehr, sie scheint aber Gewohnheit und Sitte zu sein, der keine weitere Bedeutung beigelegt wird. Immerhin wirft sie auf die Auffassung von russischer Kameradschaft kein besonders günstiges Licht.

Ferner fiel mir auf, daß die sehr achtungvollen und aufmerksamen Grüße der Soldaten von den Offizieren sehr selten erwidert wurden. Die Vorschrift dazu scheint ebenso wie bei uns zu bestehen, doch wird noch weit öfter gegen sie verstoßen.

Um so angenehmer berührte mich nach diesen Beobachtungen das feine, höfliche Benehmen der Offiziere gegen mich, sobald ich ein paar Worte mit ihnen wechselte

Die Einjährigen, Reserveunteroffiziere und Vizefeldwebel (allerdings auch meist von der Garde) machten mir in militärischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung einen vortrefflichen Eindruck. Das kann nicht Wunder nehmen, da sie ihrer Bildung und ihrem Stande nach dem bestem Drittel unserer Einjährigen gleich stehen. Ihre stufenweise Beförderung ist ganz ähnlichen Examens- und Uebungsbedingungen wie bei uns unterworfen, nur spielen die Lagerübungen dabei eine hervorragende Rolle. Auf diese wird überhaupt hoher Werth gelegt, und die vier Wochen alten Lager bei Zarskoieszelo, die ich mit dem Bahnzug passirte, sahen wirklich wie Schmuckkästen aus.

Ich glaube, daß die Einjährigen ein vorzügliches Material für Reserveoffiziere abgeben müssen, ob aber auch ein ausreichendes, ist die Frage, denn

außerhalb der Garde soll ihre Stärke in den Corps sehr verschieden, in manchen sogar sehr gering sein.

Die Krone der russischen Armee sind unbedingt ihre Gendarmen. Wollte ich sie nach Gebühr loben, so müßte ich überschwänglich werden. Ich kann mich hier darauf beschränken, ihres stets höflichen, ruhigen und sicheren Auftretens zu gedenken. Sie sind Elitesoldaten, die auch der stolzesten Armee zur höchsten Zierde gereichen müßten. Ich empfand beinahe patriotischen Stolz darüber, daß die Gendarmen fast ausnahmslos deutsch sprachen oder wenigstens verstanden.

Das landläufige Urtheil zollt der russischen Armee in ihrem Heldenmuth, ihrer Todesverachtung, ihrer Vaterlandsliebe, Zähigkeit und Bedürfnißlosigkeit meist uneingeschränktes Lob und beinahe neidvolle Anerkennung. Aber eben so unbestritten gilt auch ihre Schwerfälligkeit, Passivität und mangelhafte taktische Ausbildung. Die Russen haben tüchtige, schneidige und siegreiche Generale gehabt, aber wenige strategisch-taktische Talente, ein wirkliches strategisches Genie überhaupt nicht. Ihre Niederlagen haben ihre Ehre niemals berührt, vielmehr stets den Ruf ihrer Tapferkeit und Todesverachtung noch verstärkt. Sie haben viele ruhmvolle Siege erfochten, aber alle unter außerordentlichen Strömen von Blut, mit dem sie immer überaus verschwenderisch waren.

Von dem Typus dieser Art russischen Soldatenthums, vom General Skobelew, habe ich in einer deutschen Familie, wo er besonders gern verkehrte, viel gehört. Skobelew entspricht, obwohl seine Mutter eine Deutsche war, wohl am meisten der in Deutschland üblichen Vorstellung von einem Russen. Er war ein seltsames Gemisch von Gutmüthigkeit und Roheit, Naivetät und Schlauheit, von sorglosem Leichtsinn und kalter Berechnung. Er liebte übermäßig Wein und Weib, aber auch Gesang. Bald stürzte er sich in das wildeste, aufregendste Leben, die wüstesten Orgien, bald fühlte er das Bedürfniß, im Umgang mit feingebildeten Familien Herz und Sinn zu erfrischen. Dann zeigte er sich von hinreißender Liebenswürdigkeit und gewann alle Herzen.

Auf die Vorwürfe über sein deutschfeindliches Gebahren und seine Kriegshetzereien pflegte er zu antworten, man kenne ihn ja und wüßte, daß er, weit entfernt, die Deutschen zu hassen, sogar eine Vorliebe für sie hätte. Dabei leugnete oder entschuldigte er seine Hetzereien nicht etwa, sondern nahm sie in brutal naiver Weise als sein gutes Recht in Anspruch.

„Sie wissen," sagte er dann, „ich bin Soldat durch und durch, nichts weiter als Soldat, und von so brennendem Ehrgeiz, wie Sie sich gar nicht vorstellen können. Ich will berühmt werden, muß der berühmteste Soldat Rußlands werden. Das Bischen Ruhm und Ehre, das ich erworben habe,

halte ich für nichts! — Mein Ziel kann ich aber nur durch Krieg erreichen; im Frieden gehe ich zu Grunde, das fühle ich, das weiß ich. Einen Krieg, wie ich ihn brauche, können wir aber nur mit Deutschland haben! Darum hetze ich und werde ich immer zu diesem Krieg hetzen."

Als ihm nach seiner berüchtigten Rede in Paris von der Familie ernste Vorwürfe gemacht wurden, entschuldigte er sich wie ein reumüthig-verstockter Sünder also:

„Erstens, ich will und muß Krieg haben; zweitens, ich hatte Auftrag von Murawiew; drittens, die Franzosen waren so nett zu mir gewesen; viertens, ich war betrunken, wie ein Sch . . . , da habe ich mehr geredet, als ich sollte und wollte."

Ueber die Chancen eines Koalitionskrieges ließ er sich in folgender charakteristischer Weise aus (kurz vor seinem Tode):

„Wenn Deutschland jetzt mit uns und Frankreich Krieg bekommt, dann schlägt es uns alle Beide, auch ohne Oesterreich. Die Franzosen sind noch nicht fertig, und selbst wenn sie es sein werden, sind sie den Deutschen noch lange nicht gewachsen. Wir Russen sind noch weiter zurück; wir wissen noch nicht einmal, was wir bei einem plötzlichen Kriegsausbruch thun sollen. Es ist einfach nicht wahr, daß wir einen geheimen Kriegsplan haben; wir renommiren blos damit. Wir haben immer einen Plan machen wollen, aber wir sind nie über die Absicht hinausgekommen. Die Franzosen würden aber noch ganz andere Hiebe bekommen, als wir! Das ist so: Deutschland ist ein vollkommener Meister, die Franzosen sind nur Dilettanten in der Kriegskunst. Wenn zwei so verschiedenartige Fechter sich gegenüber stehen, dann wird der Meister den Dilettanten mit ein paar eleganten Stößen niederstrecken. Wir Russen sind aber nicht einmal Dilettanten in der Fechtkunst. Wir sind der rohe Naturbursche, der von den Fechtregeln keine Ahnung hat. Wenn ein solcher einem Fechtmeister wie Deutschland gegenüber steht, so wird er natürlich auch „abgeschmiert" werden; aber zunächst wird er gerade durch seine vollständige Kunst- und Regellosigkeit den Meister verblüffen und ihm manche unangenehme Ueberraschung bereiten, bis dieser den wahren Charakter des Gegners erkannt hat."

Als Skobelew einmal hörte, daß er in deutschen Militärkreisen unbestritten den Ruf eines außerordentlich schneidigen, tapferen und energischen Generals und Helden genösse, zeigte er eine wahrhaft kindliche Freude über diese Anerkennung. Dann aber fuhr er mit prahlerisch bescheidener Schlauheit fort:

„Ja, ja, man muß nur wissen, wies gemacht wird! Ich gebe zu, Furcht kenne ich nicht und schone mein Leben so wenig wie das meiner

Leute. Aber so arg, wie es aussieht, ist es nicht. Ich habe immer ganz genau gewußt, was ich thun konnte, und besonders, wann ich es thun konnte. Ich habe erst immer die anderen sich die Köpfe einrennen lassen und wenn die „abgeschmettert", der Feind auch schon mürbe war, dann wußte ich es so einzurichten, daß mir das Unternehmen von neuem aufgetragen wurde, und dann führte ich es durch. — Das muß man verstehen, aber noch mehr muß man verstehen, den gehörigen Lärm von sich zu machen! So wird man berühmt."

Aber Skobelew ist heute nicht mehr der Typus des russischen Generals; in seinen Vorzügen vielleicht, doch gewiß nicht in seinen Fehlern.

Die Ursachen der russischen Niederlagen sind in ihrem taktischen, die Ursachen ihrer verlorenen Feldzüge meist in ihrem strategischen Ungeschick zu suchen, noch mehr aber in den überraschend mangelhaften Kriegsvorbereitungen, in den kläglichen Veranstaltungen zur Verpflegung, Ernährung, Bekleidung und Unterstützung der Armee im Felde.

Die Schuld daran wird der Unehrlichkeit, Gewissenlosigkeit und Raubgier ihrer Lieferanten, Intendanten und selbst ihrer höheren und höchsten Offiziere zugeschrieben, von denen der russische Staat wetteifernd bestohlen, betrogen und ausgeraubt werden soll, nicht nur im Kriege, auch, und fast mehr noch, im Frieden, so daß der Zar nie wissen soll, wie viel von den amtlich angegebenen Vorräthen an Getreide, Lebensmitteln, Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung, ja selbst an Soldaten wirklich vorhanden ist, wie viel davon nur auf dem Papier steht.

So hat sich die russische Armee gezeigt seit 200 Jahren, so auch noch im letzten Kriege gegen die Türken. Das ist das Urtheil gewesen über die russischen Staats- und ArmeeVerhältnisse bei den großen Volksmassen und selbst in weiten Militärkreisen solcher Staaten, die mit der Möglichkeit eines Krieges mit Rußland rechnen. Es ist noch heute unverändert das alte, theils anerkennende, theils wegwerfende Urtheil.

Ich halte dieses Urtheil heute für schief, für falsch und deshalb für äußerst gefährlich.

Das alte Lob verdient der russische Soldat noch heute ungeschmälert, den früher berechtigten Tadel jedoch nur noch in sehr eingeschränktem Maße; ob überhaupt noch — — das wird die Zukunft lehren.

Die russische Armee hat unter dem stillen, rastlosen, planmäßigen und stetigem Wirken ihres Kriegsministers Wanowski an Quantität sehr viel, aber an Qualität noch unvergleichlich viel mehr gewonnen.

Der Umschwung seit dem letzten Kriege ist gewaltig.

In den letzten zwanzig Jahren haben alle Armeen bedeutende Fortschritte gemacht, — — die russische die bedeutendsten. Und das nicht allein deshalb, weil sie am weitesten zurück war.

Wie Friedrich der Große 1756 rief: „Das sind nicht die alten Oesterreicher mehr!“, wie die Franzosen 1813 ganz andere Preußen vorfanden, als 1806, — so wird vielleicht der nächste Gegner Rußlands schmerzlich-erstaunt fragen: „Sind das die Russen?!“

Wer aufmerksamen Auges die Entwickelung der russischen Armee seit dem letzten Kriege verfolgt hat, der kennt ihre Fortschritte, von der großen Masse werden sie aber lange nicht genug gewürdigt.

Die diese Fortschritte nur ahnen, nur instinktiv fühlen, aber doch mit einem russischen Kriege rechnen, trösten sich mit der unbestimmten Hoffnung, die alten verderblichen Korruptionzustände als ihren besten Bundesgenossen wieder zu finden.

Wenn sie nur nicht bitter enttäuscht werden.

Diese regelrechten Korruptionzustände bleiben selbst nach Abzug der gewaltigen Uebertreibungen und schadenfrohen Entstellungen — namentlich was die angebliche, schamlose Raubgier russischer Generale und Feldherren betrifft — immer noch entsetzlich genug. Ich bin auch überzeugt, sie werden sich in einem neuen Kriege unliebsam störend geltend machen, denn so etwas kann nicht mit einem Schlage ausgerottet werden, — — aber sie werden gegen früher verschwindend klein bleiben.

Daß der Kriegsminister Wanowski, und dieser nicht allein, gerade hierauf das Hauptaugenmerk gerichtet hat, weiß der aufmerksame Beobachter genau. Mit welchem Erfolg? — — Das muß erst der nächste Krieg lehren.

Aber ich glaube bestimmt, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Erfolg wirklich erreicht ist.

Jedenfalls ist es weit besser und klüger, diesen Posten der Schwäche dem etwaigen Gegner nicht zu stark in Rechnung zu stellen, zumal dieser Fehler, der eine zivilisirtere Armee auflösen, zu Grunde richten muß, diese Wirkung auf die russischen Armeen nicht in annähernd gleich starkem Maße erzielt. Dieser kommt dabei ihr stumm-gehorsamer Nationalcharakter, ihre Bedürfnißlosigkeit, ihr „barbarischer“ Standpunkt nahezu ausgleichend zu statten.

Und wenn nun im nächsten Kriege auf russischer Seite ein wirkliches Feldherrngenie hervortritt?

Man kann doch diese Möglichkeit nicht einfach abstreiten; die Russen haben wenigstens am längsten ein solches Genie entbehrt! Vielleicht ist das geistige Ringen in der russischen Armee nicht sehr allgemein, — — ich weiß es nicht. Aber daß hochbedeutsame, strebsame Geister unter ihren Generälen vorhanden sind, — könnte wenigstens jeder wissen.

Und Ein wirklicher Stratege genügt, um eine sonst gute Armee —

und das ist die russische — auf die Höhe unvergänglichen Ruhmes zu erheben.

Ich glaube nicht an einen Krieg mit Rußland in absehbarer Zeit, denn ich weiß, daß Deutschland durchaus nur an Abwehr denkt, und ich bin eben so fest überzeugt, daß Rußland gleichfalls fern von allen Angriffsgedanken lediglich nur zur Vertheidigung rüstet.

Sollte es aber trotzdem aus unglücklichen Mißverständnissen, aus hartnäckig festgehaltenem, gegenseitigem Mißtrauen zu einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland kommen, so hege ich die feste Hoffnung und Ueberzeugung, daß Deutschland daraus als Sieger hervorgehen wird.

Aber der Kampf würde ein überaus hartnäckiger, zäher, erbitterter sein und ganz ungeheure Opfer erfordern, ohne auch bei glücklichem Ausgang Deutschland irgend welchen dauernden Nutzen zu bringen.

Und eine der ersten Vorbedingungen zum Siege wird sein, uns sorgfältig vor jeder Unterschätzung des Gegners zu hüten.

Darum halte ich es für meine Pflicht, meinen Landsleuten meine Meinung über die russische Armee unverhüllt auszusprechen.

Ich weiß es aus eigener wie fremder Erfahrung, daß eine offene Anerkennung Rußlands in weiten Kreisen wie ein Mangel an Patriotismus aufgefaßt und verdächtigt wird; daß das Aussprechen solcher Anerkennung selbst in Fachkreisen, die die Wahrheit besser kennen sollten, ja die sie selbst wirklich besser kennen, unsympathisch empfunden wird.

Das kann mich in meinem Vorhaben nicht hindern.

Nicht im wohlfeilen Schmeicheln nationaler Eitelkeit zeigt sich der wahre Patriotismus, auch nicht darin, daß man sich urtheillos zum unbewußten Werkzeug von Bestrebungen macht, die theils unklar und versteckt, theils von glühendem Patriotismus — nur nicht von deutschem — eingegeben, immer rein egoistisch sind, sondern darin, daß man den Muth hat, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie unliebsam berührt.

Und wo thut die Wahrheit das nicht?

Hannover. Major E. Tottleben.



Neujahrsgedanken eines Juristen.

An den Herausgeber der „Zukunft.“

Ein Bild von der Gesetzgebung des Jahres 1892 in wirthschaftlicher, sittlicher und sozialer Beziehung soll ich Ihnen geben? Gut, ich will es versuchen, wenn ich Ihnen auch wahrscheinlich nur das werde erzählen können, was Ihr kritischer, von keiner juristischen Gedankenblässe angekränkelter Blick längst eben so scharf beobachtet hat. Eine chronique sérieuse muß es werden. Traurig, weil wir nur auf Angefangenes, nichts Vollendetes blicken, traurig, weil auch das Angefangene wie ein drohendes Fragezeichen an der Schwelle zum neuen Jahr steht und energisch von weiterem Arbeiten abwinkt.

Auf den übermüthigen Taumel des Jahres 1890 hatte man sich in einen kräftigen Sylvesterschlummer hineingetrunken, bis um die Mitte des Jahres 1891 schrille Klänge die unverdiente Ruhe jäh störten. Staatenbankerott, Treubruch gegen die Staatsgläubiger, ungünstige Ernteresultate, unproduktive Ausgaben in Rüstungen, internationale Strikes, Krawalle der Brotlosen, und — last not least — jene besonderen kritischen Erscheinungen in der deutschen Metropole, welche in Bankbrüchen und Depotunterschlagungen perfidester Art ihren äußeren Ausdruck fanden: das alles zusammengenommen gab den finsteren Hintergrund, mit dem das Jahr 1891 zur Rüste ging. Es folgte der Katzenjammer des Vorjahres. Vergeblich suchte man mit den bewährtesten Mittelchen aus der wirthschaftlichen Hausapotheke gegen ihn anzukämpfen. Vergeblich ließ man auf der einen Seite die Manchestertraktätchen der Freihandelsschule in allen Farben spielen, auf der anderen Seite die agrarischen Gewaltmittel schwersten Kalibers ins Feld führen. Der böse Geist ließ sich nicht vertreiben. Wo sich schon ein Sonnenstrahl praktischer Erkenntniß durchgedrängt hatte, da erstarb er vor dem tötenden Hauch eisiger Reaktion. Die Schaffenslust sank danieder, träge floß der Strom des Verkehrs dahin, die Entwickelung des Erwerbslebens stockte, — die lange gefürchtete Epoche des Epigonenthums war gekommen.

Beunruhigt und verzagt sah die Menge da auf die alleinseligmachende Hilfe der Gesetzgebung. Sie harrte auf die „erlösende That“, wie der Landmann auf den Sonnenstrahl, nachdem ein Platzregen seine Felder ver-

wüstet hat. Man erwartete kein Momentgesetz, man wollte nur nach ernster, abwägender Betrachtung die Richtung angegeben wissen, in der sich aus der Initiative der betheiligten Kreise heraus eine Reform fortbildend weiter bewegen konnte. Und es ging auch ein Regen und Berathen in die maßgebenden Körperschaften, es begann ein Tasten und Suchen; Vorlagen und Entwürfe wurden aufgestellt, geändert, erneuert, vertagt und verworfen. Die politischen Parteien versuchten in die verrosteten Räder der wirthschaftlichen Gesetzgebung-Maschine Bewegung zu bringen. Konservative und Nationalliberale suchten Hand in Hand den „Schuldigen" zu entdecken, die Ursache des wirthschaftlichen Niederganges dem erstaunten Volke zu zeigen. Und bald hatten sie ihn gefunden, bald auch das Heilmittel parat.

„Die Unterschlagung von Depots wird mit Zuchthaus bestraft". Die nationalliberale Partei war es — eine Partei, die in ihrer Mitte so viele wirthschaftliche und juristische Berühmtheiten zählt —, die diesen Gesetzesantrag auf den Tisch des Reichstages niederlegte. Bald folgte die „Ungiltigkeit" und „Strafbarkeit" der Differenz- alias Börsen-Geschäfte von konservativer Seite nach. Es würde sich nicht verlohnen, gerade diesen Antrag aus der Fluth der damaligen Gesetzesvorschläge, wo Thoren über Nacht zu Staatsrettern wurden, noch einmal hervorzuholen, wenn nicht gerade er das Symptom wäre für die Rathlosigkeit, mit der man von Gesetzes wegen die klar zu Tage getretenen Schäden betrachtete. Also mit dem Strafgesetzbuch in der Hand will man den modernen Wirthschaftskörper kuriren, mit der stumpfen Schneide des Zuchthausparagraphen den Börsenjobbern nachlaufen. Glück zu!

Ist es doch die selbe Schneidigkeit des amputationlustigen Sozialchirurgen, die in dem taktvoll „lex Heinze" getauften Gesetz den sittlichen und sozialen Gebrechen das Haupt abschlagen möchte. Da fromme Jünglingsvereine und ethische Gesellschaften in dem gesunden Theile der Bevölkerung doch immer noch mehr für den Humor als für ihre gewollten Ziele wirken, so hat sich der Gesetzgeber berufen gefühlt, aus den Paragraphen seines Strafgesetzbuchs der Sittlichkeit des deutschen Volks ein sanftes Ruhekissen zu bereiten. Wie pflichtvergessene Eltern ihrer Schuldigkeit gegen ihre verwahrlosten Kinder dadurch am leichtesten nachzukommen und ihr Gewissen zu beruhigen meinen, daß sie nach jeder Unart eine harte Prügelstrafe gegen ihr ungeratenes Kind zur Anwendung bringen, so glaubt auch der Staat sich leichten Herzens seiner Pflicht entledigen zu können, wenn er mit der öffentlichen Strafgewalt die klaffende Lücke ausfüllt, die den Mangel vorsorgender Thätigkeit zur leidigen Ursache, sozialen Nothstand und sittliche Verrohung zur nothwendigen Folge hatte.

Mit Wasser und Brot, mit Prügelstrafe, Finsterarrest und harter

Lagerstätte soll das Geschlecht Derer ausgerottet werden, deren That „von besonderer Roheit und Sittenlosigkeit“ zeugt. Harten Strafen soll Der verfallen, der Abbildungen oder Darstellungen öffentlich ausstellt, die durch gröbliche „Verletzung des Sittlichkeitgefühls Aergerniß erregen können“. Das Sittlichkeitgefühl ist bekanntlich bei den einzelnen Menschen mehr oder weniger stark, bei Leuten einer gewissen Richtung sogar nach einer ganz verkehrten Seite hin ausgebildet. Sie alle aber sollen nach dem neuen Gesetz Gehör finden. Wer von nun ab an einem Apollo von Belvedere oder an einer Venus von Milo Aergerniß nimmt, der braucht nur vor dem nächsten Staatsanwalt sein sittlich erregtes Herz auszuschütten, und bald wird der Künstler, der emsig Tag und Nacht an seinem Kunstwerk geschafft, hinter eisernen Stäben Gelegenheit zum Nachdenken bekommen, daß Polizei und Staatsanwaltschaft die berufenen Vertreter der ästhetischen Kritik sind. — Mit schwerem Gefängniß soll Der belegt werden, der durch „Ankündigung in Druckschriften unzüchtige Verbindungen einzuleiten sucht“. Ade, Ihr ehrbaren Jungfrauen, die Ihr bei dem „Mangel an Herrenbekanntschaften“ in ein hoffnungvolles Zeitunginserat Eure liebende Seele aushaucht. Anstatt des werbenden Freiers wird am nächsten Tage ein „Geheimer“ bei Euch erscheinen und Euch auszuforschen suchen, ob Eure Seele auch rein und Eure Absicht „reell“ ist; und wehe Euch, wenn Ihr den Alibibeweis da nicht zu erbringen im Stande seid. Daß unzüchtige Bilder und Schriften schon nach den heutigen Gesetzen nicht straflos Verbreitung finden dürfen, ist bekannt. Das genügt aber dem vorsorglichen Gesetzgeber nicht mehr. Schon die „Ankündigung“ eines als unzüchtig betrachteten Bildes oder Schriftwerkes soll mit Gefängnißstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte gesühnt werden. Der Rezensent einer Zeitung, der nicht gern mit den Gefängnißmauern Bekanntschaft machen will, wird von nun ab gut daran thun, bevor er an die Besprechung einer Aufführung oder eines Kunstwerks herangeht, mag sie auch noch so verurtheilend ausfallen sollen, vorher eine öffentliche Anfrage zu erlassen, ob denn das Werk auch bei Niemandem sittlichen Anstoß erregt hat. Und jeder in der Druckerei beschäftigte Arbeiter wird sich genöthigt sehen, Vorlesungen in Moralphilosophie und Aesthetik anzuhören.

Niemals werden durch solche ergötzlichen Vorschriften die Bürger des Deutschen Reichs zu Sittlichkeitaposteln erzogen werden. Niemals werden Dunkelarrest, Prügelstrafen und Lattenschlafen der sozialen Noth eine Hilfe bringen. Wer daran geht, anständigen Mädchen Erwerb und Unterkommen zu schaffen, bevor Hunger und Elend sie auf die schiefe Ebene drängt, der wird keiner Waffen gegen Prostitution und Zuhälterthum bedürfen. Und welche Aufgabe ist wohl der Staatsmacht würdiger?

Aber gerade die Nichtachtung der sozialen Forderungen, die Verkennung der Lebensprobleme der heutigen Gesellschaft ist es ja, die man der modernen Gesammt-Gesetzgebung jetzt wieder zum Vorwurf zu machen beginnt. Sie versucht es mit schwächlichen Einzelheiten. Noch kurz vor der Jahreswende haben zwei neue Gesetzentwürfe den Thatbestand des Wuchers erweitert und den Kampf gegen die Ausartung der Abzahlungsgeschäfte aufgenommen. Mag man den Entwürfen im Einzelnen auch noch soviel Bedenken entgegenbringen, es ist ehrlich anzuerkennen, daß die Regierung bemüht gewesen ist, damit den berechtigten sozialen Interessen weiter Klassen der Bevölkerung entgegenzukommen. Doch das sind singuläre Gesetzgebungfälle, die für die Zukunft wenig ausrichten werden, denn der Verkehr und das Wirthschaftbedürfniß erzeugen stets neue Formen und damit neuen Mißbrauch. Wie aber steht es um den organischen Ausbau unseres Gesammtrechts?

Man schaue nur auf das große Werk, das auch im ganzen Verlauf des Vorjahres die hervorragendsten Geister der praktischen und theoretischen Juristenwelt Deutschlands beschäftigt hat: den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Welche Hoffnungen hatte man an das stolze Werk geknüpft, als vor nun beinahe zwei Jahrzehnten der Grundstein zu dem gewaltigen Bau gelegt wurde, zu einer Zeit, wo die ersten Anfänge einer schöpferischen sozialen Thätigkeit, von hoher Stelle begünstigt, muthvoll hervortraten. Die besitzlosen Volksklassen hatten sich in Deutschland zu einer Macht emporgeschwungen, und die umfassende Sozialreform, die sich in der deutschen Reichsgesetzgebung ankündigte, war das sichere Zeichen dafür, daß diese Veränderung der Machtverhältnisse an legislativer Stelle nicht unbeachtet geblieben war. Jetzt oder nie war der Zeitpunkt gekommen, wo es für den Gesetzgeber hieß, die Zeichen der Zeit verstehen zu lernen, Veraltetes, dem Geist der Epoche Widersprechendes zu entfernen, aus der Kraft und Fülle unseres Zeitbewußtseins das Lebensvolle und Entwicklungfähige herauszusuchen, und so den Grund zu legen für eine ferne Zukunft. Bei jeder Norm, die sein schaffender Geist aufstellte, bei jedem Gedanken, den er dieser Norm einfügte, mußte der Gesetzgeber an die soziale Mission des ihm anvertrauten gewichtigen Amtes denken, sich der hochsozialen Bedeutung einer Kodifikation des Privatrechts bewußt sein, sich fragen: Paßt dieser Gedanke in die Lebensprobleme der heutigen Gesellschaft? Wird er den allseitigen Interessen und Machtverhältnissen innerhalb der Gesellschaft gerecht? Unter diesem Zeichen wäre die Kodifikation zu einer „sozialen That“ geworden. Nicht würdiger hätte unser Jahrhundert abschließen, auf keinem besseren Fundamente das künftige sich erheben können.

Die „soziale That“ ist ausgeblieben. Ein starrer Körper, in dem kein Leben wohnt, kein Blut pulsirt, so schaut uns das Gesetzbuch an, welches „das Ringen von Jahrhunderten abschließen“, dem bürgerlichen Rechte neue Bahnen erschließen, neue Ziele setzen soll. Es ist hier nicht der Ort, das zu wiederholen, was von berufenster Seite seit der ersten Veröffentlichung des Entwurfs mit den schneidendsten Waffen der Kritik und Satire verfochten worden ist. Ohne auf die materiellen Bestimmungen einzugehen, kann schon aus der Sprache und Fassung des Entwurfs ein sicherer Schluß gezogen werden auf das Verständniß, das die Redaktoren des Entwurfs der sozialen Bedeutung ihres Werkes entgegengebracht haben. Jenes schleppende abstrakte Juristendeutsch, das hier ins Doktrinäre, Pedantische und Verkünstelte, dort wieder ins Seichte und Triviale ausartet, hat zur Folge gehabt, daß ein Laie mit dem Worte des Gesetzes überhaupt keinen Sinn zu verbinden vermag, und selbst der Jurist erst nach langer Mühe den Sinn der Gesetzesworte enträthseln kann. Das Gewohnheitrecht wird durch den Entwurf preisgegeben, jede Wirksamkeit ihm abgesprochen. Die erste und oberste Voraussetzung, um in inniger Harmonie mit Volksbewußtsein und Volksgeist, in stetiger Fühlung mit der fortschreitenden Gesellschaft- und Rechts-Entwickelung ein allezeit lebendiges und wahrhaftes Volksrecht zu schaffen, ist damit aufgehoben.

Noch am Anfang des letzten Jahres konnte ich mit vielen Anderen frisch und frei gegen das große Werk zu Felde ziehen. Je weiter das Jahr und damit die zweite Lesung des Entwurfs vorrückte, desto stiller ist es um das Gesetzbuch geworden. Der Gedanke, daß das, was der Entwurf in erster Lesung gebracht, in zweiter Lesung trotz heftiger Gegenwehr beibehalten hat, doch niemals Gesetz werden könne, hat die Kritik eingeschläfert und ihr die Waffen aus der Hand genommen. Mit heiliger Scheu betrachtet man noch den gewaltigen Riesen. Wir stehen vor einem Grabe, in das ein zwanzigjähriges Streben und Schaffen, ein seltener Fleiß, durchdringendste Sachkenntniß ruhmlos versenkt sind.

Da haben Sie etwas von der wirthschaftlichen, sittlichen und sozialen Gesetzgebung des Jahres 1892.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs. Auch in der Gesetzgebung zeigt sich der Kampf eines absterbenden mit dem modernen Geist. Den Einen hält das Uebersprudeln utopistischer Ideen vor durchgreifenden Reformen ängstlich zurück. Der Andere klammert sich an das Alte, weil er das Neue noch nicht klar zu durchdringen vermag.

Dr. Julius Lubszynski.



Die Schaubühne als unmoralische Anstalt.

Die Theaterkritik ist zum Strecken=Rapport geworden. Wieder sind drei Stücke durchgefallen, wieder steht ein Schauspielhaus vor dem Bankerot, und die Feuilleton=Verkäufer, die in dem Bischen Literaturklatsch aufgehen und denen die staubigen Bretter noch immer die Welt bedeuten, winseln, namentlich, wenn sie im Zeilenlohn frohnden, ein Beträchliches über den Verfall der Schaubühne und machen dann ihr ehrfürchtiges Kompliment vor Herrn Adolf Ernst, der die Blumensäle in die Dramatik eingeführt hat und dessen zahlreiche Dramaturgen dafür sorgen, daß seinen Bazarpossen durch kritische Abmahnungen die Käufer nicht verscheucht werden. Seit vier Monaten etwa ist der Theaterbetrieb nun wieder im Gange und als einziges Kunstereigniß wird uns das Gastspiel einer Italienerin angepriesen, die einem deutschen Publikum französische Stücke vorgeführt hat. Das wäre, weil die Kunst und die Künste vom nationalen Boden nicht so im Handumdrehen zu entfernen sind, allerliebste Barbarei, selbst wenn Frau Duse, anstatt in billigen und seit Jahren von ihr durch zwei Welten geschleppten Rollen mit den morphinistischen Zuckungen einer erschöpften Natur zu brilliren, an ernsteren Aufgaben frischere Kräfte erprobt hätte. Für ein Publikum aber, das längst schon das Zuhören verlernt hat, ist es sehr charakteristisch, daß es sich künstlerische Genüsse vorlügen läßt und sich selbst gläubig nachlügt, wo ihm nicht einmal der Sinn des gesprochenen Wortes verständlich ist. Ich glaube, die französischen Stücke besser und die italienische Sprache mindestens eben so gut zu kennen, wie das liebe Publikum und seine journalistischen Vorkauer; aber ich zögere nicht mit dem Bekenntniß, daß ich von den Duse=Abenden kaum den flüchtigsten künstlerischen Genuß heimgetragen habe, weil mit dem ängstlich gespannten Verlangen, den Sinn des Gesprochenen zu enträthseln, mir die Fähigkeit zur Aufnahme künstlerischer Eindrücke verloren ging.

Aber ich habe meine Ansicht über den Duse=Kultus ja bereits ausgesprochen und seitdem ist das Geschrei über das von der liebenswürdigen, begabten und auch in ihren zärtlichen Dankbriefen an Zeilenschreiber sehr geschickten Dame entdeckte Neuland ziemlich verstummt. Ob der Eine sie nun für größer, der Andere sie für die Allergrößte hält, das ist absolut gleichgiltig. Es wird ohnehin viel zu viel, namentlich im Vergleich zu den wirklichen Künsten, von der Schauspielkunst geredet, weil da jedes armselige Menschenkind sein Sprüchlein parat hat und weil wir, schon Nietzsche hat das am Fall Wagner erkannt, in einer Zeit des Histrionismus leben.

Immerfort lesen wir jetzt, irgend ein Mime habe eine Rolle oder ein Stück „gerettet" oder „einen Schemen mit Leben erfüllt"; und von den Leuten, die in die Theaterkritik purzelten, weil sie sonst ganz unbrauchbar sind, denkt keiner darüber nach, ob Herr Müller oder Fräulein Mummi Meyer nicht am Ende doch nur das leiblich wiedergegeben hat, was selbst der mittelmäßige Dichter sah oder fühlte, als er sein Drama empfing und gestaltete. Daneben werden als funkelnagelneue Entdeckungen uralte Selbstverständlichkeiten über die Schauspielerei austrompetet. Was jetzt die Duse erfunden haben soll, das wurde schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Adrienne Lecouvreur nachgerühmt: On n'a peut-être jamais si bien entendu l'art des scènes muettes, c'est-à-dire si bien écouté et si bien exprimé le sens des paroles que l'acteur qui était en scène avec elle disait. Elle faisait ainsi oublier l'actrice, on ne voyait que le personnage qu'elle représentait. Und als Schiller 1782 über das gegenwärtige deutsche Theater schrieb, da stellte er schon den Grundsatz auf, der Schauspieler müsse die horchende Menge und sich selbst vergessen, um in der Rolle zu leben. In hundert Jahren ist über die ganze Schauspielerei auch nicht der bescheidenste neue Gedanke herbeigebracht worden und ihre eitle Unbildung allein schützt unsere Mitternachtkritiker vor dem Ekel an ihrem Beruf.

Ein anderer Wechsel aber hat sich, seit Lessing, Goethe und Schiller der Schaubühne ihr Interesse zuwandten, vollzogen: Das Theater ist ein Geschäft geworden, das ein Kapitalist für Kapitalisten mit der Hilfe proletarisirter Dichter und Schauspieler eröffnet hat und zu dessen einträglicher Fortführung ihm die Dienste anderer Kapitalisten, der Zeitungverleger, unentbehrlich sind. Früher stand die Theaterkunst unter dem Patronat kleiner Fürsten und Mäcene oder unter der Leitung entsprechend vorgebildeter Prinzipale nach der Art von Goethes Serlo, die mit bescheidenen Mitteln auch nur bescheidene Einnahmen erzielen und an einen kapitalistischen Raubbau im großen Stil gar nicht denken konnten. Heute, wo das Theater ganz auf strotzenden Prunk gestellt ist, wird mit großen Summen und mit der Möglichkeit großer Verluste operirt, und selbst das Berliner Hoftheater, das doch einen vornehmen und unabhängigen Intendanten besitzt, gesteht offen ein, daß es in seinem Repertoire sich nur von den Rücksichten auf die Kasse bestimmen läßt. Schiller wird aufgeführt, weil Schiller „was macht", und auch andere ernste Dramen würden gastliche Unterstatt finden, wenn sie die Menge herbei zu locken vermöchten. Die Menge aber will Schwänke, will besonders in Berlin, das ja leider dem deutschen Theater den Ton angiebt, höchstens noch hysterische, großstädtische Probleme und will vor allen Dingen in ihrem bourgeoisen Empfinden angenehm gekitzelt sein. Da lohnt es doch wirklich nicht der Mühe, dem privaten Ge-

schäftsmanne, der, anstatt mit Kaffee oder Baumwolle, zufällig mit Theaterstücken handelt und der bei seinem Unternehmen sein Vermögen riskirt, immer wieder die hehren Pflichten eines Volkserziehers vorzubeten, zu deren Erfüllung weder Neigung noch Beruf ihn drängt. Der Mann betreibt sein Geschäft, wie er kann, er schmiegt sich schmeichelnd den Wünschen seiner Kunden an und er ist natürlich stets sehr entrüstet, wenn irgend ein Rezensent, dem er ein Stück abgelehnt oder das Engagement einer kleinen Schauspielerin verweigert hat oder der auch ganz ernstlich noch an die moralische Anstalt glaubt, ihm öffentlich seine Waare schlecht macht. Gewöhnlich einigen sich dann der Direktor und der Verleger — zwei Großkommerzmänner verständigen sich immer leicht —, der Rezensent erhält einen deutlichen Wink, der Zeitung werden die Inserate nicht, wie ihr angedroht wurde, entzogen und der schädlichen Kritik folgt eine nützliche Notiz, die dem vorgestern verrissenen Stück „auch bei den Wiederholungen die freundlichste Aufnahme in einem bis auf den letzten Platz gefüllten Hause" konstatirt. Ja, liebes Publikum, so vollziehen sich diese Dinge, und wenn Du ungläubig das Haupt schüttelst, so will ich Dir Berliner Zeitungen nennen, bei denen z. B. der Adolf Ernst-Tempel der Wirkenssphäre des eigentlichen Kritikers völlig entrückt und einem sicheren Manne anvertraut ist, der gern lebt und leben läßt.

In diesem Winter erst haben wir es erlebt, daß in Berlin zwei prachtvolle Schauspielhäuser erbaut und eröffnet wurden, für die weder ein Personal noch ein Stück vorhanden war. Der eine Direktor spekulirte auf den Erfolg eines chinesischen Ballets, der andere auf die Zugkraft einer japanischen Erbärmlichkeit und Beide auf die magnetische Wirkung ausgezogener Mädchen, denen das Theater einen weich wattirten Mantel über ihr horizontales Gewerbe zu breiten versprach. Die Spekulation schlug fehl, die Hälfte der seit Monaten angeworbenen Schauspieler wurde auf die Straße gesetzt und die kleinen Mädchen konnten sehen, wie sie nun ohne den die Preise mächtig steigernden Beistand eines Engagements sich durchs Leben schlagen würden. Das ist durchaus keine Seltenheit mehr. Man begründet ein Theater, wie man ein Grundstück kauft oder ein Haus baut, mit der Hoffnung auf kommende Käufer; und wenn Schiller es beklagte, daß gar zu oft die Schlachtopfer der Wollust von den Töchtern der Wollust gespielt würden, sind wir heute bereits so weit, daß nicht ein Viertel sämmtlicher Schauspielerinnen von ihrem Gehalt die Ansprüche der Direktoren an Toiletten und Schmuck befriedigen kann. Adrienne Lecouvreur, die eines Prinzen Geliebte und die gefeiertste Künstlerin ihrer Zeit war, hinterließ Juwelen im Werthe von 4827 Livres — einer Summe, die heute manche Operettenchoristin auf ihrer straffen Taille



trägt, während die Hauptdarstellerinnen, auch wenn sie ein Monatsgehalt von 150 Mark beziehen, ihren Kleiderlieferanten alljährlich 15—20 000 Mark und mehr zu bezahlen haben. Die Frage nach dem Talent kommt kaum noch in Betracht; die wichtigsten Fragen an die Agenten lauten: „Ist sie hübsch?" und: „Hat sie was anzuziehen?" Eine bürgerlich ehrbare Schauspielerin wird von dem Normaldirektor mit äußerster Geringschätzung behandelt: sie ist auf ihre Gage angewiesen, sie muß sich drücken lassen, sie ist nicht „pikant" und ihr zu Liebe versammelt sich in den Logen nicht die goldene Bankjugend. Wenn mans nur wüßte, welche Rolle in den Berliner Theaterunternehmungen der letzten Jahre, in den idealistischen wie in den realistischen, die reichen Beschützer galanter Damen gespielt haben, man würde sich über so manches Räthsel nicht mehr den Kopf zerbrechen. Die Journalisten, die so oft mit Herrn X. oder mit Herrn von Y. bei seiner Freundin soupirten, wissens ganz genau, und dennoch glauben sies ihrem hohen Amt schuldig zu sein, von Kunstinstituten zu reden und der moralischen Anstalt Reklame zu machen. Eine nette moralische Anstalt jedenfalls, deren Betrieb von körperlicher und geistiger Prostitution abhängig ist.

Auch von geistiger, — denn man glaube doch nicht, daß die europäische Theaterkrisis etwa durch eine plötzlich ausgebrochene allgemeine Talentlosigkeit verursacht worden ist. Die ernsten Künstler wenden sich mehr und mehr angewidert vom Theater ab und die Stückehändler legen sich auf den Bauch, um dem Publikum eine breite und nachgiebige Fläche zum Trampeln zu bieten. Der weltläufige Dramatiker lauscht nicht auf die Stimme in seiner Brust, sondern auf die Stimmungen seiner Abnehmer: er sucht ängstlich zu erlauern, was verlangt wird, und er hütet sich, schwere Schüsseln aufzutragen, weil er die Lust der Kundschaft an leicht verdaulichen Näschereien kennt. Anstatt einander zu erziehen, erniedert man einander und der Künstler, der vom Leben lernen und dem Leben doch auch einen höheren Inhalt geben sollte, sinkt zum Friseur hinab, der mit Pomade und kosmetischen Mitteln die Falten des Lebens gefällig glättet und verklebt. Der Nullpunkt, den heute gerade die durchschnittliche Produktion erreicht hat, ist damit genugsam erklärt.

Edmond de Goncourt erzählt, wie er einmal mit literarischen Freunden beisammen saß und über den Zustand des Theaters sprach, von dem die Kunst durch die Frauenreize und der Geist durch die Moden des Herrn Worth vertrieben seien. Da stand eine Schauspielerin, die cynisch die Dinge beim Namen zu nennen liebte auf und sagte: Vous êtes jeunes, vous autres, mais le théâtre au fond, mes amis, c'est l'absinthe du mauvais lieu. Das heißt frei übersetzt: Die Schaubühne ist zur unmoralischen Anstalt geworden. M. H.

Mein Sommergeistlicher.

Wenn ich im Frühling nach der Sommerfrische hinauskomme, bin ich immer der erste Gast. Es ist öde in dem kleinen Badeorte, die Fensterläden sind geschlossen, die Veranden mit Brettern verschlagen. Die Bäume sind erst halb belaubt, die Rabatten noch nicht umgestochen, hier und da, in Senkungen und Winkeln, ist noch etwas schmutziger Schnee liegen geblieben.

Nach Tische gehe ich dann stets in den Gasthof, um meinen Sommergeistlichen aufzusuchen. Treffe ihn noch heute dort, genau wie vor zwölf Jahren, bei seinem Glase Punsch, in der Ecke hinter dem Ofen, wo er die Zeitungen liest, die Hauskatze streichelt, sich ab und zu auch wohl mit der Wirthin unterhält.

Er ist über die dreißig hinaus, sieht aber noch immer wie ein langer, hagerer Student aus. Und jetzt erscheint er mir noch hagerer als im vorigen Jahr, der Teint ist grauer, das Auge matter, die Stimme hat das Reden verlernt und klingt dünner.

Da er mich sieht, geht erst ein seltsamer Glanz durch sein Auge, als ob er mir den ganzen Winter Uebles nachgeredet und nun ein schlechtes Gewissen hätte, jener eigenthümliche Glanz, vielleicht die Folge einer Spannung der Hornhaut, die dadurch entsteht, daß die Pupille erweitert wird, (um vielleicht in den Augen des Anderen lesen zu können, was der denkt. Ich weiß ganz genau: er haßt meine Thätigkeit; für den Augenblick aber, wo er ein in der Abgeschiedenheit Lebender ist, während ich aus der Welt mit ihrem Leben und Treiben komme, erscheine auch ich ihm, wie ich sehe, wie ein Frühlingsbote, — der erste Badegast, dem bald Andere nachfolgen würden.

Nachdem wir uns so beide stillschweigend überzeugt haben, daß Feindseligkeiten nicht zu befürchten seien, setzen wir uns an den Tisch. Die erste halbe Stunde spricht er mit eintöniger, geller Stimme, ohne Halbtöne, ohne Nuancen, so daß ich Mühe habe, mich in ihm zurechtzufinden und in ihm den gebildeten Mann zu erkennen. Seine Sprechweise hat sich acht Monate lang er Tonart der Lootsen und Fischer angepaßt, er hat sein Hirn herabgeschraubt, um sich einfacheren Denkmechanismen verständlich zu machen, sein Wortvorrath hat die Zwischenfarben, die Uebergänge, verloren und triviale, zuweilen rohe Wörter aufgenommen

Er ist mißtrauisch, wie der Einsame, und sucht beständig zu erspähen, ob ich das auch meine, was ich sage, denn ich passe mich ihm aus unbewußter Sympathie an, ich spiele ihm, jeden Mißton vermeidend, die Stücke, die ihm zusagen, ich ziehe sein abgelaufenes Uhrwerk auf, — und nach und nach höre ich es wieder in der alten, guten Weise ticken.

Er möchte wohl gern Neuigkeiten von mir erfahren, doch der Genuß, einmal wieder selbst sprechen zu dürfen und verstanden zu werden, überwältigt ihn, es packt ihn das Verlangen, sich als Ebenbürtigen zu zeigen und er bringt die höchsten Fragen aufs Tapet.

Nach einer Stunde ist seine Stimme wohl noch etwas verschleiert, klingt aber bereits feiner. Er braucht nicht mehr so peinlich nach den Ausdrücken zu suchen, sein Gesicht, eben noch so tot, so farblos wie abgefallenes Laub, hellt sich auf, und er berauscht sich am eigenen Reden.

Wir lassen uns in eine Erörterung über Kierkegaard, den Dichter des Leidens ein, und er schwelgt alsbald im Gefühle des eigenen Wehs, dem er ohne gerade zu beichten, Luft macht.

Aber jeder von uns hat Kierkegaard auf seine Weise gelesen, ich als Psychologe, er als Christ. Versteht er mich nun nicht, oder hört er nicht auf mich, — genug, er fühlt nur, daß mein Resonanzboden widertönt und wird deshalb beredt, spricht und spricht, daß ich es für Sünde halten würde, den Ergüssen dieses glücklichen Menschen Einhalt zu thun. Jetzt aber will er ganz nach der Christusseite umlegen, und dagegen sträube ich mich doch ein Bischen. Er geräth ins Feuer, ich lasse ihn ruhig gewähren.

Wohl eine Stunde lang hat sich das so hingezogen und nun behandelt er mich als Ministranten, wirft mir das Meßgewand über, nimmt mir den Eid ab, hört auf keinen Protest, ertheilt mir den Weihesegen und ruft mich endlich zum Zeugen auf wider die Christushasser.

Da lächle ich, um ihn zu wecken, doch das sieht er nicht. Und immer weiter geht er und vertieft sich mehr und mehr. Er verliert sich in die Exegese und fährt sich fest in den undurchdringlichsten Dickichten der Theologie, hält dann inne und blickt mich an, um zu hören, ob ich ihm auch pflichtschuldigst beistimme. Nun ists mir aber zu viel.

„Aber, liebster Bruder, es ist Dir doch wohl kein Geheimniß, daß ich von allen diesen Ansichten auch nicht eine einzige theile?"

Er schaut mich groß an, scheint sich zu besinnen, lacht, und wir reden von etwas Anderem.

Nun ist die Reihe zu reden an mir. Die Lampen werden angezündet und es ist frischer Punsch hereingebracht worden. Ich spreche von der Zeit, in der wir leben, als von einer Schlafenszeit, die den mit Eintritt des Jahrhunderts, da die Menschheit des Wachens müde geworden war, begonnenen Schlaf nun fortschlummert; ich flechte Erklärungen über die Lehren Darwins, über die von Schopenhauer und Hartmann gewonnenen Erkenntnisse ein; ich lasse das Christenthum in seinem Zusammenhange mit der Weltgeschichte erscheinen und die körperlichen Schatten der Theologie zu Fleisch und Blut werden; ich erkläre, was er unerklärlich haben möchte, ohne ihn doch durch die populären Vernünfteleien des Rationalismus zu wecken; ich nenne weder Strauß noch Renan, und improvisire endlich eine Weltanschauung in den entsprechend nebelhaften Bildern der Dichtung. Sein halbes Antlitz erscheint mir in dem schräg von oben herabfallenden Lampenlichte wie ein weißer Fleck, und ich sehe durch den Tabakrauch seine Augen glühen und leuchten. Ich glaube ihn eine ziemliche Strecke weit mit mir fortgerissen zu haben, weiter, als es ihm vorher bei mir geglückt war; ich habe ihn magnetisirt, da ich sein Hirn die Bewegungen meines Geistes mitmachen ließ, ich empfinde einen Augenblick den Rausch des

Redners, wenn er seine Zuhörer zu rühren, zu lenken vermag. Mit meiner Unklarheit habe ich ihn doch seinem Mysticismus entrückt, denn ich weiß wohl, daß jeder Versuch, die Fragen auf das Gebiet der klaren Erörterung hinüberzuleiten, in seinen apologetischen Erinnerungen sofort einen Nachhall wecken würde. Doch ich ermatte und bin schließlich nicht mehr im Stande, das Anprallen an eine der Dosen, in denen bei ihm die Apologetik, d. h. eine Sammlung von Widerlegungen voraussichtlicher Einwände gegen das Christenthum verwahrt ist, zu vermeiden. Richtig! Da bin ich unversehens an die Feder gekommen. Der Deckel springt auf. Meine Macht ist zu Ende. Nun lächelt er und sagt:

„Aber liebster Bruder, es ist Dir doch wohl kein Geheimniß, daß ich ein absoluter Gegner aller dieser Ansichten bin?"

Beide lachen wir laut auf. Aber kein Disput, keine tiefere Erörterung läßt sich weiter in Gang bringen, denn so bald wir uns auf Gründe und Gegengründe einlassen wollten, wäre ja jede Conversation doch wieder unmöglich. Wir hatten uns einfach gegenseitig zu magnetisiren versucht, uns selbst berauscht und ja auch Genuß an dem Rausche gefunden.

Wir sind Gegner, doch keine Feinde. Und Tag für Tag treffen wir uns wieder, um das selbe Gedankenspiel zu spielen, nie verletzend, ohne uns je zu erzürnen. Wir wählen die zierlichsten Wörter, die längsten Umschreibungen, die gelindesten Ausdrücke. Es ist eine Art von seelischer Hingabe, von geistigem Konkubinat.

Als nun aber die Badegäste anlangen, da lichte ich die Anker und fahre hinaus in die Scheeren.

Drei Wochen später, als ich wieder einmal nach dem Badeorte komme und in den großen Saal des Hotels trete, sitzt mein Freund, der Pastor, an der Table d'hôte, von Herren und Damen aus der Stadt umgeben.

Er ist frisch rasirt, frisch geschoren, trägt eine reine, weiße Halsbinde und feingebürstete, schwarze Kleider. Sein Antlitz hat etwas Offenes, das Gedrückte, Triste ist daraus verschwunden, die Augen glänzen, nur ein stetes Zucken mit Zunge und Lippen, als müßte er beständig das Lachen unterdrücken, ist noch zurückgeblieben.

Als er mich sieht, ist er zunächst offenbar unschlüssig, er steht dann aber auf, begrüßt mich und fragt nach meinem Befinden. Dabei immer das verschmitzte Lächeln, das kommt und geht. Sodann raunt er mir, gleichsam in die Rolle des alten Studenten und Zechkumpans verfallend, zu, daß seine Branntweinflasche im Winkel des Mittelzimmers stehe und mit P. bezeichnet sei, da Branntwein im Hotel nicht servirt werde.

Ich setze mich in einiger Entfernung, von wo aus ich ihn beim Essen bequem betrachten kann. Im Gespräch mit seiner jetzigen Umgebung hat sein Gesicht einen anderen Ausdruck, als da er mit mir sprach und zwar ändert er sich je nach der Person, die zu ihm redet. Im allgemeinen trägt er einen gemessenen, alle Vertraulichkeit abweisenden Ernst zur Schau und ist ängstlich darauf bedacht, sich ja nichts zu vergeben. Wendet er sich jedoch an Frauenzimmer, dann kann er die Maske nicht festhalten. Er lächelt und macht eine liebenswürdig herablassende Miene, wie ein Aelterer einem Kinde gegenüber, sieht dann wieder unterthänig und geschmeichelt drein, wie ein Junggeselle auf eine Dame blickt, ist wieder ehrbar, unnahbar, keusch, wie ein Diener des Herrn.

Sobald die Mahlzeit beendet ist, erhebt er sich und kommt auf mich zu Auf seinem Antlitz spielt noch der Abglanz derer, mit denen er gesprochen hat, es glüht noch von den Ausstrahlungen der Weiblichkeit. Von dem argwöhnischen Wesen des Einsiedlers ist keine Spur mehr da. Seine Seele hat sich an der Anderer ausgeturnt. Der gesellige Verkehr hat ihm die Schüchternheit benommen, ihm Gedankensamen zugetragen, seine Erfahrung bereichert, den Vorrath seiner Eindrücke vergrößert, und nun ist er dreist, fast herablassend gegen seinen ehemaligen Kameraden in der Wüste. Doch an einen Tisch mag er sich nicht mit dem Ketzer setzen und Fragen der Zeit mit ihm verhandeln, denn jetzt sind Zeugen da. Auch hat er ja so viele Andere, mit denen er sich unterhalten kann, — obgleich er ganz gut weiß, daß Niemand ihn so gut versteht, wie gerade der Ungläubige.

Beim Abschiede sagt er, daß er für einen ganzen Tag hinauskommen würde, um mich in den Scheeren zu besuchen. — „Hier sind," meint er, „im Sommer zu viel, im Winter zu wenig Leute. Nun muß man immer en toilette, immer Kavalier sein, und . . . . . ja, Du hast es gut, Du!"

Eines schönen Nachmittags, gegen Ende Juni, sehe ich eine schwarze Gestalt die Wiese daher kommen. Es ist der Pastor. Als er bei unserem Häuschen angelangt ist, wirft er den schwarzen Hut ab, holt tief Athem und besieht ringsum die Gegend, als wollte er sich überzeugen, ob auch genug Platz sei oder ob keine Leute in der Nähe seien, die ihn sehen könnten. In meiner Kammer sieht er eine blaue Friesjacke, gegen die er seinen schwarzen Rock vertauscht, nimmt meinen Strohhut, 'ne Pfeife aus Wurzelholz, einen Stock. Und nun, nach einem Glase Punsch, will er in den Wald.

Draußen auf der Wiese taucht er beide Hände in die Jackentaschen, und findet das so neu, so spaßig. Er hüpft wie ein Kalb, er springt über die Zäune. Er ist wie verwandelt, und, wirklich mir fällt ein: daß der Rock den Mönch mache, ist nicht so ohne.

Heute lassen wir alle Fragen, gehen an den Strand und schwimmen in den Fjord hinaus. Dann promeniren wir an der Seekante und werfen „Butterbemmen", wir rollen Steinblöcke ins Wasser, jagen die Brut der Gänsejäger auf, steigen in Holke hinauf und stöbern Eier auf.

Und nun klettern wir tiefer in den Tannenwald. Hier fühlt er sich erst recht zu Hause. Er jauchzt und singt; er tötet Vipern mit seinem Knüppel und ahmt den Lockruf der Vögel nach; er narrt den flüchtenden Hasen, macht „Männchen", verfolgt die Spur des Elenthiers und will durchaus auf den Stier los und mit ihm anbinden. Hierauf stürmen wir einen Berg, steil wie eine Wand, hinan. Oben auf dem Plateau, auf dem man nur noch einige Zwergkiefern stehen gelassen hat, angelangt, sehen wir das Meer mit seinen tausend Scheeren und Eilanden zu unseren Füßen.

Hier lüftet er den Hut und trocknet sich den Schweiß von der Stirn:

„Ja, 's ist doch schön, einen Augenblick Mensch sein zu dürfen", — sagt er mit einem Seufzer und einem furchtbar schmerzlichen Ausdruck im Gesicht.

Daß ich nicht antworte, ihn nicht bedauere, zu keinem theilnehmenden Austausch, keinen vertraulichen Eröffnungen einlade, trotzdem ich Alles weiß, die ganze Leidensgeschichte kenne, die hinter dem Heute dieses Mannes liegt —: Das gerade bildet den Reiz unseres Umgangs. Er weiß, daß ich weiß, doch in dem Augenblicke, wo ich s a g t e: Ich weiß, in dem Augenblick würde er gehen. Und

auch von selbst sagt er nichts, gefällt sich nur in Andeutungen, in leisem Streifen der Gefahr, die darin liegt, dem Feinde sein Geheimniß zu offenbaren. Denn wir sind Feinde, das wissen wir Beide.

Und eben so fühle ich, daß ich ihn fliehen würde, wenn er in einem schwachen Augenblick mir seine Brust öffnete und das gräßliche Krebsgeschwür darin zeigte. Mit dem Reiz, ihn zu errathen, zu wittern, wäre es für mich vorbei, und er,— er würde mich hinterher hassen, hielte ich doch dann sein Leben in meiner Hand.

Deshalb sagen wir Beide nichts, plaudern einfach, so oft sich ein Augenblick dazu bietet, plaudern von Jagd und Fischfang, segeln und rudern.

Der Abend ist hereingebrochen und wir müssen zum Abendbrot heim. Da wir uns dem Hause nähern, singt er nicht mehr und bei Tische ist er in sich gekehrt, bringt der Hausfrau ein paar nette Scherze darüber vor, daß er meinen Rock an hat, lehnt ein Gläschen Schnaps ab, nimmt es aber dann doch.

Wir setzen uns auf die Veranda hinaus, um noch ein wenig zu plaudern. Aber er wird unruhig, denn er ist nicht überzeugt, daß auch Andere so verschwiegen sein würden wie ich. Endlich fällt sein Blick auf einen Bogen. Er eilt damit auf den Vorplatz, wo er nun, über das Dach des Vorrathshäuschens hin, Schießübungen anstellt, und zwar mit solchem Eifer, solcher Ausdauer, barhäuptig, so ganz außer Athem vom Hin- und Herspringen, daß ich nicht weiß, kokettirt er, oder fürchtet er, in gefährliche Gespräche verwickelt zu werden. Eine volle Stunde unterhält er sich damit, wobei er uns durch Zurufe aufmerksam macht, so oft der Pfeil eine besonders schöne Kurve beschrieben hat.

Es wird in der Kammer ein Bett für ihn bereitet und er bleibt über Nacht.

Am anderen Morgen kommt er in seinem langen schwarzen Rock zum Kaffeetische, feierlich, streng, als ob er seine gestrigen Handlungen bereute.

Als ich ein Boot für ihn zur Heimfahrt bestellen gehe, hört er mich das alte Fischerweib mit „Frau" anreden.

„Du solltest so 'n Weibsbild nicht per „Frau" tituliren, Du verdirbst das Volk."

„Ja, sind denn nicht alle Menschen gleich?"

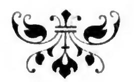
— „Ja, vor . . . . ." das Wort will ihm nicht recht über die Lippen — „vor Gott, aber nicht vor den Menschen. Das mußt Du am besten wissen!"

Wir trennten uns am Strande, kalt, höflich, als wären wir sehr zufrieden, nun zu scheiden.

Sein Boot war mit hundert leeren Flaschen befrachtet, zwischen denen er sitzen sollte.

„Breite etwas über die Flaschen!" — befahl er dem Mädchen, das die Jolle ruderte. Sie holte ihre Jacke und bedeckte den weltlichen Plunder, während sein Gesicht, das Antlitz eines Inhabers ewiger Wahrheiten, eine hoheitvolle Miene annahm.

August Strindberg.



Rothschilds.

Das verflossene Jahr neigte sich gerade seinem Ende zu, als diejenigen Rothschilds, welche die „Kölnische Zeitung" lesen, gewiß einmal spöttisch lächeln mußten. Gelegentlich der unfreiwilligen Fortführung der Gruson-Aktionäre nach den Kruppschen Werken hatte nämlich das Rheinische Blatt die vielbesprochene 9prozentige Dividendengarantie Krupps auf volle fünfundzwanzig Jahre als unbedingt gut hingestellt, „weil in Bezug auf Größe des Vermögens und auf die geschäftliche Stellung das Kruppsche Unternehmen eine eben so offenkundige Ausnahmestellung einnimmt wie die Rothschilds." In Wirklichkeit ist natürlich der König von Essen so lange außerordentlich reich, als seine Industrie blüht; in dem Augenblicke, da diese durch technische oder sozialpolitische Ereignisse abwärts gehen würde, hat der weite Grundbesitz Krupps, der doch als stärkste Basis erscheint, nicht mehr Werth, als die Häuser Essens dann überhaupt. Mit einem Worte: der Reichthum eines Mannes aus seinem geschäftlichen Einkommen ist ganz unvergleichbar mit einem greifbaren kapitalistischen Vermögen wie es die Rothschilds besitzen und in ihren Jahreszinsen ausweisen. Aehnliche Irrthümer durchsprengen bekanntlich die Presse, sobald irgend ein amerikanischer Dollars-Mann in Berlin oder Paris abgestiegen ist; da spricht man stets von dem reichsten Manne der Welt und hat doch nie dessen Kapital gezählt Vielleicht war das Vanderbiltsche Vermögen, bevor es in viele Erbtheile ging, eines der allergrößten in der sonst auch vielfach hungernden Menschheit, aber selbst Rockfeller, der Oelkönig der Union, heute drüben der wohlhabendste Bürger, dürfte keinen Vergleich mit unseren europäischen Milliardären aushalten; und dennoch sollen sich kürzlich seine Wiener Geschäftsleute bemüht haben, einen der vielen Oesterreichischen Erzherzöge mit einer Tochter Rockfellers zu verheirathen. Bei der Sammelwuth, die heute jenseits des Ozeans für Prinzen und Grafen herrscht, könnte das alte Europa ganze Museen von Fürstenlinien, Secundogenituren, 2c. 2c. per Lloyddampfer verfrachten, ohne darum an Geist Charakter oder Gesundheit ärmer zu werden.

Doch kehren wir zu den Rothschilds zurück. Einst hat auch Neapel eines dieser Welthäuser besessen (bis die italienische Einheit den Inhaber nach dem herrlichen Prangins bei Genf lockte), heute giebt es solche erste Firmen noch in Frankfurt, Wien, Paris und London, und, wie gleich hinzugefügt werden soll, keineswegs mehr in der ehemals so wirkungvollen Einigkeit. Altersunterschiede, größere Verwandtschaftentfernungen, Verschrobenheiten, selbst Neid, vor Allem aber das Nationale zerklüften in der Rothschildfamilie fast so viel, wie der Ehegott dann wieder zusammenschmiedet.

In Frankfurt besteht das Mutterhaus. Dem kinderlosen Anselm, der eine Art Holzbau von praktischem Verstand, Gutmüthigkeit und Brutalität vorstellte, folgten die Söhne des Neapolitanischen Charles: Meyer Karl und Wilhelm. Meyer Karl war eine imposante Erscheinung, nicht gewöhnlich begabt und von ausgeprägtem persönlichen Bewußtsein, das unter Anderen General Manteuffel 1866 vor den Thoren Frankfurts zu kosten bekam; Wilhelm, um so wunderbarer, als sein Vater ein vollständiges religiöses Neutrum gewesen ist, versinkt seit seinen Jünglingsjahren in die subtilste, orthodoxe Frömmigkeit die nur das eine Gute hat, daß der Baron wenigstens regelmäßig den alt-

testamentarischen Zehnten an die Armen weggiebt; notabene ist das der zehnte Theil seines Jahreseinkommens. Im Uebrigen, falls Herr v. Treitschke oder Adolf Wagner sich nach Frankfurt bemühen würden, so könnten ihnen dort vielleicht noch Geschäftsbücher einer hübschen Anzahl Mittelfirmen aus den sechziger Jahren vorgelegt werden, wo jede Nettoeinnahme abzüglich 10 Prozent für Almosen gebucht wurde. Wilhelm v. Rothschild nun steht zwischen zwei eben so starken wie gegensätzlichen Empfindungen —: einer Religiosität, die ihm diese irdische Welt nur als eine Art von Kratzeisen vor den Pforten des Paradieses gelten läßt, und wiederum einer fatalistischen Einbildung von der geldlichen Mission seiner Familie. Aus diesem fortwährenden Anbeten einer milden Idee und einer groben Materie ist dann ein immer schleppenderer Gedankengang entstanden, der fast nur störrisch aber gar nicht scharf ist und der die geschäftliche Führung des größten deutschen Hauses auf den Nullpunkt sinken sieht. In welcher Weise der in seinem Barockstil durch nichts zu erschütternde Herr inhaltlich sowohl als formal zu arbeiten und zu befehlen pflegt, das füllt besser einen Anekdotenschatz als dieses Blatt, aber es ist in der That traurig-komisch und liefert zu den psychologischen Folgen der Vereinsamungen vermehrten Stoff. Wilhelm und auch sein verstorbener Bruder Meyer Karl lebten in einer Stadt, wo sie sich als Könige auf dem Thron dünken konnten; um durch eine starke Strömung zum Einlenken in die übrigen Fußgänger gezwungen zu werden, war für sie Frankfurt damals weder groß genug, noch die ganze übrige Zersplitterung national genug. Als Lob Meyer Karls sollen Altfrankfurter wohl gesagt haben: „Er hat aber nie ein Kind überfahren!“ Das heißt, er handhabte keinen so straßengefährlichen Sport, um nachher als edelmüthiger Midas in der Hütte der Armen mit einer längeren oder lebenslänglichen Pension im Füllhorn erscheinen zu müssen. Meyer Karl behandelte seinen Bruder stets boshaft, er diskontirte geflissentlich diejenigen Wechsel, welche sein Bruder bei der Rückkehr aus der Kur sicher nur mit Aerger ansehen würde, ja es ist vorgekommen, daß er ihm eine für diese Kasse geringe Defraudation sofort in die Sommerfrische telegraphiren ließ, gleichsam als gönne er ihm eine kleine Aufrüttelung. Als Wilhelm seinen Wiener Schwiegervater beerbte (der Bruder hatte seinen englischen bereits Decenien vorher beerbt), fühlte sich Meyer Karl um so viele Hunderte Millionen ärmer (!!) daß er, der Weitüberlegene, seinen Bruder zu hassen beschloß. Von jetzt an sagte er nur noch von ihm: „Mein Associé“ und redete überhaupt kaum mehr mit ihm. Es wird dies hier nur angeführt, um den ganz einzigen Gemüthszustand der heutigen Chefs jener Häuser etwas zu begreifen: derjenige, welcher als älterer Bruder und bedeutendere Persönlichkeit vielleicht allein Einfluß ausüben konnte, hat die Neigung, sich stets lieblos und spöttisch zu geberden. Es ist nun zwar vollkommen richtig, daß der Börsenaufschwung Frankfurts seit den 60er Jahren nicht wegen Rothschild, sondern trotz Rothschild eintrat, indessen die kaufmännische Art Meyer Karls hatte bei allem Neid und allem Despotismus einen sehr großen Zug, so daß besonders die Schnelligkeit, in der er Staats-Anleihen zu placiren verstand, am ganzen Bankenmarkt günstig wirken mußte. Mit dem Regirungsantritte Wilhelms hat sich dies völlig geändert. Dieser wird niemals den bedeutenden Vermittlern eine Initiative zeigen, ihnen für viele Hunderttausende ein neues Papier auf Lieferung förmlich anbieten. Alles ist bei ihm Aengstlichkeit und Pedanterie, er ist viel weniger Geschäftsmann als eine Art von Buchhalter,

und auch das nur unter beständiger Adjutantur eines erfahrenen Juristen.. Eines muß ihm allerdings sein Feind lassen: er hat noch nie einen Fehler gemacht, seine Passivität hat ihn vor Verlusten bewahrt, wie sie in den Schreckensjahren des Kupfer- und des Baring-Krachs die Verwandten an der Themse und an der Seine schwer genug zu tragen hatten: notabene: da er mit $^1/_{16}$ oder $^1/_{32}$ an dem Londoner Hause partizipirt, so hat er zu allen darauf bezüglichen Garantiebeiträgen seine Zustimmung seufzend geben müssen. Umgekehrt existirt im Frankfurter Hause wieder eine Centralabrechnungstelle für alle Rothschildschen Firmen, die nach einem gewissen Satze noch immer mit einander im Association-Verhältniß stehen; ein schöner Proletarierclub, wenn man das Geheimniß der Zins auf Zins-Rechnung kennt. Baron Wilhelm richtet sich bei Emissionen nach dem Diktat der Diskontogesellschaft resp. des Herrn von Haniemann, allein sein Eigensinn läßt ihn auch hier manchesmal das Feuer und das Licht bewahren. So hat er den Argentinischen Prospekt nicht mit unterzeichnet, sondern nur im Auftrage Subscriptionen angenommen, in Folge dessen er auch nicht ohne Freude die betreffenden Kursrückgänge von Zeit zu Zeit betrachten soll. Seinen Verwandten gegenüber ist er vielleicht mit Recht etwas mißtrauisch geworden, seitdem ihm der Lord vor wenigen Jahren einmal schlechte amerikanische Bonds aufgehängt hat. Auch das Kommissionsgeschäft ist noch immer enorm, da die großen fürstlichen Kapitalisten, die Dynastien, z. B. die dänische Königsfamilie 2c. 2c. an ihrem alten Bankier festhalten. Die Durchschnittskundschaft ist natürlich längst zu den Banken übergesiedelt; dies hate schon Meyer Karl so schmerzlich gestimmt, daß er seinen Geschäftsbriefen zuweilen eigenhändige Nachschriften gab: „Lassen Sie doch auch uns einmal etwas zukommen!" Das außerordentlich große Personal ist zum Hauptheil wegen der vielen Couponstellen da, bekanntlich zahlt Rothschild fällige (natürlich gute) Coupons immer vierzehn Tage früher aus und zwar ohne weiteren Zinsenabzug. Das Diskontirungsgeschäft ist seit Generationen ein sehr wichtiges, wenngleich es seit der Entstehung der Banken für Handel und Wandel gleichgiltig geworden ist, wie der jeweilige Senior des Hauses g rade aufgestanden ist. Gesucht ist aber diese Diskontirung noch immer, da sie die Wechsel oft bis 1 pCt. unter Banksatz nimmt. Dafür sucht sich aber auch der Baron jeden Wechsel besonders aus und refusirt u. a. mit größter Hartnäckigkeit die besten Banken. Es ist sogar vorgekommen, daß er an der Börse offen erklären läßt, er diskontire so und so billig, ausgenommen die Firma X, es war dies ein erstes deutsches Haus, über das, allerdings mit Unrecht, ein kleines Gerede entstanden war. Der niedere Zinssatz, zu dem Rothschild diskontirt, spielt natürlich bei gar manchen Frankfurter Waarenkalkulationen seine Rolle, weil der Kaufmann, der die betreffenden Wechsel in Zahlung bekommt, doch gemeinhin den Zinsfuß der Reichsbank in Anrechnung bringen kann. Es ist ausgeschlossen, daß in Deutschland exklusive der Reichsbank irgend eine gleich flüssige Kasse existirt, wie die des Frankfurter Rothschild, dazu kommen nun noch die ungeheuren Summen auf Reichsbankgirokonto, im Durchschnitt vielleicht 30 Millionen Mark. Falls Rothschild größerer Gelder bedarf, so kann er schicklicherweise keine Wechsel bei der Reichsbank in Diskonto geben, das können auch andere erste Bankiers nicht mehr, die noch weit unter Rothschild stehen; in solchem Falle müßten also inländische Staatspapiere verkauft werden. Natürlich bedeutet es durchaus kein Geldbedürfniß, wenn Rothschild einmal mit einem großen Posten Württem-

berger oder Bayern an den Markt kommt, vielmehr bedeutet dies eine Regel, weil von jeder Gattung von Werthpapieren eine bestimmte Summe angelegt ist, die bei Ueberschreibung, was ja leicht durch große Ordres von Dritten kommen kann, sofort wieder auszugleichen ist. Prolongationen von Effekten, diese wichtigste Stütze des Spekulationwesens, das anders sich heute schwer aufrecht erhalten könnte, machen Rothschilds fast gar nicht. Ursache: die Erfahrungen des Jahres 1848, wo Jeder die Effekten einfach dort ließ.

Das Vermögen der Frankfurter Familie ist unbeweglich: gar nicht zu schätzen, da allein um die Mainstadt herum ihr Grundbesitz eine förmliche Mauer bilden könnte; man mag dies vom Standpunkte der Bodenreform aus bedauern, für die Gesundheit der betreffenden Stadt sind diese weiten und auf absehbare Zeit unbebauten Flächen unschätzbar. Es scheint aber nicht, als ob die alte Reichsstadt den Treffer, den sie mit den Rothschilds machte, irgendwie würdigte. Man soll sich gegen Meyer Karl, dessen einzige Kunstsammlung mit italienischer oder französischer Munizipalklugheit der Stadt wohl hätte erhalten werden können, nichts weniger als gut gestellt haben und man hat auch für die Wohlthätigkeit der Familie — eine Wohlthätigkeit, die selbst im Verhältniß noch immer vorbildlich wirken könnte — nicht einmal rechten Dank gezeigt. Alle möglichen unbekannten Namen sollen die neuen Frankfurter Straßen tragen, an eine Rothschildstraße hat noch Niemand gedacht. Das bewegliche Vermögen wird allein bei Wilhelm v. Rothschild auf 400 Millionen Mark taxirt und dies nicht in Kanonengießereien, Grusonwerken, Eisenhütten 2c., sondern in soliden Papieren. Ob dies ganz richtig ist, wird ja die neue Selbsteinschätzung lehren, wobei man natürlich annehmen muß, daß ein so ungeheurer Reichthum sich im Ganzen mit noch nicht 2 pCt. rentiren kann. Auch das Privatvermögen der Frau soll ungeheuer groß sein, und als der Kassirer so unfreundlich war, mit 1¾ Millionen nach Egypten durchzubrennen, hat die Baronin angeblich die ganze Summe ersetzt, nur um die unbehagliche Stimmung auf der Grüneburg los zu werden. An Nachkommen sind nur zwei Töchter vorhanden, die eine hat Edmund v. Rothschild in Paris, die andere einen Frankfurter Bankier, von dem aber nicht einmal sicher sein soll, daß er seine Heimathstadt immer gut genug finden werde.

Als späterer Nachfolger Wilhelms ist ein Wiener Rothschild bereits längst designirt; dieser ist selbstverständlich klug genug, einstweilen fern von jedem Aerger zu bleiben, den der Prokurist, Herr Gansl aus Amsterdam, nunmehr ganz allein schlucken muß. Die engere Familie Wilhelms, die mit ihrem Oberhaupte wie mit einer Großmacht verhandeln muß, hat mit Hilfe des Arztes, also im Namen der Gesundheit, die endliche Anstellung jenes Prokuristen durchgesetzt. Dieser soll einen Jahresgehalt von 150000 Mark genießen und dafür sehr wenig zu thun haben, — der Baron hat schon die von seinem Prokuristen unterschriebenen Noten zerrissen, und zwar mit der wohlweisen Bemerkung: „Wenn ich hier bin, unterschreibe ich die Noten!" Die Zukunft des Frankfurter Hauses und wahrscheinlich auch des Frankfurter Platzes hängt also ganz von der Thatkraft ab, die dereinst der Nachfolger des jetzigen Chefs entwickeln wird. Jedenfalls wird er dann absolut geschonte Kräfte vorfinden und auch nicht den Anhauch von Geschäften, die, wie bei den andern Rothschilds, moralisch und finanziell den Häusern geschadet haben. Und so mag man in moderner Weise über die Figur des Barons Wilhelm spotten, es ist doch etwas

Beachtenswerthes an einer Erscheinung, die nur auf sich selbst hört, nicht um eines Haares Breite von der graden Linie abweicht und die unter glänzenden Chancen der Geselligkeit, des Ehrgeizes und der Eitelkeit Alles das — flieht. Daß diese absonderliche Art dem Prestige des Hauses nicht geschadet hat, bewies u. A. die Rastlosigkeit, mit der man den Millionendefraudanten Jäger im vorigen Jahr verfolgt hat — sowie auch dessen schließliches Schicksal. Als der Einbruch bekannt geworden war, sagten Viele: „Wenn es nur recht viel wäre", — aber die Behörden dachten über die prinzipielle Seite eines solchen Diebstahles, der im Effekt ja nur einer ganz kleinen Schnittwunde gleichkam, anders und äußerst drakonisch.

Das Wiener Haus hat seine bedenkliche Schwächung in Folge des 1873er Krachs längst verwunden und steht heute potenter als je da. Sein Chef Albert, der in Hamburg s. Z. lernte, ist sehr tüchtig und kann sich mit seinen Mitteln auch über die Rassenangriffe trösten, die ja an der schönen blauen Donau besonders starke Sturmböcke ansetzen. Was in der Habsburgischen Monarchie im Großen zu verdienen ist, fließt trotz Herrn Wekerle schon einigermaßen in den Rothschildkanal, wie u. A. das Nickelgeschäft bei der neuen Münzprägung beweist. Die Verinteressirtheit aller österreichischen Verhältnisse, die zahllosen Nutznießungen, in die dort fast alle Träger des öffentlichen Lebens eintreten, werden wohl auch dem Chef des Wiener Welthauses etwas zu schaffen machen, aber er hat wohl in dieser Beziehung den alten Trost der Geldgeber: „Die Baarbezahlten sind die Billigsten." Ueber seine Popularität läßt sich aus den gelegentlichen Lobpreisungen der Wiener Zeitungen nur Ungewisses ersehen, — das Schöngeschriebene ist in Wien und Pest — von Prags Honigseim noch gar nicht zu reden — keineswegs stets das Wahrgeschriebene. Seine gesellschaftliche Stellung ist „prima", es will das für eine Residenz etwas sagen, wo die Fürstin Eleonora Schwarzenberg den Feldzeugmeister Benedek nicht zu empfangen brauchte, weil er nur von ungarischem Kleinadel war, und wo dieser Hochmuth heute noch üppiger in die Halme geschossen ist.

Das Pariser Haus besitzt, wie bereits neulich gelegentlich der russischen Anleihe mitgetheilt wurde, einen einzigen klugen Leiter: Alphonse. Man behauptete früher, die Firma habe ihre Inhaber auf alle politische Lager repartirt, sicher ist aber, daß unter den Boulangisten kein Rothschildscher Anverwandter haust und daß, wenn damals Baron Alphonse dem General Boulanger Gelder zur Verfügung gestellt hätte, die Angriffe gegen Plutokratie und Semitismus unendlich schwächlicher gekommen wären. Zur Börse gehen die Rothschilds in Paris nicht, weil dort die haute Banque überhaupt nicht diese Hallen betritt, — Zolas Gundermann (in L'Argent"), bekanntlich der verstorbene James Rothschild, verdient daher durchaus nicht das Charakteristikum, das ihm der Romancier wegen seines Fernbleibens von de Börse ertheilt. Jedenfalls ist Alphonse v. Rothschild einer der erfahrensten Menschen der heutigen Welt, ein Mann, der an den Abgründen der französischen Ueberkultur thront und so manchen Wahnwitz von Politik oder Börse wie eine dunkle Wolke aufziehen sah, ohne deren endlichen Niedergang verhindern zu können. An seinen Geldbeutel ging es dabei schließlich immer. Er hat Brüder, die so kolossal spekulirten, daß die Familie schließlich einschreiten mußte, und er besitzt angeheirathete Verwandte, die mit Eleganz und Verschwendungslust eine

solche geschäftliche Aktivität verknüpfen, daß er sich zu Einigen von ihnen so hart stellen muß wie Adelina Patti zu ihrem Marquis de Caux, wenn dessen Gläubiger nahten. Verfolgt man die pikante Presse von Paris, so finden sich überhaupt da so oftmalige Anspielungen auf Rotschildsche Familienmitglieder, daß man das Hineinragen der Lutetia-Eigenschaften auch in diese Burg von Arbeit und Milliarde sofort begreift. Sicher erscheint, daß gegenwärtig die Pariser Firma auf Baron Alphonse steht. Dieser hat zwar schon vor Jahren geäußert: „Wir sind zu reich, um Geschäfte zu machen", allein große Unternehmungen im Kaukasus, Zentralasien, Amerika sind dennoch angeknüpft und gehen ihre Entwickelung durch. Das Pariser Haus ist jedenfalls das reichste, vielleicht doppelt so reich als das Frankfurter und ebenfalls mit ungeheurem Grundbesitz ausgestattet. Von dort aus rührte auch schon vor Generationen die Initiative, in Amerika und Australien, wie auch neuerdings im Transvaal, ungemessenen Grund und Boden zu erwerben. Dessen steigender Werth füllt die Löcher wieder aus, welche die Heirathen nach außen, an Nicht-Rothschilds, gegraben haben. Ohne diese weise vorausberechneten Erwerbungen ließen sich die gemeinsamen Rothschildschen Reichthümer kaum als so unerschöpflich ansehen. Die gesellschaftliche Stellung der Familie ist in Frankreich eine nahezu fürstliche und selbst am Boulevard St. Germain hat man z. B. an der Heirath eines Herzogs von Gramont mit einer Frankfurter Rothschild nichts Unebenbürtiges gefunden. Meyer Karl aber fand dies und sprach mit seinem Schwiegersohne, dem er eine hohe Neigung für Millionen zutraute, niemals ein Wort.

Das Londoner Haus, das heute als das am wenigsten reiche, also noch immer als das reichste Englands gilt, hatte unter Lionel v. Rothschild ein feineres Ansehen. Lionel war es, zu dem im Herbste 1875 Disraeli fuhr und der nach einem kurzen Gespräche für die Regirung 4 Millionen Lstr. Suezaktien zu kaufen riskirte, die heute 19 Millionen Lstr. werth sind. Der jetzige Chef: Lord Rothschild, der einzige Schwiegersohn Meyer Karls, mit dem dieser gut stand, ist nicht immer ganz vorsichtig gewesen, Ununterrichtete hielten sogar noch 1888 Barings Emissionskredit für besser, bis dann das lange verdeckte Geschwür aufging und Rothschild wieder als der Retter erschien. Es sind auch noch andere Tüchtige in dieser Firma, wie z. B. Alfred Rothschild, der jetzt auf dem Münzkongreß zu Brüssel gar nicht schlecht debutirte. Auch das Grundeigenthum der englischen Familie ist, besonders außerhalb der engeren Heimath, äußerst umfangreich. Aber auch sie haben bei aller noch so großen Verzweigung ihrer Kapitalien den Grundsatz noch nicht aufgegeben, sich möglichst fern von fremden Thätigkeiten zu halten. Wie groß ihr gesellschaftliches Ansehen ist, geht jedenfalls aus der Verbindung des Earl of Roseberry mit Hanna v. Rothschild hervor, — die einen der angesehensten und auch reichen englischen Aristokraten bekam und sogar Jüdin bleiben konnte.

Die Rothschildsche Weltmacht wird noch länger dauern, als manche der neueren finanziellen Errungenschaften, die man bereits als Morgenröthe eines jungen Tages begrüßt hatte. Die Blüthezeit des Aktienwesens ist heute schon wieder vorüber und gerade von ihr hatte man das Aufhören der Rothschild-Macht erwartet.

Pluto.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Kommende Männer.

Wer soll zerschmettert werden? Seit die Rede, die der Kaiser am Neujahrstage im Kreise seiner Generäle gehalten hat, besprochen und mehr noch beschwatzt wird, hat diese Frage die sogenannte öffentliche Meinung beschäftigt. Wie im Circus von Byzanz die Rothen und die Blauen, so streiten in byzantinischen Blättern jetzt die Freunde und die Gegner des leitenden Generals darüber, und als aus wohlthätiger Ferienruhe die Volksvertreter wiederkehrten und nach der Leipzigerstraße geschäftige Schritte lenkten, da steckten auch sie bald die Köpfe zusammen und fragten bänglich: Wer soll zerschmettert werden?

Das Wort, das im März 1890 den Provinziallandtag von Brandenburg erschreckte, ist diesmal nicht gefallen. Wohl aber hat der Kaiser in ungewöhnlich kräftigen Ausdrücken den Widerstand zurückgewiesen, den höhere Offiziere der Militärvorlage entgegenstemmen sollen. Nun weiß man aus einer der vielen Reden des Reichskanzlers, daß von 31 militärischen Gutachten zehn sich gegen die Einführung der zweijährigen Dienstzeit ausgesprochen haben, aber man weiß nicht das Geringste von einer offenen oder geheimen Agitation höherer Offiziere gegen die Militärvorlage. In dieser Verlegenheit hat die Presse, die lieber zehnmal lügt, als daß sie einmal ihre Unwissenheit gesteht, zu einem alten und oft erprobten Mittelchen gegriffen: aus ihrer Rumpelkammer hat sie den schwarzen Mann hervorgesucht und eilfertig verkündet, das Ziel des kaiserlichen Zorns sei Graf Waldersee, der Kommandeur des neunten Armeecorps.

Mit einiger Bestimmtheit darf man annehmen, daß diesem liebreichen Bemühen die offiziöse Hilfe nicht gefehlt hat. Nach dem Fürsten Bismarck, vor dem die Kreaturen nicht ohne Grund noch immer zittern, ist Graf Waldersee in der Wilhelmstraße der bestgehaßte Mann, und wenn die Zeit der Enthüllungen gekommen sein wird, dann wird man auch erfahren, wie gegen den Mann in Altona mit Zeitungausschnitten und Klatschgeschichten operirt worden ist, wie man ihm Fallen gestellt und ihn zur Strecke zu bringen eifrig versucht hat. Die Herren fürchten einen klugen Chef, der ihrer Herrlichkeit ein Ende machen könnte, und deshalb haben sie auch jetzt wieder das Gerücht von einer Ungnade des Grafen Waldersee ausgesprengt, obgleich sies besser wissen mußten. Niemals und nirgends hat der Graf seine Ansicht über die Militärpläne des hoch gestiegenen Kameraden von der Infanterie ausgesprochen; und in der That hat denn auch diesmal der Grimm des ehemaligen Kommandeurs des zehnten Corps sich nicht gegen den Kommandeur des neunten Corps gerichtet, sondern — gegen den Freiherrn Friedrich Karl Walter Degenhard von Loë, den Kommandeur des achten Corps. Drei kommandirende Generäle im Kampfe um die politische Macht: das hat für 1893 kein hundertjähriger Kalender uns in Aussicht gestellt.

Irgend einen Schritt, der Tadel verdiente, hat der General von Loë nicht gethan. Er ist, als er zur Neujahrsgratulation nach Berlin befohlen war, zum Grafen Caprivi gefahren und hat ihm, in langer Unterredung, die Schwierigkeit der Lage vorgerückt; es wird sogar behauptet, er habe den Reichskanzler diskret, aber energisch zum Rücktritt gedrängt. Wenige Stunden später hielt der Kaiser dann die Rede gegen die Opposition hoher Offiziere, die Rede, die zugleich auch mit allem Nachdruck die Möglichkeit eines Zurückweichens in der Militärfrage bei Seite stieß. Und nun trat in der offiziösen Taktik sofort ein Wechsel ein: man begann die Dinge so darzustellen, als ob, trotz den entschiedenen und unzweideutigen Worten des Kaisers, ein Ausgleich möglich und leicht zu finden sei. Natürlich ist das ein plumper Schwindel. Der Kaiser hat sich für die Militärvorlage in ihrer jetzigen Gestalt erklärt; er kann und wird nicht mit der Auflösung des Reichstages zögern, wenn nicht im letzten Augenblicke noch eine Mehrheit zusammengetrieben wird. Dafür aber sind die Aussichten heute geringer als vor den Ferien, denn die Wähler wünschen nicht, daß ihre Vertreter dem

Grafen Caprivi durch Dick und Dünn folgen, und das Centrum hat in dem General von Loë endlich einen Kandidaten gefunden.

Es ist nicht wunderbar, daß in unseren Generälen der politische Ehrgeiz rege geworden ist, seit ein General die Geschicke des deutschen Reiches lenkt, ein Mann, der fast ausschließlich bei der Truppe seine Erfahrungen gesammelt hat und dem der nüchterne und klare Moltke den Anspruch auf seine Nachfolge versagte. Graf Waldersee hat sich im militärisch-diplomatischen Dienst versucht, er hat viele Länder gesehen und mit mannigfachen Interessen sich erfüllt, er galt als der designirte Führer der deutschen Heere in einem künftigen Kriege, bis der Kaiser vor zwei Jahren ihn als den Führer nur einer Armee bezeichnete. Er würde unter allen Umständen auch als der fähigere Kanzler neben dem Grafen Caprivi gelten, wenn er nicht, mit Recht oder mit Unrecht, im Geruche der Orthodoxie und des Antisemitismus stände. Mit solchen Schwierigkeiten hat der General von Loë nicht zu kämpfen; er entstammt einem katholischen Reichsfreiherren-Geschlecht, er hat studirt, hat an den Kriegen Rußlands gegen Schamyl und die Tscherkessen Theil genommen, er war in Paris Militär-Attaché und zu alledem bringt er einen gerade jetzt kaum zu überschätzenden Vortheil mit: er ist der Vertrauensmann des Centrums und durch seinen Mund haben Die um Huene zum Reichskanzler gesprochen.

Wo Einer sündigte, da wird er gewöhnlich auch gestraft. Der militärische Kanzler, der in der Armee so gar nicht populär ist, hat sich allzu eifrig bestrebt, die Wünsche des Centrums zu erfüllen, und nun könnte es ihm begegnen, daß gerade das Centrum ihn im Stiche läßt. Den schwarzen Herren, namentlich denen aus dem Süden, dämmert offenbar jetzt die Erkenntniß auf, daß ohne ernstliche Gefahr das Spiel nicht fortzuführen ist. Durch fälschende Preßkünste und heitere Reden hat man lange genug versucht, Zufriedenheit zu heucheln; endlich aber ist es doch gekommen, wie es kommen mußte: als in vielstelligen Ziffern die Politik Caprivi dem Volk vor Augen stand, da nahm die Seligkeit ein jähes Ende und immer lauter wurde der Wunsch nach neuen Männern. Das Centrum ist gewiß keine Partei, die den nationalen Gedanken mit besonderer Wärme vertritt; aber im Centrum sitzen Landwirthe, die für die mit jedem Tage deutlicher hervortretenden Nachtheile der Handelsverträge Verständniß haben; Finanzpolitiker, denen der jährliche Verlust von mehr als

vierzig Millionen — so viel etwa geht seit der Aenderung des Zolltarifs dem Reichsbudget verloren — nicht als eine Kleinigkeit erscheint; ängstliche Reichsboten, denen bei streng gouvernementaler Haltung ihre Mandate entgehen könnten, und kluge Männer, die unruhig fragen, wo für die rathlos von Ast zu Ast hüpfende Staatskunst schließlich ein Ruheplätzchen zu finden sein wird. Aus diesen Stimmungen ist das Zaudern und Zagen der sonst so schnell entschlossenen ultramontanen Partei leicht zu erklären: die Herren würden für die Militärvorlage allenfalls zu haben sein, aber sie tragen Bedenken, sie einem Staatsmanne zu bewilligen, der das Vertrauen ihrer Wähler nicht mehr besitzt.

Graf Caprivi hat abgewirthschaftet, und ihn im Amte zu erhalten, bemüht sich eigentlich nur noch die freisinnige Partei, deren Bundesgenossenschaft er im Februar 1891 als unheimlich bezeichnete. Daß es ihm noch einmal gelang, für ein fast beispiellos unpopuläres Gesetz vor der Oeffentlichkeit das Ansehen des Kaisers einzusetzen, das war sein letzter, war ein nicht neidenswerther Triumph. Mag er nun glauben, der Reichstag werde sich am Ende doch einschüchtern lassen und für unerhebliche Konzessionen eine Militärreform bewilligen, die in den Kreisen der Armee selbst vielfach als eine reformatio in pejus betrachtet wird, oder mag er wähnen, durch seiner Rede Gewalt und eine zündende Wahlparole einen für seine Zwecke besser geeigneten Reichstag finden zu können —: seine Zeit ist vorbei und das kleinste Hinderniß wird ihn zum Straucheln bringen. Das Deutsche Reich braucht gute Institutionen, aber es braucht noch viel mehr fähige Personen, und daß die heute fehlen, wird höchstens noch in Leitartikeln bezweifelt, wo man mit taktischen Kniffen und Pfiffen sich höchst diplomatisch dünkt.

Mit einiger Beschämung hat man im Reichsanzeiger die sorgfältig mit laufenden Journal-Nummern versehenen Aktenstücke über die angeblichen Welfenfonds-Quittungen gelesen. Vier Tage haben die Leiter der deutschen Politik gebraucht, bis sie nach Bern die Weisung gelangen ließen, der deutsche Gesandte möge den Verkehr mit dunkelen Abenteurern abbrechen, und auch dann hat dieser Verkehr sich noch zwei weitere Wochen hingezogen. Ein Kanzleibeamter ist nach Zürich geschickt worden, um der Verbrennung gefälschter Quittungen beizuwohnen, — und gar nicht weit vom Auswärtigen Amt wohnt doch ein Minister,

der über die Art, wie Welfenfonds-Zuwendungen quittirt wurden, die beste Auskunft geben konnte. Das Schlimmste aber ist, daß Herr von Bülow, der in Bern eine so erstaunliche Ungeschicklichkeit bewies, fünf Monate später zum Nachfolger des klugen Herrn von Schloezer in Rom ernannt und dazu ausersehen wurde, mit schlauen Kardinälen und Eminenzen politische Geschäfte einzufädeln. Deutlicher konnte das Leitwort nicht illustrirt werden, das hier vor Monaten schon verkündet wurde: Wer was kann, der muß fort. Der Herr, der bei den Wiener Tarifverhandlungen den deutschen Vertretern am meisten „über" war, ist heute Oesterreichs Botschafter in Berlin; Herr von Schloezer ist zur Unthätigkeit gezwungen, der feine Herr von Radowitz aus dem Wetterwinkel am Goldnen Horn entfernt. Wo sind die Männer, auf die das Deutsche Reich mit Zuversicht rechnen kann, sobald am politischen Himmel auch nur das kleinste Wölkchen aufziehen sollte? Das Barometer in der Wilhelmstraße zeigt drohende Stürme erst an, wenn es zum Bergen der Segel bereits zu spät geworden ist.

Es soll Niemand zerschmettert werden. Aber die Schatten an der Wand des Kanzlerhauses mehren sich und wieder beginnt man, ganz wie vor drei Jahren, von kommenden Männern zu munkeln. Damals wurde die dreiste Lüge verbreitet, Fürst Bismarck sei Morphinist geworden, er könne nicht mehr zusammenhängend sprechen und meide deshalb den Aufenthalt in Berlin. Heute wird Graf Waldersee als ein gefährlicher politischer General verdächtigt, der beinahe mit Boulanger-Mitteln allerlei geheimnißvolle Zwecke verfolgen und sich auf die Rolle des Retters vorbereiten soll. Die Acteurs sind in beiden Intriguen-Komödien die gleichen und die allernächste Zeit wird lehren, ob sie den gleichen Erfolg haben werden; jedenfalls wird es nöthig sein, ihnen früh auf die Finger zu klopfen, ehe nach Herrn Miquel auch die anderen fähigen Männer aus der Intimität des Monarchen verdrängt sind. Soll auch der dritte Kanzler im neuen Reich durchaus Uniform tragen, dann ist dem deutschen Volke ein politischer General immerhin lieber als ein unpolitischer Troupier, der ruhig schlafen geht, wenn er die Unterschrift des Kaisers in der Aktenmappe hat.



Windscheid.

Es war vor etwa 18 Jahren; ich war eben zum Amtsrichter in Mannheim ernannt worden und hatte die Abhandlung über den dinglichen Vertrag veröffentlicht. Das Thema hatte mich von jeher besonders angezogen: es war ein Punkt, wo römisches und französisches Recht sich zweiten und wo das französische Recht einen Spiritualismus in das Verkehrssystem gebracht hat, der mich äußerst anzog. Das römische Recht verlangt, wenigstens in der Entwickelung, die für unser Recht maßgebend geworden ist, zum Uebergang des Eigenthums den Uebergang des Besitzes. Das ganze Mittelalter hat gegen diesen Satz gekämpft, und im französischen Recht hat schließlich die große Idee triumphirt: der bloße Vertrag, auch ohne jede faktische Sacheinwirkung führt den Umschwung des Eigenthums herbei, und so kann ich über Sachen disponiren, die in der sibirischen Steppe oder in der Wüste Kalahari liegen. Doch ich will nicht vom dinglichen Vertrag, ich will von Windscheid sprechen. Ich sandte ihm die Abhandlung, weil ihn als ehemaligen französisch-rechtlichen Juristen der Gegenstand interessiren mochte.

Da erhielt ich von ihm einen äußerst anziehenden und ermunternden Brief: er war für mich das Signal, bei der Wissenschaft zu bleiben und die vielseitigen Anregungen der Praxis zur wissenschaftlichen Gestaltung zu benutzen. Ich habe dem freundlichen Forscher niemals diese freudige Aufmunterung vergessen, wenn auch späterhin unsere Wege weit auseinandergingen.

Windscheid hatte vor vielen Andern den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß er nicht von einem Recht allein ausging und daß gerade das französische Recht zugleich der Ausgang seiner juristischen Bildung war: das französische Recht mit seiner reichen Praxis, mit der Fülle seiner neuen Probleme, mit dem weltmännischen Geiste, mit der Schärfe der Konturen im Einzelnen und den schimmernden, fein nuancirten Lichtern im Ganzen, gegenüber der deutschen Jurisprudenz, die bis dato gewohnt war, grau in grau zu malen, entsprechend den weißgetünchten Wänden unserer Gerichts-

säle im Gegensatz zur bunten Farbenpracht und zum Lichtschimmer der Sainte Chapelle, in der die französischen Juristen jährlich sich zu religiöser Erbauung versammeln, bevor sie an die Arbeit gehen.

Windscheid als Rheinländer war also vom Studium des französischen Rechts ausgegangen, er hatte eine der schillerndsten und buntesten Partien des französischen Rechts, die Lehre von den Nichtigkeiten, zu fassen versucht, und von da aus waren einige Geistesblitze in das römische Recht gedrungen. Und als er Romanist geworden war, da verfaßte er seine Schrift über die Voraussetzung, weiter ausführend, was er in der Studie über die Nichtigkeiten ersonnen hatte. Ich halte den Gedanken der Voraussetzung für einen besonders treffenden und fruchtbaren, obgleich er bei unseren Juristen nicht eben viel Anerkennung gefunden hat. Auch der Nichtjurist muß, wenn er das Leben betrachtet, sofort erkennen, wie vieles unter Voraussetzungen gegeben wird: zahle ich, so gebe ich Jemandem Geld unter der Voraussetzung, daß ich ihm schuldig bin; machen sich Brautleute Geschenke, so thun sie es unter der Voraussetzung, daß der Brautstand zur Ehe führt; gebe ich Jemandem ein Geschenk, weil ich einen bestimmten Erfolg erlangt habe, so gebe ich es zugleich unter der Voraussetzung, daß ich den Erfolg wirklich erlangt habe. Der Laie wird sagen: es ist in solchen Fällen stillschweigend ausgemacht, daß im Nichtfalle das Gegebene zurückerstattet werde; damit drückt der Nichtjurist nur auf einem Umweg aus, was der Jurist damit bezeichnet, daß die Sache unter einer Voraussetzung gegeben ist. Diese Voraussetzung ist nämlich nicht gleich der Bedingung: habe ich unter einer Bedingung gegeben, so ist das Eigenthum nicht übergegangen, wenn die Bedingung nicht eintritt; habe ich unter Voraussetzung gegeben, so ist das Eigenthum übergegangen, und im Nichtfalle hat der Empfänger lediglich soviel herauszugeben, als er noch durch die Gabe bereichert ist. Oder sagen wir: die Voraussetzung schließt die Erklärung der Vertragspersonen in sich, daß sie die Bedingung für erfüllt halten wollen; „voraussetzen" heißt, den Fall als gegeben erachten; darum tritt bei einer Gabe unter Voraussetzung mit Recht eine stärkere Wirkung ein als bei der Gabe unter Bedingung.

Eine zweite Lehre Windscheids scheint gleichfalls aus der Berührung mit dem französischen Recht erwachsen zu sein: die Lehre vom Anspruch. Auch diese Lehre ist glücklich und fruchtbar. Die Gerichtsverfassung kann nämlich bei einem Volke so geartet sein, daß bestimmte Klagschemata gegeben sind, in die dann alle Prozesse hineingezwängt werden müssen. Das war lange das römische System: es war das herrschende System zur Zeit der Blüthezeit des römischen Rechts; es hat in ähnlicher Weise in England gegolten. Die Römer nannten dies actio: sie sagten: Jemand hat actio,

d. h. für ihn steht das betreffende Klagschema bereit und er kann sich dessen mit Erfolg bedienen. Das moderne Recht hat in der großartigen Umwandlung, die es im mittelalterlichen Italien und in der Lehre der Kanonisten erfahren hat, die Schranke durchbrochen und sagt: wer einen Anspruch hat, d. h. wem die Rechtsordnung die Befugniß giebt, von seinem Mitmenschen etwas zu verlangen, der darf (wenige Ausnahmen abgerechnet) diese Befugniß durch prozessuale Klage geltend machen, ohne daß er an eine besondere Reihe von Schematen gebunden ist. Man versteht den ungeheuren Fortschritt, wenn man bedenkt, wie doch im Laufe der Zeit stets neue Ansprüche erwachsen können; die Römer und Engländer mußten sich hier mit Einschaltungen und Fictionen behelfen, wir brauchen das nicht. Windscheid hat nun das Verdienst, diesen Unterschied mit großer Klarheit ausgeführt und dem modernen Recht den Begriff des Anspruchs gegeben zu haben. In Rom mußte man, um gegen den widerspänstigen Gegner prozeßrechtlich durchzudringen, eine actio haben, d. h. es mußte Einem ein Klagschema zu Gebote stehen; bei uns genügt es, wenn man den Anspruch hat: für jeden Anspruch steht der Prozeß zu Gebot.

Mit Voraussetzung und Anspruch ist die eigentlich bahnbrechende Thätigkeit Windscheids erschöpft. Darüber hinaus liegen seine Pandekten: hiermit hat er eine Bahn betreten, die für sein ganzes Wirken verhängnißvoll geworden ist.

Es giebt Geister, die in bestimmten Jahren von einer solchen Sehnsucht nach Ebenmaß und Harmonie, nach Ruhe und Ordnung heimgesucht werden, daß sie den stürmischen Produktionstrieb in sich zurückdrängen und, in der Meinung, daß es sich um Reife und Ausklärung handle, den Gehalt an neuen Ideen in sich austrocknen lassen; so daß die in ihnen schlummernden Keime überhaupt nicht herauskommen oder doch nur in so destillirten Sublimaten, daß sie keinen rechten Körper mehr haben und wie eine Wolke verfliegen. Das ist die Klippe, an der viele ausgezeichnete Geister gescheitert sind. Die schönen Anfänge, die Goethe dem deutschen Drama gegeben, sind stecken geblieben, als er im Uebermaß des Hellenismus seinen Shakespeare vergaß und marmorkalte Stücke, wie Tasso und Iphigenie, schrieb und als aus dem jugendlichen Schwärmer der bedächtige alte Goethe wurde; Schillers genialische Geistesgährung, die in der wunderbar ergreifenden Verzweiflungszene des Franz Moor ausbricht, hat in den matten, phrasenhaften, dialektischen Monologen der Jungfrau, des Tell und Wallenstein Kraft und Nachdruck verloren; und gar mancher ideenreiche Mensch bricht aus übermäßiger Aengstlichkeit frühzeitig mit einer vielversprechenden und verheißungvollen Periode des Gestaltens. O wenn doch alle diese Geister sich den goldnen Satz vor Augen stellten: die innere

Gluth macht den großen Künstler und Forscher, nicht ein peinliches Klügeln; die Begeisterung giebt der Sprache die richtigen Töne, nicht kühles, vornehmes Wesen und ängstliches Vermeiden aller kräftigen Farbenwirkung. Mit der Kälte und Farblosigkeit zieht Oede und Leere in die Welt ein und das frische Leben erlischt unter dem unbarmherzigen Messer des Anatomen.

Bei keinem Juristen hat sich dieser Entwickelungfehler so gerächt, wie bei Windscheid. Aus dem kühnen Juristen, der uns mit den Ideen der Voraussetzung und des Anspruchs bereichert hat, ist ein überaus peinlicher Grübler geworden Allerdings schon frühzeitig regte sich bei ihm der Trieb, die Begriffe in feinster Weise zu zerlegen; schon in seiner Basler Periode; Bachofen erzählte mir seiner Zeit manches davon.

Dieser Grübelsinn hat bald überwogen, und schon in den besten Jahren hat er den Forscher vom schöpferischen Weg abgelenkt und die bildende Kraft Windscheids zu Grabe getragen.

Grübelei und Dialektik können im Rechte nicht frommen, wenigstens nicht, wenn sie nicht mit anderen Geistesenergien verbunden sind.

Das Recht ist ja nicht ein aus losen Theilen bestehender Mechanismus, sondern etwas einheitlich Organisches, wo Alles in einander wirkt und kein kleinster Theil ohne den Zusammenhang des Ganzen verstanden werden kann. Das Recht ist zugleich ein geistiges Gebilde, das nicht durch verstandesmäßige Zergliederung allein, sondern nur durch Anempfinden und lebendiges Durchdringen völlig erfaßt werden kann.

Nach beiden Seiten hin hat Windscheid gefehlt. Zwar hegte er die kräftige Bestrebung, alle Theile des Rechtes in ein System zusammenzufassen; allein die Systematik ist lediglich die Darstellung des Rechts im Stande der Ruhe: für den Juristen wie für den Techniker ist es aber am wichtigsten, das Gesammtwesen in seinen Funktionen zu betrachten, und nur derjenige kann in der Entwickelung des praktischen Rechts Dauerndes leisten, dem es gelungen ist, das Recht in seinen Lebensäußerungen zu durchschauen und danach zu beurtheilen, wie die einzelnen Theile zum Gesammtleben des Rechts beizutragen haben. Dazu gehört aber nicht nur ein kritischer Verstand, sondern Phantasie und eine geübte und gerade auf das Rechtliche hin gewandte, mit rechtlichen Vorstellungen erfüllte Phantasie. Die Gabe der Phantasie hat aber Windscheid, soweit er sie besessen, in steter Selbstzucht dem grübelnden Verstande geopfert; mehr und mehr, je mehr die Erinnerungen an die französische Jurisprudenz mit ihrem unvergleichlichen Konzentrationsvermögen in ihm erloschen. Um ein Beispiel zu geben: der Jurist spricht von Geschäftsführung oder negotiorum gestio. Wer über dieses Gebiet sprechen will muß zunächst klar ins Leben schauen, wie die Menschheit zur Geschäfts-

führung gekommen ist und täglich noch kommt: immer giebt es Fälle, wo man im Leben nicht für sein Interesse zu sorgen vermag und wo die thätige Liebe eingreifen muß, um den Nothfall zu decken; wer hier eingreift, hat die Befugniß, vollen Ersatz für vernünftige Auslagen von dem zu erlangen, dessen „Geschäft er geführt" hat. So habe ich die ganze Geschäftsführung auf die Idee der Menschenhilfe im Privatrecht zurückgeführt und daraus die Eigenartigkeit des Geschäftsführung-Verhältnisses entwickelt. Daher auch die selbstverständliche Voraussetzung: es muß ein Nothfall vorliegen, und wenn mir Jemand heute einen neuen Winterüberzieher bringt und die Rechnung dazu mit der Erklärung: „Ich habe ihr Geschäft geführt und will meine Entschädigung," so kann ich bestens dafür danken. Nichts derartig Anschauliches, die Lebensfunktionen Darstellendes finden wir in Windscheids Pandekten. Da steht die Geschäftsführung unter den Forderungsrechten aus vertragsähnlichen Gründen. Da heißt es (§ 430): Die Aufopferung des Geschäftsführers muß im Interesse des Geschäftsherrn gelegen haben; das gelte für ihr Maß, und es gelte für die Vornahme gerade durch den Geschäftsführer. In einer Note ist nun allerdings beigefügt, daß eine Geschäftsführung dann nicht vorliege, wenn man selbst das Geschäft hätte ausführen können und darum an der Ausführung durch den Anderen kein Interesse hatte. Aber das ist nichts, was nebenbei gehört, das ist das Herz der Sache. Und von einer Diskussion dessen, was dem Leben frommt, von einer Zurückführung der Institute auf die Postulate des Lebens finden wir bei Windscheid recht Spärliches. Ganz anders der größte Pandektist unserer Zeit, Heinrich Dernburg. Welches Kapitel seiner Pandekten man aufschlägt, überall ist der praktische Zug, d. h. die Konzentration, die von dem Organ zu seinen Funktionen, von der Einzelheit zum lebendigen Walten des Rechtes losstürmt, ersichtlich.

Dies führt uns auf den zweiten wesentlichen Mangel Windscheids. Vor lauter Gewissenhaftigkeit, vor lauter Streben, den festen Grund nicht zu verlieren, verwarf er das Anempfinden des Rechts; es war ihm nicht akademisch sicher genug, seinem Empfinden einen Spielraum einzuräumen: daher lediglich Verstandesprüfung nach strengen logischen Gesetzen. Aber keine schöpferische Kraft kann mit dem bloßen Verstand arbeiten und der geniale Physiologe muß mit lebendigem Instinkt das Richtige erkennen, bevor er zum exakten Beweise kommt; noch mehr der geniale Jurist. Es wäre sonst unmöglich gewesen, daß Windscheid ganz innerlich zerfallene und aus unserm Denken und Fühlen entschwundene Dinge als praktisches Recht gelehrt hätte, wie z. B. die Bestimmungen Justinians über das Notherbrecht. Sollte man glauben, daß heutzutage noch die Meinung vertheidigt werden kann, es genüge nicht, wenn der Erblasser bei einem Vermögen von

100 000 Mark im Testament seinem Sohn 90 000 Mark zuwendet; er müsse noch ausdrücklich sagen: der Sohn soll Erbe sein; so daß, wenn er es nicht gesagt, der Sohn das Testament anfechten könne. Solches kann man doch nur behaupten, wenn man der heutigen Rechtsauffassung und dem heutigen Volksbewußtsein die Bedeutung für die Rechtsbildung abspricht. Wie glänzend und siegreich ist hier nicht die Ausführung Dernburgs!

Natürlich hängen diese Irrthümer Windscheids mit andern Irrthümern zusammen; denn irrige Grundanschauungen bedingen nach allen Seiten irrige Konsequenzen. Ein Hauptirrthum, nicht nur Windscheids, sondern der ganzen Periode, der Windscheid angehört, ist der Irrthum, man habe seiner Zeit das römische Recht in seiner Gesammtheit für Deutschland angenommen, so daß nicht mehr zu prüfen sei, ob ein bestimmter Theil in unser Rechtsbewußtsein übergegangen ist oder nicht — ein verhängnißvoller Irrthum: wenn auch jene Männer, die uns das römische Recht brachten, dereinst geglaubt haben, das reine Recht der Römer anzunehmen, so haben sie es doch so sehr mit ihren eigenen Verkehrsgedanken durchdrungen, daß es unter ihren Händen zu etwas ganz anderem wurde. Als man später, kritisch sichtend, das reine römische Recht wieder abklärte, so hätte man dieses theoretische römische Recht unter die historischen Erscheinungen einreihen sollen; statt dessen glaubte man dieses so schön geläuterte System an Stelle des Rechts setzen zu dürfen, wie es im deutschen Volksleben unter dem Einfluß der Romanisten geworden war. Daher eine völlige Entfremdung zwischen Theorie und Praxis, bis in einzelnen Punkten die Praxis ihr gutes altes Recht aufgab und vor der Lehre der neueren Romanisten die Waffen streckte.

Ein anderer Irrthum ist der Irrthum im Interpretationsrecht; daß der Ausleger des Gesetzes die Hirnstränge des Gesetzgebers mit dem Mikroskop zu prüfen habe, um zu sehen, was er sich jeweils bei dem Gesetze gedacht! als ob das Gesetz nur so auf höhere Eingebung vom Gesetzgeber gebracht würde und der Gesetzgeber nicht vielmehr von den Ideen und Bestrebungen seiner ganzen Zeit erfüllt wäre, die sich in seinem Werke unbewußt wiederspiegeln. Nun hat in letzterer Beziehung allerdings Windscheid einigermaßen der richtigen Lehre Konzessionen gemacht: der Jurist habe den unklaren Gedanken des Gesetzgebers klar zu denken und auszubilden; allein diese Konzession war doch nur eine minimale, und die Art, wie er mehrfach gesucht hat, die Hirnoperationen des trockenen welthistorischen Philisters Justinian zu analysiren, muthet uns nicht sehr an.

So ist das Windscheidsche Lehrbuch ein Herbarium geworden, ein Herbarium mit sauberen, hübsch ausgetrockneten und gut präparirten Pflanzeneinlagen; alle paar Jahre neu gereinigt, neu präparirt und mit neuen Einlagen bereichert; und wenn man nachsehen will über irgend eine

Pflanzenspezies im großen Lande des Pandektenrechts, so findet man an der betreffenden Stelle des großen Herbariums die getrockneten Stengel mit zierlich bewahrten Staubfäden und Pistillen; man findet allerdings nichts vom Blüthenduft mehr: der Kampher, der die Sammlung sorgfältig vor den Angriffen der eindringenden Gährungsbazillen schützt, schlägt überall durch, und je älter das Lehrbuch wurde, um so mehr machten sich die antiseptischen Ingredienzien des fleißigen Konservators bemerklich.

Windscheid, sagte mir einst Bachofen, ist eine ahistorische Person; er wollte energisch ausdrücken, daß es Windscheid am lebendigen historischen Sinn fehle. Diesem Urtheil wird Niemand entgegentreten; allerdings hat sich in den früheren Jahren, als Windscheid die actio schrieb, und noch mehr, als er im französischen Recht arbeitete, auch die geschichtliche Rechtsauffassung bei ihm lebhafter geregt. Aber dies ist mit Anderem abgestorben, als Windscheid seine Pandekten schrieb. Ein solches Abkehren vom Wesen der historischen Erscheinung, eine solche Verkennung des lebendigen Bildungtriebs im Recht, das, aller Theorien spottend, sich stets frisch und neu gestaltet, und was gestern herrschte, heut in den Staub stößt, — eine solche Verkennung ist uns heutzutage fast so schwer verständlich, wie der Enthusiasmus Vangerows über die verquickten Sätze des römischen Erbrechts. Das Historische im Recht machte bei Windscheid keinen sehr nachhaltigen Eindruck; es war, als ob der Zeitsinn, d. h. der Sinn für den welthistorischen Zug des menschlichen Geistes, in ihm nur gelinde und gedämpft waltete. Auf welche Weise er Werke, die ganz vom welthistorischen Zuge durchdrungen sind, wie meinen Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz, aufgenommen hat, ist mir nicht bekannt geworden; unsere Wege waren schon damals ziemlich geschieden, das Werk hat jedenfalls die geistige Scheidung vollendet. Er wird meine Schrift bei Seite gelegt haben, mit einem wehmüthigen Lächeln darüber, daß ein Jurist, von dessen Leistungen er sich einst nichts geringes versprach, auf solche Abwege gerathen sei. Und gar noch Poesie im Recht und Recht in der Poesie! Shakespeare als Jurist! all das mußte dem großen Konservator der getrockneten Pandektenschätze als überaus bizarr und seltsam erscheinen.

Anerkennenswerth ist es, daß Windscheid bei seinem Mangel an historischem und philosophischem Sinn sich nicht in den weiten Ozean der Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie verloren hat. Seine Selbstbeschränkung war seine Stärke, wie sie auch seine Schwäche war. Ohne historisches und philosophisches Wesen ist eine tiefe Rechtserfassung allerdings nicht möglich; aus dem bloßen römischen Recht, ohne tiefe germanistische Studien, ist ein Einblick in unser Recht nicht zu gewinnen, das Civilrecht ohne Prozeßrecht zu erfassen, führt zu den größten Einseitigkeiten; im Strafrecht findet nicht

nur das Civilrecht, sondern auch unser ganzes Kulturbestreben eine mächtige Stütze. Wer sich fest auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, wird vielleicht eine Literaturkenntniß erwerben, die einem Bibliothekar zur Ehre gereicht, aber er wird keinen Ueberblick über das Ganze gewinnen und so nur einzelne Theile in der Hand halten ohne Erfassung des lebendigen Geistes.

Einmal nur meines Wissens hat sich Windscheid auf die gefährliche Bahn begeben, über diese Dinge zu urtheilen, in seiner Leipziger Rektoratsrede über die Aufgaben der Rechtswissenschaft, vom Jahre 1884. Ueber diese werden selbst manche der begeisterten Windscheidverehrer in der Stille den Kopf geschüttelt haben. Wenn er sich selbst von tiefen historischen Forschungen und von philosophischen Reflexionen fern hielt, so war es doch seltsam, zu erklären, daß die Geschichte und Philosophie des Rechts eigentlich aus der Rechtswissenschaft herausfalle und die Rechtsgeschichte nur insofern hinzugehöre, als sie für das praktische Recht bedeutsam sei. So wird denn auch die vergleichende Rechtswissenschaft mit dem Trostworte bedacht, daß sie eher Kultur- als Rechts-Geschichte sei. Aber auch als Gesetzgeber hätten sich die Juristen zu bescheiden; aus welchen Gründen die Ehe geschieden werden dürfe, ob die gewerbliche Thätigkeit rechtlich zu beschränken, wie der Checkverkehr zu regeln sein: darüber habe der Jurist nicht die ausschlaggebende Stimme. Es wird heutzutage kaum erforderlich sein, derartige seltsame Aufstellungen zu widerlegen. So lassen wir Rechtbeflissenen uns nicht eine Thür nach der andern zuschlagen, um im hintersten Kämmerlein, wo schließlich die Drähte zusammenlaufen, den Organismus des Rechts zu lenken. Wer im Familienrecht etwas leisten will, der muß wissen, wie die Ehe in unserer sozialen und ethischen Kulturordnung begründet ist; er muß wissen, ob sich die Ehe mehr einer Herrschaft oder mehr einem freien Verhältniß der gegenseitigen Liebe nähern soll, er muß darum wissen, ob die Lösbarkeit in der einen oder anderen Weise unserer Kulturordnung gemäß ist; und wer über die Erlaubtheit oder Nichterlaubtheit der trusts und der Koalitionen von Gewerbtreibenden Bestimmung treffen will, der muß als Jurist einen Einblick gewonnen haben in das Wesen des sozialen Getriebes und in das, was das Recht hier zu wirken hat. Solche Aufstellungen charakterisiren eben gerade jene eingetrocknete Methode der Jurisprudenz, die nur die Rechtsfaser in Betracht zieht, nicht den Saft, der aus den Lebensverhältnissen kommt und sich im Körper der Pflanze neu gestaltet.

Hat hier das Schifflein Windscheids Schiffbruch gelitten, so hat er schon 6 Jahre früher im Civilrecht Behauptungen aufgestellt, die seine lebhaftesten Verehrer verblüffen mußten. Man denke sich den Fall: ich gebe einem Commis eine schriftliche Vollmacht, für mich zu handeln, sage ihm aber später unter 4 Augen (nicht gerade aus Arglist, aber weil ich mich

bei der Vollmacht übereilt habe), er soll bei dem Geschäftsabschluß gewisse, in der schriftlichen Vollmacht nicht gegebene Schranken einhalten. Hier werden die Wenigsten zweifeln, daß ich gebunden bin, wenn der Commis Jemandem die schriftliche Vollmacht vorlegt und im Bereich dieser Vollmacht Geschäfte abschließt. Weit gefehlt, meint Windscheid; ich bin nicht gebunden, wenn er über die Geheiminstruktion hinausgeht. In seiner Schrift über Wille und Willenserklärung S. 24 ist zu lesen:

„Dann aber sehe ich auch keinen Grund ein, weswegen der von dem Bevollmächtigten gegen die Instruktion abgeschlossene Vertrag für den Aussteller der Vollmacht verbindlich sein sollte. Er ist doch eben nicht mit seinem Willen abgeschlossen worden, und die Behauptung, daß er dennoch an denselben gebunden sei, weil der andere Kontrahent habe annehmen müssen, daß der Vertrag mit seinem Willen abgeschlossen werde, ist eben — Behauptung". Eine Argumentation, so recht dem Geiste des fleißigen Rechtskonservators Windscheid entsprechend; eben so wie die besondere Hervorhebung des Satzes, daß das Verkehrsbedürfniß keine Rechtsquelle sei (S. 12 ebenda). Damit wird der rechtsschöpferischen Kraft der Jurisprudenz aus den Aufgaben und Resultaten des Verkehrs heraus der Laufpaß gegeben, und wir werden auf die Brosamen verwiesen, die einst von der Rechtstafel der Römer fielen und in der Sammlung des Corpus juris ziemlich gut erhalten auf uns gekommen sind. Haben so die großen römischen Juristen geschaffen? und sind sie nicht unsere Vorbilder? Ist dies das Verfahren der großen englischen Kanzler gewesen, wie Lord Hardwicke und Lord Eldon? Oder die Argumentation des Seinetribunals, aus dessen Jurisprudenz ein ganzes Füllhorn neuen Rechts hervorging?

So weit ist der ehemalige französisch-rechtliche Jurist von seinem Ausgangspunkt abgekommen! Aber auch andere Argumente dieser Schrift sind gleichen Gewichts; was er gegen einen Juristen von dem praktischen Rechtsgenie eines Otto Bähr vorbringt, ist besonders matt und fahl.

Daß ein in diesem Maß dem schöpferischen Recht und dem Rechtsleben abgekehrter Geist zur Schöpfung des deutschen Civilgesetzbuches herangezogen wurde, war kein glücklicher Griff; der Einfluß seines Lehrbuchs war in vielen Punkten verhängnißvoll: der Geist seines Werks waltet wie eine Wolke über vielen der langen, langen Sätze und scholastischen Distinktionen mit der ausgetrockneten, abstrakt deutschen Sprache des Entwurfes erster Lesung; es wird ein ordentliches Stück Arbeit sein, in der zweiten Lesung recht tüchtig Windscheids Wesen wieder herauszuredigiren.

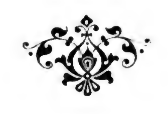
Uebrigens wäre es ein Unrecht, wollten wir den ariden Zug Windscheidischer Leistung nur seiner Geistesanlage und der unrichtigen Geistesbehandlung zuschreiben, kraft deren sein innewohnender Genius

erlahmen mußte. Vieles haben allerdings diese beiden Dinge verursacht, namentlich das letztere, und ich habe mich niemals versucht gefühlt, dasselbe Experiment an mir zu versuchen, so sehr ich hätte glauben dürfen, daß der Mann, dessen ganzes Wesen Maß, Zurückhaltung und abgerundete Ausdrucksweise bedeutete, mir dies als Fortschritt und Läuterung anrechnen würde. Vieles aber lag in seiner Zeit. Wenn man die Vangerowsche Periode der Rechtsbehandlung noch miterlebt hatte, so mußte man die Periode Windscheid mit ihrer unzweifelhaft feineren, tiefer gehenden und kritischeren Dialektik als großen Fortschritt betrachten; und sein Lehrbuch hat immerhin Viele zu einer gereifteren Auffassung der Rechtsprobleme geführt und durch reiche Literaturnachweise die Kenntniß der theoretischen Arbeiten in weite Kreise getragen.

Doch schon vor Jahren nahte eine neue Epoche mit Dernburgs Preußischem Privatrecht, und als Dernburg seine Pandekten schrieb, waren die schönsten Tage der Windscheidschen Pandektenherrschaft dahin.

Dem Manne selbst aber, dem wohlwollenden, in Manchem sehr tüchtigen Gelehrten, weinen wir eine stille Thräne nach. Er war kein Geist ersten Ranges, seine Schöpferkraft ist früh erlahmt, seine Werke werden künftigen Generationen als matt und bleich erscheinen, seine Argumentationen so seltsam, wie uns die scholastischen Argumentationen eines Bartolus und Baldus, hinter deren Formalismus jedoch oftmals ein reiches Maß von praktischer Rechtserfahrung und ein tüchtiger Rechtsinstinkt verborgen liegt; ein vorschauender Geist, der in die Gegenwart Ideen legt, die erst in der Zukunft aufgehen werden, ist er nicht gewesen, er hat sich schon zu seinen Lebzeiten überlebt. Aber immerhin als einem Ausläufer einer wenn auch nur sehr theilweise gesunden Epoche unserer Rechtsentwickelung wird ihm in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft sein Platz gewahrt bleiben.

Professor J. Kohler.



Das letzte Hornberger Schießen.

Von Zeit zu Zeit versammeln sich in irgend einem civilisirten Winkel unseres schmutzigen Planeten ein paar mit Gehröcken versehene Männer, von denen Jeder den geheimen Auftrag hat, ad referendum zu nehmen, was die Andern vorbringen, und das nennt man eine Münzkonferenz.

Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich davon anfange, denn es ist mir keineswegs unbekannt, wie sehr es einer eben so rührigen wie planvollen Presse gelungen ist, das liebe Publikum in einen Zustand finanzieller Erkenntniß zu versetzen, in dem der Währungmensch (mit einziger Ausnahme von Ludwig Bamberger) als ein unleidlicher Langweiler, der Bimetallist vollends aber als ein Abschaum der Menschheit erscheint. Sobald in unsern Parlamenten Ausdrücke wie „Doppelwährung" oder „Silberpreis" fallen, geht durch die freisinnigen Reihen ein nervöses Zittern der Ungeduld, ja des Unwillens. Und doch war schon die Majorität des Reichstages von 1886 bimetallistisch; nur die schroffe Haltung des Finanzministers v. Scholz, des letzten großen Wohlthäters unserer Börse, löschte die Währungfrage bis auf Weiteres von der Tagesordnung aus. Fürst Bismarck aber, obschon er die Einziehung der Thaler sistirte, war zu einer prinzipiellen Entscheidung nicht zu bewegen, und es ist richtig, daß unsre ganzen Währungschmerzen davon herrühren, daß gerade die Broschüre, die den Fürsten Bismarck überzeugt hätte, nicht geschrieben worden ist.

Auch ich will sie hier nicht zu schreiben versuchen; ich bin ein schlichter Laie, den die Noth seines Volkes dauert. Als solcher frage ich Dich, Leser, der Du mit bänglichen Ahnungen bis hierher gekommen bist: Willst Du ein kurzes Stoßgebet sprechen und Dich für wenige Minuten meiner weiteren Führung anvertrauen, gleich dem Reisenden in Rußland, wenn er über eine Brücke fahren soll? Vielleicht reut es auch Dich nicht, wenn Du glücklich hinüber bist; wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Ich will damit beginnen, die Einführung der Goldwährung durch Deutschland im Jahre 1871 jenen, glücklicherweise seltnen, politischen Maß-

nahmen zuzuzählen, bei denen die Folgen nach einer Richtung, die Niemand vermuthet hatte, in mathematischer Progression anwachsen, so daß sie zuletzt in einem furchtbaren Mißverhältniß zu dem ursprünglichen Versehen zu stehen scheinen. Ein solcher Fehler war, — um ein schlagendes Beispiel anzuführen — die englische Besiedelung von Ulster im Jahre 1610, die einen Rassenkrieg hervorrief, der fast drei Jahrhunderte lang zwei begabte Völker verwildert und vergiftet hat, ohne daß ihn 1610 Jemand kommen sah. England war das Gold, Irland das Silber. Wie die deutschen Finanztechniker im Jahre 1871 nicht entfernt an eine Befeindung des weißen Metalles dachten, nicht entfernt einen Preissturz des Silbers beabsichtigten, so waren die Staatsmänner Jakobs des Ersten den Irländern wohlgesinnt und voll von ihrem Lobe, die Irländer selbst nach mancherlei Unruhen bereit, die loyalsten Unterthanen Großbritanniens zu werden, falls ihnen nur endlich Rechtsgleichheit und der Schutz der englischen Gesetze zu Theil würde. Gerade das aber sollte nicht sein. Die Londoner Kommission stieß den sehr verständigen Besiedelungplan Chichesters um. Sorglos, weil man glaubte, sich das erlauben zu dürfen, wurden sämmtliche Iren enteignet und hinter den bevorzugten englischen Kolonisten irgendwie abgefunden. Es war eine tötliche Beleidigung des irischen Rechtsbewußtseins und Nationalgefühls, das sich in wüthenden Ausbrüchen 1641, dann 1689 Luft machte, bis auf beiden Seiten Unrecht auf Unrecht, Greuel auf Greuel gehäuft war. Niemals werden die Irländer aufhören, home rule zu fordern; und genau so kann der Währungskrieg nur dadurch endigen, daß dem Silber sein Recht geschieht. England hat sich durch seine Habgier mehr geschwächt als genützt; so hat sich Deutschlands vorschneller Griff nach dem Reichsgold bitter am eignen Leibe gerächt, wenn man unter Nation nicht etwa blos die Potsdamer Oberrechnungskammer und die Börsenjobber, sondern vor Allem die breiten Schichten unsres produzirenden und arbeitenden Volkes versteht.

Woher der Fehler kam? Es scheint, er lag in der Luft. Frankreich war im Begriff, ihn zu machen und ist nur durch die Niederlage von 1870 verhindert worden, uns zuvorzukommen. Englands Beispiel soll Schuld gewesen sein; aber die Suprematie Englands im Welthandel lag nicht an seiner Valuta. Schon Disraëli pflegte zu sagen, daß es nicht wegen, sondern trotz seiner Goldwährung geworden ist, was es war. Die (auf Gold lautenden) englischen Pfund-Wechsel folgten eben dem englischen Handel, nicht umgekehrt; sie waren beliebt, weil sie überall gehandelt wurden; sie wurden nicht etwa gesucht, weil sie aus einer geheimnißvollen Ursache so sehr beliebt gewesen wären. Nur Eines ist sicher: daß die Börse den Gedanken der Welt-Goldwährung, sobald er auftauchte, mit feiner Witterung

ergriff und ihren Vortheil mit zäher Festigkeit ausbeutete. Sie spekulirte darauf, daß, sobald eines der beiden Metalle, die bis dahin die Grundlage des Verkehrs bildeten, geächtet war, die Kontrole über alles Baargeld sehr viel leichter fallen und die Position der Bevorzugten, die den Geldmarkt beherrschten, ganz außerordentlich an Bedeutung wachsen mußte. Der Geldwerth mußte steigen, die Preise mußten sinken. Die Kaufkraft von einer Million Mark konnte, ohne daß ihr Besitzer einen Finger rührte, auf 1½ Millionen anwachsen, wenn alles gut ging. Und es ging über Erwarten. Ludwig Bamberger rieth uns, nur ja, ohne viel nachzudenken, mit geschlossenen Augen über den schwanken Steg in die „geöffneten Arme" der Goldwährung hineinzurennen; wir würden dann konkurrenzfähig für den Import werden. Genau so ist es gekommen. Fremde Leute durften fortan mit ihren Einfuhren unsre eignen Erzeugnisse unterbieten; fremde Leute hatten unsern Markt.

Das ganze Unheil brach aber erst 1873 herein, als auch der lateinische Münzbund seine Silberprägungen einstellte. 88 Jahre lang, seit jener vielgenannten französischen Münzverordnung vom 30. Oktober 1785, die festsetzte, daß 1 Theil Gold soviel werth sein sollte wie 15½ Theile Silber, bis zum Jahr 1873 hatte der Silberpreis sein stetiges Verhältniß von 1 : 15½ bewahrt, weil es eben in dieser Zeit immer eine Reihe bedeutender Länder mit freier Silberprägung gab. Sobald diese freie Prägung im lateinischen Münzbund abgeschafft war, war auch die Probe aufs Exempel der Börse gemacht. Der Goldwerth stieg, wie er steigen mußte, das Silber sank mit allen andern Waaren. Es begann die Aera der Verkehrsstockungen und der landwirthschaftlichen Noth, jene trostlose Zeit geschäftlicher Depression, mit all der Beklemmung, all dem sozialen Elend, von der sie begleitet war: die goldne Aera des deutschen Kapitalismus. Er stand auf der Höhe seiner Aufgabe. Sofort wurde die Parole ausgegeben, daß Silber „nie wieder Geld werden" dürfe. Die metallne Basis des Weltverkehrs hatte im Jahr 1873 etwa 19 Milliarden Mark betragen (11 Milliarden geprägten Goldes und 8 Milliarden geprägten Silbers); die silberne Partie ward einfach gestrichen, Zahlungen in Silber wurden im europäischen Verkehr nicht mehr geduldet: es sollte „nur noch in Gold gehandelt werden". Schwer betroffen wurden dadurch auch die Staaten mit Papierwährung und Zwangskurs, die sich, wie z. B. Rußland, nunmehr in die Unmöglichkeit versetzt sahen, jemals zur Metallwährung überzugehn. Silber ist nicht mehr Geld, und Gold ist unerschwinglich. Der Haß, den Rußland uns nachträgt, wird nicht zum wenigsten genährt durch das Umspringen der Berliner Börse mit dem Rubelkurs. Aber es giebt Leute, die diese Position, von einem Nachbarvolk mit 80 Mill. Menschen beneidet und bitter=

lich gehaßt zu werden, überaus „günstig" finden. So sehr hat die Börsen-Presse ihre Schuldigkeit gethan. Sie hat im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte geradezu Wunder gewirkt, damit die durch einen Handstreich gewonnene Position auch behauptet werde, hat jeden Versuch zur Hebung des Silbers als einen Wahnsinn gebrandmarkt, hat jedes Tasten an den Monometallismus als ganz aussichtlos verhöhnt, bis schließlich in aller Mund ein paar eben so wohlklingende wie einleuchtende Floskeln hängen blieben, von unsrer „schönen Währung", der „Ueberschwemmung mit Silber", der „Verschlechterung unsrer Valuta" rc. Ich will die Geduld des Lesers nicht dadurch ermüden, daß ich diese Blüthen hier einzeln zerpflücke. Nur durch zwei ganz einfache, Jedermann verständliche Gedankenreihen möchte ich den Nachweis führen, einmal, daß die Idee einer „Welt-Goldwährung" an sich nicht blos ein Verleugnen aller Nationalökonomie, sondern ein Verstoß gegen die Natur selber, zweitens, daß der Hauptgrund, den die Feinde des Silbers gegen seine Wiederherstellung anführen, ein dreister Schwindel ist.

Erstens steht es fest, daß nächst einer gewissen Stetigkeit aller Verhältnisse, die immer für die Volkswirthschaft, für Handel und Wandel das Ziel aufs innigste zu wünschen bleiben wird, nichts so ersprießlich ist wie eine Aufwärtsbewegung der Preise. Diese läßt sich mitunter künstlich erzeugen durch übertriebene Spekulation; dann ist sie ungesund und führt zu Rückschlägen, die man „Krach" zu nennen pflegt und die in Deutschland in übelster Erinnerung sind; oder sie kommt auf natürlichem Wege zustande, durch Verdickung der metallischen Basis des Verkehrs, d. h. durch reicheres Gewinnen und Prägen der Edelmetalle. Das ist der Fall gewesen nach Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldfelder 1847 und 1850. Damals erlebte die Welt eine Periode steigender Prosperität, ein Aufathmen, wie wir es jetzt schon so lange Zeit vermissen und herbeiwünschen. Frisch gewonnenes und gangbares Edelmetall belebt eben immer den Verkehr, es drängt gebieterisch zum Austausch gegen Verbrauchsartikel, es erzeugt einen Geldüberfluß in den Banken und regt die Spekulation auf eine gesunde Weise an. Deshalb hat es die Natur mit den Menschen so wohlgemeint, als sie zwei Edelmetalle schuf, die bestimmt waren, einander zu ergänzen. Es war eine Gunst der Vorsehung, daß in der selben Zeit, wo die Gold-Produktion nachzulassen begann, die Silberminen von Colorado und Nevada eine so reiche Ausbeute gaben. Aber diesem Silber hat die übermüthige Menschheit den Weg in die Münzen verschlossen. Es kann seinen Beruf nicht erfüllen; der ganze Segen ist in frivoler Weise zunichte gemacht worden. Jene Silberminen müssen ausgeraubt werden, um bei dem gesunkenen Silberpreis überhaupt noch einen Ertrag zu liefern, und dieser Raubbau schafft neue Verlegenheiten. Er kommt allein den Völkern Hinter-

asiens zugute, die noch Silber prägen. Dort wird der indische Weizen dafür eingetauscht, mit dem unsere Landwirthschaft unterboten und ruinirt werden sollte, während in Deutschland die ganzen achtziger Jahre hindurch von nichts zu hören war als von den Schäden der „Ueberproduktion", die im Grunde nichts war, als eine „Unterkonsumtion", und während die Sozialdemokraten $1^1/_2$ Millionen Stimmen gewannen. Wir haben diese furchtbare Periode sinkender Preise überstanden, doch mit ungeheuren Opfern an Volkskraft, Gesundheit und Behäbigkeit, mit ungeheuren politischen Anstrengungen, um die Schäden der Goldwährung (insonderheit durch die Zölle) nur einigermaßen auszugleichen.

Nun wird, zweitens, von den Goldwährung-Leuten dauernd versucht, ihre Politik dadurch zu verschleiern, daß man den Silbersturz ein ganz auf sich selbst beruhendes „Naturereigniß" nennt. Es soll ein Zufall sein, daß 88 Jahre lang das Verhältniß von Gold und Silber immer wie $1:15^1/_2$ stand. Selten ist der Wahrheit so keck ins Angesicht geschlagen worden. Ich bitte mir, während Silber in Paris und Berlin frei geprägt wird, doch den ausgemachten Narren vorzuführen, der einen Barren Silber für 20 000 Mk. abgeben würde, während er nur an die Münze zu geben brauchte, um 30 000 Mk. dafür zu bekommen. Ein solches Monstrum giebt es eben nicht in der kaufmännischen Welt. Während Silber an einer großen Münze frei geprägt, d. h. in einem Verhältniß von $1:15^1/_2$ gegen Gold umgewechselt wird, kann es an einem anderen Ort doch höchstens um die Differenz der Fracht unter jenes Verhältniß sinken. Es konnte am Londoner Silbermarkt Jemand sagen: „Jawohl, Sie haben für 30 000 Mark Silberbarren; aber bis Sie die nach Paris schaffen, um sie an der Münze oder der Bank gegen Gold vollwerthig einzuwechseln, kostet das so und so viel; das ziehe ich Ihnen ab." So allein war es möglich, daß Silber in jenen 88 Jahren auf dem Weltmarkt um ganze Kleinigkeiten, auf 15,75, im Durchschnitt der Jahre 1841—50 bis auf 15,83 sinken konnte; doch ist ein solches Schwanken der Rede nicht werth. Es war eben ausgeschlossen, daß Silber dauernd sank, so lange der lateinische Münzbund mit Frankreich an der Spitze Silber prägte. 1873 wurde diese freie Prägung sistirt, und nun erst stürzte in 13 kurzen Jahren das Silber bis auf 1:22 und tiefer. Die Unze Silber, die durch 88 Jahre am Londoner Markt 60 Pence gekostet hatte, fiel ruckweise bis unter 40 Pence. Noch heute taumelt der Preis an dieser Grenze haltlos auf und nieder; die Börse, die ihre helle Freude daran hat, nennt das ein „Naturereigniß", und das Publikum giebt sich zum Opfer dieses dreisten Betruges her, indem es gläubig diese unsinnige Phrase nachbetet.

Wenn die Natur, d. h. die Reichlichkeit der Ausbeute, allein den

Preis der Edelmetalle bestimmte, dann hätte während der Jahre 1860—70 das Gold stetig sinken müssen, weil in dieser ganzen Zeit das Angebot von Gold mehr als doppelt so groß war wie das von Silber, d. h. die Goldproduktion mehr als $^2/_3$ der gewonnenen Edelmetalle ausmachte. Aber nichts derartiges geschah. Noch im Jahre 1880, als der Silberpreis bereits um 15 Prozent gedrückt war, überwog das Angebot des Goldes ganz erheblich; bei wirklicher Abhängigkeit von der Metallgewinnung hätte der Preis also in ganz entgegengesetzter Richtung schwanken müssen.

Was ist nun zu thun? Hierauf hätte eigentlich die Brüsseler Münzkonferenz die Antwort geben sollen. Aber seit zu Anfang der 70er Jahre die großen Uebereilungen gemacht wurden, gehen die Regirungen um einander herum wie die Katzen um den heißen Brei; oder sie stoßen sich auch wie schlecht erzogene Leute vor einer Theaterkasse. Statt queue zu machen, glaubt bald dieser, bald jener sich einen ganz besonderen Vortheil zu verschaffen, wenn er sich vordrängt; das leiden dann die Anderen nicht, und über der fortwährenden Rauferei kommt Niemand zu seinem Billet. Besonders pfiffig war der vorletzte russische Finanzminister v. Wyschnegradski, der sich in ausländischen Banken eine goldene Reserve von angeblich 250 Mill. Frcs. angelegt hatte, durch deren Hin- und Herschieben er gelegentlich den europäischen Geldverkehr in Unordnung brachte. Er hat den Sturz des Welthauses Baring und die argentinische Krisis beschleunigt, indem er sein Geld aus der Londoner Bank zog. Er hat es durch derartige Manöver in der That fertig gebracht, den Rubelkurs hinaufzupuffen; er hat nicht verhindern können, daß im Innern seines Landes Alles tief darniederliegt und die Bauern zu Tausenden verhungern. Rußland wäre nach seinem Kulturzustand das nächste Land, um Silber zu prägen. Aber es muß bei seinem papiernen Zwangskurs bleiben, weil Silber eben „nicht Geld ist". Es könnte mit Silber nicht handeln.

Es ist die feste Phalanx aller großen Börsen, die geschlossen einer Rehabilitirung des Silbers gegenübersteht. Die Sache liegt heute garnicht mehr so, daß der Silbersturz beklagt wird, den anfangs doch Niemand beabsichtigt haben wollte, — ganz im Gegentheil: das Silber ist der Feind. Man möchte es am liebsten vom Erdboden vertilgen; so lange es vorhanden ist, lebt der legitime Prätendent, den man um sein Erbe gebracht hat, zittert das böse Gewissen. Als die Regirung der Vereinigten Staaten 1878 die Blandbill durchgesetzt hatte, nach welcher im Schatzamt allmonatlich mindestens 2 Mill. Dollars in Silber geprägt werden sollten, antwortete die New-Yorker Börse mit dem Gegenbeschluß, Silber als Geld nicht anzuerkennen; es sollte eben im eigenen Lande ungangbar gemacht werden

und so denkt man in London, in Paris und Berlin. Es blieb dem Finanzminister v. Scholz vorbehalten, mit den verbindlichsten Bücklingen diesen Willen der haute finance als eine „Welt-Thatsache“ anzuerkennen, vor der jeder deutsche Staatsmann sich in den Staub zu ducken habe.

Unsre Regirung hält zur Börse gegen ihr eignes Land aus Gründen platter Bequemlichkeit. Die ganze Angelegenheit ist ihr unangenehm; sie fürchtet, Gedanken haben zu müssen, und es fällt ihr nichts ein. Sie will die Schererei mit der Währung los sein, gleichviel wie; aber das nennt man nicht Politik treiben. Graf Caprivi hat neulich mit zwei Schwadronhieben, einem nach Herrn v. Kardorff, einem nach dem wissenschaftlich anerkannten Vertreter des deutschen Bimetallismus, Herrn Arendt, den ganzen Währungstreit zu erledigen geglaubt. Vollends, daß die Brüsseler Münzkonferenz beschickt, aber während sie noch tagte, der Welt offenkundig gemacht wurde, der deutsche Vertreter sei nur abgesandt, um ad referendum zu nehmen. Das dürfte beispiellos sein. Die englischen Vertreter haben denn auch ganz logisch den Antrag gestellt, die Konferenz nicht bis zum Mai zu vertagen, sondern zu schließen. Das ist aus der englischen Politik heraus verständlich. Ihnen sind ihre Zustände all right. Aber so weit wie England sind wir doch noch nicht. Der Grundsatz, daß unsere arbeitende und insonderheit ackerbautreibende Bevölkerung schlechterdings aufzuopfern sei für den sogenannten „Welthandel,“ dieser Grundsatz ist in Deutschland noch nicht anerkannt und wird nur per nefas befolgt.

Die Maßregeln zur Rehabilitirung des Silbers erfordern ein eignes Kapitel. Hier galt es nur festzunageln das, was war, und das, was ist. Danach hat das deutsche Volk nicht die mindeste Veranlassung, auf die Bimetallisten mit Fingern zu weisen und sie mit Hunden zu hetzen, wie das fortwährend geschieht. Sind denn die Völker immer noch nicht unglücklich, die Börsen immer noch nicht mächtig genug?

Dr. Robert Hessen.



Alte und neue Moralbegriffe.

Das Wort „modern" ist heute in Aller Munde. Jeden Augenblick wird auf diesem oder jenem Gebiete des menschlichen Schaffens ein „Allerneuestes" entdeckt, oder doch wenigstens ein vielversprechender Anlauf dazu bemerkt. Die meisten dieser Entdeckungen führen den Einsichtigen, der der Sache nachgeht, allerdings nicht auf etwas wirklich Neues, sondern einfach auf — die mangelhafte historische Bildung der Entdecker. Wären bei Denen, die gegenwärtig durch Rede und Schrift die öffentliche Meinung beeinflußen, Kenntnisse und Urtheilsschärfe in dem selben Grade vorhanden wie Selbstüberschätzung und Keckheit im Behaupten, so würden sie in achtundneunzig von hundert Fällen da, wo jetzt die Worte „neu" und „modern" aushelfen müssen, Begriffe setzen, die mit der Sache selbst etwas zu thun haben.

In das wüste Geschrei der urtheillosen und unreifen Bannerträger der „Moderne" will ich nicht einstimmen, wenn ich hier von einer „neuen" Moral im Gegensatze zur alten spreche. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß unsere Zeit gebieterisch von uns eine Beschleunigung des Umschwunges in den Anschauungen und Lebensformen erheischt, der sich seit langer Zeit ganz langsam vollzieht. Manche Zweige der Kultur sind bereits mit dem Geiste, der sich in dieser Forderung ausspricht, durchtränkt; ein klares Bewußtsein von den Hauptkennzeichen des Umschwunges ist nicht häufig anzutreffen.

Einen einfachen Ausdruck für den Grundzug eines wahrhaft zukunftwürdigen Strebens finde ich in dem folgenden Satze: Wir suchen heute alle jenseitigen und außerweltlichen Triebfedern durch solche zu ersetzen, die innerhalb der Welt liegen. Früher suchte man nach transzendenten Mächten, um die Daseinserscheinungen zu erklären. Offenbarung, mystisches Schauen, oder metaphysische Spekulation sollten zur Erkenntniß höherer Wesenheiten führen. Gegenwärtig bestreben wir uns, die Mittel zur Erklärung der Welt in dieser selbst zu finden.

Man braucht diese Sätze immer nur in der rechten Weise zu deuten, und man wird finden, daß sie den charakteristischen Grundzug einer geistigen Revolution andeuten, die im vollen Gange ist. Die Wissenschaft wendet sich immer mehr und mehr von der metaphysischen Betrachtungweise ab, und sucht ihre Erklärungprinzipien innerhalb des Bereiches der Wirklichkeit. Die Kunst strebt danach, in ihren Schöpfungen nur das zu bieten, was der Natur abgelauscht ist und verzichtet auf das Verkörpern übernatürlicher Ideen. Mit diesem Bestreben ist allerdings in der Wissen-

schaft wie in der Kunst die Gefahr eines Abweges verknüpft. Manche unserer Zeitgenossen sind dieser Gefahr nicht entgangen. Statt die Spuren des Geistes, die man ehedem irrthümlich außerhalb der Wirklichkeit gesucht hat, nunmehr innerhalb zu verfolgen, haben sie alles Ideelle aus den Augen verloren; und wir müssen sehen, wie sich die Wissenschaft mit einem geistlosen Beobachten und Registriren von Thatsachen, die Kunst oft mit bloßer Nachahmung der Natur begnügt.

Doch, das sind Auswüchse, die von dem Gesunden, das in der ganzen Richtung liegt, überwunden werden müssen. Das Bedeutungvolle der Bewegung liegt in der Abkehr von jener Weltanschauung, die Geist und Natur als zwei vollständig von einander getrennte Wesenheiten ansah, und in der Anerkennung des Satzes, daß beides nur zwei Seiten, zwei Erscheinungarten einer Wesenheit sind. Ersatz der Zweiweltentheorie durch die einheitliche Weltanschauung, das ist die Signatur der neuen Zeit.

Das Gebiet, wo diese Auffassung den schwersten Vorurtheilen zu begegnen scheint, ist das des menschlichen Handelns. Während manche Naturforscher sich bereits rückhaltlos zu ihr bekennen, manche Aesthetiker und Kunstkritiker von ihr mehr oder weniger durchdrungen sind, wollen die Ethiker nichts davon wissen. Hier herrscht noch immer der Glaube an Normen, die wie eine außerweltliche Macht das Leben beherrschen sollen, an Gesetze, die nicht innerhalb der menschlichen Natur erzeugt sind, sondern die als fertige Richtschnur unserem Handeln gegeben sind. Wenn man weit geht, so giebt man zu, daß wir diese Gesetze nicht der Offenbarung einer überirdischen Macht verdanken, sondern daß sie unserer Seele eingeboren sind. Man nennt sie dann nicht göttliche Gebote, sondern kategorischen Imperativ. Jedenfalls aber denkt man sich die menschliche Persönlichkeit aus zwei selbständigen Wesenheiten bestehend: aus der sinnlichen Natur mit einer Summe von Trieben und Leidenschaften, und aus dem geistigen Prinzip, das zur Erkenntniß der moralischen Ideen vordringt, durch die dann das sinnliche Element beherrscht, gezügelt werden soll. Den schroffsten Ausdruck hat diese ethische Grundanschauung in der Kantischen Philosophie gefunden. Man denke nur an die bekannte Apostrophe an die Pflicht! „Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst", der du „bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet und das selbst wider Willen Verehrung erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheimen ihm entgegenwirken." In diesen Worten liegt eine Verselbständigung der sittlichen Gebote zu einer besonderen Macht, der sich alles Individuelle im Menschen einfach zu unterwerfen hat. Wenn diese Macht sich auch innerhalb der

menschlichen Persönlichkeit ankündigt, so hat sie ihren Ursprung doch außerhalb. Die Gebote dieser Macht sind die sittlichen Ideale, die als ein System von Pflichten kodifizirt werden können. Von den Anhängern dieser Richtung wird der als ein guter Mensch angesehen, der jene Ideale als Motive seinen Handlungen zu Grunde legt. Man kann diese Lehre die Ethik der Motive nennen. Sie hat unter den deutschen Philosophen zahlreiche Anhänger. In sehr verwässerter Form tritt sie uns bei den Amerikanern Coit und Salter entgegen. Coit sagt (die ethische Bewegung in der Religion, übersetzt von G. v. Gizycki S. 7): „Jede Pflicht ist mit der Inbrunst der Begeisterung, mit dem Gefühl ihres absoluten und höchsten Werthes zu thun"; und Salter (die Religion der Moral, übersetzt von G. v. Gizycki S. 79) „eine moralische Handlung muß aus Grundsatz geschehen sein." Neben dieser Ethik giebt es noch eine andere, die nicht so sehr die Motive als vielmehr die Ergebnisse unserer Handlungen berücksichtigt. Ihre Anhänger fragen nach dem größeren oder geringeren Nutzen, den eine Handlung bringt, und bezeichnen sie demgemäß als eine bessere oder schlechtere. Dabei sehen sie entweder auf den Nutzen für das Individuum oder für das soziale Ganze. Demgemäß unterscheidet man zwischen individualistischen oder sozialistischen Utilitariern. Wenn die zuerst Genannten von der Aufstellung allgemeiner Grundsätze absehen, deren Befolgung den Einzelnen glücklich machen soll, so stellen sie sich als einseitige Vertreter der individualistischen Ethik dar. Einseitig müssen sie genannt werden, weil der eigene Nutzen durchaus nicht das einzige Ziel der sich bethätigenden menschlichen Individualität ist. In deren Natur kann es auch liegen, durchaus selbstlos zu handeln. Wenn aber diese individualistischen oder sozialistischen Utilitarier aus dem Wesen des Einzelnen oder einer Gesammtheit Normen ableiten, die zu befolgen sind, dann begehen sie den selben Fehler, wie die Bekenner des Pflichtbegriffes: sie übersehen, daß sich alle allgemeinen Regeln und Gesetze sogleich als ein werthloses Phantom erweisen, wenn sich der Mensch innerhalb der lebendigen Wirklichkeit befindet. Gesetze sind Abstraktionen, Handlungen vollziehen sich aber immer unter ganz bestimmten konkreten Voraussetzungen. Die verschiedenen Möglichkeiten abzuwägen und die im gegebenen Falle praktischeste auszuwählen, das geziemt uns, wenn es ans Handeln geht. Eine individuelle Persönlichkeit steht immer einer ganz bestimmten Situation gegenüber und wird nach Maßgabe der Sache eine Entscheidung treffen. Da wird in diesem Falle eine egoistische, in jenem eine selbstlose Handlung sich als das Richtige ergeben; bald wird das Interesse des Einzelnen, bald das einer Gesammtheit zu berücksichtigen sein. Diejenigen, welche einseitig dem Egoismus huldigen, haben eben so Unrecht, wie die Lobredner des Mitgefühles. Denn was höher steht als die Wahr-

nehmung des eigenen oder des fremden Wohles, das ist die Erwägung, ob das Eine oder das Andere unter gegebenen Voraussetzungen das wichtigere ist. Es kommt überhaupt beim Handeln in erster Linie gar nicht auf Gefühle, nicht auf selbstische, nicht auf selbstlose, an, sondern auf das richtige Urtheil über das, was zu thun ist. Es kann vorkommen, daß Jemand eine Handlung als richtig ansieht und sie ausführt und dabei die stärksten Regungen seines Mitgefühls unterdrückt. Da es nun aber ein absolut richtiges Urtheil nicht giebt, sondern alle Wahrheit nur bedingte Giltigkeit hat, die abhängig ist von dem Standpunkte dessen, der sie ausspricht, so ist auch das Urtheil einer Persönlichkeit über das, was sie in einem bestimmten Falle zu thun hat, entsprechend ihrem besonderen Verhältnisse zur Welt. In genau der selben Situation werden zwei Menschen verschieden handeln, weil sie sich, je nach Charakter, Erfahrung und Bildung, verschiedene Begriffe davon machen, was im gegebenen Falle ihre Aufgabe ist.

Wer einsieht, daß das Urtheil über einen konkreten Fall das Maßgebende einer Handlung ist, der kann nur einer individualistischen Auffassung in der Ethik das Wort reden. Zur Bildung eines solchen Urtheiles verhilft allein der richtige Blick in einer gegebenen Lage und keine festbestimmte Norm. Allgemeine Gesetze können erst von den Thatsachen abgeleitet werden, durch das Handeln des Menschen werden aber erst Thatsachen geschaffen. Diese sind die Voraussetzungen abstrakter Regeln.

Wenn wir aus dem Gemeinsamen und Gesetzmäßigen des menschlichen Thuns gewisse allgemeine Merkmale bei Individuen, Völkern und Zeitaltern ableiten, so erhalten wir eine Ethik, aber nicht als Wissenschaft von den sittlichen Normen, sondern als Naturlehre der Sittlichkeit. Die hierdurch gewonnenen Gesetze verhalten sich zum individuellen menschlichen Handeln genau so wie die Naturgesetze zu einer besonderen Erscheinung in der Natur.

Die Ethik als Normwissenschaft hinstellen, zeugt von einem vollständigen Verkennen des Charakters einer Wissenschaft. Die Naturwissenschaft sieht ihren Fortschritt darin, daß sie die Ansicht überwunden hat, wonach in den Einzelerscheinungen sich allgemeine Normen, Typen, gemäß dem Prinzip der Zweckmäßigkeit realisiren. Sie forscht nach den realen Grundlagen der Erscheinungen. Erst wenn die Ethik eben so weit ist, daß sie nicht nach allgemein sittlichen Idealen, sondern nach den wirklichen Thatbeständen des Handelns fragt, die in der konkreten Individualität des Menschen liegen, erst dann darf sie als eine der Naturlehre ebenbürtige Wissenschaft angesehen werden.

Weimar. Dr. Rudolf Steiner.



Schädlicher Einfluß.

Von Zeit zu Zeit liest man in den Blättern von dem verderblichem Einfluß der modernen skandinavischen Literatur auf die deutsche. Neulich ging sogar ein Jüngling so weit, die Italiener im Allgemeinen und die Duse im Besonderen als die Erlöser vom Norden zu begrüßen. Das ist der schönste Unsinn; Frau Duse hat keinen größeren Verehrer als mich, aber das hindert mich nicht, das Selbstverständliche zu behaupten: daß die Deutschen auf die Skandinaven naturgemäßer hingewiesen sind als auf die Italiener, ganz wie das vice versa gilt. Ich spreche nicht pro domo. ich meine nicht, daß das liebe Skandinavien das einzige Kanaan ist, wo Milch und Honig fließt, am allerwenigsten Deutschland gegenüber, — ich selbst habe ja gerade in Deutschland meine Geistesbefreier und Geistesbefruchter gefunden: Nietzsche, Böcklin, und — horribile dictu — „Rembrandt als Erzieher". Ich behaupte nur das Selbstverständliche: daß das kulturelle Lernen, der geistige Austausch, da am ergiebigsten sein müssen, wo Stammesverwandtschaft stattfindet. Und wie es Gebiete giebt, wo die Skandinaven sich bei ihren deutschen Brüdern zu Tisch einladen müssen, eben so giebt es Gebiete, auf denen die Deutschen in der guten Schule der Nordländer sehr viel lernen können. Das Deutsche Reich hat in den letzten Jahrzehnten alle seine Kräfte in politischer Wirksamkeit verwendet; die nordgermanischen Völker dagegen sind müssig gegangen droben im abgelegenen Vaterhause und haben gar nichts zu thun gehabt. Darüber haben sie sich auf die schönen Künste und auf die gaya scienza der schönen Litteratur gelegt; und da sie alle vier ganz gut begabte Burschen sind, kam wirklich auch etwas recht Ordentliches heraus. Jetzt freilich scheinen sie wieder bald schlafen gehen zu wollen, als ob sie alle müde und überdrüssig wären, — sie nahmen nämlich in den Tagen ihrer Kraft die Sache viel ernsthafter vor, als es sonst den Adepten dieser leichten Wissenschaften eigenthümlich ist. Aber ein gutes Stück Arbeit haben sie jedenfalls gethan, — woran sich besonders die verwandten Deutschen noch mit Ausbeute für ihre spezial-germanische sowohl als auch für die gesammte germanische Kultur bilden können.

Darin also, meine ich, liegt nichts Verwerfliches und keine Gefahr, daß die Werke des neuen nordischen sogenannten Naturalismus den jungen deutschen Dichtern und Künstlern von ihren kritischen Leitern als vorzügliches Anschauungmaterial vorgezeigt werden. Die Jungen, die ein eigenes Ich haben, werden gute und natürliche Nahrung darin finden: und daß diejenigen, die überhaupt nur nachahmen können, eben nur den einen

oder anderen Nordländer nachahmen, ergo undeutsch werden, — die von Natur aus zu schwach sind, um sich selbst dabei behaupten zu können — für die ist der Schade nicht allzu groß, bei denen wäre doch auch sonst nichts Besonderes herausgekommen. Und wie viele Bücher- und Feuilleton-Macher französiren nur ihr Leben lang!

Also, darin steckt das Schlimme nicht. Aber es giebt wirklich etwas Schlimmes in dem Einfluß der skandinavischen Literatur auf die deutsche. Der Einfluß ist nämlich, um es gleich und kurz zu sagen, zu einseitig. Es sind ja vier ganz verschiedene Völker droben im Norden; und jedes von ihnen hat seine besondere, ganz eigenthümliche Literatur ausgebildet Unter diesen vier Literaturen ist es fast ausschließlich eine, die in Deutschland Einfluß ausübt; und das ist die norwegische. Es ist ganz charakteristisch, daß fast überall, in mündlichen Gesprächen wie in den Blättern, die beiden Worte nordisch und norwegisch als identisch aufgefaßt werden. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, das sind sie garnicht; und es ist schlimm, das man nicht einmal in den interessirten Kreisen sich darum kümmert. Die Norweger hauptsächlich sind es, die unter den Skandinaven für die deutsche literarische Jugend Vorbilder sind. Die Norweger in Ehren — in Paranthese gesagt: ich bewundere sie —, aber die gröbsten Kerle unter uns Nordländern sind sie doch. Gute Knochen haben sie, im Geist wie im Körper, Knochen und Gebiß; Muskeln haben sie, Fäuste und Ellenbogen, und viele andere ähnliche Dinge; aber die höchste Kulturstufe, das höchste Menschenthum und die feinste Kunst repräsentiren sie nicht. Das thun im Norden die Dänen. Von meinen lieben Hochschweden will ich gar nicht reden; sie haben nur einen Dichter hervorgebracht, Strindberg, und der macht keine Schule, findet keinen, der sich nach ihm formt; und sie sind übrigens gar nicht feiner als die gehaßten norwegischen Unionsbrüder, wohl aber viel unbedeutender, — „die Franzosen des Nordens“, d. h.: Hyperboräer mit Pariser Façons. Aber als Gegenstück zu den Norwegern, die so ganz allgemein in Deutschland mit den Nordländern überhaupt identifizirt werden, möchte ich gern einmal, wie ich es übrigens schon früher an verschiedenen Stellen gethan, die Dänen hinstellen, — die Dänen und die Finländer.

Ich wünschte sehr, daß einige von denen, die sich für diese Dinge interessiren, sich einmal vornehmen, zuerst ein Werk von Ibsen, oder von Kjelland, oder von Garborg, und unmittelbar darauf ein Werk von Jakobsen, oder Drachmann, oder Topsöe, zu lesen. Die allzu gedankenklare, fjeldluftdurchsichtige Symbolik bei Ibsen, die allzu oft auf die billige Kontrastwirkung aufgebaute, grelle Gesellschaftsatire bei Kjelland, und die allzu elementar deutliche ABC-Psychologie bei Garborg, — sie würden in ihrer ganzen unbeholfenen Rechtlinigkeit dastehen gegenüber den Schil-

derungen der drei Dänen, wo alles sich in viele Farben bricht, mit Uebergängen und Zwischentönen, ein Beieinander und Durcheinander, ein Wirrsal und ein Durchschütteln, undurchsichtige Stimmungen und undurchsichtiges Handeln, — aber das ganze psychische Geäst bis in die feinsten Verzweigungen verfolgt und abgezeichnet.

In den Problemen, die behandelt werden, und in der Art, wie sie behandelt werden, überall und durchgängig, macht sich dieser Unterschied bemerkbar. Die Norweger nehmen die Probleme, die daliegen auf der großen Straße, sichtbar und greifbar für Jedermann, der Augen und Hände hat, — Probleme, die aktuell sind, die „die Zeit bewegen", die mündlich und schriftlich besprochen werden, und in denen das liebe profanum vulgus eine Pro- und Contra-Stellung einnehmen kann, — mit andern Worten: Probleme, die zum Entwickelungskampf der Zeit gehören. Bei Ibsen: Die Stellung der Frau, die Vererbung, der Individualismus, die idealen Lebensforderungen, die Gewissens- und Verantwortlichkeit-Frage, u. s. w. Bei Kjelland: Das Verhältniß zwischen dem Oberklaßverführer und dem Unterklaßmädchen, das Verhältniß zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern, die tote-Sprachen-Frage, das moderne Gründerthum, der hypnotisch-spiritistisch-norwegische Humbug u. s. w. Bei Garborg: Das Freidenkerthum, die freie-Liebe-Frage, schließlich die letztzeitliche Erscheinung vom zum-Kreuze-Kriechen, d. h. die neueste brennende Zeitfrage, die neueste Phase in dem Entwicklungskampf der Zeit, — der wieder aufgewärmte und als fin-de-siècle-Blüthe ausgegebene Pietismus.

Dagegen die Dänen! Was schildert Jakobsen? Das ewige Weib-Räthsel in Marie Grubbe; die instinktiven, delikaten Konflikte bei einer Wittwe gewordenen Frau zwischen ihrer Liebe für die Kinder und ihrer neu entflammten Liebe für den wieder gefundenen Geliebten ihrer Jugend; die unergründlichen Tiefen und atavistischen Wildheitrückfälle, die der Liebesneid beim Kulturmenschen zu entblößen und hervorzurufen vermag. Er schildert auch die freie-Liebe-Frage, — aber in der Episode von Nils Lyhne und Frau Boye; er schildert auch den Glaubensdrang in der menschlichen Natur, — aber im grandiosen Stück: „Die Pest in Bergamo". Was schildert Topsöe? Ja, auch die Frage von der freien Liebe und den Mängeln der Ehe; aber nicht in französischen oder norwegischen Außenseite-Realitäten, sondern in jenen allerspröbesten und allerunbewußtesten Vorgängen, in denen die Treue zur Schande wird und Eide gebrochen werden und Deine Frau sich von einem anderen Manne besitzen läßt, für die Dauer des Hundertstheils einer Sekunde und ohne daß Du, oft auch ohne daß sie selbst, etwas davon weiß, — durch einen Blick nur, oder durch eine Bewegung, oder durch einen versteckten Gedanken, oder durch eine Momentregung des Gefühls.

Und was hat Drachmann geschildert in seinen Liedern? Die dänische Luft, mit ihrem unbeschreiblichen Farbenschmelz, — verdichtet zu Stimmungen und Menschen, die ganz so ungreifbar sind für grobe Finger und grobe Pinselstriche, wie sie selbst es ist.

Aber, sagen die Vertreter der „Zeit," nicht diese sondern jene Dichter sind es, die etwas wollen, etwas einsetzen, etwas ausrichten, etwas Handgreifliches leisten, womit mir und Dir und uns allen gedient sein kann; was sie schreiben, kann sogleich für unser erhabenes Ziel ausgenutzt werden; es paßt so gut zusammen mit unseren Bestrebungen; sie, wie wir, greifen genau da an, wo in diesem Augenblick das Evolutionsrad stehen geblieben ist; sie, wie wir, vertreten den schönen Zusammenhang zwischen dem, was heute errungen ist, und dem, was zu allernächst zu erringen ist. Und, lautet es von anderer Seite von etwas verschiedenem Standpunkte aus, nicht diese, sondern jene Dichter sind es, die den wirklichen Muth haben, die die männlichen Geister sind; die anderen sind, — ja sagen wir meinetwegen — verfeinert, aber das heißt für uns verweichlicht, verweiblicht, kränklich.

Glaubt man wirklich? Man hat auch Paul Heyse „weiblich" genannt; und doch hat der alte Herr in München einmal viel kühnere Probleme behandelt, als das gesammte jüngste Deutschland zusammen! Das Aeußere düpirt leicht. Ein Berliner Schutzmann ist auch männlicher anzusehen als etwa ein Portrait von Shelley. Ich bezweifle nicht, daß der Reservelieutenant eine sehr gefährliche Person ist, der einem respektlosen Dichter viel Böses anthun kann, und daß „Die Ehre" eine „moralische That" war. Aber ich finde, daß das eine noch muthigere und männlichere Leistung ist, die vielen unsichtbaren Reservelieutenants totzumachen, die tief unten in unserem unbewußten Selbst ihr Wesen treiben. Es ist eine größere „moralische That", die tausend feinen geheimen Fäden abzuschneiden, durch die das Wesen der heutigen Menschheit unbewußt Nahrung saugt aus dem alten vermoderten Boden, als auf den Reservelieutenant mit Degen einzuhauen. Wenn Garborg die freie Liebe als eine erwünschte äußere gesellschaftliche Gestaltung aufstellt, dann kann die Sache augenblicklich Parteisache werden und er kriegt Feinde und Freunde, d. h. er wird Führer für eine größere oder kleinere Schaar, die seine Sache zu der ihrigen macht. Wenn aber für Topsöe die freie Liebe ein psychologisch bedingtes Faktum ist, etwas, das immer existirt hat und immer existiren wird, etwas, das gar nichts mit äußeren Einrichtungen zu thun hat, sondern in der menschlichen Natur selbst begründet ist, — ja, da wird er von den drei, vier Leuten, die heute schon wie er beschaffen sind, verstanden, und von den sechs und neunzig Anderen, die das Alles noch gar nicht begreifen

können, begafft oder mit Schmutz beworfen werden — je nach den Umständen. Hauptmanns Johannes wagt — beinahe, und mit bösem Gewissen —, seinen Eltern Opposition zu machen; das ist schon was; mehr aber scheint mir das zu sein, wenn Frau Marie Grubbe, nach vielen radikalen Enttäuschungen und schon halbalt, fröhlich ihre übrigen Tage einsetzt und sich mit dem Gutsknecht verheirathet, um noch einmal zu sehen, ob sie doch nicht, ehe sie stirbt, das lebenslang gesuchte Ideal: Mann, zu sehen bekommen wird. Das verräth mehr Muth, als in den Müggelsee gehen, weil Vater zürnt; und der Dichter, der dieses Problem erfaßt, ist der männlichste Geist von den beiden. Es giebt in der äußeren Welt viele Dinge, Institutionen, Vorstellungen u. s. w., an denen zu rütteln sehr gefährlich ist und viel Muth erfordert; aber die verwegenste That ist und bleibt doch: die ganz neue, ganz persönliche, ganz einzige Welt ohne Anbequemungen auszugestalten, die mit der eigenen Persönlichkeit zum ersten und letzten Mal erstanden ist.

Kurzum und wie früher schon gesagt: der Einfluß der skandinavischen Literatur auf die deutsche ist nur in der Hinsicht bedauerlich, daß er ein so einseitiger gewesen. Es giebt in der neunordischen Dichtung zwei von der Verschiedenheit der Völkerindividualitäten bestimmte Richtungen. Die eine ist — wie das kam, das will ich diesmal nicht erörtern — auf Kosten der anderen als die selbstverständlich höchste, als die allein charakteristische moderne nordische Dichtung ausgespielt worden. Von den Dänen ist nur Jakobsen einigermaßen in Deutschland bekannt. Und auch er nur in sehr bescheidenem Maße. Seine Bücher sind freilich übersetzt, mehrere Essays über ihn geschrieben, und es soll sogar eine kleine Jakobsengemeinde existiren, deren Mitglieder über ganz Deutschland verstreut sind, ohne etwas von einander zu wissen. In der deutschen Literatur aber habe ich nicht den leisesten Hauch von seinem Geiste gespürt; — es sollte denn in einem kleinen Drama sein, das von einem gänzlich unbekannten Süddeutschen geschrieben ist und noch als ungedrucktes Manuskript in Verborgenheit weilt. Topsöe ist beinahe nicht einmal seinem Namen nach bekannt, obgleich sein Roman „Jason“ eins der allervornehmsten Hauptwerke der gesammten neuskandinavischen Literatur ist. Und vielleicht wäre gerade er in noch höherem Grade als Jakobsen zum Lehrmeister geeignet. Seine Kunst steht so hoch wie die seines berühmteren Landsmannes; aber sie ist viel, viel einfacher. Jakobsens Kunst ist wie ein mit kostbarem Schmuck und farbenprunkenden Blumen überladenes Festgewand, Topsöes Kunst dagegen ist wie ein einfaches Seidenkleid. Von ihm, wie von keinem anderen, kann man die so schwere Kunst lernen: die tiefste Wirkung mit den allereinfachsten, allernatürlichsten Mitteln zu erreichen. Und so weit meine Kenntnisse reichen

steht Drachmann — und nicht am wenigsten in seinen Prosawerken — als das beste Beispiel dafür da, daß man auch jetzt, in dem Zeitalter des Naturalismus, singen und träumen und fabuliren kann, völlig so gut wie in den Tagen der wildesten Romantik, — und doch ein durch und durch moderner Mensch sein.

Ich habe neben den Dänen auch die Finländer genannt. Diese, wie Tavaststjerna und Juhani Aho, sind bis jetzt in Deutschland vollständig unbekannt. Die finische Volksseele ist ein feingestimmtes Instrument wie die dänische und klingt wie diese von Natur träumerisch=melancholisch und leise. Die Finen sind weniger Künstler als die Dänen, aber sie liegen der großen Natur näher. Ihre jungen Dichter sind welterfahrene Männer, die viel herumgekommen sind und viel erlebt haben; und die Bücher, die beide geschrieben haben, sind Schilderungen von Gegenwartzuständen und Gegenwartmenschen, so gut wie die Kjellands oder Garborgs, und zuweilen in der Sache selbst völlig so kühn wie diese. Aber in ihrer Weise zu empfinden und vorzutragen sind sie anders; es vibrirt leiser in ihnen; sie reagiren, als Menschen und Dichter, wenn ich es so ausdrücken darf, diskreter gegen die Ereignisse des Lebens, und es ist wunderlich zu hören, mitten durch die schrillen und scharfen Töne dieser analysenwunden und problemharten Zeit, deren echte Kinder auch sie in jeder Beziehung sind, wie der alte Erdgeist, der sich einst in Kalewala in seiner ganzen Eigenthümlichkeit offenbarte, noch in diesen Letztgekommenen unwiderstehlich durchbricht, sinnend, singend, weich und sentimental in dem wahren und guten Sinne dieses so viel mißbrauchten Wortes.

Ein Deutscher, für mich d e r Deutsche, hat gesagt: „Der feste Tritt und die hellen Siegesfanfaren des Fortinbras haben das Deutsche Reich von heute politisch begründet; aber es ist Zeit, daß in ihm auch etwas von dem feinen und bedächtigen und vornehm gedämpften Wesen Hamlets zur Geltung komme; es ist in Niederdeutschland, es ist in den Niederlanden zu finden." Ja, aber gelöst? Oder liegt es noch gebunden? Ist dieser tiefe und feine Hamletgeist in der heutigen deutschen Dichtung irgendwo zu spüren? Ich frage nur. Und füge hinzu: Droben im Norden ist eben in diesem Geiste eine Literatur entstanden, aber gerade d e r Theil von dieser neuen Dichtung, in welchem sich die Züge des germanischen Träumerprinzen am feinsten ausgeprägt haben, ist der bis jetzt in Deutschland unbekannteste oder unbeachtetste.

Ola Hansson.



Theater.

In einer Provinzialhauptstadt lebt der Oberstlieutenant a. D. Schwartze, der nicht ganz unbekannte Mann von altem Schrot und Korn, der seinem König treu gedient und bei irgend einem Revirement den Abschied bekommen hat. Auf seine alten Tage ist er fromm geworden, und ein liberaler Pfarrer, der gern und viel, so etwa wie der alte Gladstone spricht, führt im Hause das Regiment, dem die zweite Frau des Oberstlieutenants, die zimperliche Adelsdame mit dem Ehrgeiz nach Exzellenzbesuchen und Hofempfängen, sich willig unterwirft. Da ist es denn nur natürlich, daß der Pfarrer die Hand der Aeltesten der beiden Töchter, die, was ich zu bemerken bitte, Magdalena und Maria heißen, begehrt. Aber Magdalena will nicht. Der Vater tobt, die Stiefmutter seufzt und eine Schwägerin, die stets, wenn Herzen brechen, Hunger hat, macht albernes Geschwätz, — was sie im Laufe der Erzählung noch öfter thun wird. Magdalena wird als Gesellschafterin zu fremden Leuten geschickt, und da sies dort nicht aushalten kann, schreibt sie nach Hause, sie wolle Sängerin werden. Nun ist der Beruf einer Sängerin zwar heute längst nicht mehr verpehmt und wir haben auf der Berliner Opernbühne die väterlich protegirte Tochter eines österreichischen Generals gesehen, aber der Oberstlieutenant Schwartze ist von der Nachricht so bewegt, daß er einen Schlaganfall hat, den ich, weil er später sehr wichtig wird, nicht zu vergessen bitte. Seitdem ist Magdalena eine Verlorene und der Oberstlieutenant legt Werth darauf, wie das in anderen Romanen und Melodramen auch andere Väter stets gepflegt und gethan haben, bei passenden Gelegenheiten zu erklären, daß er nur eine Tochter hat: das stille, sanfte, prüde Mariechen.

Zwölf Jahre — oder auch nur sieben, ich weiß es nicht mehr genau — sind seit dem ersten Schlaganfall vergangen und in der Provinzialhauptstadt soll ein Musikfest gefeiert werden, zu dem eine weltberühmte Sängerin verschrieben worden ist. Nun pflegen zwar in Provinzialstädten die erwachsenen Töchter höherer Offiziere einigermaßen bekannt zu sein, aber nur die bereits erwähnte Schwägerin erkennt in der umschwärmten Diva, deren Bild doch längst wohl alle illustrirten Blätter brachten, die verschollene Magdalena, die reich, wie es in den Notizen immer heißt, mit Gold und Lorbeern geschmückt, der alten Heimath wiederkehrt. Dieser angenehme Zufall weckt in des Pfarrers Brust versöhnliche Gedanken. Der überaus edle Mann

hat sich die Jahre hindurch um die verschollene Geliebte nicht bekümmert; jetzt aber, da die Sache so bequem ist, möchte er im Hause Schwartze Frieden stiften. Und das gelingt seinem Einfluß mühelos. Die schöne Magda kommt, führt eine Szene zärtlichster Gerührtheit auf, schnattert ein Bischen Italienisch und Französisch und geberdet sich wie ein verwöhnter Theater-Racker — im Roman und auf der Bühne. Der erste Konflikt entsteht aus der Frage: Wo soll Magda wohnen? Sie möchte im Hotel bleiben, der Vater will sie im Hause behalten. Den nicht sehr aufregenden Zwist schlichtet natürlich der Pfarrer: er erzählt die Geschichte von dem Schlaganfall und Magda bleibt; sie wird sogar einige Konzerte ausfallen lassen und die Konventionalstrafe zahlen. Schwartzes scheinen das sehr rührend zu finden.

Nun könnte die Unverträglichkeit zweier Welten zu neuen, heitern oder ernsten, Kämpfen führen und Magda, die mit theatralischer Genialität nicht wenig prunkt, könnte der Familie, der sie entfremdet ist, das frühe Leid vergelten und zeigen, daß sie die Tochter selbst geschaffener Geschicke geworden ist. Das wäre zwar nicht sehr neu, doch vielleicht lohnend, wenn endlich auf das erkältete Opfer künstlerischen Geschäftsbetriebes ein Schein heller Wirklichkeit nur fiele. Den Erzähler aber, dem wir folgen müssen, hat diese feinere Aufgabe nicht gelockt, und nachdem er uns berichtet hat, daß Magda morgens kalte Douchen braucht, ihre Chokolade mit Kaffee mischt und alten Generalinnen Grobheiten sagt — nur eine geniale Natur bringt das fertig —, biegt er in ausgefahrene Gleise um. Die verlorene und wiedergefundene Tochter macht ihren Aufenthalt im Vaterhause von der Lohengrin-Bedingung abhängig: nie darf nach dem man sie befragen, was sie seit ihrem Abschied von der Heimath erlebt hat und erlitten. Man wird vielleicht einwenden, das sei das beste Mittel, um Neugier und Verdacht zu erregen; aber Neugier und Verdacht sollen eben erregt werden, weil die Geschichte sonst nicht weitergehen kann. Ich denke, das ist ein zwingender Grund.

Die Geschichte geht also weiter. Ein diesmal fataler Zufall fügt es, daß im Hause des Oberstlieutenants Magdas Verführer ein eifriger Besucher ist. Was der strebsame Regirungsrath da will, das weiß ich nicht; aber er ist eben da, und das ist die Hauptsache. Es versteht sich, daß der Verführer und die Verführte einander sofort begegnen, daß es im Theatersinne eine Szene giebt und daß der argwöhnische Alte, der die ahnende Seele aller Roman- und Bühnen-Väter hat, auch sofort die schlimme Bescheerung wittert. Er wäre kein alter Soldat, wenn er nicht nach der Pistole griffe, um von dem Buben, der sein Kind verdorben hat, Rechenschaft zu fordern. Wann hätte ein alter Soldat in Romanen und Theaterstücken auch anders gehandelt? Diese vortrefflichen Herren denken nie

daran, daß ihre Töchter den keuschen Schatz vielleicht nicht allzu streng bewahrten; sie fluchen und fordern oder sie segnen und fordern; das ist so Brauch bei ihnen. Aber der Regirungsrath ist ein praktischer Mann; er hat die kleine Choristin, die ihm langweilig wurde, verlassen, aber die reiche und schöne Primadonna aus seiner Familie ist eine gute Partie und Herr von Keller erlaubt sich, um die Hand des Fräuleins Magdalena Schwartze anzuhalten. Zwar brauchte Magda ihrem überaus edlen Vater nur zu sagen: Herr von Keller ist ein Lump, er hat mich im Elend, in Kindesnöthen verlassen, Du kannst mich an diesen Menschen nicht ketten. Da sie das aber nicht sagt, sondern sich von dem eigens dazu berufenen Pfarrer beschwatzen läßt, so wäre Alles in schönster Ordnung, wenn Herr von Keller nicht die bei ihm ganz selbstverständliche Forderung stellte, das Kind seiner Lüste einstweilen wenigstens als nicht vorhanden zu betrachten. Nun ist Magda nicht nur noch immer eine geniale Natur, sie endeckt auch ihre Muttergefühle, weist dem Werber die Thür und beichtet dem Vater, daß sie nach Herrn von Keller auch noch Andere mit ihrer Gunst beglückt hat. Die Pistolen liegen noch auf dem Tisch und der Oberstlieutenant würde seine Tochter — und dann, wie ich ihn kenne, sich selbst — erschießen, wenn nicht ein zweiter Schlaganfall seinem während der letzten vierundzwanzig Stunden wirklich etwas bewegten Leben ein Ende machte. An seiner Leiche knieen zwei weinende Mädchen und der Pfarrer erinnert sich, daß er zum Reden verpflichtet ist.

Was zwischen den beiden Schlaganfällen liegt, das bildet den Inhalt des Schauspieles „Heimath" von Herrn Sudermann. Gegen meine Gewohnheit habe ich die Geschichte ausführlich und in möglichst trockenem Ton erzählt, damit die Leser, denen nach der Aufführung im Lessing-Theater gefällige Zeitungschreiber etwas von einem großen und ernsten Kunstwerk vorgefabelt haben, selbst in der Lage sind, meine Eindrücke zu kontroliren. Ich füge hinzu, daß nach den ersten Akten eifrig geklatscht, nach dem letzten Akt eifrig und entrüstet gezischt worden ist, — und damit wäre meine Aufgabe eigentlich erfüllt, wenn nicht die Rücksicht auf den Verfasser des gewaltsam aufgelobten Stückes ein ernstes Wort erheischte. Ehe noch der letzte Schnee geschmolzen ist, wird Herr Sudermann erfahren haben, daß er diesmal eine völlig werthlose Arbeit geliefert hat; in seinem Interesse scheint es mir nöthig, daß er das heute schon erfährt.

Wenn irgend ein Feuilletonist stockernsthaft und pathetisch die Geschichte von der berühmten Sängerin uns erzählte, die dem militärischen Rabenvater außer Gold und Lorbeern allerlei Flecken auf der Ehre ins Haus brächte und die dann donnernde Tiraden gegen feudale Vorurtheile und für das freie Recht ihrer geschminkten Persönlichkeit hinausschmetterte: man

würde den jungen Herrn auf die Hintertreppe weisen, wo solche Historien noch jetzt reißenden Absatz finden. Giebt aber ein beliebter Theatraliker sich dazu her, dann wird er ernst genommen und es beginnt ein heißes Streiten über alte und neue Moral, über den Zwang der Sitte und das ungestüme Drängen großer Persönlichkeit. Ich bin dabei; aber ich nehme auch das Recht in Anspruch, dieser großen Persönlichkeit ins Gesicht leuchten zu dürfen, um vielleicht zu entdecken, daß hier bourgeoise Engherzigkeit mit einer Stange Fettschminke bekämpft werden soll.

Die gute Dame Magdalena ist keine große Sünderin, sie ist viel eher eine kleine Alma Heinecke, die ein freundlicher Zufall in einem Vorderhause aufwachsen und eine schöne Stimme haben ließ. Sie verzankt sich mit den Eltern, nimmt einen Liebhaber, dann einen Zweiten und findet endlich Einen, der ihre Ausbildung bezahlt. Das ist menschlich und kein Verständiger wird daran denken, auf die Gefallene einen Stein zu werfen. Käme Fräulein Magda zurück und sagte: Seht, so bin ich geworden, aus eigener Kraft, nach eigenem Behagen, und Euren Anspruch auf mein Leben kann ich sehr stolz und heiter jetzt verlachen —, ich würde mich hüten, ihr mit dem vierten Gebot zu kommen, denn Eltern, die ihre Pflicht versäumten, steht kein Recht zur Seite. Aber die schöne Primadonna spricht sehr anders. Nachdem sie eine Weile in Sentimentalitäten geschwelgt — sentimental und gutherzig sind alle Magdalenen — und in unmöglicher Schwesterliebe sich geweidet hat, arbeitet sie sich allmählich zu dem Programm hindurch: Ihr seid elende Philisterseelen, Ihr habt keinen einzigen Liebhaber, nicht das kleinste uneheliche Kind gehabt, deshalb verachte ich Euch, denn ich bin der wahre, der große, der freie Mensch. Es fehlte, um den Spaß noch spaßhafter zu machen, nur, daß sie auch von Nietzsche spräche und sich in die herrische Pose des Brechers alter Tafeln rückte, weil sie etliche galante Abenteuer nicht ohne Unfälle bestanden hat.

In unzähligen Melodramen haben diese geschminkten Gespenster herumgespukt, der edle Mörder und die edle Dirne, die der konventionell verkommenen Gesellschaft Geifer und Galle ins Gesicht spieen und es höchst schnöde und erbärmlich fanden, wenn Einer nicht gemordet und sich nicht prostituirt hatte. Noch immer hat die Gesellschaft an solchem Feuerwerk sich ergötzt, und da nur hat Entsetzen sie erfaßt, wo ein Torpedo ihre Arche bedrohte. So Gefährliches sinnt Herr Sudermann nicht; er sieht ein Sodom, wo ein liederlicher Maler mit fetten Bankierweibern einträgliche Unzucht treibt, und im tiefsten Herzen ergreift es ihn, daß ein Militärpapa dem Fräulein Tochter 'nen kleinen Bastard nicht verzeihen kann. Der arme Albert Delpit ist als Chloraltrinker gestorben, aus Gram darüber, daß die

Pariser in seinen mélos nicht ernste Kunst entdecken wollten; in Berlin könnte er noch lange leben und als poetischer Löser sozialer Räthsel zu hohen Ehren kommen.

Das Schauspiel „Heimath", in dem mühsam und qualvoll, daß Schweißgeruch und Lampenblak sich mischen, kleine Konfliktchen verknetet sind, ist, wenn mitunter auch ein feinerer Gedanke ganz schüchtern sich hervorwagt, im Ganzen doch ein Musterstück theatralischer Unwahrheit. Jeder Ton beinahe ist schreiend falsch, und die Mittel, die im letzten Akt gespannte Angst erregen sollten, haben mit irgend einer Art von Kunst nicht das Geringste mehr gemein. Es ist die Psychologie des Hüttenbesitzers, es ist das erhabene Lasterleben, wie Emma Bovary sichs träumt. Der „moderne Geist" verkörpert sich Herrn Sudermann in einer cabotine, und einen typischen General glaubt er zu charakterisiren, wenn er ihn sagen läßt: „Wer die idealen Güter der Nation pflegen will, mag einem Kriegerverein beitreten." So sieht die militärische Welt in freisinnigen Zeitungen aus; in der Wirklichkeit findet man da mehr Duldsamkeit und Herzensgüte als in den Thiergartensalons, die Modedichtern offen stehen. Aber auch dort pflegt man nicht von den „ausgestreckten Fangnetzen der väterlichen Autorität" zu sprechen oder gar auszurufen: „Man kommt!" Eine ganze, längst tote und begrabene Literatur steckt in diesem: „Man kommt!"

In der überflüssigen Vorrede zu einem überflüssigen Schauspiel hat ein dramatischer Jurist neulich die Unmöglichkeit bejammert, auch nur den äußeren Erfolg eines neuen Stückes in Berlin festzustellen. Der Mann hat nicht Unrecht, aber er überschätzt die Gefahr, die darin liegt. Wir wissen ja nachgerade alle, wies gemacht wird. Diesmal wurde mit ganz besonderem Hochdruck gearbeitet. Die sichersten jungen Männer fürs Feuilleton waren schon zur Generalprobe gebeten, während der Aufführung arbeiteten die Interessirten im Schweiße ihres Angesichts und ein harmloser Herr, der sich die unnöthige Mühe des Zischens gab, wurde von einem Theateragenten, der sicher, und von einem Verleger, der wahrscheinlich ein Freibillet hatte, pöbelhaft angeschrieen. Ich habe nicht einen einzigen Menschen gesprochen, der nicht enttäuscht und degoutirt gewesen wäre, — aber am anderen Morgen las mans anders und erfuhr, daß wieder mal ein künstlerisches Ereigniß stattgefunden hatte. Soll man sich immer wieder darüber ärgern? Ich habe mehr zu thun. M. H.



Die Frau im zwanzigsten Jahrhundert.

Von allen Zweigen der großen sozialen Frage giebt es kaum einen, an dem so absonderliche literarische Blüthen emporsprießen wie an dem der Frauenfrage. Die Streitschriften für und wider die sogenannte Emanzipation der Frauen sind fast bereits zu einer selbständigen Literatur angewachsen; ein Urtheil abzugeben über das Weib und dessen Beruf ist so sehr Modesache geworden, daß selbst flaumbärtige, kaum ihren rückwärts geknöpften Inexpressibles entwachsene Jüngelchen — nicht der Noth gehorchend, sondern dem eignen Triebe — sich berufen fühlen, das über einer glücklichen Lösung der Frauenfrage schwebende Dunkel mit dem Lichtlein ihrer Weisheit zu erhellen, wobei mir immer das bekannte Distichon im Kopfe summt:

„Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!"

Um so gieriger griff ich nach einem Werke, in dem statt grünen Knabenwitzes reife Erfahrung eines schriftgelehrten Greises aus dem erlauchten Kreise der „Académie Française" zur Frauenfrage das Wort ergreift. Lüstern nach Belehrung und nach Berichtigung meines eigenen Urtheiles vertiefte ich mich in das Lesen des Buches, dessen Autorname und Titel: „La femme du vingtième siècle, par Jules Simon, de l'Académie française, et Gustave Simon, Docteur en médecine"*) mir die Vorzeichnung des Weges versprach, auf welchem die Frauenbewegung der Erreichung ihres Zieles: einer sowohl den naturberechtigten individuellen Ansprüchen der Frau als auch den Wünschen nach einer Verbesserung der sozialen Lage der Gesammtheit entsprechenden Stellung des Weibes in Staat und Gesellschaft — entgegenzuführen sei.

Nun — und wie zeigt sich die „Frau des zwanzigsten Jahrhunderts" dem Seherblick des Propheten Jules Simon? Welche Stellung nimmt sie ein, welche Erziehung ist ihr zu Teil geworden, welchen Aufgaben ist sie gewachsen? Hat sie sich — den modernen Bestrebungen ihres Geschlechtes entsprechend — aus der Dienerin des Mannes zu seiner gleichberechtigten Gefährtin emporgerungen, und — wenn sie allein durch das Leben schreitet — ist sie, wie er, in den Stand gesetzt, durch unbehinderte Entwickelung und Bethätigung ihrer natürlichen Fähigkeiten, je nach Maßgabe ihrer Veranlagung, sich durch eigene Kraft und eigene Arbeit ihre Subsistenzmittel zu erwerben und als ein nützliches Glied der Gesellschaft zu wirken?

*) Paris, Calmann Lévy, 1892.

Nichts von alledem! Nicht die soziale Befreiung der Frau: ihren Rücktritt in die noch enger als heute zu ziehenden Schranken der Familie prophezeiht Simon dem Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen.

Die soziale und politische Gleichberechtigung der Geschlechter ist Simon ein Gräuel, die Aerztin eine Unmöglichkeit, da sie keine Praxis finden wird, die Advokatin ein Unheil, da sie sich von ihren Gefühlen und nicht vom Verstande leiten läßt u. s. w. Die Gattin eines sie beschützenden, sie führenden und sie ernährenden Mannes zu sein und Mutter zu werden, ist der Frauen höchstes und einzig erstrebenswerthes Ziel. Nicht die Oeffentlichkeit, sondern die Familie ist des Weibes naturgemäßer Wirkenskreis.

Doch wollen wir Herrn Simon nicht Unrecht thun und es anerkennen, daß es nicht lauter breitgetretene Gemeinplätze sind, auf denen er sich bewegt. In den 408 Seiten seines Buches befinden sich zwei funkelnagelneue Gedanken. Erstens: die Frauen dürfen, ja sollen sich mit Politik beschäftigen, aber nur, indem sie sich an der Propaganda für den Weltfrieden betheiligen. Der zweite Gedanke der Herren Simon Vater und Sohn ist der, daß Frauen, die zur Gewinnung des Lebensunterhaltes auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen sind, Apothekerinnen werden sollen, und zwar deshalb, weil „la pharmacie est un peu question de cuisine“.

Nun giebt es gewiß keinen Grund, warum Frauen nicht Apothekerinnen werden sollten. Was für sanitäre Zustände müßten aber bestehen, um einen nur einigermaßen namhaften Theil der auf ihre eigene Erwerbsthätigkeit angewiesenen Frauen durch Bereitung und Verkauf von Medikamenten einen ausreichenden Verdienst finden zu lassen?

Allein Simon scheint es als einen gar seltenen Ausnahmefall zu betrachten, daß eine Frau gezwungen ist, für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen. In dem von ihm gewünschten und prophezeiheten Zukunftbild ist kein Platz für sie. Dort findet jedes Gretchen sein braves Hänschen, das in opfervoller Liebe für Frau und Kinder thätig wirkt.

Simons Buch führt uns der Lösung der Frauenfrage nicht um eine Linie näher. Daß man die Frau in die mittelalterliche Kemenate zurückverweist; daß sie, Simons Forderung entsprechend, sich die Erziehung ihrer Kinder mehr angelegen sein läßt, als die moderne Frau unserer Zeit es leider thut; daß sie es als ihre Aufgabe betrachtet, die Hüterin der Moral, die Schirmerin der Religion zu sein — was die Frauen zum großen Theil ja auch heute noch als ihre Mission ansehen —: dies alles nützt wenig, um den unversorgten Frauen zu einem ausreichenden Erwerb zu verhelfen. Und Apothekerinnen können sie doch auch nicht alle werden.

In der modernen Staatsidee hat die schon von Rousseau verkündete

Lehre, daß alle Menschen ursprünglich frei und gleich seien, Wurzel gefaßt. Sind aber alle Menschen von Natur gleich, so ist es eine Ungerechtigkeit, den Frauen die Rechte vorzuenthalten, welche dieser Gleichheit entfließen. Dann gebührt jenen auch ihr Antheil an allen bürgerlichen und politischen Ehrenrechten, ihr offen zugestandener (nicht durch heimliche Hinterthürchen erschlichener) Einfluß auf das öffentliche Leben; alle Privilegien und Monopole müssen abgeschafft werden, um der Freiheit zu weichen, die folglich auf allen Gebieten auch den Frauen gebührt, und jede muß sich ungehindert derjenigen Thätigkeit widmen können, die ihrer Veranlagung und Neigung am meisten entspricht.

Man sagt, eine solche radikale Gleichstellung der Geschlechter sei „unnatürlich". Was ist aber natürlicher, Freiheit oder Zwang, Gerechtigkeit oder Theilung zwischen Herrschaft und Knechtschaft? Die natürlichen Menschenrechte sind es, denen die Frauen Rechnung getragen sehen wollen, ihre natürlichen Anlagen wollen sie zu uneingeschränkter Entwickelung und Bethätigung gelangen lassen.

Man sagt auch, die Frauen wollen wie Männer werden. Als ob man je bemerkt hätte, daß gleiche Arbeit eine Geschlechtsmetamorphose hervorriefe! In den Fabriken, im Landbau, in den industriellen Beschäftigungzweigen, im Handel, im Telegraphen- und Post-Bureau, im Lehrfach, in der letzten Zeit auch im ärztlichen Berufe sehen wir in Europa Männer und Frauen gleichmäßig thätig; in Amerika giebt es übrigens Advokatinnen, Handelsagentinnen, Bierbrauerinnen, Waffenfabrikantinnen, Architektinnen, Maschinistinnen und selbst weibliche Pastoren — aber man hat noch nichts davon gehört, daß die Gleichheit der Arbeit den Mann unmännlicher, die Frau unweiblicher gemacht hätte. Auch jene Frauen, welche die Zügel der Regirung mit einer auch unter männlichen Regenten seltenen Energie und Geisteskraft geführt haben, sind darob weder zu Männern, noch — wie ja auch manchmal die Klage ertönt — zu „widerwärtigen Zwitterwesen" geworden. Beispielsweise haben sowohl Maria Theresia wie Katharina II. ihre Weiblichkeit — beide allerdings in sehr verschiedener Art — in hohem Grade gewahrt.

Es mag ja sein, daß die Frauen durch eine die nervöse und geistige Energie vollauf in Anspruch nehmende Berufsthätigkeit mancher Eigenschaften, die man jetzt noch als spezifisch weibliche anzusehen geneigt ist, verlustig gehen, nur sind dies nicht gerade solche, über deren seliges Ende man Schmerzensthränen vergießen müßte.

Der moderne literarische Geist verspottet jene Gattung von Lyrikern, deren Gedichte nicht über eine Variation der Reime: Herz — Schmerz, Liebe — Triebe, Lust — Brust u. s. w. hinauskommen. Von den Frauen

fordern gewisse Dunkelmänner aber immer noch, daß ihr ganzes Leben der in die Wirklichkeit umgesetzte Reim: „Herz — Schmerz“ bleibe. Das Herz haben hierzu die Frauen zu liefern, für den Schmerz dürfen eventuell die Männer sorgen.

Die Frage nach dem Einflusse, den die Zulassung der Frauen zu öffentlichen Berufsbahnen auf ihren Charaktertypus üben würde, ist auch durchaus nicht die wichtigste. Zunächst handelt es sich darum: Ist die Frau berechtigt, ihre völlige, uneingeschränkte Gleichstellung mit dem Manne in Staat und Gesellschaft zu fordern — oder ist sie dies nicht?

Hätte jemand diese Frage vor etwa einem Jahrhundert gestellt, die einzige ihr zutheil gewordene Antwort wäre — Lachen gewesen. Aber vielleicht nach einem Jahrhundert schon wird man sich darüber wundern, daß man *fragen* konnte, ob der einen Hälfte der Menschheit die Erlangung gleicher Menschenrechte gebühre wie der anderen Hälfte.

Heute befinden wir uns in einem Uebergangsstadium. Schritt um Schritt gewinnen die vorwärts drängenden Frauen an Terrain. Aber selbstverständlich giebt es noch eine stattliche, wiewohl sich stetig verringernde Zahl von Stimmen, die sich gegen die Berechtigung dieser Bestrebungen erheben. Denn gerade die einfachsten Wahrheiten werden oft am schwersten erkannt und am hartnäckigsten geleugnet. Der norwegische Staatsrath a. D. Nils *Hertzberg* begründet seine Verneinung der Berechtigung dieser Bestrebungen damit, daß es in der Schöpfungsgeschichte (1. Mos. 2,18) heißt: „Und Gott sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine *Gehilfin* machen,“ nicht aber: „Ich will ihm eine *Konkurrentin* schaffen!“ *) Ein Kommentar ist überflüssig.

Verwunderung vermöchte die Erscheinung zu erregen, daß die leidenschaftlichsten Angriffe gegen die freiheitlichen Frauenbestimmungen durchaus nicht immer von den Männern, sondern zuweilen von Frauen ausgehen. Sollte dies darin seinen Grund finden, daß bei freier Zulassung des weiblichen Geschlechts in die Arena des öffentlichen Lebens durch die hiermit zu schaffende Gelegenheit zur Bewährung intellektueller und Charakter-Tüchtigkeit der Ueberlegenen die Trägheit und Dummheit der Anderen in ein grelleres Licht gesetzt würde?

Es giebt Sklavennationen, denen das Bewußtsein und die Empfindung ihrer Knechtschaft abhanden gekommen ist. Auch der russische Bauer klagte über die Aufhebung seiner Leibeigenschaft. Und so giebt es auch Frauen, die, ohne zu erröthen, die Vorenthaltung ihrer natürlichen Menschenrechte,

---

*) Der Beruf der Frau und ihre Stellung in der modernen Gesellschaft. Herausgegeben von Julius Werner. Leipzig, Peter Hobbing 1892. Seite 102.

ihre Abhängigkeit und Unfreiheit als ihren „heiligen Naturberuf" erklären. Die Büchlein und Broschürchen, in denen diese nach hingebender Umrankung des kräftigen Baumes dürstenden Epheuseelen ihren geängstigten Herzen Luft machen, werden späteren Geschlechtern interessante documents humains zu psychologischen Studien des Charakters unserer Zeit darbieten.

Eine kritische Stellungnahme zu den zahllosen, die freiheitliche Frauenbewegung begleitenden Streitschriften kann ich natürlich hier nicht begründen. Doch wer die für und gegen die Frauenemanzipation ins Gefecht geführten literarisch-polemischen Waffen prüft, wird sich der Bemerkung nicht verschließen können, daß die Mehrzahl der Vertheidiger die Frage mit objektiver Wissenschaftlichkeit behandelt und mit Argumenten kämpft, während die Gegner sich damit begnügen, hochtrabende, sentimentale Phrasen, unbewiesene und unbeweisbare Sentenzen, ohne Rücksicht darauf, daß diese schon aufs Klarste widerlegt worden sind, unermüdlich zu wiederholen. „Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle", sagt Goethe. Interessant, lehrreich, zum Denken anregend sind solche Streitschriften natürlich wenig. Sie tragen nichts zur Klärung der Frage bei, aber — witzig (ich bitte, den Gedankenstrich ja nicht als Bindestrich zu lesen!) sind die meisten.

Vernünftige, ethisch begründbare Argumente lassen sich zur Vertheidigung von Privilegien und Monopolen — seien solche auch durch die Zeit geheiligt — eben nicht aufbringen. Nur die Selbstsucht der Bevorrechteten schützt ihre Vorrechte. Da aber in den Köpfen der Unterdrückten, in ihren Rechten Verkürzten, die Erkenntniß, daß dem ja doch nicht so bleiben müsse, immer heller aufdämmert, ringen die Ideen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit mit energischem Ansturm nach Durchbruch. Nicht rückläufig, sondern vorwärts und aufwärts führt jede natürliche Entwickelung. Und so wird und muß auch die menschliche Gesellschaft dahin gelangen, ihre Grundlage: die Beziehungen der Geschlechter zu einander und die Beziehungen ihrer Glieder zur Gesammtheit — den Forderungen der individuellen Freiheit und jenen der sozialen Gerechtigkeit entsprechend umzubauen.

Salzburg. Irma v. Troll-Borostyáni.



Die Depossedirten der Börse.

Man hat selbst 1866 die abgesetzten Fürsten nicht ganz ohne Geld gelassen, und so pflegt man auch den Aktionären, deren Unternehmen man einfach kassirt oder verschmilzt — kurz in der eigentlichen Selbstständigkeit aufhebt —, eine verhältnißmäßige Entschädigung zu geben. Damit ist ihnen aber immer der Gegenstand ihrer Anlage, d. h. ihres Vertrauens und ihrer Hoffnungen, genommen, und es bleibt doch die Frage, mit welcher Art von höherem Rechtsbewußtsein eine derartige persönliche Freiheitbeschränkung sich verträgt.

In der Bankwelt, resp. unter ihren großen Technikern, hat das gewaltsame Liquidiren von Aktiengesellschaften stets als etwas so Schlimmes gegolten, daß jeder Financier, der nicht selbst daraus verdiente, kaum genug Worte der Verachtung finden konnte. Man kann einen zweifelhaften Prospekt publiziren, auf dessen Leimruthe hin eine schlechte Gründung ins Gelingen kommt, aber die Gimpel werden doch nur gelockt und keineswegs gezwungen, sich in Aktionäre umzukleiden. Anders ist es aber, wenn ich Besitzer von Aktien bin und ganz in der Stille eine Majorität formirt wird, die meine Gesellschaft aufzulösen beschließt. Hiergegen bin ich vollkommen wehrlos, gefangen schleppt mich, den alten Interessenten, eine Mehrzahl fort, die, auf ihre Einzelheiten zurückgeführt, erst ganz frisch angestrichen ist und die vor allem bei ihren Plänen mit anderen Zwecken rechnet, als es gewöhnlich den Aufgaben des betreffenden Institutes entspricht.

Ob die allerjüngste Fusion: Gruson-Krupp ein selbstloseres und edleres Meisterstück vorstellt, werden wir ja später sehen; jedenfalls ist das überraschende Liquidiren nicht ganz neu. Der Gründungschwindel 1871/72 stand noch sehr hoch, da er alte und gewiegte Finanzmächte bereits auf Liquidiren reisen ließ; das heißt, sie erkannten, was eigentlich schon vor der Gründung klar dalag, das Ueberflüssige so mancher Etablissements, sahen sich die gefüllten Kassen dabei genau an und suchten nun die Aktien beträchtlich billiger aufzukaufen, als sie nach den allerdings nicht Jedem bekannten Aktiven werth waren. Dann wurde eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, in welcher der nunmehrige Hauptaktionär durch vier oder sechs vermögendere Dienstmänner den Antrag auf Auflösung der Gesellschaft oder Uebergang an einen Dritten zu dem und dem Kurs stellen ließ. Nach einigen schönen Reden dafür und einigem Gelispel dagegen — die Redner fanden die Zeiten sehr unsicher, das Gelispel erlaubte sich etwas heller zu sehen —, wurde der entscheidende Antrag mit starker Majorität angenommen, was dann fast allgemein als Zeichen der Einmüthigkeit unter den Aktionären galt. Es ist schon viel geplündert worden auf solchen Beutezügen, und nur in Oesterreich, wo bekanntlich nur das Unberechenbare berechenbar ist, nd unternehmende deutsche Köpfe zuweilen dabei betrogen (!) worden. Bei uns sind nämlich die Bücher streng geführt, so daß ein faiseur ganz genau wissen kann, wie viel da ist und wie wenig er bieten will, während es an der blauen Donau auch vorkam, daß die Bücher Summen eingehen ließen, die dann entweder gar nicht bezahlt, oder nachträglich wieder gestohlen waren.

Wie ersichtlich, können alle diese Operationen nur bei relativ niedrigen Kursen vorgenommen werden; entweder also hat die Allgemeintendenz den Werth so heruntergebracht und sachlich: Gründe liegen hierfür nicht vor, oder die innere Berechtigung ist wirklich da und nur beabsichtigte Veränderungen verheißen dem Papier eine bessere Zukunft, resp. eine bessere Liquidationsquote. In beiden Fällen erfordert aber das Auskaufen der betreffenden Aktien ein savoir faire, dessen Feinheit sehr hoch zu bemessen ist. Werden doch diese Effekten nicht in einem großen Markt gehandelt, wie etwa spekulative Bank- oder Bahnaktien, sondern innerhalb enger Grenzen, die eine ziemlich scharfe Kontrole erlauben. Ein kleiner Kauf setzt den Kurs schon merklich in die Höhe, ein fortgesetztes Kaufen erregt Aufmerksamkeit, ein scheinbares Unterbrechen lenkt nicht ab, sondern veranlaßt nur zum Abwarten. Es läßt sich also ungefähr die Schwierigkeit ermessen, unter der die Handelsgesellschaft und, nachdem der Rahm abgeschöpft war, auch die Diskontogesellschaft (als Bankiers Krupps) Grusonaktien aufgekauft haben. Vor fünf Wochen ist der Eintritt des Generalkonsuls Russell von der Diskontogesellschaft in den Verwaltungsrath des Grusonwerkes erfolgt. Auf den ersten Blick mußte es auffallen, daß ein von der Handelsgesellschaft finanzirtes und auch eifersüchtig überwachtes Etablissement eine andere Gruppe zu sich heranzog, aber da Trägheit den Schlüssel zu vielerlei Journalistik bildet und der Waschzettel nichts davon erwähnte, so hat auch fast kein einziges deutsches Blatt über diese höchst bemerkenswerthe Veränderung ein erklärendes Wort verloren. Herr Fürstenberg aber, ganz piano, ließ Grusonaktien weiter kaufen, und als er einen so großen Posten beisammen hatte, daß seine Bank sowohl die Majorität als einen enormen Verdienst gesichert sah, veröffentlichte er endlich den Fusionsvertrag mit Krupp. Sodann stiegen in einer Woche Grusonaktien um dreißig Prozent.

Mit etwas Neugier könnte man nun wohl fragen, wozu alle diese Geheimnißthuerei von Nöthen war. Die Aktionäre sind doch keine vile multitude, wie der furchtsame Monsieur Thiers die Barrikadenkämpfer von 1849 nannte sie sind die Eigenthümer des Grusonwerkes, und zwar nicht auf dem Gewaltweg, sondern auf dem Vertrauensweg geworden, sie haben also selbst ein Interesse daran, günstige Vorschläge zu fördern, und lehnen sie diese ab, so kommt man später einer vielleicht besser überredeten Generalversammlung mit dem gleichen Projekte und schließlich haben doch die Aktionäre ihren Willen, selbständig zu bleiben, oder unselbständig zu werden.

Warum sollten sich aber die Aktionäre nicht überzeugen lassen, daß ein Ausgleich der jahrelang rivalisirenden Gegensätze zwischen den Kruppschen Stahlgeschossen und den Grusonschen Hartpanzerungen ein wünschenswerthes Geschäft sei? Warum sollen es nur die interessirten Banken begreifen, daß Krupp für die Kanonenfabrikation bereits die umfangreichsten Werkstätten besitzt, während Gruson seine dafür verwendbaren Anlagen erst noch zu vergrößern hätte? Man braucht garnicht erst, wie dies der Bericht thut, von dem entstehenden Nachtheile der deutschen Kriegsindustrie gegenüber der ausländischen Konkurrenz patriotisch Trübsal zu blasen, um den scharfen Wettbewerb zu fürchten, der voraussichtlich gerade zwischen diesen beiden Firmen in den nächsten Jahren entstanden wäre.

Etwas Anderes wäre es, wenn der Verwaltungsrath des Grusonwerkes die Aktien zu hohen Kursen aufgekauft, also den Aktionären wenigstens ein

großes Aequivalent geboten hätte; aber in aller Stille ein Papier dreißig Prozent unter dem nunmehr sich erhöhenden Werth einzuthun und dann erst mit Anträgen zu kommen, die mehr diktirt, als beauftragt sind, mag Usus sein, ist aber kaum sehr nobel. Diese Aktienkäufer waren doch keineswegs etwa dritte Personen, die eine gute Meinung von Gruson hatten, sondern Verwaltungsräthe, welche die Ursachen des Aufschwunges erdacht und völlig in der Hand hatten, es durfte also, selbst wenn sie im Ernste nur durch eine Majorisirung eine Majorität zu erzielen glaubten, kein Gewinn für sie oder ihre Bank damit verbunden sein. So aber wird noch gar der Schein erweckt, als ob die ganze Fusion wegen der 30 pCt. Kursgewinn gemacht worden sei, und das mag, wie gesagt, heute bei allen Banken gerne geschehen, eingedämmt muß aber dieses Hineinfluthen des Erwerbssinnes in fast alle Kombinationen unbedingt werden. Mußte Gruson mit Krupp durchaus fusionirt werden, was natürlich etwas näher begründet werden müßte, als es jetzt noch der Bericht des Vorstandes überhaupt für nöthig hält, so hatte die Handelsgesellschaft als „verdienstvolle" Gründerin, sowie als Bankier des Werkes die Pflicht, alle ihre schönen Kräfte zur Durchführung des Projektes zusammen zu nehmen; aber wie die Traditionen und Anschauungen in der Bankwelt gegenwärtig grassiren, so mußte sie sich zunächst fragen: Was verdiene ich dabei? Die Direktion würde als sehr untüchtig gelten, wenn es anders gekommen wäre, denn die Zeiten des ruhigen, nach bestimmten Zielen sich bewegenden Geschäftes sind längst vorüber und bei dem rastlosen Angeln und Fischen — rastlos auch auf Geschäftsgebieten meilenfern von der Börse — ertrinkt leicht jeder vernünftige Grundsatz.

Ein Sechsgespann greift aus, danach rennt ein Fünferzug, der ja nur ein Pferd weniger hat, dann ein Viererzug, und so weiter bis auf ein einfaches Coupé. Selbst der Lenker des einen Rosses meint nur mit dem Zweispänner zu rivalisiren und — rennt doch dem Sechserzug nach. So geht es mit dem heutigen Jagen nach Gewinn. Keiner der Kleineren, der nicht ein nur etwas größeres Vorbild zu haben wähnt, aber in Wirklichkeit inkommensurablen Größen folgt. Ein gefährlicher Zustand, der nothwendig ein Rückwärtsschrauben bedingt, nur daß man noch keineswegs weiß, wer damit den Anfang machen soll. Bis heute sind diese Erwägungen noch nicht einmal in die objektive Kritik des Börsen- und Finanz-Wesens eingezogen, denn falls eine Bank nur normale Erträgnisse lieferte, würde keine Zeitung so viele Gedanken beisammen haben, um dies deshalb lobenswerth zu finden, weil die Bank sich etwa von ausschweifenden Profiten ferngehalten hat; hier beginnt die Mauer vor dem Kopfe der Fachpresse.

Die Grusonaktionäre aber, die nun in gewissem Sinne Depossedirte geworden sind, können sich noch immer eher mit ihrer hübschen Abfindung trösten [illegible]s mit ihrem möglichen Recht, bei einem solchen Antrag nicht einer Majorität folgen zu müssen. Die alte Rechnung! Man weiß ganz genau, daß nur wenige Interessenten eigensinnig auf ihrem Recht bestehen, und diese Wenigen — zahlt man aus. Pluto.



Schmutzige Wäsche im Berliner Rathhause.

Nachdem die Berliner Stadtverordneten den Magistrat nach alter Väter Weise durch Inzucht ergänzt hatten, haben sie sich nun auch selbst einen neuen Präsidenten und Vizepräsidenten gegeben. An die Stelle des Herrn Stryck ist Herr Langerhans getreten, der wiederum durch Herrn Alexander Meyer ersetzt worden ist.

Man kann im Interesse der städtischen Selbstverwaltung und ihrer Würde nur wünschen, daß die Mehrheit der gegenwärtigen Stadtverordneten-Versammlung, oder doch wenigstens die tonangebenden Macher, möglichst bald durch die Wählerschaft beseitigt werden; gerade die liberale Partei und Presse müßte sich gegen ein System wenden, das nur zu sehr geeignet ist, die kommunale Verwaltung allmählich um Ansehen und Reputation zu bringen. Die neuesten Wahlen sind höchst betrübend; sie lassen auch dem blödesten Auge klar werden, daß es nicht die gentry ist, nicht die unabhängige Vertreterschaft eines in Handel und Industrie sich bethätigenden Bürgerthums, die im rothen Hause herrscht, sondern daß dort ein Klüngel von schwatzenden Journalisten und Parlamentsfexen seine groben Fäden spinnt. Aber die Partei und Presse wird selbstverständlich nichts thun, oder doch nicht das allein Gebotene: offene Lossagung von diesem Treiben; die kommunal-offiziöse Vossische Zeitung wird sich in diesen wie in hundert anderen Dingen ausschweigen und die übrigen sogenannten liberalen Zeitungen der Hauptstadt, mit ihren Standpünktchen, links, ganz links, noch linkser, haben irgend eine Bedeutung nicht. Die Kreuzzeitung aber und die Antisemiten-Blätter mit den täppischen Judenartikeln sind geradezu eine Stütze des im Rathhause zu Berlin herrschenden Systems, für die Freisinn und Genossen aufrichtigen Dank schulden, denn ihre von Unkenntniß und Vorurtheit zeugenden Aufsätze über den Fortschrittsring und dergleichen hindern die Erkenntniß des Uebels in weiten Kreisen.

Es ist ganz gleichgiltig, ob Herr Langerhans mehr links oder Herr Alexander Meyer mehr rechts steht. Diese Kindereien, bei denen sich irgend einer praktischen Maßregel gegenüber nichts, aber auch gar nichts denken läßt, haben Realität nur in dem Gehirn von Leitartikelverfassern. Wohl aber ist die Thatsache von einiger Bedeutung, daß unter einundeinhalb Millionen Menschen man sich einen dreiundsiebenzigjährigen Arzt und einen auf Zeilenlohn arbeitenden Journalisten ausersehen hat, um sie als oberste Vertreter der Bürgerschaft zu präsentiren. Das beweist, was hier immer und immer wieder behauptet wird, daß die Möglichkeit, geeignete Personen zu gewinnen, im Berliner Rathhause nicht existirt; das beweist, daß den von einigen „Berufspolitikern“ geleiteten épiciers und Terrain-Spekulanten die nöthige Reife für eine wahrhafte soziale Auslese fehlt, das beweist endlich, daß die Berliner Selbstverwaltung sich auf unheilvoller, stark abschüssiger Bahn befindet.

Berlin ist die erste Handels-, die erste Industrie-Stadt Deutschlands. Obwohl unter ganz besonderen, theils günstigen, theils ungünstigen Verhältnissen sprunghaft entwickelt, fehlt es ihr keineswegs an eigentlichem Patriziat, an einer entsprechenden Anzahl von angesessenen, be-

güterten, mit der Geschichte der Stadt verwachsenen Familien. Neben diesen giebt es, was eines Beweises nicht mehr bedarf, eine weitere überaus große Zahl von Repräsentanten des Handels und der Industrie, die, obwohl erst in den letzten Dezennien zur Bedeutung gelangt, sich vorzüglich zu Trägern der Selbstverwaltung eignen. Freilich darf man allen diesen Leuten, die man nicht mit den durch Terrainkäufe mühelos reich gewordenen Emporkömmlingen verwechseln darf, nicht zumuthen, zuvor eine Schulung in dem ekeln Geschwätz und der Bieratmosphäre der Bezirksvereine durchzumachen; dieses Cliquenwesen niedrigsten Genres schreckt unabhängig und vornehm denkende Menschen von vornherein ab. Wer ein kaufmännisches, ein gewerbliches Unternehmen von gewissem Umfang mit Erfolg zu leiten versteht, zeigt hierdurch seine Befähigung zur Theilnahme an der Verwaltung, und da in der Verwaltung immer nur Rücksichten der Zweckmäßigkeit entscheiden und entscheiden dürfen, so sind alle politischen Ueberzeugungen, Grundsätze u. dergl. Saisonartikel dort absolut vom Uebel. Wenn neben Handel und Industrie auch die sogenannten gelehrten Berufe: Beamte, Anwälte und Aerzte, in Stadtverordneten-Versammlungen vertreten sind, so ist dagegen nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß das kaufmännisch oder gewerblich intelligente Bürgerthum dominirt.

Wenn man es in kleinen Städten begreiflich, ja natürlich finden muß, daß ein sozial und intellektuell höher stehender Arzt oder Anwalt die Leitung der Geschäfte übernimmt, der der kleine Kaufmann, der Handwerker, bei sonstiger Tüchtigkeit und Aufmerksamkeit, nicht gewachsen ist, so ist es für Berlin wiederum ein überaus beschämendes Armuthszeugniß, das Aerzte, Advokaten und Journalisten das große Wort in der Stadtverordneten-Versammlung führen. Wo sind die glänzenden Namen des Berliner Handels, der Berliner Industrie, wo die Großkaufleute, die Fabrikbesitzer, die weitbekannten Gewerbemeister? Haben sie hier weniger Liebe und Anhänglichkeit für ihre Stadt, weniger Verständniß und Interesse für die realen Aufgaben großstädtischen Lebens als anderwärts? Gewiß nicht, aber sie wenden sich in ihrer überwiegenden Mehrheit mit Widerwillen von der Gesellschaft ab, die bornirt und cliquenhaft die Verwaltung meistert. Wenn man sich die im Ehrenamt gewählten Rathsherren neuen und neuesten Datums in der Berliner Kommune ansieht und die jetzigen Wahlen betrachtet, so kann man an dem üblen Ausgang solches Treibens nicht mehr zweifeln.

Herr Langerhans, ein Arzt, ist eine bürgerlich unantastbare Persönlichkeit. Im Uebrigen hat er nur eine anerkannte Eigenschaft, er ist Fortschrittsmann de pur sang und besteht ausschließlich aus „Rückgrat". Er ist ein Greis, hat nie im praktischen Leben gestanden, und seine intimsten Freunde zittern täglich, daß er irgend eine Takt- oder Geschmacklosigkeit begeht. Jetzt jubeln sie, daß er schon beinahe drei Monate lang keine verübt hat, geben aber selbst zu, daß er sehr qualifizirt als Stadtverordneten-Vorsteher eben nicht ist. Aber „es giebt keinen andern!"

Als Vorsteher-Stellvertreter kamen drei Persönlichkeiten in Betracht, Herr Meyer I., Herr Meyer II. und Herr Barth; ein Advokat und zwei Journalisten. Der Gewählte, Herr Meyer II., ist von Beruf Schriftsteller; er schreibt für die Breslauer Zeitung, die Vossische Zeitung und für die „Nation". Obwohl er mit dem Reichskanzler Grafen Caprivi auf einer Schulbank gesessen hat, greift er ihn manchmal an, aber nicht sehr; er ist überhaupt „unabhängig" bis

auf die Knochen, wirthschaftlich und politisch und überhaupt; auch bezieht er von den Berliner Elektrizitäts-Werken einen Jahresgehalt.

Herr Meyer II. ist ein sehr geschickter Journalist; im Uebrigen ist er eine der unangenehmsten, unsympathischsten Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens. Er hat sich durch seine parlamentarischen Bierreden bekannt gemacht, die höchst spaßhaft sind, von Clown-Witzen wimmeln und bei der Elite der Nation, dem Parlament, stets dankbare Zuhörer finden. Salopp im Denken und Sprechen, salopp in Haltung und Kleidung —: der denkbar würdigste Vorsitzende, der passendste Repräsentant eines auf seine Unabhängigkeit und seine Integrität stolzen Bürgerthums. Man braucht nicht für Herrn Miquel und seine Steuergesetze zu schwärmen, und man kann doch die Geringschätzung verstehen, mit der er in der Steuerdebatte die mit dreister Sorglosigkeit und Flüchtigkeit vorgebrachten Angriffe dieses Gegners abthat. Besäße die freisinnige Fraktion einige Selbstachtung, sie müßte eines derartigen Vertreters sich schämen, denn er hat, ganz abgesehen vom Parteistandpunkte, durch seine unglaublich armselige, ignorante Rede die Partei unheilvoll kompromittirt. Aber wie wird sie so etwas thun! Sei Parteimensch und man verzeiht Dir Alles — und noch etwas mehr.

Man brauchte nicht zu den drei genannten Kandidaten, am wenigsten zu Herrn Meyer II. zu greifen. Obwohl die gentry des kaufmännischen und gewerblichen Bürgerthums nur in verschwindender Anzahl im Berliner Rathhause vertreten ist, hätte man doch würdigere Vorsitzende immer noch gefunden. Vor allem war Herr Namslau relativ geeignet; ein Mann von allgemein anerkannter Tüchtigkeit und Achtbarkeit, einer der befähigtsten und fleißigsten Stadtverordneten. Man sagt, Herr Stryck, der hinter den Coulissen stark thätig ist, habe gegen ihn agitirt, weil er der Ueberzeugung ist, daß er mit den Herren Langerhans und Meyer II. leichter fertig werden kann als mit Herrn Namslau. Und diese Argumentation ist zutreffend, denn weder Herr Langerhans noch Herr Meyer II. werden ernsthaft genommen, und Herr Stryck, der zunächst die leitende Stelle in seiner Partei einzunehmen gedenkt, wird bald wieder, vermöge seiner Fähigkeiten und Kenntnisse, als Retter in der Noth begrüßt werden. Und die Noth ist groß: je weniger die Leitung des Magistrats ihrer Aufgabe gewachsen ist, desto schwieriger wird die Stellung der Stadtverordneten-Versammlung; und wer aufmerksam ihre Verhandlungen verfolgt, der sieht, wie der Schwerpunkt immer mehr verschoben wird, wie die Stadtverordneten in theilweise völlig unklarem Tasten den Magistrat dirigiren und wie die wenigen neuen Ideen, die in der Berliner Verwaltung sich zur Geltung bringen, stets aus dem Schooße der Stadtverordneten-Versammlung entspringen. Es ist wohl nicht zu viel verlangt, wenn man für das Präsidium der hauptstädtischen Vertretung andere Männer fordert als die, welche Zerfahrenheit, Taktlosigkeit, Unbildung jetzt auf diesen Platz gestellt hat, und wenn man die Erwartung ausspricht, es möge ein anderer Geist als der zur Zeit herrschende ins rothe Haus einziehen. Gentlemen sollen uns regiren, mögen sie liberal oder konservativ sein, nicht aber Männer, deren Wahl der Witz begrüßt, es würde nöthig sein, vor jeder Sitzung künftig dem Repräsentanten der Berliner Bürgerschaft ein reines Hemd zu überreichen.



Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.



Die Politik der Mißverständnisse.

Als der Graf von Artois, der dann für kurze Zeit Karl X. hieß, im Frühjahre 1814 mit der Restauration in Paris einzog, wurde er von Talleyrand mit einer sehr geschickten Rede begrüßt, die der hohe Herr nur mit einem gerührten Stammeln beantwortete. Für den Moniteur war mit dieser fürstlichen Rührung nichts anzufangen und die Regirung wäre in Verlegenheit gekommen — denn dem Volk klangen noch die zündenden Phrasen des großen Napoleon im Ohr —, wenn der leitende Staatsmann eben nicht Talleyrand geheißen hätte. Der Minister Beugnot, der später die lehrreiche Geschichte erzählt hat, sollte für das offizielle Blatt über den Einzug berichten, und als ihn die Jungfernrede des Königs bedenklich stimmte, sagte Talleyrand: „Aber, lieber Freund, wo ist da die Schwierigkeit? Machen Sie eine gute, zu der Person und dem Augenblicke passende Rede, und in zwei Tagen wird der Herr überzeugt sein, daß er diese Rede gehalten hat." Der feine Erkenner fürstlicher Psychologie behielt Recht und in manchem Historienwerk kann man noch heute lesen, Karl X. habe am 12. April 1814 gesagt: „La Paix et la France ... Enfin je la revois! Et rien n'y est changé, si ce n'est qu'il s'y trouve un Français de plus." Gekrönte Worte sind häufig so entstanden und Gustav Freytag hat einmal darauf hingewiesen, wie gefährlich solche Entlehnungen für das Selbstgefühl des Monarchen sind: „Er gewöhnt sich dabei, fremden Geist als den seinen auszu-

geben, und muß sich gefallen lassen, vielleicht mit Behagen, daß seine eigene Auffassung, seine Bildung und sein Verständniß nach den wohlerwogenen und gescheidten Worten des Andern geschätzt wird."

Im Deutschen Reich erleben wir seit zwei Jahren ein anderes Schauspiel. Ob die eine oder die andere Rede einen anonymen Verfasser hat, das ist am Ende gleichgiltig, denn der Sprecher übernimmt die Verantwortung für seine Worte, auch wenn er sie nur nachgesprochen hat. Aber wir sind in eine Periode der Mißverständnisse eingetreten und nachgerade fängt die Sache an gefährlich zu werden. Beinahe jeder wichtigen Rede des Kaisers ist eine Korrektur gefolgt und dadurch ist über die Anschauungen und Wünsche des Monarchen eine Unsicherheit entstanden, die gewiß nicht zum Guten gewirkt hat. Noch viel schlimmer aber muß die Wirkung sein, wenn nun auch den der Kritik unterstellten Leitern der deutschen Politik immer häufiger das seltsame Geschick wiederfährt, mißverstanden zu werden, mißverstanden nicht von ihren Feinden, sondern von ihren ergebenen Dienern in der Presse und im Parlament. Offenbar muß die Schwerhörigkeit neuerdings epidemisch geworden sein, sonst wäre die auffallende Thatsache nicht zu erklären. Im Reichstag beantwortet Herr von Boetticher eine Interpellation und der stenographische Bericht meldet, der Herr Staatssekretär habe gesagt, „daß nirgends im Deutschen Reich ein Nothstand besteht." Mißverständniß: Herr von Boetticher hat „den Nothstand keineswegs geleugnet". Dann fühlt der Reichskanzler sich zu einer sehr langen Rede in der Militärkommission veranlaßt, und sofort folgen vier gesperrt gedruckte Dementis in der „Norddeutschen" und die staunende Welt erfährt, daß der leitende General wieder einmal tauben Ohren gepredigt hat und total mißverstanden worden ist. Der Antrag, das neue Amt eines Reichs-Korrektors zu schaffen, sollte von den Gouvernementalen allmählich erwogen werden.

Die sozialpolitischen Ansichten des Herrn von Boetticher sind ohne Bedeutung. Dieser Herr war immer nur ein Sprachrohr, aus dem die Gedanken eines Größeren hervortönten, und da dieser Größere heute fehlt, darf man sich über die matten Klänge nicht wundern, die der Apparat wiedergiebt. Herr von Boetticher empfindet keinen Nothstand und die Sozialdemokraten sind ihm für sein Verhalten beim Sturze Bismarcks viel zu dankbar, um den freundlich scherzenden Herrn etwa mit der unbequemen Frage nach persönlichen Nothständen

zu belästigen, die von der früheren Regirung mit einem Kostenaufwande von ungefähr 900 000 Mark beseitigt werden mußten. Sehr viel wichtiger aber ist es, wenn der Herr Reichskanzler mißverstanden wird, noch dazu in einer Rede, die er sicher für hochpolitisch hält und die denn auch wirklich einige Tage hindurch ganz Europa beschäftigt hat.

Fürst Bismarck hat einmal, als er über Deutschlands Verhältniß zu Rußland und der orientalischen Frage interpellirt wurde, von dem Abgeordneten Richter gesagt, „daß er wegen eines gewissen Dilettantismus die Abstufungen zwischen Freundschaft, Kälte, Verstimmung, Zwistigkeit der Gegenwart und der Zukunft, sich doch nicht recht klar gemacht habe". Aehnlich scheint die politische Anschauung des Grafen Caprivi beschaffen zu sein: auch er theilt Europa in Gegner und Freunde, auch er sieht für Deutschland die Nothwendigkeit einer Option zwischen Oesterreich und Rußland, auch ihm entgehen die feineren Nuancen, die im Verkehr der Nationen einen unwägbaren, aber früher oder später entscheidenden Einfluß üben. Und es kommt noch hinzu, daß er, wie alle unproduktiven Naturen, die augenblicklichen Verhältnisse für unabänderlich und unwiderruflich nimmt, ohne zu bedenken, daß eine organische Politik in steter Entwickelung bleiben muß.

Die zwei Jahrzehnte von der Begründung des Deutschen Reiches bis zur Entlassung des Fürsten Bismarck haben uns zwei politische Gruppirungen gebracht: das Dreikaiserverhältniß und den Dreibund. Es gelang zuerst, durch die Intimität der drei Kaiser den europäischen Osten zu vereinen, und später, der deutsch-österreichischen Verständigung Italien anzugliedern und in einem festen Vertrag bestimmte Verpflichtungen zu gemeinsamer Defensive aufzustellen. Das zweite Bündniß war weder so stark noch in den politischen und sozialen Verhältnissen so sicher begründet wie das erste, aber es war nothwendig, weil in Rußland der Hochmuth erregt und der Versuch gemacht worden war, von Berlin aus einen Druck auf Oesterreich zu üben. Es wurden von Petersburg taktlose Briefe nach Berlin geschickt und von der kompetentesten Stelle aus verstieg man sich bis zu direkten Kriegsdrohungen. Damals mußte die Möglichkeit geschaffen werden, die orientalischen Ambitionen Oesterreichs und Rußlands zum Besten des Weltfriedens im Schach zu halten und dem Deutschen Reich zugleich auch die undankbare und immer übel belohnte Rolle des Schiedsrichters zu ersparen, die Kaiser Nikolaus in Olmütz und

Napoleon nach Sadowa zu spielen sich vermaßen. Durch das deutsch-österreichische Bündniß entging Deutschland der Gefahr, in eine dem geeinigten Volk unerträgliche Abhängigkeit von dem Zarenreich zu gerathen, und es gewann gleichzeitig die angenehme Stellung des Unparteiischen zu den orientalischen Wirren: in Petersburg und in Wien wußte man ganz genau, daß ein Versuch, bei der türkischen Liquidation gute Beute zu machen, unter keinen Umständen auf deutsche Unterstützung zu rechnen hätte. Diese ungemein schwierige Aufgabe konnte nur einem Staatsmanne gelingen, der über ein großes persönliches Ansehen gebot und der für die feinsten Nuancen im internationalen Verkehr ein durch Erfahrung geschärftes Ohr besaß; aber auch dieser Mann konnte nicht glauben — und niemals hat ers geglaubt —, daß mit der Schöpfung des Dreibundes nun für alle Ewigkeit das letzte Wort politischer Weisheit ausgesprochen sei. Die bismärckische Staatskunst hat immer und überall pädagogische Zwecke verfolgt und sie hat, wenn sie eine neue Richtung einschlug, doch stets für die Stunde vorgesorgt, wo die alte, ruhige Fahrstraße wieder frei sein würde.

Wenn man heute den Wortlaut des deutsch-österreichischen Vertrages durchliest, dann muß man die Voraussicht bewundern, die schon vor vierzehn Jahren mit der Möglichkeit eines franco-russischen Bündnisses rechnete; aber man kann sich auch darüber nicht täuschen, daß in den Machtverhältnissen der einzelnen Staaten und Gruppen sich eine beträchtliche Veränderung vollzogen hat. Graf Caprivi, der noch in seiner Osnabrücker Rede das Ereigniß von Kronstadt als eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes beinahe gepriesen hatte, beginnt nun einzusehen, daß der Dreibund in seiner jetzigen Gestalt doch nicht allen Eventualitäten gewachsen ist: Italien hat sein Heeresbudget bereits um 50 Millionen Lire gekürzt und seine schlechten Finanzen könnten leicht weitere Opfer nöthig machen, und auch in Oesterreich zeigt sich kein besonders eifriger Fortschritt in der Verstärkung der Wehrmacht. Für den Reichskanzler ergiebt sich aus dieser Erkenntniß die Nothwendigkeit, alljährlich 60 000 Mann mehr in die deutsche Armee einzustellen. Aber erstens kann Deutschland allein dauernd nie die Kriegsstärke seiner verbündeten Gegner erreichen und zweitens wäre, wenn politischen Verwickelungen nur die Erhöhung des Präsenzstandes vorbeugen könnte, der ganze ungeheuer kostspielige

Apparat der Diplomatie überflüssig und der Kriegsminister könnte die Geschäfte der auswärtigen Politik recht gut im Nebenamte versehen.

Die Männer, die den Fürsten Bismarck ablösten, ohne von ihm, dessen Superiorität eine Welt anerkannte, eine Auskunft oder einen Rath zu erbitten, haben die Akten nebst den nicht immer ganz diskret behandelten Marginalien sorgfältig gelesen, aber es ist zweifelhaft, ob ihnen der Ursprung und die tiefere Bedeutung der getroffenen Kombinationen immer völlig klar geworden ist. In den Akten stand gewiß nicht, daß Bismarck nur das Aufhören der russischen Ueberhebungen abwartete, um zu dem alten Verhältniß zurückzukehren, das als Heilige Alliance und später als Dreikaiser-Bündniß dem Frieden gute Dienste geleistet hat. Es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß diese Möglichkeit heute näher gerückt ist und deshalb ist es doppelt bedauerlich, daß gerade dieser Moment gewählt wurde, um neue Beunruhigung zu erregen. Das Deutsche Reich kann nicht daran denken, Oesterreichs Interessen im Balkan zu vertreten oder die Geschäfte Englands im Orient zu besorgen. Für das Deutsche Reich ist vielmehr eine Verständigung mit Rußland immer wünschenswerth, denn selbst nach einem glücklichen Kriege würde es zwischen zwei nach Rache dürstenden Gegnern niemals zu Athem kommen und die Ruhe finden, um die beständig mit größeren Ansprüchen drängende soziale Reform zum glücklichen Ende zu führen. Nur auf diesem Gebiet liegen die großen Aufgaben der zukünftigen deutschen Geschichte und eine vorausschauende Politik sollte deshalb auch nur das eine Bestreben kennen, die Volkskraft zu erhalten und zu verstärken, nicht aber sie in den Dienst fremder Interessen zu stellen. In dem Augenblick, wo das russische Eisen aus unserem Feuer genommen wäre, müßten wir österreichischen Wünschen uns gefügiger zeigen und bei der Unsicherheit im Donaureiche wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß wir, wenn ein vielleicht unter klerikalem Einflusse stehender Regent auf den Habsburger Thron gelangt, isolirt würden oder uns gar der Koalition gegenüber befänden, mit der Friedrich der Große zu ringen hatte. Da droht jedenfalls eine größere Gefahr als in der für uns zunächst gleichgiltigen Frage, ob Rußland mit der Türkei über den Dardanellen-Schlüssel eine Abmachung trifft und durch eine weitere Ausdehnung die Verwaltung und Sanirung seines riesigen Landes immer schwieriger macht. Der Besitz von Byzanz hat noch keinem Volke Segen gebracht und

die mehr als vierhundertjährige Festsetzung der Türken am Goldenen Horn beweist, daß die Welt nicht von Konstantinopel aus regirt wird.

Die Forderung eines gesunden nationalen Egoismus galt früher als selbstverständlich; aber sie muß mit besonderem Nachdruck betont werden, seit der deutsche Reichskanzler in England und Oesterreich sich größerer Beliebtheit als in der Heimath erfreut. Was ausländische Zeitungen zum Ruhme des Grafen Caprivi schreiben, das hat für uns nicht den geringsten positiven Werth und die deutschen Besitzer publizistischer Plantagen sollten das Geld, das sie an die telegraphische Verbreitung dieser bedenklichen Berühmtheit vergeuden, lieber anwenden, um verständige Artikel über vaterländische Verhältnisse zu bezahlen. Diesmal war die Verherrlichung des Kanzlers obendrein unverdient, denn er hat viermal schriftlich und zweimal mündlich erklärt, daß er gänzlich mißverstanden worden ist. In dem verzweifelten Kampf, den er um die Militärvorlage führt, hat er eben zu allen erdenklichen Argumenten gegriffen, und da bei der bitteren Kälte das Gehör der Volksvertreter gelitten hat, kamen sie zu der Vermuthung, Graf Caprivi hätte über Rußland, über Deutschlands Orientinteressen, über Italien und Dänemark Neues gesagt, während er doch nur sagen wollte, daß Alles beim Alten geblieben ist.

War dazu aber wirklich ein so großer Aufwand nöthig und mußten wir nach den Korrekturen so vieler Kaiserreden auch noch den Anblick des korrigirenden Generals erleben? Es wird heute weitaus zu viel und zu lange geredet und bei allen diesen Debatten kommt im Grunde gar nichts heraus. Auch ohne das zweitägige Gerede über den Nothstand und den Kohlenstrike wußte man, daß Herr Liebknecht in der sozialdemokratischen Gesellschaft, und Herr Barth, das manchesterliche enfant terrible des Freisinns, in der Aufhebung der Getreidezölle das Allheilmittel erblickt, — und wie in den journalistischen Betrieben der beiden humanen Herren die Arbeiter bezahlt und behandelt werden, das hat man auch jetzt nicht erfahren. Auch die Ansichten über die Militärvorlage sind durch die schönen Reden, die ohne Ermatten gewechselt werden, kaum erheblich verändert worden und die Frage ist noch immer, ob das Geschäft mit dem Centrum oder mit dem fackeltanzlustigen Flügel der Freisinnigen gemacht werden wird. Was die parlamentarische Maschine inzwischen leistet, das führt

nur zu immer erneuten Mißverständnissen, und davon haben wir allmählich genug erfahren, um auf eine Fortsetzung nicht begierig zu sein. Das Kompromiß-Verständniß wird ja doch nicht auf sich warten lassen.

Schließlich ist es auch mindestens zweifelhaft, ob die langwierigen Phantasie-Kriege, die jetzt täglich durchgefochten werden, nothwendig und nützlich sind. Wir leben mit allen Mächten im tiefsten Frieden und der Generalkanzler zieht an der Spitze siegreicher Truppen abwechselnd in Paris oder in Petersburg ein. Dieses Kriegsspiel mag für die strategische Erziehung angehender Heerführer vortheilhaft und für beredte Civil-Moltkes sehr unterhaltend sein, aber es enthält auch die Gefahr eines militärischen Rausches, in dem man die Vortheile der Offensive preist, befreundete Staaten blokirt und die Schätze des Orients vertheilt. Wenn auf diesen Rausch, der jetzt, wie es scheint, den parlamentarischen Frühschoppen ersetzen muß, später die Ernüchterung folgt, dann erkennt der Erwachende in verblüfftem Schrecken, wie fürchterlich er wiederum mißverstanden worden ist: die böse Welt glaubt, er wolle Schlachten schlagen, und er hat doch nur Schlachten gemalt.

Diese parlamentarischen Schlachten-Panoramen, die Graf Caprivi in die europäischen Sitten eingeführt hat, könnten aber sehr leicht die Veranlassung zu neuen Mißverständnissen werden. Durch ein Mißverständniß wurde die Militärvorlage vorzeitig bekannt, ein Mißverständniß schwächte das Vertrauen in unser Heer und namentlich in die Kriegstüchtigkeit unserer Landwehr, ein Mißverständniß ließ den Kaiser die Vorzüge eines kleinen Elite-Heers preisen und später die Gegner der Vorlage mit der Zerschmetterung bedrohen, durch Mißverständnisse wurde die Tabakindustrie, wurde Italien und Dänemark beunruhigt —: am Ende dieser Komödie der Irrungen könnte ein letztes Mißverständniß noch dadurch entstehen, daß irgend ein französischer Fiesko die Kriegsspielerei allzu ernst nimmt und, in dem Glauben an die ewigen Versicherungen unserer augenblicklichen Ohnmacht, in Thaten umzusetzen versucht, was Graf Caprivi nur malte.



Die Bodenverstaatlicher und das 1. Buch Mosis.

Der Herr Herausgeber der „Zukunft“ hat mich trotz meiner Einwendung, in manchen Stücken, wie Handelspolitik und Arbeiterschutz, Aufhebung des Welfenfonds und Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, nicht blos nicht Gegner, sondern Verehrer des „neuen Kurses“ zu sein, dennoch wiederholt zur Mitarbeiterschaft eingeladen. Indem ich von dieser Einladung erstmals Gebrauch mache, wende ich mich in abweichender Auffassung gegen die Bodenverstaatlichung, welche in der „Zukunft“ warme Vertretung wiederholt gefunden hat. Bin ich doch überzeugt, daß die Bodenverstaatlicher, von Henry George bis zu unsern deutschen „Bodenreformern,“ unseren bedeutendsten und immer noch glücklichsten Arbeiterstand, den produktiven Eigenthumsbebauer tief herabsetzen würde, ohne den übrigen Ständen — das Mobilkapital im letzten Ergebniß ausgenommen — etwas zu nützen. Die Landwirthschaft ist ja gewiß nothleidend, aber in Aetiologie, Diagnose und Therapie ihrer wirthschaftlichen Krankheiten bin ich nach langem, wiederholtem und eindringendem Nachdenken stets zu einem von den Meinungen und Zielen der Bodenverstaatlicher gänzlich abweichenden Standpunkt der Betrachtung gelangt, so sehr ich Talent, Eifer und gute Absicht der Bodenreformer in allen Ehren halte.

Worin besteht denn die Sache, die sich in Deutschland „Bodenreform“, „Landreform“ und in England „Boden-Nationalisirung“ nennt? Aus England und aus den Vereinigten Staaten, wo diese Bewegung von schweren Mißbräuchen in den Großgrundeigenthums-Verhältnissen hervorgerufen worden ist, nach Deutschland übertragen, ist die Bodenreform darauf gerichtet, das gesammte Recht des Eigenthums am Boden, also nicht den Boden selbst, zu „reformiren“. Und zwar soll es in der Weise geschehen, daß das Privateigenthum an Grund und Boden in die Hände des Staates bezw. der Gemeinden überginge und daß die Bodenrente durch den Staat dem „Volke“, der „Nation“, zur

Bestreitung der öffentlichen Ausgaben „zurückgegeben“ werden würde. Das ist die „Boden-“ oder „Land-Reform“, die „Nationalisirung“ von Grund und Boden!

Die „Bodenverstaatlichung“ müßte also sämmtliche dermaligen Privateigenthümer von ländlichen wie von städtischen Grundstücken auf irgend eine gerechte oder ungerechte, unmittelbar oder mittelbar zwingende Weise ihres Eigenthums entkleiden. Sie würde sodann das in „Nationalbesitz“ genommene Privateigenthum auf Zeitpacht ablassen und die riesigen Pacht- und Miethgelds-Eingänge aus dem an Pächter überlassenen Volks- bezw. Staats-Grundeigenthum dem öffentlichen Haushalt zur Verausgabung für „Volks“-Zwecke übergeben. Es gäbe hinfort nicht blos keinen Grundherrn mehr bis hinauf zum Alten in Sachsenwald, sondern auch nicht mehr das kleinste Bäuerlein, das auf eigener Scholle leben dürfte. Es würde nur noch Zeitpächter von Stücken „Volks-“ oder „National-Boden“ geben; Erbpächter mit fixen Leistungen dürften nämlich nicht existiren, wenn der Hauptzweck der Bodenverstaatlichung, der Einzug der ganzen sog. „Grundrente“ durch den Staat zur Verausgabung für öffentliche Zwecke wirklich und zwar folgerichtig nach der Forderung und Theorie der Privatgrundrenten-Vertilgung irgendwie erreicht werden soll.

Hiernach handelt es sich, wenn man die Angriffe auf das städtische Grundprivateigenthum als eine Sache für sich hier vorläufig lieber bei Seite läßt, nicht blos um die Abschaffung des privaten Großgrundbesitzes, der seinen Boden nicht selbst bebaut, sondern auch um die Verwandlung aller in Eigenthümer-Bewirthschaftung stehenden Grundstücke, somit um die Verwandlung des gesammten Bauernstandes, in einen Staats-Zeitpächterstand.

Die Bodenverstaatlicher berühren sich in ihrem Programm mit den Sozialdemokraten. Auch sie wollen das Privateigenthum an Grund und Boden in öffentliches Eigenthum überführen. Allein nicht an allen Produktionsmitteln, namentlich nicht auch am „Kapital“, d. h. an dem riesigen Produktionsmittelvermögen, welches außerdem in Handel, in Industrie, im Landwirthschaftsbetrieb selbst, im Kreditwesen erforderlich ist. Am „Kapital“ im engeren Sinne des Wortes, wollen sie das Privateigenthum wenigstens nicht unmittelbar in staatliches Volkseigenthum verwandeln. Zwar erwarten sie eine Beseitigung des Leihzinses als mittelbar unausbleibliche Folge ihrer Bodenreform und nicht minder stellen sie eine gewaltige Steigerung jenes Antheils am Ertrage der nationalen Güterproduktion in Aussicht, welcher der unselbständigen wie der selbständigen „Arbeit“ als Arbeits-Privateinkommen zufällt. Aber erwiesen ist es nicht entfernt, daß diese und einige weitere guten Folgen der Bodenverstaatlichung auch wirklich eintreten würden und müßten, und jedenfalls wird das Privateigenthum an den nicht bodenwirthschaftlichen Produktionsmitteln von den Boden-

reformern keineswegs so scharf und unmittelbar bei den Hörnern gefaßt, wie vom Kollektivismus. Rechtlich könnte das „Kapital", d. h. das nicht grundbesitzliche Privateigentum an Produktionsmitteln fortbestehen sammt dem „Lohnsystem". Direkt wird nicht einmal der Bezug von Mobilkapitalrente, von Geldzins verschiedener Art ausgeschlossen. Wenn daher die Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, mit welchen die Bodenreformer freilich sehr zuversichtlich auftreten, so wird zwar der ganze bäuerliche und sonstige Grundeigenthümer-Stand sicher weggefegt sein, aber das übrige „Kapital" sammt der „Spekulation" könnte mehr als je — sozial und politisch nun ganz gegengewichtlos — sich breit machen. Und überdies würden die in Zeitpächter verwandelten Bodenbebauer sammt ihren Familien- und Lohn-Arbeitern im Pachtzins an den Staat die Steuern fast allein zahlen. Beim ganzen Plane, wenn er verwirklicht würde, wäre nur das Eine unbedingt sicher, daß der größte Stand produktiver Arbeiter in Deutschland, der Bauernstand — ohne jede sachliche Nothwendigkeit, wie ich zu zeigen hoffe — auch vollends seine Selbständigkeit verlieren würde, ohne daß seine Lohnarbeiter der „Ausbeutung" durch die Zeitpachtunternehmer und ohne daß auch nur die letzteren selbst der Ausbeutung durch das „Kapital" mit Sicherheit enthoben sein würden. Es könnte vielmehr und würde wahrscheinlich einem gesteigerten geldwirthschaftlichen Kapitalismus ohne die sozialen und politischen Gegengewichte des Bodenprivateigenthums (Immobiliarkapitalismus) die Bahn vollständig frei werden. Das ist offenbar etwas ganz Anderes als die Abschaffung des Eigenthums an allen Produktionsmitteln, als die Verstaatlichung der Privatproduktion und des Umsatzes aller Sachgüter, wie folgerichtiger die Sozialdemokratie, im Kollektivismus es haben will.

Solcher Bodenverstaatlichung stehe ich nun um so mehr ablehnend gegenüber, als ich sie zur Heilung der allerdings argen Leiden der Landwirthschaft für überflüssig, zur Heilung der Schäden im sonstigen nationalen Güterleben aber für unbrauchbar, mindestens für unzulänglich und erfolgsunsicher ansehe. Nur ein Verdienst streite ich den Bodenverstaatlichern nicht ab, das Verdienst, daß sie der nach meinem Dafürhalten nothwendigen Reform des Immobiliarverkehrs-Rechtes — des Bodenerb-, Kaufs- und Bodenpacht-Rechtes — ihrerseits einen weiteren kräftigen Antrieb ertheilt haben. Im Uebrigen ist die Bodenreform-Bewegung meines Dafürhaltens eine — wenigstens für Deutschland — fast gegenstandslose, nicht aus dem Bedürfniß des Lebens, sondern aus den theoretischen Grundrenten-Theorien gesogene, ihrer Ziele unsichere Agitation, welche mindestens weit über das Ziel hinausschießt und unsere ohnehin so sturm- und drangvolle Arbeit für gute Fortentwickelung der Volkswirthschaft in die Zukunft hinein weiter

ganz unnöthig belastet und beschwert. Die „Zukunft“ wolle mirs drum nicht verargen, wenn ich für diese leidenschaftlos gefaßte und leidenschaftlos zu vertretende Ansicht um einige Seiten Raum anklopfe.

Bevor ich jedoch untersuche, ob die Bodenverstaatlicher den Hoffnungsbau ihrer „Elendsabhilfe“ und „All-Wohls-“Herstellung auf einem nationalökonomischen Regenbogen zimmern oder nicht, wird es passend sein, jene Erfahrungen der Geschichte ins Auge zu fassen, welche von den Pharaonen, des ältesten Priesterkönigthums an mit der Bodenverstaatlichung gemacht worden sind. Will man dann den Staat der Neuzeit und der nächsten Zukunft die „neuen Pharaonen“ heißen, so läßt sich mit den so ehrlich hoffenden Bodenverstaatlichern in einem besonderen Artikel unter dem Titel: „Bodenverstaatlichung unter neuen Pharaonen“ ein ruhiges Wort reden, was in einem der nächsten Hefte der „Zukunft“ geschehen soll.

Hat es denn aber überhaupt schon eine Bodenverstaatlichung gegeben? Unter anderen Namen und Verhältnissen allerdings!

Die Bodenverstaatlichung ist wirthschaft- und finanzgeschichtlich eine ganz allgemeine Erscheinung. Sie gehört fast allen ständestaatlich-feudalen Bildungen ältester, mittlerer und neuester Zeit an. Ueberall, wo sich entweder durch Fortschritt von der alten Volkszeit aus zur weltlichen und priesterlichen Feudalstaatsbildung eine herrschende Schicht aus dem Schoße des Volkes selbst autochthon erhebt, oder wo dies durch fremde Eroberer oder durch das Beamtenthum und Militär kolonisirender Kulturstaaten geschieht, da findet man den Boden verstaatlicht, findet man den allgemeinen Grundrentenbezug seitens der herrschenden Klassen überall und immer vor: wie unter den alten egyptischen Pharaonen, so unter den peruanischen Inkas, wie unter der Grundherrschaft und Kirchenherrschaft der christlich mittelalterlichen Völker, so unter dem Sultan und Khedive, unter der Militär- und Beamten-Ausbeutung der Kolonien durch Engländer und Holländer —, also wirklich von der ältesten Zeit des vorklassischen Feudal-Weltalters bis in unsere Tage herein, welche noch die Rajahs, die Fellahs, die Ryots als Zinsbauern einer ständestaatlichen, im weiteren Sinn feudalen Domanial-Verstaatlichung gesehen haben und noch vor sich sehen. Die Bodenverstaatlichung muß daher sein und sie ist in der That eine alte und gesetzmäßige Geschichtserscheinung: sie ist das Naturalsteuersystem des vorklassisch feudalen Weltalters der Menschheit, des feudalen Mittelalters der christlichen Nationen, des erobernden Mohammedanismus, endlich der neuzeitlichen Kolonialbeherrschung durch Beamtenthum und Militär. Wenn man sich nur in den Geist und in die Verhältnisse der fraglichen Zeiten, Länder und Völker hineinversetzen will, so wird man finden, daß die Boden-„Nationalisirung“ längst schon dagewesen ist, daß sie selbst bei den Germanen bestanden — in Resten sogar

bis zur 1818er „Ablösung" weit über das feudale Zeitalter hinaus als zähes „Ueberlebsel" fortbestanden hat, daß sie im Orient und Asien noch weithin Geltung besitzt. Die Frage ist nur, ob eine Einrichtung, welche einer entwicklungsgeschichtlich viel tieferen und jüngeren Gesellschaftformation allgemein angehört, für die Neuzeit und für deren „Elendsabhilfe" und „Allwohl" erstrebende „Sozialreform" die Vermuthung besonderer Brauchbarkeit für sich habe. Wie, wenn auch bei der Bodenverstaatlichung der Zukunft die Herabdrückung unserer kaum befreiten Neuzeitbauern zu unnatürlich modernen, dafür um desto widerlicheren Heloten, Rajahs, Fellahs und Ryots das Ende vom Liede der Bodenverstaatlichung werden sollte? Die Antwort auf diese Frage behalte ich dem bereits in Aussicht genommenen, besonderen Artikel vor.

Für heute möchte ich nur noch die Parallele der ältesten Bodenverstaatlichung, welche durch das 1. Buch Mosis (Kap. 41 und 47) weit und breit bekannt ist, schon deshalb heranziehen, weil auch diese älteste „Bodenreform" schon unter der Flagge einer volksbeglückenden, von Theuerung erlösenden Sozialreform gesegelt ist. Diese Parallele leistet wirklich gute Dienste, um den Bodenverstaatlichern unserer Tage ein kritisches Trau! schau! wem? entgegen zu rufen. Dabei lenkt mich, wie sich alsbald zeigen wird, keinerlei antisemitische Tendenz, obwohl bei der ältesten Bodenverstaatlichung derjenige, welchen Goethe den „ersten jüdischen Finanzminister" genannt hat, Pharaos leitender Geist und dessen „Gottesmann" (Kap. 41, 35) gewesen ist.

In der That herrschte in Egypten, fast genau so viele Jahre vor Christus, als wir solche jetzt nach Christus zählen, ein sonderbarer Staatssozialismus, welcher in volle Bodenverstaatlichung auslief. Nur war dieser Staatssozialismus dem Pharao nicht aufgenöthigt worden durch die „Träumereien" damaliger Sozialisten, auch nicht durch die „Kritik" des Grundrenten-„Kapitals" seitens überscharfsinniger, haarspaltender, „Mehrwerth" ächtender egyptischer Marxomanen. Nein, nicht durch solche Träumer, sondern durch zwei wirkliche Träume gabs der Herr dem Pharao im Schlafe. Und er gab ihm in dem „ebräischen Jüngling" (1. Buch Mos. 48), den Traumdeuter und einen sozialpolitischen Finanzminister, wie er bis zu Miquel nicht mehr existirt hat, noch dazu. Es galt schon, der „sozialen Noth", welche in Egypten stets der Nil verursacht, vorzubeugen, was ohne die zwei Träume von den Kühen und von den Aehren auch der „planvollsten Produktion" unmöglich gewesen wäre. Die Lösung der „sozialen Frage" führte dann zu einer Bodenverstaatlichung, über welche sich die egyptischen Bauern heute die Augen reiben. (vergl. 1. Buch Mos. 47, 26.)

Worin bestand nun diese Bodenverstaatlichung und wie verlief sie?

Worin sie bestand? Der egyptische Bauer lebte zwar nach den mageren Jahren noch, aber er hatte zuerst das Geld, dann das Vieh, dann seine Aecker an den Pharao verloren. Aller Boden war verstaatlicht für immer, nachdem Geld und Vieh einmal dahin waren. Die Bauern waren Staatspächter, immerhin nach allem Anscheine noch Erbpächter, geworden und zahlten nun Jahr um Jahr den Naturalzins, den „Fünften" oder in heutiger Sprache 20 Prozent vom Bruttoertrag des Bodens. „Ausgenommen" war nur „der Priester Feld". Sonst waren alle Aecker tributpflichtig geworden. Das Volk hatte sich eben alles gefallen lassen; es wollte leben, wie alle Menschen, auch einstige Bauern, dann spätere Staatspächter, leben wollen. „Sie sprachen (zu Josef): „„Laß uns nur leben und Gnade vor Dir, unserem Herrn, finden: wir wollen gerne unser Feld geben und Pharao leibeigen sein!"" (1. B. M., Kap. 47, 25.) Das also war das Ende vom Lied. Darin bestand Josefs Agrar-Staatssozialismus, d. h. die Bodenverstaatlichung von dazumal. Könnte etwa nicht auch der Neuzeitstaat als neuester Pharao einerseits einen Stand übrig lassen, welcher nicht blos nichts an den Staat zu zahlen hätte, wie die Priester, sondern reichste Gelegenheit besitzen würde, das Beste und Meiste aus der Bodenrentenschüssel herauszulöffeln und andererseits einen Zeitpächterstand schaffen, welcher dem Staats-Wucher auch noch das Haar lassen müßte, nachdem er Geld, Vieh und Acker an einen neuen Pharao und an neue Josefe weg verloren hätte? Ich will hierauf später antworten. Josef war „Geheimrat" und Schwiegersohn des Priesters von On geworden, wie wir aus 1. Mos. 41, 45 erfahren.

Zuvor muß ich mir das 1. Buch Mosis nochmals ansehen. Nicht blos das Ende vom Lied, wie es in Kapitel 47 der Genesis (1. B. Mosis) steht, muß man sich merken, sondern auch die Art, wie es zu diesem Ende, zur Bauernverknechtung, durch alt-staatssozialistische Bodenverstaatlichung gekommen ist. Das erste Buch Mosis giebt auch hierüber mit einer Klarheit Aufschluß, welche nichts zu wünschen übrig läßt.

Erst wars in den sieben fetten Jahren eine zwanzigprozentige Anzapfung des Bodenrohertrages durch den „Fünften", dann in den folgenden sieben mageren Jahren eine Aufsaugung des ganzen bäuerlichen Privateigenthums durch Nothpreise des Getreides. Also schreibts das erste Buch Mosis. Der „Gottesmann", an welchem Pharao sofort erkannte, daß „der Geist Gottes in ihm sei", organisirte zuerst in den sieben fetten Jahren den Kornhandel auf einer Basis, welche seinem Finanzgenie höchste Bewunderung erweckt hat. Er legte den freien Grundbesitzern den „Fünften" auf (Kap. 41, 34); erst waren ja Pharaos Kornspeicher zu füllen. Als dann mit den sieben mageren Kühen der „soziale Nothstand" aus dem Nil aufgestiegen war,

als Egypten und ganz Canaan „schmachteten von der Theurung", brachte Josef (Kap. 47, 13 ff.) im Getreideverkauf zuerst „alles Geld zusammen, das in Egypten und Canaan gefunden ward." Dann bald für das Getreide auch alles Vieh: „er gab ihnen Brod um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel." Und als wieder eine magere Kuh aufstieg und ein Nothstandsjahr um war, kamen die Egypter abermals vor Josef und sprachen: „Es ist nichts mehr übrig vor unserem Herrn, als unsre Leiber und unser Feld. Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao. Also kaufte Josef dem Pharao das ganze Egypten; denn die Egypter verkauften ein Jeglicher seinen Acker, die Theurung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharao eigen!" So gings damals her bei der Bodenverstaatlichung! Selbst Henry George könnte den Verstaatlichungsprozeß nicht besser schildern, als der unbekannte Verfasser des Buches Mosis es gethan hat.

Alles schon dagewesen! Auch eine neuzeitliche Bodenverstaatlichung könnte am Ende den selben Effekt auf dem selben Wege zu Stande bringen.

Das eingestandene Ziel aller Bodenverstaatlicher der Zukunft bildet die Enteignung der Grundbesitzer, also für Deutschland des Bauernstandes, eines Standes, der zwar auf eigener Scholle arbeitet, aber arbeitet im Schweiße des Angesichtes, wie nur irgend eine andere Schicht „produktiver" Nationalarbeit. Der Bauernstand wäre zwar unter „neuen Pharaonen" nicht etwa, wie es unter den alten der Fall war, in einen Erbpächter- oder Naturalgrundpächter-Stand verwandelt, sondern, was nach den bekannten Erfahrungen sehr viel schlimmer wäre, in einen Zeitpächterstand, welcher allen bekannten, schweren Ausbeutungsgefahren der Zeitpacht unterworfen sein könnte. Deshalb ruft die altpharaonische Bodenverstaatlichung auch bezüglich der Durchführung ein Trau! schau! wem? aus. Wenn nämlich etwas bei dieser Sozialreform herauskommen soll, so müßte die bisherige Privat-Grundrente theils unmittelbar durch Auflegung schwerer Grundsteuern — des Fünften (1. Buch Mosis, Kap. 41 und 47), theils mittelbar durch Aufkauf zu Schleuderpreisen in Nothstandsjahren konfiszirt werden, nachdem zuvor Geld und Vieh „um das Brod" darauf gegangen wären; denn, wenn eine volle Entschädigung der durch Bodenverstaatlichung in die Zeitpacht herabgezwungenen Bauern und der sonstigen Grundbesitzer, wie es freilich billig und gerecht wäre, beliebt werden wollte, so müßte der Staat riesige Ablösungschulden machen, an welchen zwar das Mobilkapital fett werden, die Pachtrentenschüssel des Bodenverstaatlichung-Staates aber leer bleiben müßte, nachdem in der Landwirthschaft der Gegenwart die weitere Bodenrentensteigerung in die Zukunft hinein nicht entfernt mehr eine rapide, vielmehr und theilweise sogar rückgängig ist. Und auch an einer Klasse würde es

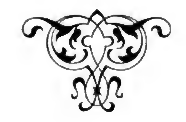
vielleicht nicht fehlen, welche bei der Bodenverstaatlichung in Folge der Staatsfütterung aus der einzigen Grundsteuer die Steuerfreiheit erlangen und durch ihren privilegirten Besitz herrschen würde, wie die Priester, obenan Josefs Schwiegervater, der Pharaopriester von On, und wie allem Anschein nach auch Josefs Brüder und deren Nachkommen im Lande Gosen Steuerfreiheit und Macht erlangt haben. Priester freilich wärens nicht mehr; denn die Pharaonen der Gegenwart und Zukunft sind keine theokratischen Feudalstaatsoberhäupter, welche für die Priester etwa „verordnen" würden, „daß sie ihr Feld nicht zu verkaufen haben." Die Bodenverstaatlichung ginge aber in einer Zeit vor sich, wo außer den Geistlichen die Bureaukraten und Soldaten, die Volksführer und Panama-Parlamentarier, vor Allem aber die nichtgrundbesitzlichen Kapitalinhaber, welchen ja im Gegensatz zu den Sozialdemokraten die Bodenverstaatlicher unmittelbar kein Haar krümmen würden, sich als starke Mitesser bei der von den Staatszeitpächtern mit saurem Schweiße gefüllten Grundzinsen-Staatsschüssel möglicher, ja sehr wahrscheinlicher Weise sich niederlassen würden. Wenn man verschieden benannte Größen der Staats- und Gesellschaftgeschichte auf einen einzigen Hauptnenner bringt, so giebt es eben nichts Neues unter der Sonne. Es ist schon Alles dagewesen, und was dagewesen ist, will immer wieder kommen!

Nun weiß ich wohl, daß die Bodenverstaatlicher von heute keine Bauernschinder sein wollen, daß sie vielmehr für die ganze Menschheit die „Elendsabhilfe" und die endliche Herstellung des „Allwohls" versprechen und planen, und wenns nur auf sie ankäme, auch durchsetzen würden. Die Botschaft hört' ich wohl, es fehlt mir nur der Glaube! Diesen Unglauben will ich in besonderer Ausführung näher begründen.

Und so weit bin ich von übler Gesinnung selbst gegen die alten Bodenverstaatlicher entfernt, daß ich den altegyptischen Pharao und seinen Gottesmann Josef sogar in Schutz nehmen möchte. Josef war zwar ein Semit. Aber mit dem Antisemitismus hat meine relative Rechtfertigung des alten und meine entschiedene Ablehnung eines neuen reformerischen Bodensozialismus gar nichts zu thun. Hätte Josef seinem Pharao nicht als sozialpolitischer Finanzminister dienen wollen, so hätte es sein Schwiegervater, der Priester von On und Leibprälat Pharaos, auch gethan; denn selbst in der Feudalzeit der modernen Völker hat nicht blos „Jud und König es auch gekonnt", wenn ich mit Goethe reden darf, sondern auch die christliche germanische Kirche hatte gegen die Landbebauer einen „großen Magen" für Bodenverstaatlichung. Nicht weniger die Städter, als sie vom Ende des Mittelalters an das Landvolk auswucherten. Nicht weniger thatens die Territorial- und Patrimonial-Herren, als sie den Bauern die ursprüngliche

Naturalgrundsteuer des Zehnten auch dann noch abnahmen, nachdem die Territorialherrscher moderne Geldsteuern daneben bezogen und die Patrimonialherren für die Feudalabgaben keine Gegenleistung feudalstaatlicher Art mehr zu machen hatten. Der antisemitische „neue Pharao", der die Juden aus Gosen vertrieb, hat es später ja auch nicht besser gemacht. Es handelt sich hier also weder um verspäteten noch um verfrühten Antisemitismus, auch nicht um späte Anklage einer feudalzeitlich naturgemäßen Naturalgrundbesteuerung, welche der christlich germanische und der ganze romanische Adel in Bodenverstaatlichungen aller Art gegen die in der Volkszeit einst gemeinfreien Bauern sich erlaubt hat. Demgemäß sage ich mit voller Aufrichtigkeit: ich verachte weder die schönen Hoffnungen unserer Bodenreformer, noch wittere ich eine Judenspekulation im Lager der Landnationalisirer. Ich fürchte nur, daß jene Hoffnungen im Gegensatz zu Pharaos Träumen sich als Schäume erweisen könnten, und daß die „Elendsabhilfe" durch Bodenverstaatlichung, weil sie eine nur für die Feudalgestaltungen von Staat und Gesellschaft passende Grundbesitz- und Grundsteuer-Form dem Staat der Gegenwart und Zukunft aufpfropfen will, noch ungleich schlimmer für das Volk ausfallen könnte als Pharaos und Josefs Sozialreform und Finanzpolitik.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.



Windscheid und Jhering*).

Windscheid war von Geburt Rheinländer, hat aber offensichtlich an sich gearbeitet, die Rheinländernatur abzulegen, die ihm als nicht maßvoll und sinnig genug erscheinen mochte; die Heiterkeit und den Sonnenglanz des Rheinstromes, nach dem ich mich vom dunkeln Walde der Mark so oft zurücksehne, wird Niemand in Windscheids Schriften finden. Umgekehrt ist Jhering ein Friese gewesen und ein Friese geblieben, mehr als man es für wünschenswerth erachten möchte. Sein ganzer Geist des römischen Rechts ist nichts als die friesische Verherrlichung des Rechtslebens, das Jhering als römisch ansah; eines Rechtslebens, hart, kalt, voll glänzender Herrschermacht, voll energischer Kraftnaturen, aber ohne Tiefe des Lebensgenusses, ohne Lebensfreudigkeit, ohne den schlürfenden Zug der Fröhlichkeit des Daseins, ohne die welterfassende Macht der Liebe. Die Römer Jherings sind friesische Recken, sie sind nicht jene Träger eines künstlerisch verklärten Lebenstriebes, die den Freuden des Hellenismus gehuldigt, die Mysterien des Orients aufgespürt und in unvergleichlichem Weltmannsgefühle die Kultur des Ostens aufgesogen und in den Westen gebracht haben; es sind nicht jene Römer, die von tief religiösem Bedürfniß geleitet, aber ohne religiöse Gestaltungskraft, bald den etrurischen Aberglauben und Formendienst erfaßten, bald aus Egypten her die abenteuerlichsten Kulte holten; es ist nicht jenes Römerthum, das als Ableger den römischen Flaneur zeitigte, der bald auf dem Forum eine Gerichtsverhandlung mit anhörte, bald in den Bädern sich durchdämpfen und durchfrieren ließ, im Kolosseum dem Gladiator zujauchzte, wenn er mit Grazie zu sterben wußte, oder den üppigen Plaudereien Martials lauschte, bald mit Dirnen, Matronen und Honoratiorentöchtern die wüstesten Orgien aufführte, von denen uns Juvenal und Petron eine Ahnung geben. Alles andere finden wir eher im Geist des römischen Rechts als eine Versenkung in das wirklich römische Leben, aus dem das Weltrecht unseres Kontinentes so reiche Anregung bekommen hat.

Dagegen hat das Werk allerdings einige bemerkenswerthe Ausführungen über die Konstruktion der Rechtssätze und über die Bedeutung der verschiedenen Rechtserscheinungen; es wird dargestellt, was die Form im Recht bedeutet, was die Analyse, was schließlich das subjektive Recht selbst. Allerdings findet sich auch hier viel irriges und einseitiges; manche Uebertreibung, wie die Darstellung vom Körper und den Körpereigenschaften

*) Siehe Nr. 16 der „Zukunft".

des Rechts, machen einen geradezu peinlichen Eindruck; das Wesen der juristischen Konstruktion wird nicht richtig erfaßt; die Darstellung ist eine geschraubte, nach einer Verständlichkeit ringende, die Niemand verlangt, der mit gesundem Sinne die Sache anzuschauen gewöhnt ist.

Gerade diese Art der Darstellung war theilweise zwar das Geheimniß des Erfolges der Iheringschen Schreibweise, aber auch ihre Schwäche. Die Deutlichkeit der Sprache wird herausgepreßt zur höchsten Pedanterie; es ist, als sollte jeder Gedanke handgreiflich wirken. Aber das ist nicht weltmännisch, das ist nicht elegant und schön; und darum hat der Stil Iherings nichts von dem Weltmannston Savignys, noch von der sentenziösen Kraft Schopenhauers, der zehn Gedanken errathen läßt, wo einer gesprochen wird; noch auch den poetischen Schwung einer Darstellung, die bei richtiger Lichtvertheilung, bei zarter Rundung und feinen Konturen, ständig wechselnd die Phantasie erregt. Ihering hat bekanntlich nicht leicht gearbeitet und seine Werke sind in der Mühe des Daseins geschrieben; man merkt es ihnen an, wie er immer neue Lichter auftragen, die Umrisse immer plastischer modelliren will, bis schließlich alle feinen Konturen und Uebergänge verschwinden.

Historiker war mithin Ihering nicht, noch weniger Philosoph; es fehlte ihm nicht nur die philosophische Schulung, es fehlte ihm jede tiefere philosophische Ader. Und doch wollte er eine Rechtsphilosophie schreiben, er hoffte, sie in seinem „Zweck im Recht“ neu zu begründen. Wie völlig er hier gescheitert ist, darüber wird man keinen Zweifel haben können: ein Utilitarismus, so schaal als möglich, das Recht aus dem Egoimus entsprungen, aus dem klügelnden Egoismus, der allerdings erweitert wird in einen Gesammtegoismus: denn wie der Einzelne, so muß die Gesammtheit existiren und strebt die Gesammtheit nach ihrem Wohlsein!*) Aber was soll die Menschheit mit ihrem Weh und Leid, mit ihrer Selbstqual und inneren Zerfleischung, wenn die allmächtige Liebe fehlt, wenn der Glaube an die Göttlichkeit nicht das Ganze durchleuchtet, wenn der Einzelne sich nicht als Träger Gottes fühlt! Kaum sollte man glauben, daß im Lande, das der Welt einen Hegel gegeben, die nüchternste Nützlichkeitlehre wieder ihr Haupt erheben konnte. Und so macht es einen seltsamen Eindruck, wenn nach all den Bestrebungen der deutschen Denker der Friese Ihering wieder zur relativen Zwecktheorie im Strafrechte zurückkehrt. Hier überall hat Ihering, dem manches gelungen ist, seine Kraft überschätzt.

Das geschah auch in den Populärschriften über den Kampf ums Recht und über das Trinkgeld. Die geschmacklose Friesenidee einer Verpflichtung zum Kampf ums Recht, die in ihrer Konsequenz unser Leben zur

*) Vergl. hierzu meinen Aufsatz in der Zukunft I. Nr. 7 S. 299.

Folterkammer macht und uns die harmlose Lebensfreude raubt, die einen Jeden, der die Meinung hegt, Recht zu haben und im Recht gekränkt zu sein — und wer glaubt das nicht — zum Kampf für berechtigt wähnt: sie hat allerdings den Mann populär gemacht; aber die Zahl der Auflagen und Uebersetzungen einer Schrift steht, wie bekannte Beispiele der neueren Zeit beweisen, nicht immer im Verhältniß zu ihrer Bedeutung und ihrem Gehalte.

Diese Schrift hat mich in großen Konflikt mit dem damaligen Populärjuristen gebracht; denn in meinem Shakespearewerk, das unwillkürlich eine Art von Kampfschrift geworden ist, an der sich die Geister schieden, hatte ich seine Auffassung des Shylockprozesses bekämpft: Shylock als Kämpfer ums Recht, das ging mir zu weit.

Aber mein Buch bot noch weiteres: eine universal-historische Darstellung des Schuldrechts und der Haftung des Schuldners mit Leib und Leben, ferner (im zweiten Theil) eine universelle Geschichte des Blutrachegedankens: ein Material war gegeben, wie es Ihering nie zusammengebracht, die Rechte der verschiedensten Zeiten und Zonen sollten ihren Beitrag liefern zum Ausbau der welthistorischen Rechtsentwickelung. Ich hoffte darum, trotz des Widerspruchs im Einzelnen, ganz besonders auf Lob von Iherings Seite; denn ich war damals noch im Irrthum befangen, in Ihering einen historisch-philosophischen Geist erster Größe zu erblicken, der dem Getriebe der Weltgeschichte neue historische Züge abzulauschen verstehe. Ich hatte mich grimmig getäuscht. Die Art seiner Erwiderung in der Vorrede zu einer der verschiedenen neuen Auflagen des Kampfes ums Recht erfaßte mich tief und ich schrieb eine Entgegnung (Nachwort zu Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz), die man mir vielfach verübelt hat. Allein ich fühlte mich schon damals nicht veranlaßt, derartiges von irgend Jemandem, mochte er Ihering heißen oder wie er wolle, hinzunehmen, und ich kann auch jetzt diese Entgegnung nur als eine völlig entsprechende Abwehr betrachten und würde heutzutage gerade so handeln wie damals.

Weniger Eclat machte die Schrift über das Trinkgeld. Aber auch hier zeigte sich die Friesennatur — Frisia non cantat. Warum das Trinkgeld aus dem harmlosen Lebensgenuß herausnehmen? Wenn ich nun dem Kellner, der mich gut bedient, dem Boten, der besonders freundlich war, ein Zeichen meiner Zufriedenheit gebe? Muß denn alles Beamtenthum und Pflichtmäßigkeit sein? Aus dem Beamtenkreise muß die Geschenkannahme weichen, aber die menschliche Gesellschaft ist kein großes Beamteninstitut, so daß mir der Kellner des Restaurants als Beamter oder Unterbeamter mit einem Kodex von Rechten und Pflichten entgegengeträte und ich ihn pflichtgemäß abzufertigen hätte. Nach alter Erfahrung wird man auch, wo Trinkgelder sind, besser bedient, und es ist gerade ein Vorzug, daß ich es beim

Trinkgeld in der Hand habe, Zufriedenheit und Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen.

Man wird manchen meiner Ausführungen entgegenhalten, daß es Ihering nicht an Sinn für Lebensgenuß gefehlt habe, so auch, was die geistigen Genüsse, namentlich die Musik, betrifft. Ich fühle mich nicht berechtigt, hier aus meiner persönlichen Vertrauenserfahrung heraus zu sprechen, nachdem ich mehrmals, und zwar Tage lang, mit ihm zusammen gewesen bin. Aber ich brauche dieses Vertrauen nicht zu verläugnen: die Art Iherings ist ja allbekannt geworden. Seine Genußfähigkeit war besonderer Art, es war nicht der heitere harmlose Lebensgenuß, der in künstlerischer Feinheit seine Befriedigung findet, es war ein Genuß mehr heftiger Art, ein Genuß in stark aufgetragenen Tinten, ein Genuß ohne die Gabe des sanften Humors, ohne feinere Würze, manchmal bizarr und aufregend. Mit seinen improvisirten Tafelreden mochte man nicht immer in allen Punkten einverstanden sein.

Der feine Humor war nicht seine Sache. Der sein sollende „Scherz" neben dem Ernst in der Jurisprudenz (Scherz und Ernst in der Jurisprudenz) ist theils eine magisterhafte Umhüllung von (verfehlten) historischen Ideen, theils artet er in salzlose, geschmackwidrige Satire aus. Es war ihm nicht gegeben, den leichten Weltmannston zu treffen, der die feine Geißel schwingt, so daß der Getroffene auffährt und fragt, ob er wirklich getroffen ist. Das sind Dinge, die Ihering hätte vermeiden sollen; er strebte auch hier weit über seine Begabung hinaus.

Der Kern seines juristischen Talents lag in dem tüchtigen juristischen Instinkt, in der Gabe, diesem Instinkt in kräftiger Sprache Ausdruck zu geben. Hätte er sich hierauf geworfen, wäre er dem praktischen Rechtsleben nahe geblieben, hätte er beispielsweise die wichtigsten Entscheidungen des Reichsgerichts mit seiner Kritik begleitet, er hätte für unser Rechtsleben dauernd Fruchtbares geleistet. Seine beste Arbeit ist die Jurisprudenz des täglichen Lebens, die vortrefflich geeignet ist, den juristischen Blick zu schärfen und in unserem Lebensverkehr die erregenden Fragen des Rechts aufzuweisen. Er lenkte damit die Juristen, die bisher viel zu viel in Justinians Schusterwerkstätte saßen, in die heutige Welt und zeigte die Fülle der Probleme, die unser modernes Leben bietet. Auch mehrere seiner Aufsätze zeugen von praktischem Geschick und von entschiedenem Talent, die Probleme des Rechtslebens zu fassen. Sie werden darum auch ganz anders in der Zukunft gelten, als sein „Geist" und sein „Kampf" und sein „Zweck", wenn sie auch nicht mit so scharfkantigen Titeln ausgestattet sind, die bisweilen klingen, wie wenn ein Gong erschallt —, denn im Auffinden guter und treffender Büchertitel hatte Ihering ein Hauptgeschick; und da dies meine größte Schwäche ist, so hätte er mir keinen besseren Dienst erweisen

können, als wenn er mich für alle meine Werke im Voraus mit Titeln versehen hätte. Um sein großes Geschick in diesem Punkte zu zeigen, will ich einen Zug anführen, dessen Erwähnung man nicht als indiskret betrachten wird, denn er zeigt, wie sehr hierin der Friese dem Alemannen voraus war. Ich wollte eben über das Recht der Urzeit schreiben und dachte mir einen Titel, wie: Recht der ersten Zeiten, Recht in der Urentwickelung, und ähnliche Ungeschicklichkeiten. Ihering lächelte und schlug den Titel vor: Die Wiege des Rechts. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen; den Titel hatte ich nun, das Buch blieb leider bis jetzt ungeschrieben.

So hatte also Ihering den praktischen Rechtsinstinkt in hohem Maße; er wäre sicher ein vorzüglicher Praktiker geworden, wenn er auch nicht an den eminenten praktischen Blick eines englischen Kanzlers oder eines Heinrich Dernburg oder Otto Bähr heranreicht.

Wie Windscheid, so war auch Ihering kein Geist ersten Ranges, obschon er durch praktischen Rechtsinstinkt einen unleugbaren tüchtigen Vorsprung über Windscheid hatte. Von einer historischen Entdeckung von der Tiefe und Tragweite, wie die Bachofensche Entschleierung des Mutterrechts war der Eine und der Andere weit entfernt; keiner der Beiden hat etwas aufzuweisen, was nur von fern an diese gewaltige Leistung des im Leben wenig gewürdigten großen Baslers heranreicht, eine Leistung, die den Schleier der Jahrhunderte lüftete und uns neue Blicke in die Urzeiten des Rechts gewährte. Von einer Zusammenstellung mit Savigny, dem großen Bahnbrecher der historischen Schule und Ueberwinder des Naturrechts, kann keine Rede sein: keiner der Beiden hat einen neuen Zweig der Wissenschaft eröffnet oder eine neue Methode ersonnen; die paar Citate Iherings aus jüdischem oder moslimischem Rechte können natürlich nicht entfernt als Anfänge der Rechtsvergleichung gelten oder mit den imponirenden Leistungen Bachofens oder Savignys in der Rechtsgeschichte zusammengestellt werden. Mit den geradezu herkulischen Arbeiten eines Mommsen oder Bastian, mit der Schöpferkraft eines Helmholtz kann sich vollends das Wirken keines der beiden Männer messen. Von einer Umfassung des Rechtsgebietes auch nur in seinem annähernden Umfange oder von einer Zusammenfassung auch nur des universellen Civilrechts war bei keinem die Rede: wenig hat Windscheid mehr aus der großartigen französischen Jurisprudenz geschöpft; nach dem englischen oder angloamerikanischen Rechte wird man in den Schriften Beider (abgesehen von einigen zerstreuten Spuren) vergebens suchen. Was war das für eine Epoche, wo die zwei Geister, die man als die führenden Kräfte des Civilrechts betrachtete, die großartigen Ergebnisse der anderen Kulturnationen nicht in Vergleich zogen! Und doch hatten bereits Mittermaier und Glaser, zwei Juristen, die sich sonst nicht mit ihnen messen konnten, die Bahn der Vergleichung betreten, und schon Sa-

vigny hatte in seinen Schriften zwar wenig, aber doch Einiges gebracht. Gerade die Vernachlässigung dieses Punktes war bisher ein Hauptgebrechen unseres praktischen Civilrechts; was eine Nation erkämpft und errungen hat, das soll den andern Nationen zu Gute kommen; wie in der Technik, wie in der Philosophie, so beim Recht. Hätten diese zwei leitenden Kräfte in solcher Weise vorgebaut, die vergleichende Civilistik, die solche fremden Rechte heranzieht, hätte heutzutage nicht so viel mit Widerstand und Antipathie zu kämpfen.

Man wird mir Mangel an Pietät vorwerfen gegen die zwei Männer, die doch in ihrer Art ihr Bestes zu geben versuchten. Aber ich muß mich gegen jeden derartigen Vorwurf verwahren. Beide sind eben Männer ihrer Zeit gewesen, sie theilten ihre Schwächen und Einseitigkeiten; der weltmännische Ton, den einst die Goethesche und Hegelsche Periode in Deutschland angeschlagen hatte, mußte nach langem Schlummer in Deutschland in neuerer Zeit wieder erweckt, Deutschland aus dem Philisterthum der vierziger und fünfziger Jahre herausgerüttelt werden. Wenn wir daher beide Männer historisch betrachten, so werden wir sie immerhin als bemerkenswerthe Erscheinungen ihrer Periode erklären. Wir werden es auch als günstige Wendung des Schicksals ansehen, daß die anschauung- und wesenlose juristische Dialektik in Windscheid einen Vertreter hatte, in dessen Armen schließlich das nach der Schemenwelt seufzende Kind tot gefunden wurde, und daß die unrichtige Geschichtschreibung und das metaphysiklose Philosophiren Iherings der Nachwelt zeigte, daß man sich hier auf öder Heide befindet.

Wenn ich aber das Facit des Wirkens beider Männer in seinen bleibenden Ergebnissen betrachte, so muß ich leider sagen, daß nicht gerade sehr viel von dauerndem Werth übrig geblieben ist. Und ein Stürmer für den Fortschritt der Wissenschaft kann nur dauernden Errungenschaften Werth geben, sollte er auch dabei in sein eigenes Fleisch schneiden, sofern er über Männer streng urtheilen muß, denen er früher sehr innige Gesinnungen entgegengebracht, und in denen auch er früher leuchtende Geister der Wissenschaft erblickt hatte. Aber durch jede ungerechtfertigte Belastung mit der Vergangenheit wird die Kraft des Fortschritts zurückgehalten; die Gegenwart muß sich des Druckes der Vergangenheit erwehren. Nicht mit Ballast, sondern mit lebenskräftigen Stoffen beladen wir das Schifflein, das keck in das Meer der Zukunft steuert. Im frischen Streben der Gegenwart vergessen wir die Geister der Vergangenheit, und nur die dauernden Güter finden Gnade vor dem Gerichte der Zukunft.

Professor J. Kohler.

Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht.

Als ich noch naiv war und mir einbildete, die Leute wüßten wirklich etwas von den Dingen, über die sie mit der größten Selbstverständlichkeit plaudern, da schien es mir lächerlich, über das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht noch heute — zwei Menschenalter nach Scharnhorst — zu reden.

Auch heute noch giebt es Menschen, die durch Charakter und Selbstbescheidung ersetzen, was ihnen an Kenntnissen und Ideen abgeht, die nicht mit reden, wo sie nicht wissen, nur suche sie, lieber Leser, nicht in der Presse, der Tägerin der öffentlichen Meinung.

Der deutsche Jüngling, der heute mit der sogenannten harmonischen, von allen 5 Erdtheilen (leider nur 5) angestaunten Gymnasial- oder Real-Gymnasial-Bildung die Bühne des Lebens betritt, fühlt sich so ziemlich allen Ansprüchen gewachsen, namentlich die lumpigen paar politischen Begriffe, die hat er sich bald aus den Zeitungen herausgelesen. Daß diese Begriffe längst versteinert sind und in die Rumpelkammer für politische Alterthümer gehören — davon hat der deutsche Jüngling gar keine Ahnung.

Ich kenne nur ein Buch, in dem der Versuch gemacht ist, die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht nach allen Seiten hin zu würdigen. Im Allgemeinen paßt sie weder in die Theorie der National-Oekonomen noch in die der Staatrechtslehrer. Diese haben ja überhaupt selten mehr gethan, als den Zuständen, wie sie sich in der letzten Zeit entwickelt haben, ihren oft herzlich überflüssigen Segen zu geben.

Gustav Tuch („Der erweiterte Militärstaat in seiner sozialen Bedeutung") ist leider zu weit gegangen. „Die Armee muß der Aufgabe gewidmet werden, fachgewerbliche Kenntnisse zu verbreiten, sowie den Kunstsinn in verschiedenartiger Weise zu beleben" . . . „Zur Erweckung der

Herzensgüte soll sie sich des Mittels der Religion bedienen“ u. s. w. Wie der Verfasser sich das denkt, ist mir nicht klar geworden. Seine Absicht, die Armee als Träger der gesammten Kultur hinzustellen, ist nach meiner Ansicht nicht geglückt. Die Armee kann weder, noch darf sie eine Schule für Gewerbe, Kunst oder gar für die Religion sein.

Welche Bedeutung hat denn das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht für ein Volk, für den Staat?

Dem christlichen Ideal, wonach der Angegriffene sich ruhig den Streichen des Angreifers darbieten soll, ist dies Prinzip allerdings gerade entgegengesetzt. Ob jenes Ideal jemals der ganzen menschlichen Gesellschaft erreichbar sein wird, wer weiß es und — wer sagts? Trotzdem läßt sich das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht als in dem Wesen der menschlichen Gesellschaft und damit in dem des Menschen überhaupt als begründet betrachten und somit auch ethisch rechtfertigen. Dieser Gegensatz, in dem es zum christlichen Ideal steht, entspricht der Doppelnatur des Menschen, seiner sinnlichen und geistigen Veranlagung. Nur zweimal ist dieser Gegensatz im Menschen gelöst: im rein sinnlichen, dem Urmenschen, der noch nicht zur Reflexion über sich gelangt ist, und in dem rein geistigen, der dem Evangelium entspricht.

An der Lösung dieses Gegensatzes zu arbeiten hat sich der Mensch dem Menschen gesellen müssen: die menschliche Gesellschaft entstand. Aus der tiefsten Barbarei, aus der absolutesten Sinnlichkeit müssen wir sie uns zu immer höherer Entwicklung, fortschreitend denken: nur mit Hilfe des Menschen aber war es dem Menschen gestattet, eine höhere Stufe der Kultur zu erklimmen und Sittlichkeit zu erlangen.

Es läßt sich aber keine Entstehung eines gesellschaftlichen Verbandes, sei es auch des lockersten, denken, ohne „gegenseitige Verpflichtungen der Hilfe, Abwehr und Sühne für erlittene Unbilden.“ Solche Verpflichtungen haben offenbar, z. B. schon in der Gens der Urgesellschaft existirt; in einer Zeit, in der von einem „politischen“ Verband noch keine Rede gewesen ist.

Wenn — in der ersten geschichtlichen Zeit der Germanen — ursprünglich die Wehrfähigkeit des Bürgers nicht dem Staate zu ausschließlicher Verfügung stand, er sie vielmehr auch für sich verwenden konnte, so mußte sich doch bald bei dem ausschließlich kriegerischen Leben der Germanen der Grundsatz von der allgemeinen Wehrpflicht entwickeln.

„Nicht diejenigen waren kriegspflichtig, welche kriegstauglich waren, sondern diejenigen mußten waffenfähig sein, welche Bürger werden sollten“. (Sickel „Geschichte der deutschen Staatsverfassung“.)

Von höchstem Interesse ist es, das Schwinden der allgemeinen Wehrpflicht, das selbst Karl der Große nicht verhindern konnte, bei den Franken

zu beobachten. Der Großgrundbesitz, der sich unter den Merowingern immer mehr ausgebildet hatte, wurde „zur sozial maßgebenden Macht.“ Ihm erlagen die kleinen Freien; aus diesem Grunde und aus mehreren andern nahm die Zahl der Unfreien vom siebenten bis zum neunten Jahrhundert beträchtlich zu. Die großgrundherrlichen Kontingente begannen die Masse des Heeres darzustellen: der König gebot nicht mehr den Freien insgemein kraft Königlichen Heerbannes, sondern er gebot den Großen, diese ihren untergeordneten Vasallen kraft lehnsherrlichen Anspruches. Nach Roth „Geschichte des Benefizialwesens“ war eine Hungersnoth im Jahre 807 die äußere Veranlassung, mit dem alten Prinzip zu brechen. „Zu persönlichem Dienst sollten nur diejenigen verpflichtet sein, die ein Grundeigenthum von 3 Mansi besaßen.“ Damit war die Wehrpflicht an das Grundeigenthum geknüpft, das alte Prinzip, „daß die Freiheit die Grundlage der Dienstpflicht war“, war gefallen: der Großgrundbesitz und die Differenzirung des Grundeigenthums überhaupt hatte es gesprengt. Das Königthum aber wurde zum Spielzeug der Großgrundbesitzer.

Man sieht — und ich meine, es sei lehrreich genug —, wie es dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht gehen kann, wenn eine Klasse der Gesellschaft das Uebergewicht erhält und es an einer Macht fehlt, die über allen Parteien steht.

Entstammt aber jenes Prinzip thatsächlich dem Wesen der menschlichen Gesellschaft, so muß es unabhängig sein vom Willen einer Partei oder einer Klasse; eine Weltanschauung ist dann undenkbar, die einen berühmten Staatsrechtslehrer wie Bluntschli sagen läßt: „Ein Staatszwang, welcher die Individuen ohne Noth aus ihren bürgerlichen Verhältnissen, aus ihrer Wirthschaft, ihrem Gewerbe, ihren Studien herausreißt und denselben auf viele Jahre hin entfremdet, ist ein sehr bedenklicher Eingriff in die persönliche Freiheit“. Kann eine solche Lehre, die denkbar oberflächlichste — sie ist eben eine liberale — wohl Jemandem besser zu statten kommen, als der Klasse der Besitzenden? Ist das militärische Repräsentativsystem nicht mit dieser Doktrin geboren? Wer, wenn es ihm freisteht zu dienen, wird die Last nicht abwälzen auf den, der Sklave seiner Verhältnisse ist?

Die ganze Bluntschlische Weltanschauung ist vorbildlich, sie ist heute die allgemeine: keine eignet sich besser, einer Klasse zur Herrschaft zu verhelfen als diese. Unter dem Deckmantel des viel mißbrauchten Wortes Freiheit schützt sie nur die Besitzenden, drängt aber nur die Nichtbesitzenden zur Abhängigkeit, zur Unfreiheit. Sobald diese Lehre den Staat nöthig hat, besinnt sie sich nicht, seine Hilfe anzurufen; bedarf sie seiner aber nicht, so ist sie mit dem „Eingriff in die persönliche Freiheit“ sofort zur Hand.

So hat sich der öde Liberalismus ein ihm wundervoll bequemes Gewand zugeschnitten, ein Nessus-Hemd, mit dem er noch heute die ganze Welt umfangen hält. Unter der Wirkung dieser Weltanschauung — auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig Staat — haben sich die furchtbaren Gegensätze von Kapitalismus und Proletariat gebildet und der Staat, bis zum gewissen Grade ihr Werkzeug, hat sie geschärft.

Dieser Weltanschauung — man hat sie sehr mit Unrecht den „liberalen Individualismus" genannt, denn sie ist nur individualistisch, wo es ihr in den Kram paßt — tritt die allgemeine Wehrpflicht, als die Konsequenz einer neuen Weltanschauung, streng entgegen.

Sie schließt kein Kompromiß mit irgend einer Kaste oder einer Klasse, sie weiß nichts von einer abstrakten Freiheit des Individuums, die weder existirt noch existiren kann und nur in den Köpfen der Gelehrten ihr Unwesen treibt, sie wendet sich an den ganzen Menschen und an den ganzen Staat und faßt Beide als ein Ganzes zusammen: sie ist individualistisch und sozialistisch zugleich.

Was heißt das?

Auf dieseFrage möchte ich zunächst mit den Worten Otto Gierkes (die soziale Aufgabe des Privatrechts) antworten: „Diese Sonderung ist ein Ausdruck der doppelten Bestimmung des Menschendaseins. Sie entspringt der Thatsache, daß jeder Mensch zugleich sich selbst und der Gattung lebt, daß der Einzelne eine Welt für sich, ein dem Universum gegenüber geschlossenes Ganze und doch auch Theil von höherem Ganzen, vorübergehende Erscheinung in dem Lebensprozesse von Gemeinwesen ist."

Insofern die Entstehung und die Entwickelung der Civilisation, in Folge der Beschränktheit und Bedingtheit der menschlichen Natur, zunächst nur im Rahmen eines Gemeinwesens, eines Staates gedacht werden kann insofern dieser Staat durch eigenthümliche, ethnographisch bedingte Entwicklung individuelles Gepräge annimmt, kann man ihn als Individuum betrachten. Als solcher hat der Staat auch eine individuelle, eine nationale Aufgabe, als solcher hat er die Pflicht der Selbstbehauptung: Das Nationalität-Prinzip entsteht.

Die Sozialdemokraten behaupten vom Staate, er sei „im Grunde nichts als ein Produkt oder Werkzeug der kapitalistischen Produktionsweise". Daß sie dies behaupten können, ist allerdings Schuld des Staates; besser der Juristen und Politiker. Richtig ist es darum keineswegs. Daß die Aufgabe des Staates eine ethische ist, daß an dieser Aufgabe die besten Männer aller Zeiten gearbeitet haben und gelegentlich dafür gestorben und verbrannt sind, das giebt der Sozialdemokrat unter keiner Bedingung zu, denn es paßt nicht in seine Theorie. Gerade wie das Individuum muß

sich der Staat innerlich konzentriren, und muß er seine Kräfte mit einander in Harmonie setzen, unausgesetzt an sich arbeiten. Erst durch die Vermittlung des Staates kommt aber die Arbeit des Einzelnen zur Geltung: das gemeinsame Ziel giebt Jedem die unbedingte gesicherte Grundlage. Nur im Rahmen des Staates vermag sich der Einzelne ethisch zu entdecken, denn erst im Staat erhält er die Bürgschaft einer gesicherten Existenz.

Damit ist auch der Krieg, der an sich durchaus unmoralisch ist, ethisch begründet. Denn erst, wenn das Ganze für den Einzelnen eintritt, ist es diesem gestattet, nach Sittlichkeit zu streben. Ein Krieg, der nur dazu dient, den Gegner noch mehr zu schwächen, ist unmoralisch.

Ist es nun richtig, daß der Staat eine individuelle Aufgabe hat, so muß auch ein Jeder, ohne Ausnahme, daran mitarbeiten, so muß ein Jeder es für Pflicht, für sittliche Pflicht erachten, jede feindselige Störung der Staats-Entwickelung als eine solche seiner eigenen Individualität abzuweisen, so muß schließlich ein Prinzip entstehen, das Jeden an der Erhaltung des Staates in gleicher Weise betheiligt und doch jeden Einzelnen nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten anspannt: und insofern ist das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht — individualistisch. Folglich hat auch ihre Schule — die Armee — individuelles und nationales Gepräge; schon darin, möchte ich sagen, liegt ihre sittliche Rechtfertigung, die über ein momentanes Bedürfniß hinausreicht.

Es ist nicht meine Absicht, hier dies individuelle Leben der Armee zu kennzeichnen. Das ist ja schon oft genug geschehen. Hier handelt es sich nur um die prinzipielle Seite der Wehrpflicht.

Sind heute nur noch nationale Kriege ethisch begründet, dann können diese Kriege nicht mehr einem kleinen Elite-Heer überlassen werden (den Kapitalisten wäre das natürlich das Angenehmste), dann sind diese Kriege ein Vermächtniß unserer Vorfahren: wir haben sie geerbt so gut wie alles Andere, und ich meine, an dieser Erbschaft seien Die am meisten betheiligt, die am meisten geerbt haben.

Was aber die allgemeine Wehrpflicht zu einem echten, einem für alle Zeiten wahren Prinzip stempelt, das ist ihr sozialistischer Charakter. Geschichtlich betrachtet, hat mit diesem Prinzip ein modernes Volk zum ersten Mal mit dem nur sogenannten Individualismus gebrochen und sich in das Gebiet des Sozialismus begeben, der eben nicht die Erfindung einer revolutionären Partei ist, sondern in der Bedürftigkeit und Begrenztheit der menschlichen Natur selbst seine ethische Begründung hat.

Kein Zufall ist es, auch nicht die Stufe einer höheren Entwickelung des Menschengeschlechts, sondern einfach die Folge jenes philisterhaften Individualismus, der im Liberalismus seinen würdigen Vertreter gefunden

hat, daß in England, dem Geburtsland des Liberalismus, man von der allgemeinen Wehrpflicht nichts hören will.

Mit jener Selbstzufriedenheit, die für alles Elend dieser Welt nur ein pharisäisches Achselzucken hat, mit jener Selbstberäucherung, die in allen Einrichtungen im Staat einen Triumph der Kultur, aber in der Armee nur ein nothwendiges Uebel erblickt, hat allerdings jenes strenge, anspruchsvolle Prinzip nichts gemein.

Wenn es wahr ist, daß wir uns in einem Niedergange unserer nationalen Kultur befinden, so liegt die Schuld nur an unserer durch römische Juristen und liberale Politiker gebildeten oberflächlichen Weltanschauung, der zu opponiren heute Pflicht jedes denkenden Menschen und vor allem des Soldaten ist, der in der Schule der Disziplin Selbstzucht und Selbstbescheidung gelernt hat: Grund legende Faktoren aller Kultur, die uns aber, wie es scheint, in unserer jetzigen parlamentarisch-politischen Schule gänzlich verloren gehen sollen.

Der Feldmarschall Moltke hat einst in einer seiner Reden gefragt, ob der deutsche Michel je anders das Schwert gezogen habe, als um sich seiner Haut zu wehren? Nach meiner Ansicht ist dies kein geringes Verdienst des deutschen Michels. Eine Vergewaltigung eines Andern, ein Eingriff in seine Rechte ist eben dem deutschen Michel ein Greuel. Er muß sich doch geändert haben, da heute so viele Heißsporne den Vernichtungskampf gegen Frankreich und Rußland fordern.

Ist die Selbstbescheidung eine ursprüngliche Eigenschaft des Deutschen (im Vergleich zu dem Romanen), so liegt darin die beste Bürgschaft für eine ruhige, endgiltige Entwickelung des sozialen Staats, denn Selbstbescheidung ist ja Anerkennung des Andern, führt ja zum Aufgehen in ein höheres Ganze, und darum kann man das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht ein echt deutsches nennen.

Jedenfalls ist es ein Fundamentalirrthum, von der allgemeinen Wehrpflicht als einer „streng demokratischen Einrichtung“ zu sprechen, wie z. B. Eugen Schlief („Der Friede in Europa“) es thut. Durch die allgemeine Wehrpflicht herrscht nicht das Volk, sondern im Gegentheil, es beugt sich der erhabenen Idee einer gemeinsamen Kultur, einer gemeinsamen Bildung, die zu vertheidigen alle gleichmäßig berufen sind.

Mit den alten Begriffen, womit die liberalen Gelehrten noch immer operiren, ist eben nicht mehr auszukommen. An sie dachte Goethe, als er sagte: „Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten. Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich

selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle."

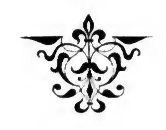
Die Idee der allgemeinen Wehrpflicht besitzt alle diese Eigenschaften. Kräftig ist sie und tüchtig, denn sie unterwirft den Einzelwillen; nicht den Selbsterhaltungtrieb der Einzelnen macht sie zur Basis der Sittlichkeit sondern im Gegentheil sie hebt den Selbsterhaltungtrieb des Einzelnen auf und läßt ihn in der Liebe zum Vaterland, im Patriotismus, aufgehen.

So steht diese Idee unserer landläufigen Weltanschauung, die hin und her schwankt und eine unglaubliche Verwüstung in den Köpfen angerichtet hat, wie ein Felsen von Granit gegenüber.

Sie — und ich möchte fast sagen — nur sie allein giebt uns heute ein richtiges Bild von der Bestimmung des Menschen. Was hilft uns die Kunst, was die Wissenschaft, ja was selbst die Religion, wenn sie die Fühlung mit dem Leben, mit dem ganzen Menschen verlieren?

Erst das Prinzip der Gemeinschaft ist es, das den Einzelnen über sich hinaus reckt und dem Philister, der sich, wenn die Bethätigung seiner Nächstenliebe verlangt wird, gern hinter seiner Familie versteckt, zuruft: Auch die Familie ist nicht Dein Höchstes, über ihr steht das Vaterland, steht das Gefühl der Gemeinschaft.

Ein Offizier.



Kunst und Staats-Haushalt.

Sparen ist die Parole im Reichstag wie im Landtag. Die Minister versichern hoch und theuer, daß sie nur fordern, was unumgänglich nothwendig ist, und die Volksvertreter scheinen von ihren Wählern eidlich verpflichtet zu sein, jeden Geldanspruch der Regirung nach Möglichkeit als überflüssig oder übertrieben hinzustellen. Schwere wirthschaftliche Sorgen bedrücken die Stimmung in Deutschland. Die Reichen schränken ihre Ausgaben ein; der Mittelstand, der naturgemäß an ein sorgsames Eintheilen seiner Geldmittel gewöhnt ist, ist womöglich noch vorsichtiger bei seinen Ausgaben geworden; die Armen klagen laut über drückende Lasten und Arbeitnoth.

Arme Kunst! Was soll aus Dir werden? Von allen Dingen, die wirthschaftlich entbehrlich sind, erscheinst Du am entbehrlichsten! Wer braucht ein Gemälde oder eine Marmorstatue, wenn der größte Theil des Volkes schwer mit der Nothdurft des Daseins ringt? Wozu brauchen die Toten Denkmäler, wenn die Lebenden Hunger leiden? Das Volk will Brod, Kleidung, Wohnung. Was ist ihm Hekuba!? Der hungerige Mensch wird nicht satt, wenn auch Winkelmann selbst auferstünde und ihm vor Raphaels Sixtinischer Madonna einen Vortrag über Kunst hielte.

So scheint es denn, als müßten die Künstler bald ihr Bündel schnüren, um sich aus dieser materiellen Welt fortzumachen. Ehe ich aber zum Zeus auswandere, um von seinem Himmel zuzusehen, was hier weiter geschieht, möchte ich doch noch einige Worte zu Gunsten der Existenz-Berechtigung der Künstler im modernen Staate sagen. Natürlich werde ich nicht so trivial sein, vom idealen Werth der Kunst zu reden, denn für den Luxus darf uns Künstlern bei so schlechten Zeiten doch kein menschenfreundlicher Volksvertreter den nervus rerum bewilligen.

Die Ansicht: die Kunst müsse in wirthschaftlich schweren Zeiten gegen nützliche Dinge zurückstehen, konnte man bei Gelegenheit der Bewilligung von zehn Millionen für den Neubau des Berliner Domes recht oft hören. Interessant ist es, sich einmal zu vergegenwärtigen, wie dieser Betrag sich auf die einzelnen Steuerklassen und Steuerzahler vertheilt. In der folgenden Tabelle ist angegeben, wie zehn Millionen aus der Einkommensteuer aufgebracht werden, und zwar sind die Ergebnisse der Veranlagung zur Einkommensteuer in Preußen für 1892/93 zu Grunde gelegt, wie sie in Nr. 449 der Kreuzzeitung am 13. Oktober 1892 veröffentlicht wurden.

Steuerstufe.	Zahl der Zensiten.	Steuerbetrag der Steuerstufe	Steuerbetrag der einzelnen Zensiten.
		Mark:	Mark:
900— 3 000	2 118 969	2 630 114	1,21
3 000— 4 200	126 798	731 009	5,77
4 200— 6 000	77 916	770 955	9,89
6 000— 8 500	45 140	681 329	15,09
8 500— 10 500	17 972	401 587	22,35
10 500— 14 500	17 685	522 123	29,52
14 500— 21 500	13 394	562 230	41,98
21 500— 28 500	5 966	353 597	59,27
28 500— 36 000	3 573	281 315	78,73
36 000— 48 000	2 934	322 864	110,04
48 000— 60 000	1 647	246 020	149,37
60 000— 72 000	973	182 470	187,53
72 000— 84 000	645	146 682	227,41
84 000— 96 000	466	128 345	275,42
96 000— 120 000	562	188 076	334,65
120 000— 205 000	715	344 514	481,84
205 000— 300 000	266	206 644	776,86
300 000— 600 000	164	215 328	1 312,97
600 000— 900 000	38	84 922	2 234,81
900 000—1 500 000	23	83 882	3 647,02
1 500 000—3 000 000	8	45 546	5 693,19
3 000 000—4 020 000	1	10 685	10 685,44
4 020 000—4 980 000	1	13 810	13 810,00
4 980 000—7 000 000	2	40 403	20 201,50
	Hierzu juristische Personen: 2 028	805 550	397,21
	2 437 886	10 000 000	

Rechnet man die Zensiten von 900 bis 3000 Mark Einkommen zu den armen Leuten, so zahlt der arme Mann in Preußen für den Dom im Ganzen 1,24 Mark, oder bei Annahme einer Bauperiode von nur fünf Jahren jährlich nicht ganz 25 Pfennige. Der Dom kostet aber nicht nur Geld, er bringt auch denen Geld, die ihn bauen und natürlich in erster Linie den gewöhnlichen Arbeitern, d. h. Zensiten von 900 bis 3000 Mark Einkommen. Diese Steuerstufe zahlt für den Dom, wie aus der Tabelle ersichtlich, im Ganzen 2 630 144 Mark und erhält dafür an Arbeitlöhnen mindestens acht Millionen Mark, d. h. die Steuerzahlung rentirt sich dieser Steuerstufe mit ungefähr 300 pCt. Zweifellos ist also der Dombau eine Geldentnahme von dem wohlhabenderen Theil zum Nutzen der armen Theile der Bevölkerung, und wer in Wahrheit das Interesse der ärmeren Volksklassen fördern will, muß für möglichst viele derartige Bauten stimmen.

Man wird vielleicht einwenden, die Steuerstufe von 900 bis 3000 Mark würde den selben Vortheil haben, wenn die zehn Millionen für einen „nützlichen Bau" aufgewendet würden statt für einen Dom, und für die Allgemeinheit sei ein Nutzbau wichtiger als ein Prachtbau für den lieben Gott. Dieser Einwand dürfte sogar zutreffend sein, aber nicht aus dem Grunde, weil ein Dom keinem „nützlichen Zweck" dient, sondern weil zehn Millionen für einen Kunstbau von den gegebenen Dimensionen viel zu wenig sind.

Kunstwerke haben nämlich die sonderbare Eigenschaft, Geld anzuziehen, und ich möchte diese Eigenschaft als ihren volkswirthschaftlichen Werth bezeichnen, zum Unterschiede von ihrem materiellen und ideellen Werth. Welche Summen hat z. B. der St. Peter nach Rom gezogen, d. h. er allein für sich, als Kunstwerk betrachtet und ganz abgesehen davon, daß er Zentralstelle der katholischen Religion ist? Wieviel Geld würde ein Dom, der in Berlin mit 150 Millionen Mark errichtet würde (vorausgesetzt, es käme ein wirkliches Kunstwerk zu Stande) hierher ziehen? Welcher Profanbau könnte geschaffen werden, der eben so viel Geld von außerhalb in die Stadt brächte?

Da es Vielen schwer werden wird, einen Bau, der religiösem Dienst errichtet wird, als ein Objekt zu betrachten, das dem Ort, der es besitzt, materielle Vortheile bringt, so sei hier ein anderes Beispiel gesetzt, das vielleicht deutlicher ist, da es weniger Zwischengedanken erregt. Nehmen wir Dresden und die Sixtinische Madonna. Tausende von Menschen wallfahrten jahraus, jahrein nach Dresden, um jenes Bild zu sehen, und jeder läßt Geld in der Stadt. Die Sixtinische Madonna ist also nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Faktor im wirthschaftlichen Leben der Stadt Dresden, und wer die Verhältnisse kennt, muß gestehen, daß sie ein außerordentlich großer Faktor ist, da es in Dresden keine Industrie giebt, die so viel Geld von außerhalb einführt.

Freilich hat Raphael die Dresdener Goldquelle gemalt und so leicht macht ihm das Keiner nach. Aber nicht nur Raphaels erster Ordnung sind gute Goldquellen. Zum Beispiel hat König Ludwig I. von Baiern in einer Gegend, die an und für sich schwerlich Jemanden besonders anziehen würde, die Walhalla gebaut. Für ein so ganz außergewöhnliches Kunstwerk dürfte sie kaum anzusehen sein. Trotzdem hat ein unaufhörlicher Menschen- und Geld-Strom dahin seinen Weg genommen. Der selbe König hat aus dem München, das vor seiner Zeit recht unansehnlich gewesen sein muß, mit Hilfe von Künstlern, die durchaus nicht zu den größten gehören, die bedeutendste deutsche Kunststadt gemacht. München zieht mit seinem Bier aus der ganzen Welt Geld. Mindestens so viel aber verdient München durch die Kunst. Nach München pilgert der Kunst wegen, wer nur irgend die Mittel dazu hat. Jeder Fremde importirt Geld, weil er

konsumiren und wohnen muß. Ferner exportirt München an künstlerischen und kunstgewerblichen Werken mehr als irgend eine andere deutsche Stadt.

Ludwigs des Ersten Ausgaben für Kunst, auf die allein Münchens heutige Bedeutung als Kunststadt zurückzuführen sind, müssen also als eine volkswirthschaftliche Wohlthat in großem Stil angesehen werden. Es lohnt sehr wohl, sich die Gründe recht eingehend zu vergegenwärtigen. Der ausgegebene Betrag wurde durch Steuern aufgebracht und dürfte, genau wie es vom Neubau des Berliner Domes gesagt war, zu vier Fünfteln dem Arbeitervolk zugeflossen sein, d. h. die Ausgabe für die Begründung Münchens als Kunststadt war eine Geldentziehung von den Wohlhabenderen zu Gunsten der Armen. Der Rest des aufgewendeten Geldes kam den Künstlern und Verwaltungbeamten zu Gute. Niemand hat gehört, daß diese Kapitalien gesammelt und festgelegt hätten. Der Gesammtbetrag verblieb im Lande, und was eben so wichtig: im Geschäftsverkehr des Landes. Das damals ausgegebene Geld ist also heute noch da; es wurde vom König nur in Cirkulation gesetzt; es gewährte, indem es cirkulirte, vielen Menschen, vor allem vielen Handwerkern, eine Existenz, und jetzt, wo es längst anderen Zwecken dient, bildet das, was der König damit geschaffen, ein Kapital, welches jährlich Millionen von außerhalb nach München einbringt. Hätte König Ludwig I. dagegen Arbeiterwohnungen gebaut, so würde dies zwar in der Bauperiode der ärmeren Bevölkerung grade so zu Gute gekommen sein wie die Kunstbauten, aber die Millionen, die München hinterher eingenommen hat, weil es jene Kunstbauten besitzt und weil damit eine Kunstperiode eingeleitet wurde, — diese Millionen wären verloren gegangen.

In Amerika führt die Kunst noch kein selbständiges Leben, weil sie nur auf altem Kulturboden gedeihen kann. Deshalb leben auch die amerikanischen Künstler fast ausschließlich in Europa. Und weil die Kunst in Amerika keinen Boden hat, auf dem sie leben kann, kommen die reichen Amerikaner jährlich zu vielen Tausenden nach Europa und bringen ihre vollen Geldbeutel mit. Von dem Geld, das Europa jährlich für Getreide nach Amerika zahlt, bringen die Amerikaner sicher viel zurück, um hier europäische Kultur zu genießen. Den Löwenantheil von diesem amerikanischen Geld bekommen die Haupt-Kunstländer: Frankreich und Italien. In Deutschland erhält München, die bedeutendste Kunststadt, das meiste Geld.

Die Kunst besitzt also die Zauberkraft, die Menschen zu sich hinzulocken, und deshalb hat sie im staatswirthschaftlichen Leben der Völker eine große Rolle gespielt. Die sieben Weltwunder des Alterthums veranlaßten eine Völkerwanderung wohlhabender Menschen nach den Stätten der Wunderwerke. Selig, gleich den Göttern, wurden die gepriesen, die sie gesehen hatten. Noch heute, noch nach Jahrtausenden, wirkt ihre Anziehungskraft

auf die Menschen so kräftig wie im Alterthum. Egyptens Pyramiden riefen einen fortdauernden Fremdenverkehr ins Pharaonenland; einen Fremdenverkehr, der zu Herodots Zeiten schon lange bestand und der weiter bestehen wird, bis die Zeit die letzte Pyramidenspur ausgetilgt haben wird. Egyptens Pyramiden, jene unnützesten Steinhaufen nach modern parlamentarischen Begriffen, haben sich alle Völker tributpflichtig gemacht. Noch jetzt ziehen die „zwecklosen" Pyramiden jährlich Millionen ins Land, während die „nützlichen" Petroleumquellen Amerikas, trotz ihrer kurzen Lebensdauer, bereits anfangen, als Geldbringer müde zu werden.

Wo die Kunst je eine Heimatstätte gefunden hat, kann man ihre Werke nicht fortnehmen, ohne gleichzeitig eine schwere wirthschaftliche Schädigung hervorzurufen. Als eine derartige Schädigung im größten Maßstabe muß die Entführung der griechischen Meisterwerke nach England angesehen werden. Seitdem haben die Kunstländer sich durch Gesetze zu schützen gesucht. Besonders Italien und Griechenland gestatten nicht mehr die Ausfuhr von alten Kunstwerken, da selbst die größten Summen, die sich dafür erzielen ließen, kein Aequivalent wären für den Verlust am — Fremdenverkehr. Italien könnte für seine Kunstwerke mehr Geld erhalten, als seine gesammten Staatsschulden betragen, aber wenn es das Geld nähme und die Kunstwerke fortgäbe, so wäre der wirthschaftliche Ruin unvermeidlich. Eine englische Gesellschaft bot der Stadt Rom eine großartig geplante Regulirung des Tiber an, und forderte dafür als alleinige Entschädigung, was im Flußbett an Kunstgegenständen gefunden würde. Die Stadt lehnte den Antrag ab. Wer aus Italien die Kunst streicht, der streicht damit aus dem wirthschaftlichen Leben Italiens einen Millionentribut, den die Völker vor den „unnützen" Kunstwerken opfern.

Aehnlich ist es überall, wo Kunstwerke sind. Man nehme Kopenhagen das Thorwaldsen-Museum, und Dänemark verliert jährlich das Reisegeld und den Konsum von mehreren Tausend Menschen. Man nehme Heidelberg sein Schloß, und man nimmt der Stadt die Wohlhabenheit.

Es soll hier gewiß nicht die Thorheit behauptet werden, daß es die Pyramiden allein sind, welche die Reichen aller Länder nach Egypten locken, oder daß nur wegen des Thorwaldsen-Museums Menschen nach Kopenhagen reisen. Der Wandertrieb des Menschen, sowie der Wunsch jedes Gebildeten, andere Dinge kennen zu lernen, als die heimathliche Umgebung zeigt und lehrt, würden die Bewegungen an und für sich genügend motiviren. Solche Motivirung würde aber nicht die Erscheinung erklären, daß der Verkehr der Menschen, die überflüssiges Geld haben, ganz feststehende Richtungen einschlägt. Als bestimmend in dieser Hinsicht haben sich Religion, Naturschönheit und Kunst erwiesen. Am entscheidendsten ist natürlich, wenn alle drei Anziehungskräfte in einem Ort vereinigt sind

wie z. B. in Rom. Selten fehlt da die Kunst, wo sich ein permanenter Menschenstrom hinbewegt. Wer eine Erholungreise macht, verbindet, wenn es sich irgend ermöglichen läßt, mit dem Naturgenuß den Kunstgenuß. Der Fremdenverkehr von Paris basirt darauf, daß das ganze Pariser Leben von Kunst durchsetzt ist.

Den Geldvortheil, den ein bedeutendes Kunstwerk den Bewohnern eines Standortes bringt, kann man leider in Zahlen heute nicht vorlegen. Die Statistik ist ja erst eine Wissenschaft der Neuzeit und sie hat es noch nicht unternommen, die staatswissenschaftlichen Werthe von Religion, Wissenschaft, Kunst und Naturschönheit in Ziffern auszudrücken. Die Statistik lehrt uns: was die Ideale kosten, aber nicht: was sie einbringen. Die Geschichte lehrt dagegen, von der ältesten Zeit bis zum heutigen Tage, daß alle wahren Ideale auch wahrhaft staatswirthschaftlich praktische Dinge sind.

Falsch ist es aber, die Kunst lediglich nach ihrem ideellen Werth zu beurtheilen, und dem Lande würde es zum höchsten Segen gereichen, dessen Volksvertreter und Finanzminister die Kunst mit den gleichen praktischen Erwägungen ansehen wollten, mit denen sie gewohnt sind, Zuckerrüben, Eisenbahnschienen, Kohlen und andere gute Dinge zu betrachten. Gerade ein Land, wie Preußen, das von der Natur nicht übermäßig mit Reichthümern bedacht ist, hätte alle Ursache, sich die Geldquelle Kunst möglichst zu erschließen.

Ohne den Geldwerth der Aussaat einzusetzen, kann nicht gesät und nicht geerntet werden. Wenn eine Kunst erstehen soll, die im Staatshaushalt eine wesentliche Rolle spielen kann, so muß der Staat die Mittel dafür bewilligen; wenigstens lehrt die Geschichte, daß große Kunstperioden nicht aus Privatmitteln begründet wurden. Wer die Kunst auf die Liebhaberei der Privatleute verweisen will, der kennt weder ihre Geschichte noch ihre ethische und staatswirthschaftliche Bedeutung. In Preußen sind im Etat jährlich 300 000 Mark ausgeworfen für die National-Galerie und zur Pflege der monumentalen Malerei und Plastik, sowie des Kupferstiches. Durch die Tabelle, in der angegeben ist, wie zehn Millionen durch die Einkommensteuer aufgebracht werden, kann Jeder leicht ersehen, wieviel er als Staatsbürger für die angegebenen Zwecke beiträgt. Von den Zensiten mit Einkommen von 900 bis 3000 Mark zahlt jeder jährlich 3,72 Pfennige. Zweifellos werden bei der jetzigen Gedankenströmung Viele behaupten drei und dreiviertel Pfennig seien schon zu viel und größere Opfer könnten nicht vom Volk gefordert werden. Ueberhaupt gilt ja jetzt jede Geldbewilligung an den Staat als ein unnützes Opfer, und bedauerlicher Weise protestirt die Regirung dagegen gar nicht.

Es wird jetzt viel über schlechte Zeiten geklagt. Hat Preußen, hat Deutschland etwa so viel an Vermögen verloren, daß es sich deshalb einschränken müßte? Keineswegs. Wenn aber Niemand arbeiten lassen will,

wenn das Geld aus Mangel an Vertrauen auf Erfolg still liegt, so entsteht freilich allgemeine Noth. Die Bevölkerung jedes Landes lebt ja im Wesentlichen vom Austausch der Arbeit; sobald darin nun eine Stockung eintritt, sind gleich Noth und Elend da. In solchen Momenten muß der Staat den Arbeitaustausch dadurch erzwingen, daß er so viele Steuern nimmt und dafür arbeiten läßt, als erforderlich sind, damit seine Angehörigen leben können. Friedrich der Große hatte das sehr wohl erkannt, und in den schlechten Zeiten machte er seine größten Bauten und volkswirthschaftlichen Unternehmungen, damit sein Volk leben konnte.

Ich meine also: gerade die schlechten Zeiten, die wir jetzt haben, wären die rechten Zeiten, um außer anderen staatswirthschaftlich wichtigen Dingen auch die Kunst ganz besonders zu fördern. Statt dessen muß sich der neue Reichstagsbau mit minderwerthigen Materialien beim Innenausbau behelfen. Für den Dom wird eine Summe bewilligt, die viel zu gering ist. Für ein würdiges Gebäude zur Aufstellung der pergamenischen Schätze, die uns ein außerordentlicher Glücksfall in den Schooß gelegt hat, ist kein Geld zu erlangen. Man baut eine Moltkebrücke und stellt acht Abgüsse der selben vier Putten und vier Greife nach einem Modell darauf. Man baut eine Kaiser Wilhelm-Brücke und dekorirt sie mit Kandelabern. Auf dem Lützow-Platz ist endlich der Zaun gefallen und als wichtigstes Dekorationsmittel ist bereits eine monumentale Bedürfniß-Anstalt errichtet. In wie weit dadurch der Werth der Hausgrundstücke an jenem Platz erhöht wird, kann ich nicht entscheiden; dagegen möchte ich anführen, daß ich einmal einen Brunnen für einen Platz in einer Stadt der Lausitz zu machen hatte. Die Stadt besaß an jenem Platz Baustellen, deren Werth so stieg, daß der Beitrag der Stadt zum Brunnen ganz wesentlich vermindert wurde, und einige Anwohner zahlten freiwillig, weil ihre Grundstücke an Werth zunahmen, 15 000 Mark.

Wenn man sich nur einmal frei macht von der landläufigen Vorstellung, die Kunst sei ein Luxus, so fließen die Beweise vom praktischen Werth der Kunst im Staats-Haushalt von allen Seiten zu. In unserer Zeit des plebejischen Materialismus scheint es nur Recht und Pflicht des Künstlers, darauf hinzuweisen, daß der Arbeitgeber Krupp sich mit dem Arbeitgeber Homer nicht messen kann. Beethoven bedeutet im wirthschaftlichen Leben der Völker mehr als eine Episode Gruson, weil er mehr Geld in Bewegung setzt und mehr Menschen den Lebensunterhalt gewährt. Raphael und Michelangelo aber kann man nur unerschöpflichen Bergwerken vergleichen, und sie sind denn auch wirklich für Italien, was für England die Kohlengruben und für Kalifornien die Goldfelder sind.

Robert Toberentz.



Die kleine Marquise.

Cornelius Herz hat Cora Pearl ersetzt: eigentlich ist das der ganze Unterschied zwischen dem korrumpirten Kaiserreich des kleinen Napoleon und der korrumpirten Republik des kleinen Carnot. Neben der rothen Schönheit der Damen Montijo, neben den Rouher, Olivier und Morny regirten die Horizontalen; hinter den korrekten und ehrbaren Gestalten der tapferen Boulanger-Töter Freycinet, Floquet und Genossen tauchen jetzt die feisten Schatten allmächtiger Geldmänner auf, und Rochefort, der einst über die kostspielige Nägelpflege der Léonide Leblanc sehr witzige Chroniken schrieb, muß heute, um die Konkurrenz der Mode-Antisemiten Drumont und Morès aushalten zu können, gegen die kapitalistische Verseuchung zornige Flüche schleudern. Ach, die dritte Republik ist sehr langweilig geworden und im Kehraus des Panama-Bacchanals hört man nirgends den berühmten Ruf des Polizeikommissars aus des alten Dumas Mohikanern von Paris: Cherchez la femme!

In den großen Skandalen der Republik, in den Fällen Mac Mahon, Wilson und Lesseps, hat die Frau gar keine Rolle gespielt; im Falle Boulanger war die Frau als Geldgeber höchstens, als kapitalistisches Rentrum, wichtig; und nur der kleine Herzog von Orléans hat mit seinem Gymnasiastenwerben um Madame Melba die alte gallische Ehre gerettet. Daß die Republik darum sittlicher geworden ist, wird man gerade jetzt nicht behaupten können; aber sie ist äußerlich korrekter — Korrektheit ist immer und überall das Ideal des Liberalismus — und weniger keck in ihrer Frivolität als das Kaiserreich, und die Gelegier hat in ihr alle anderen Laster überwuchert. Für Zola und seinen allzuweiblichen Symbolismus ist dieser Szenenwechsel nicht angenehm und es ist gewiß kein Zufall, daß er sich jetzt an den Katholizismus festgesaugt und von seinem heidnischen Kybele-Dienst, auf der Spur des frommen Priapisten Paul Bourget, den Rückzug zum Marien-Kultus angetreten hat. Für Frankreich aber ists in dem Unglück

noch ein Glück, daß die wachsende tripotage dem weiblichen Menschenmaterial eine Schonzeit verschafft und der verjobberten Oberschicht den feinen und starken Geist der Französin erhalten hat, den Humus einer neuen Gesellschaft. Ibsen, der alte Ibsen, der die Kehrseite der Medaille noch nicht sah oder sehen wollte, ist gerade zur rechten Zeit an die Seine gelangt; die Noras und die Lonas werden in Paris bald wild wachsen und schon sehe ich eine französische Literatur heraufziehen, in der die anständigen Frauen Augiers und Barrières, nach skandinavischer Mode vermummt, mit Seife und Bürste das große Scheuerfest der Männermoral feiern werden.

Es ist das ungeheure Verdienst dieser Literatur, die so gar nicht ungeheuer, sondern zierlich und graziös, nicht eine Dichtung mit Felsen und Klüften, sondern eine glatte Niveau-Literatur ist, daß sie zu den sozialen Veränderungen immer Distanz gehalten hat. Seit zwanzig Jahren lacht Frankreich eigentlich nur über die bourgeoise Verlogenheit, die in Deutschland bis zum Erscheinen Ibsens stets das Tabu war, das unantastbare, und deshalb wirkt heute die Enthüllung der Korruption fast wie eine witzige Bestätigung längst gehegten Verdachtes. Wo Rabagas ein alter Bekannter ist, da entsetzt man sich über Clémenceau nicht, und seit die Brüder Goncourt in Charles Demailly die Schwarzkünstler der Zeitungen entlarvt haben, mußte man auf die schlimmsten kupplerischen Zusammenhänge von Kapital und Presse gefaßt sein. Die Enkel Balzacs haben dem Untersuchungsrichter vorgearbeitet und es ist nicht die Schuld der gallischen Schwankersinner, wenn die Wirklichkeit sie jetzt überbietet und die Schaar ihrer Schacherer durch die Prachtgestalt des brennend modernen Cornelius Herz nun vergessen macht.

Da ist eben — im „Neuen Theater", aus dem bisher Jammer nur und Grauen zu melden war — ein französisches Lustspiel aufgeführt worden: „Die kleine Marquise" von Meilhac und Halévy. Die Mitternächtigen habens kaum beachtet und dem flüchtigen Blick erscheints wie eine nette Nichtigkeit in drei Akten; sieht man aber näher zu, dann findet man in dem leichten und anspruchlosen Ding mehr soziale Weisheit als in mancher pathetischen Anklageschrift der tiefsinnigen Welterlöser des deutschen Naturalismus. Das Stück ist vor zwanzig Jahren für die geniale Céline Chaumont und die Komiker Baron und Dupuis geschrieben worden; hier wurde es durch eine unglaubliche Darstellung so arg verkümmert, daß selbst ein ernsterer Kritiker wie Herr Schlenther es gründlich mißverstanden und gemeint hat, es solle der Ehefriede verherrlicht werden, wo lachend doch die Geschichte von der Depravation einer Frau durch zwei Männer erzählt wird.

Die kleine Marquise ist die enttäuschte Frau, der mit dem Gürtel

und dem Schleier der schöne Wahn auch zerrissen ist. Ihr Mann stöbert in der Geschichte der Troubadours herum, aber er selbst hegt keinerlei Troubadour-Gefühle und die nervöse, bewegliche Gefährtin ist ihm nur eine Last. In den spitzen Ehewinkel tritt der Dritte, ein Kavalier wie andere Kavaliere, und die kleine Marquise hat nicht übel Lust, sich mit dem flotten Jungen schadlos zu halten. Aber sie ist an Reinlichkeit gewöhnt und schreckt vor dem Rendezvous im möblirten Zimmer eines unsauberen Hauses zurück, wo man angestarrt und von jedem Konditorjungen mit vertraulichen Fragen belästigt wird, wo es schlecht riecht und feuchtkalte Bettlaken eine Gänsehaut geben. Im letzten Augenblick noch kehrt sie um, weil sie einen komfortablen Ehebruch träumt und über fettige Stufen nicht klettern mag. Die schöne Regung wird glänzend belohnt: der Marquis bietet freiwillig die Scheidung an, er will sich zum Schein in flagranti ertappen lassen, und in jauchzender Lust eilt Henriette zu ihrem Max, dem sie nun statt einer Stunde gestohlener Seligkeit ein ganzes Leben in Freiheit entgegen bringt. Sie findet ihn sehr behaglich zwischen zwei drallen Dirnen, die sich um die Zärtlichkeit des jungen Herrn fast raufen, und sie muß einsehen, daß sie ein großes Gefühl gegeben und nur einen galanten Kitzel eingetauscht hat. Mit englischen Brocken wird ein künstliches Feuerchen entfacht, das sofort verlischt, als Max von dem Plan einer Scheidung hört: er wollte sich ohne Kosten und Gefahr amusiren, unter dem schützenden Alkoven des Ehegemachs; ein Zusammenleben aber mit allen Lasten und Sorgen hatte er niemals ersehnt. Die kleine Marquise erlebt ihre zweite große Enttäuschung, sie bestattet ihr zweites Ideal, und als sie nach Hause zurückkehrt und den Marquis zur Versöhnung zwar geneigt, aber unverständiger und staubiger als je zuvor findet, da entsteht, ohne daß sie es ausspricht, in ihrem verwirrten Köpfchen der Gedanke, dem Dritten im Bunde künftig sich nicht mehr spröde zu versagen. Bald vielleicht wird sie ein Kindchen wiegen und der Troubadour-Forscher wird keine Miene verziehen, wenn man ihm sagt, daß der kleine Max ihm wie aus dem Gesicht geschnitten ist.

Ein tauber Onkel geht durch das Stück und vertritt sehr würdig die gute Gesellschaft, die niemals durch die Sünde, aber stets durch ein inkorrektes Benehmen skandalisirt wird, den Chor in der Tragikomödie. Denn eine Tragikomödie ist die Geschichte von der schwärmenden Frau, der die wohlanständige Unsittlichkeit die Flügelchen knickt und nur zum Flattern allenfalls noch die Kraft läßt, zu einem resignirten Glück, das der Sitte sich beugt und ganz in der Stille was Gutes schmaust. Die kleine Marquise möchte so gern ein braves Weibchen sein, aber die müde Gier ihrer Männchen, die Ruhe und gefahrlosen Genuß suchen, zieht sie hinab. Unter dem Szepter der Thérésa und Hortense Schneider war das in

Frankreich der Dinge Lauf: die Prostitution der Frauen bereitete den Boden für die kapitalistische Prostitution; man mußte reich sein, um galante Siege erkämpfen zu können, und man gewöhnte sich, nach dem Ursprung des Geldes nicht neugierig zu schnüffeln. Panama harrt noch seines Juvenals, aber die Herren Meilhac und Halévy kann man, mit ihrer ironischen Lebensbetrachtung, mit ihrer milden Skepsis, getrost schon als Prae-Panamisten heute verkünden; sie haben spürsinnig die Wege gesucht und gefunden, auf denen die gallische Décadence vorgeschritten ist, vom Baron Haußmann bis zum Baron Reinach, von der Herrschaft der Courtisane bis zur Herrschaft des Jobbers.

Als die kleine Marquise — die bald sechzigjährige Chaumont spielt sie noch immer — neulich wieder in den Pariser Variétés erschien, da verwunderte sich Papa Sarcey darüber, daß dieses niedliche Meisterwerk nie ein Kassenstück geworden ist. Dieses Wundern nur scheint mir wunderlich. Das liebe Publikum hat für bittere Wahrheit sehr feine Ohren und es läßt sich Satiren dann nur gefallen, wenn sie durch allerlei genäschiges Beiwerk versüßlicht sind. Die Herren Meilhac und Halévy gaben das saubere, aber eben auch kahle Gerippe einer straffen Handlung mit bedenklichen Perspektiven. Später kam dann der schlaue Sardou, brach eins, zwei, drei die Charaktere, umrankte sie mit komischen Arabesken und gab der ganzen Sache einen sittlichen, einen versöhnenden Schluß —: die kleine Marquise verschwand und Cyprienne wurde ein Zugstück. Auch Cyprienne schwärmt von einem großen und freien Glück, das sich auf purpurnen Wolken malt, auch ihr Ehegefährte ist ein lederner Geselle, — doch mit seinem Zauberstabe berührt nur der Prestidigitateur das Paar und Alles ist gut und Alles ist schön und man braucht nicht die Ehe zu brechen, wenn man, stolz wie nur je eine Beutemacherin, im Separatzimmer mit dem aufgeknöpften Gatten kosen und doch von der Welt respektirt werden kann. Solche Geschichten hörten die Ehemänner gern im Theater, nachdem sie den langen Tag im Schweiße ihres Angesichts naivere Mitmenschen betrogen hatten.

Der Dritte im Bund aber, hier heißt er Max, dort heißt er Adhémar, kratzte den Kopf, rieb an den Händen und sagte schließlich: Was hilfts? Ich muß rasch Geld verdienen, viel und um jeden Preis; denn ich brauche eine elegante Wohnung mit herrschaftlichem Aufgang und weichen Polstern, damit die kleine Marquise sich bei mir zu Hause fühlt.

M. H.



Löhne und Dividenden.

Der Staatsminister von Boetticher ist ein edler Mann, und wenn er, ohne Kohlenruß an den Händen, in einem ruhig durchwärmten Saale und von einem behaglich gepolsterten Sessel aus, über den Strike an der Saar die sittlich entrüsteten Worte spricht: „Ein ungerechtfertigterer und unüberlegterer Ausstand ist mir noch nicht vorgekommen", so sollte man fast annehmen, daß derartige gewaltige Zwischenfälle alle Tage einzutreten pflegen. Es ist die große Frage, ob den Polen und den Sozialdemokraten, die von Bismarck offen als eine politische Gefahr festgestellt wurden, dieser ehrliche Operateur nicht bedeutender erschien als die gegenwärtigen Medizinmänner, die in ihren Mitteln den sogenannten veredelten Geschmack mitführen müssen.

Nichts liegt mir ferner, als die Trübfischer oder die Simpel zu verschönen, die bei bitterer Kälte sogar die Frauen der armen Grubenarbeiter für einen allgemeinen Strike einzunehmen wußten; aber daß man ungezählte Mengen nicht so ohne Weiteres zu einem Riskiren ihres Wochenlohnes bewegen kann, daß jene Arbeitniederlegung keineswegs „aus heiterem Himmel" kam, wie der Herr Minister sich ornamentirend auszudrücken beliebte, ist doch unumstößlich erwiesen. Die ganze Erwiderung Boettichers überhaupt — mit ihren gestiegenen Eisenbahn- und Post-Einnahmen, die keine Zeichen allgemeinen Nothstandes seien, 2c. 2c. — charakterisirt sich als eine jener einfachen Gelegenheitreden, die hoch erhaben über dem Studium moderner Sozialpolitik thronen.

Es sollen hier aber weder die Feierschichten, noch das Nullen, noch die üppig blühenden Strafgelder, noch die sehr elastische Arbeitordnung zu Gunsten der schon längst klagenden Grubenleute ins Gefecht geführt werden, nur auf einen möglichen Akt ausgleichender Gerechtigkeit sei hier hingewiesen, — denn, so befremdend es auch zunächst klingen mag, die Börse könnte jenen Gedrückten etwas helfen.

Als 1889 das ganze Ruhrgebiet in Ausstand kam, trat die merkwürdige Erscheinung eines gewissen Enthusiasmus zu Tage, d. h. das Bürgerthum — man stellt es gewöhnlich als eine Boa constrictor nach dem Gespeisthaben dar — fühlte sich von dem ihm ganz neuen Leiden Hunderttausender von Menschen aufrichtig ergriffen. Man wendete sich im Zorn gegen die so halsstarrigen Zechendirektoren, man erwartete sogar ganz unbegreiflicher Weise von den Freimaurerlogen ein offenes Parteiergreifen für jene Mühsäligen und Beladenen. In Finanzkreisen aber, wo das Empfinden sich in praktischeren Bahnen bewegt, warf man die Frage nach der Vollmacht der Direktoren auf, in einer so ungeheuren Streitsache mit Brennusschwertern an der Seite umherzugehen. Bedenkt man z. B., daß kürzlich der Beitritt der Harpener Kohlenbergbaugesellschaft zu dem neu geplanten Dortmunder Centralverkaufsverein in den Bureaux der Diskontogesellschaft berathen und beschlossen wurde, so ließe sich wohl verlangen, daß auch im Schoße des Verwaltungsrathes die Forderungen der Arbeiter direkt erwogen und die entsprechenden Beschlüsse publizirt werden. Jeder Kläger hat doch mehr als eine Instanz, weshalb sollte man also nicht den Arbeitern die Beruhigung gewähren, daß ihre Disziplinirung, d. h. ihr Schicksal, keineswegs ausschließlich dem Stirnrunzeln ihrer direkten Aufsichtsbeamten unterworfen sei. Es ist doch charakteristisch, daß damals die Bergleute eine Audienz beim Kaiser nachsuchten, anstatt an dem Sitze ihres Verwaltungsrathes in Köln oder Berlin. Sie riskirten lieber ein eventuelles Inaussichtstellen von Waffengewalt als ein fürnehm-kaufmännisches Achselzucken. Damals hätten

drei entschlossene Aktionäre bei einer nur geringen Agitation eine hübsche Quantität Aktien zu einer außerordentlichen Generalversammlung zusammen bekommen, und was auf dieser ausgesprochen worden wäre, vermochte schon einen großen Nutzen zu stiften. Die Herren Aufsichtsräthe würden dann offen bekannt haben, daß sie in solchen Fragen an der Autorität ihrer Zechendirektoren nicht zu rühren wagten, und man hätte ihnen dann von anderen Gebieten her Beispiele gebracht, nach denen das Einschränken derartiger Alleinherrschaften nur segensreich wirken konnte; haben doch auch die Zechendirektoren im Interesse ihrer Selbständigkeit aufs Heftigste gegen einen Centralverkaufsverein opponirt, der ihre bisherigen Geschäfte besorgt, und sehr viele Aufsichtsräthe haben dennoch gleichsam über den Kopf der Direktoren den Beitritt ihrer Gesellschaft beschlossen.

Auch im Interesse ihrer Tantiemen sind die Vorstände großer Unternehmen nicht zum größeren Entgegenkommen für die Arbeiter geneigt; es ist das menschlich und entschuldbar, bringt uns aber in einer Frage von niederziehender Schwere nicht weiter. Die Tantiemen für Direktoren und Aufsichtsräthe betrugen im zuletzt bekannt gegebenen Geschäftsjahr bei der Harpener Bergbaugesellschaft M. 245 643, bei Hibernia M. 196 042, bei Gelsenkirchen M. 88 613. Allerdings erhielten die Aktionäre hier Dividenden von 20, 12 und 12 pCt., auf welchem Sinai sind aber so außerordentlich hohe Erträgnisse zum Gesetze erhoben worden? Die Hibernia hatte ca. 5800 Arbeiter; will man wirklich die Löhne nicht erhöhen, um später vielleicht einer nothwendigen Reduktion auszuweichen, so könnten doch derartige statutarische Bestimmungen eingeführt werden, daß z. B. bei einem Verbleiben von 12 pCt. die Aktionäre nur 9 pCt. und die Arbeiter noch 3 pCt. Remuneration empfangen. Es wären das per Kopf ca. M. 113½, eine für einen Arbeiter gar nicht zu unterschätzende Summe, deren Werth aber durch das frohere Interesse, das von nun an jeder Einzelne am Ganzen nimmt, mehr als verdoppelt wird. Die Direktoren erhalten allerdings nur (!) 6 pCt. Tantieme, aber dafür können sie auch bei ihrem regulären Gehalt hochvermögende Leute werden, während die Belegschaft doch immer proletarisch bleiben muß. Man wird nun überlegen, fragen, wie dann diejenigen Arbeiter zu behandeln seien, die während des Jahres eingetreten oder ausgetreten sind. Antwort: Möglichst gentil! Keine Bank, die nicht in einem gewissen Verhältniß jedem Commis einen kleinen Antheil sichert, ihm diesen sogar nachsendet, falls er sich inzwischen verändert hat. Es hat Zeiten gegeben, wo man auch die Commis nicht besser ansah als heute die Arbeiter, und die bleiche Furcht, daß bei einer milderen Methode jede Subordination aufhören würde, hat sich als lächerlich erwiesen. Aber es könnte noch besser kommen: die Harpener Gesellschaft hatte für 1890/91 nicht weniger als 20 pCt. ausgeschüttet. Birgt es wirklich eine soziale Gefahr in sich, falls die Aktinäre nur 14 pCt. und die 9143 Arbeiter 6 pCt. erhalten hätten? Für den Mann hätte das nahezu M. 197 ergeben. Dann würden die Aktien niedriger stehen! So könnte man wieder einwenden und das könnte vielleicht zutreffend sein, bis sich das Publikum an seine geringere Rente gewöhnt hat. Die Kapitalisten haben sich auch mit dem Verlieren des 5 prozentigen Zinsfußes zufrieden geben müssen und bezahlen heute ein 4 prozentiges Anlage-Papier nicht schlechter, denn eine Thatsache, die nicht gewaltsam gemacht worden ist, sondern sich wie ein Naturgesetz entwickelt hat, hat immer etwas Versöhnliches und wird gar rasch anerkannt.

Man wird auch mit den schlechten Jahren kommen und sagen, daß die Kohlengesellschaften sehr oft mit 2%, 1, ja mit 0% Dividende abschloßen. Abgesehen

davon, daß dies vielleicht mit Fehlern des Uebermuthes in den fetten Perioden zusammenhing, so bekämen im Wiederholungfalle die Arbeiter dann ebenfalls keine Remuneration, und ein Fortfallen von 100 Mark wäre für sie so viel wie 1000 Mark für einen Direktor. Allerdings bieten diese schlechten Jahre den Aktionären ein Risiko, dem gegenüber auch glänzende Dividendenaussichten das Kapital anzuziehen haben, aber bedeuten denn 9 oder 14%, wie sie oben angeführt wurden, etwa verschämte Armuth? Das Harte, oder richtiger Unüberlegte, liegt in dem Ausschlusse der Arbeiter von dem exorbitanten Resultate. Anfangs der 70er Jahre haben Harpener schon ein Mal 60% vertheilt — und welche Extravergütung haben davon die Fäuste erhalten, die im Dunkeln doch schließlich das Alles schaffen mußten? Vergebens wird man mit dem Kopfe kommen, ohne den alle diese Hände nichts sind. Zwischen Kopf und Hand kann auch ein Mißverhältniß bestehen, das einer Revision bedürftig ist.

Wie gegenwärtig die Dinge liegen, sollten auch die Gesellschaften keine andere gute Au'gabe kennen als das Wohl ihrer Arbeiter. Was sind das z. B. für 50 000 Mark, welche die Harpener unter „gemeinnützige Zwecke" bucht, was die 11 500 Mark, die Gelsenkirchen für „gute Zwecke" ausgiebt? In einem anderen Jahresbericht erscheinen sogar „wohlthätige Ausgaben und Aerztehonorare" mit einander verehelicht. Jeden übrigen Pfennig sollten die Werke wie gesagt, ihren Arbeitern gönnen, nicht einmal Denkmäler, Kriegervereine ꝛc. ꝛc hätten hier an die Thür zu klopfen.

Was die Börse dazu beitragen kann, um auf dem Wege der Aktionäre die Lage der Grubenleute zu bessern, sollte sie aus eigenstem Interesse thun, denn ein künstlich geschlossener Vulkan, wie ihn das Ruhr- und Saar-Gebiet nach dem Wiederanfahren der Strikenden vorstellt, kann nur noch stärkere Beunruhigungen hervorrufen. Die Arbeiter wissen recht gut, was in der großen Welt vorgeht, sie kennen die jeweiligen glänzenden Abschlüsse ihrer Gesellschaften, sie erfahren auch von der Hausse in Kohlenaktien, die gerade auf ihren Strike hin, auf ihre Noth und ihr Frieren, an der Börse eingetreten ist. Dieser Kursaufschwung ist so logisch zu erklären wie eine umlagerte Bäckerthür in Hungerszeiten, aber er ruft dort doch unwillkürlich Erbitterung hervor.

Auch auf die wohlwollendere Behandlung kann der Aktionär entscheidenden Einfluß üben: die erste Generalversammlung, die mit den Direktoren nicht wegen der Geschäftsführung, sondern wegen der Behandlung der Leute rechtete und unter Umständen auch lärmte, wäre eine Wohlthat, sie würde Hunderttausenden von Menschen die furchtbare Empfindung nehmen, daß die Wohlhabenden achtlos an ihrem Elend vorübergehen. Das Menschliche wird hier überhaupt viel zu wenig beachtet. Aus einem kurzen Billet Baares an einen Arbeiter, daß es bei dessen Entlassung bleibe, ist der ganze ungeheure Skandal Fusangel schließlich entstanden.

Die Grubenleute haben das eherne Lohngesetz mit anderen Proletariern gemein, aber aus zwei Ursachen können sie eine größere Berücksichtigung verlangen —: sie arbeiten vom Tage geschieden unter der Erde und sie gebären die Seele der arbeitenden Menschheit täglich von Neuem, — die Kohle. Was wir ohne diese wären, ist uns schon einmal als Gespenst erschienen.

Sind die Aktiengesellschaften in dieser Hinsicht reformirt, so muß der Fiscus im Saarrevier schon folgen. Denn für das Militärbudget brauchen sich doch die Leute in den Schächten nicht zu mühen. Pluto.

Der Gerichtssaalreporter.

Ist es erlaubt, in eigener Sache das Wort zu ergreifen? Ich fand in einem Berliner Blatte einen Aufsatz, der sich mit meiner bescheidenen Person beschäftigt und mir bei Gelegenheit der Erwähnung einer von mir verfaßten Schrift, mit deren Nennung nicht einmal der Leser hier behelligt werden soll, einigen sehr ignoblen Schimpf anthut. Ich bin dagegen wehrlos, denn der Verfasser jenes Aufsatzes hat meine Bekanntschaft gesucht und meine Protektion verlangt, und da ich ihm in anderer Weise nicht helfen kann, thu' ich es wenigstens so, daß ich seinen Lebensweg nicht störe. Denn ich könnte ihn hinrichten, wenn ich wollte.

Eines nur will ich herausgreifen, denn es trifft mich in meinem Beruf. So möge der Leser denn erfahren, daß der Rezensent mich verachtet — „Du mußt es dreimal sagen" — erstens, weil ich Gerichtssaalreporter war; zweitens, weil ich Gerichtssaalreporter war; drittens und letztens, weil ich Gerichtssaalreporter war.

Dafür nun, daß ich nicht Rezensent bin, danke ich meinem Schöpfer; es hat mich vor Flüchtigkeit und Unwissenheit behütet. Daß ich aber Gerichtssaalreporter war, hatte ich des Lebens Noth zu verdanken. Ich bin nicht mit Glücksgütern gesegnet, sondern ein Arbeiter, der verhungert wäre mitsammt seiner Literatur, und da mir der Hunger weh that, ging ich auf die Stätten des menschlichen Elends hinaus, mit der Wahl, entweder ein Aasgeier zu werden, der vom Leichenfeld der Ehre Futter sich holt, oder ein Beobachter, der den Mitlebenden einige der sie bedrückenden Fragen studiren und vielleicht auch beantworten hilft. Diese Fragen verachtet der Rezensent und von diesen Dingen, deren Zeuge ich im Laufe der Jahre an Gerichtsstätten gewesen bin, sei mir hier gestattet zu reden. Ich will nicht lange nachdenken, sondern niederschreiben, was mir eben die Erinnerung zutreibt, wirr durcheinander. Ich habe eine Zeit mitgemacht, wo die Härte für das Streberthum in der Justiz ein Mittel zur Beförderung war. Es wurde z. B. ein Weib, das verbotene Druckschriften aus einem Hause in das andere getragen hatte, zu vier Jahren schweren Kerkers verurtheilt, trotzdem sie weder lesen noch schreiben konnte und der Inhalt der Schriften ihr erwiesenermaßen fremd war; der Richter that, als

wüßte er nicht, daß sogar Rezensenten, geschweige denn Analphabeten ein Buch in der Hand haben können, ohne eine Ahnung von seinem Inhalte zu besitzen. Dann erlebte ich Fälle, die an Jean Valjeans Schicksal erinnerten, und sah das Gesetz zur stumpfen Abwägemaschine entwürdigt, auf welcher der Milderungsgrund des Hungers oder der geistigen Zurückgebliebenheit weniger wog als irgend ein dummer Erschwerungsgrund. Es konnte z. B. geschehen, daß ein junger Mann, auf dessen Redlichkeit wie auf einen Fels zu bauen war, der Schande öffentlicher Verhandlung preisgegeben wurde, und da zeigte sich auf den ersten Blick, daß die Briefe, die gegen ihn beweisen sollten, von Niemandem, auch vom Untersuchungsrichter nicht, gelesen worden waren. Denn sie waren längst schon verbrannt; und fragt man, warum der Untersuchungsrichter nicht nach ihnen verlangt hatte? Hochmüthige Antwort: weil seine Sache nicht die Prüfung des Materials ist, sondern blos dessen Vorbereitung.

Die Talentlosigkeit, wird man nun sagen, stirbt nicht aus und Titel und Amt ist kein Schutz vor kurzsichtiger Dummheit. Allein die mitgetheilten Fälle ereigneten sich sämmtlich in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit und leicht ließe sich diese Liste vermehren. Aber nicht nur davon, sondern auch von einem wachsenden Uebel mangelhafter Vertheidigung ist man zu sprechen berechtigt. Denn was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn der Vertheidiger allein in dem weiten Saale nichts davon zu wissen scheint, daß sein Klient die ganzen sieben Stunden vor dem Morde getrunken hat? Und was hält man von dem nachfolgenden Fall: Ein Mann ist zahllose Male abgestraft, seine Frau nicht ein einziges Mal; er ist grausam, tückisch, exzessiv, sie erhält durch Jahre wegen ihres braven und zuthunlichen Wesens nur Belobung; sie flieht ihn wie die Hölle, er läuft ihr nach und erpreßt von ihr Geld; er muß betteln, wenn er nicht in Strafe ist, sie hat einen glänzend bezahlten Dienst. Nun scheidet sie aus dem Dienste und wird des Mannes Helferin bei zwei unprofitabeln Morden, so daß offenbar er der Urheber war, der die Mithilfe durch Drohungen erzwang; der Vertheidiger aber hört ihr erbärmlich Schluchzen nicht und läßt es unwidersprochen, daß sie die Schlimmere, die Anstifterin gewesen, und so wird das bis zum 43. Jahre brave und gutmüthige Weib zu lebenslangem Kerker verurtheilt, wo sehr wohl die Möglichkeit vorhanden war, ihr eine Begnadigung zu 20 Jahren zu erwirken. Sieht man dies nun, dann Schande dem Gerichtssaalreporter, in dem der bessere staatsbürgerliche Geist nicht erwacht, der mit anderen Nothwendigkeiten, als mit der Pflicht, Heu und Stroh in den Stall der Neugierde zu tragen, rechnet. Denn diese Vorkommnisse, und in solcher Anhäufung, summiren sich zu der öffentlichen Gefahr, daß der gewährleistete Schutz der Persönlichkeit abbröckelt, wie wenn wir uns in rechtlosen Landen befänden — nur mit dem Unterschiede, daß die Bedrohung, statt von einer staatsstreichlustigen Macht auszugehen, wie Eiter aus einem marastischen Rechtsgefühl quillt, von welchem der Juristen- und namentlich auch der Advokaten-Stand ergriffen ist. Denn das Uebel besteht nicht in den Mängeln der Begabung allein, sondern vornehmlich in der herrschenden Skrupellosigkeit, und mir will scheinen, daß es in diesem Punkte denn doch vor Zeiten besser war daß die Inferiorität doch wenigstens ehrlicher und achtungwerther war, daß sie ihre Tragkraft prüfte, nach dem Schwerte nicht langte, den ihr zukommenden Platz nicht dreist lärmend verließ. Damals war das Reden kein billiges Kinderspiel; das eiserne Wort hatte eiserne Pflicht zu thun und die Rechte erst zu er

obern, die heute ruhiger Besitz sind. Nun — und da war auch der Advokat eine wichtige Person, denn er war Sachverständiger erster Güte und von den Advokaten zunächst der muthige, wortgewandte und schlagfertige Mann; und ob er diese Eigenschaften hatte, erprobte sich zunächst vor den Gerichten, und als Prüfungstätte, als Assentkommission gleichsam, als Ausgangspunkt zu politischen Ehren war darum das Gericht von jungem Talent, Muth und Ehrgeiz umdrängt — und diese Zeit ist vorbei. Wir wollen nicht klagen, daß sie vorbei ist und daß die politische Tribüne aufgehört hat, just des Juristen Monopol zu sein, ganz im Gegentheil! Aber für den Advokatenstand in specie bedeutete dieser Wandel der Zeiten einen harten Verlust, der sich in etwas noch Wichtigerem als in der Einbuße der politischen Führerschaft ausdrückt. Denn aus der leidenschaftlichen Beschäftigung mit den öffentlichen Dingen war dem Stande eine gewisse Freiheit und Größe der Anschauung erwachsen, wie sie eben die Natur einer solchen Arbeit erzeugt, und man konnte ganz wohl sagen, die Advokatur schaffe Männer und bilde bedeutende Charaktere. Heute aber, zurückgedrängt, wirft sich der Anwalt auf ein anderes Gebiet, und zwar, dem Zuge der Zeit folgend, auf das einträglichste und geehrteste, das es giebt: seine Lorbeern sind seine Geschäfte. Und da vollzieht sich nun eine Rochade, wie im Schachspiel, wo an die Stelle der Königsfigur eine mindere tritt, die bisher lautlos im Winkel gestanden; nämlich der bessere Anwalt nistet in stillen, grauen Kanzleien, Profit suchend, mit geräuschlosen Expensaren; der inferiore aber, den er aus seinem Refugium vertrieb, eilt auf der Suche nach Brot zum Gericht und wählt die entwerthete Vertheidigerlaufbahn. Und zwar thut er es keineswegs aus Selbstüberschätzung, sondern vielmehr seines Nichts sich bewußt, und äußert zehnmal im Tag mit schwachem Lächeln: Was thun, man will nicht hungern, die Ausschußwaare, das kleine Volk will auch leben. Und zwar lacht der Mund, wenn er so spricht, und glücklich, wem das Lachen aus dem Herzen kommt; allein zu oft hab' ich das Lachen der Selbstironie gesehen, bei dem die Lippen zucken und das Gesicht sich verzerrt und das irrende Auge lauernd fragt: Du wirst doch nicht so unhöflich sein, den scharfen Zahn des in mir nagenden Neids zu bemerken? Das ist nun ein Zustand, der beinahe zu rühren vermöchte, allein es giebt im Umkreis des Lebens so viel schuldlosere Noth, daß der ernste Beurtheiler vor Wegwurf des Mitleids sich hütet. Ach ja, das Vertheidigerthum ist so arm und gedrückt, es ist so beschnitten worden, und der Anblick der Klientenjäger und der demüthigen Bewerbung um der Zeitungen Gunst ist so schmerzlich! Aber woher der falsche Zug und woher die bourgeoise Tendenz, die mit so grausamer Schärfe in seinem Thun und Lassen sich ausspricht? Wie wagt man sich mit solcher Selbstschätzung, wie es täglich sie übt, an die schwerste und verantwortungvollste Aufgabe eines Juristen? Das Recht ist, wie die Liebe, eine Milderung des Daseinskampfes, und der beginnt bei Euch damit, daß ihr Euren Schutzbefohlenen verspeiset, und Ehre und Leben eines Klienten sind also nur Speck, damit die Maus, der unfähige Anwalt, existire?

Ja, Selbsterhaltung! Der in legale Formen sich kleidende Klientenruin beginnt in den Strafgerichtssälen zu floriren. Zu allen Zeiten wurden Klienten gerupft, heute werden sie immer häufiger verrathen, verlassen und gerupft und immer häufiger wird der Anblick eines sozusagen nackten und erfrierenden Rechtes — denn der Schneider, den es sich zum Maßnehmen gerufen hat,

schneidet sich selber den Rock. Klagt man aber darüber, so erscheint die Vertheidigerin des Vertheidigers, die entartete und skrupellose Geschäftsmoral auf dem Plan und ruft: Was wollt Ihr, ist es denn des armen Teufels Schuld, daß die Natur ihn nicht zum Cicero gemacht hat?

.... Doch ich muß wirklich ob meiner Weitschweifigkeit um Entschuldigung bitten; so oft der Gerichtssaalreporter ins Erzählen geräth, giebt es des Unernstes kein Ende. Und die Dinge sind ja nicht einmal neu. Wer weiß es nicht? Die Zeit, die große Urne voll frisch gestorbener Anschauungen und Gesinnungen, schwitzt eine Art von Leichenwachs aus: die Skrupellosigkeit und die Nichtachtung fremden Schicksals. Advokat! schreie ich, Advokat! In Wahrheit, warum just der Advokat? Wer hält es denn anders heutigen Tages? Von Tolstois Zaren in „Krieg und Frieden" angefangen bis zum — wen nenne ich wohl — bis zum Rezensenten herab sind sie alle mit dem Male gezeichnet. Dieser Erste Alexander, der das Verdienst verjagt, um selber das Regiren zu versuchen, dieser Wahlkandidat, der mit dem Eingeständniß seiner Mückenhaftigkeit beginnt und doch Lust hat, die Riesenmaschine zu bewegen, dieser Unternehmer, der mit Aussicht auf Bankerott gründet, dieser Fabrikant, der mit Aussicht auf die Entlassung vieler Arbeiter aufmacht — es ist wahrlich einerlei Sorte. Redet mal mit ihnen, sie haben alle so gute Absichten, sind von Selbstverhimmelung so entfernt, sie versprechen treu, fleißig, ehrlich zu sein, wie es in den Dienstbotenzeugnissen heißt, und zwar jeder „nach seinen schwachen Kräften." Denn sie sind nicht wie Hakon Hakonson unverschämten Glaubens an sich selber voll, o Gott nein, Spatz und Krähe kennen ihren Abstand vom Habicht. Aber — es ist nicht das Amt des Gerichtssaalreporters, das schreckliche Wunder zu untersuchen, wie in den Menschen Gefühle und Gedanken auf einen guten und gerechten Schluß und Entschluß hindrängen, und wie all diese innere Arbeit vergebens ist, weil der stille Wahnsinn der Selbstsucht und der Nichtachtung Anderer plötzlich wieder mit aller Macht hervorbricht.

Wien. Adolf Gelber.



Vanitas . . .

Ihr kniet vor einem Gotte,
Den herrlich Ihr ausstafirt
Mit tausend Eigenschaften,
Die ein grübelnder Geist nur gebiert.

Und den Ihr so grübelnd erschaffen,
Zu dem schickt in traurigem Wahn
Ihr demuthvolle Gebete
Und — betet Euch selber an!

G. A. E.



Notizbuch.

Aus der nächsten **Rede des Reichskanzlers über die Militärvorlage** können wir schon heute die folgenden Stellen mittheilen, die wir aber als durchaus sekret zu betrachten bitten:

„Meine Herren, schon am 26. Juni 1890 habe ich Ihnen hier gesagt, daß wir bei etwa an Sie herantretenden neuen Militärforderungen ausschließlich auf die Konsolidirung des Bestehenden bedacht sein und, im Sinne des Fürsten Bismarck, mehr Gewicht auf gute als auf viele Truppen legen würden. Ferner hat die Militärverwaltung hier mit allem Nachdruck erklärt, daß wir in der numerischen Verstärkung unseres Heeres, die zahlenwüthigen Militärschriftstellern allein wünschenswerth erscheint, nur sehr langsam vorgehen können, weil uns jetzt schon das zur Ausbildung nöthige Personal fehlt; und daß an eine Herabsetzung der dreijährigen Dienstzeit nicht zu denken ist, weil im Interesse der Mannszucht und der Ausrückestärke bei einer plötzlichen Mobilmachung das dritte Dienstjahr einfach nicht zu entbehren ist. Aus allen diesen Gründen bin ich genöthigt, jetzt eine erhebliche Vermehrung der Friedenspräsenz und die Einführung der zweijährigen Dienstzeit zu verlangen. Kommt der Krieg, das sagte ich hier schon am 16. Mai 1890, so kann kein waffenfähiger Mann zu Hause bleiben; deshalb brauchen wir unbedingt eine Verjüngung der Armee, die es uns ermöglicht, die alten, schwerfälligen, greisenhaften Leute über 32 Jahre zu Hause zu lassen. Unsere jetzige Organisation ist so durchaus mangelhaft, daß ich es hier offen aussprechen muß, damit unsere Gegner wissen, daß es im höchsten Grade taktlos wäre, uns vor der Durchführung meiner Reform, die ich beim General von Verdy nicht billigen konnte, anzugreifen. Bedenken Sie, welche Kombinationen möglich sind, wenn ich noch längere Zeit die Ehre habe, an dieser Stelle zu stehen. Unsere Beziehungen zu Rußland sind zwar die denkbar besten, aber der Krieg kann alle Tage ausbrechen; unser Verhältniß zu Oesterreich und Italien ist durch meine Handelsverträge, wie Sie wissen, gefestigt und vertieft worden, aber wir werden gut thun, auf fremde Hilfe nicht zu vertrauen und die eigene Wehrmacht so zu verstärken, daß wir allein dem Ansturm sämmtlicher europäischen Heere gewachsen sind. Wir werden nur noch kurze Kriege haben, und wir brauchen rasche Erfolge; deshalb müssen wir so viele Soldaten wie möglich haben, um in den zu erwartenden langen Kriegen nicht nur flüchtige Erfolge, sondern ein dauerndes numerisches Uebergewicht erringen zu können. Schließlich entscheidet ja doch nicht die Zahl, sondern die Qualität der Truppen, und wenn wir unserem, wie ich wiederholen muß, sehr mangelhaftem Personal die Aufgabe stellen, in kürzerer Zeit eine größere Anzahl von Leuten auszubilden, dann allein können wir sagen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"



Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Ein jüdisches Centrum.

Als die Hoffnung auf einen deutschen Kreuzzug für die weltliche Herrschaft des Papstthumes enttäuscht worden war, als die Beschlüsse des vatikanischen Konzils im neuen Deutschen Reich eine antikatholische Stimmung aufgesäugt hatten, da wurde, auf dem Unterbau der schon bestehenden Fraktion Reichensperger, die Centrumspartei begründet, deren Führung nun die Herren Windthorst und Mallinckrodt übernahmen. Der vorsichtig und farblos gehaltene Aufruf, den die „Germania" damals brachte, wehrte von der Partei den Verdacht ausschließlich konfessioneller Tendenzen ab und trotzdem haben wir seit zwanzig Jahren die ungeheuerliche Erscheinung erlebt, daß sich in den politischen Versammlungen Preußens und des Reiches eine rein konfessionelle Fraktion gebildet hat. An die Beseitigung der dadurch verursachten Schäden wird man erst denken können, wenn endlich die völlige Trennung der Kirche vom Staat Ereigniß geworden und damit die Möglichkeit so ungesunder Erscheinungen fortgeräumt sein wird. Aber selbst die Erfüllung dieses auch von den einsichtigen Dienern der Kirche immer lauter ausgesprochenen Verlangens würde eine heute noch im embryonischen Zustand befindliche Evolution nicht verhindern können, die nur scheinbar mit konfessionellen Rücksichten zusammenhängt: die Umbildung der sogenannten freisinnigen Partei in ein jüdisches Centrum.

In der Gassenjungen-Dialektik liberaler Demagogen ist es ein fest stehender Satz, daß der Kulturkampf und der Antisemitismus aus

dunkeln Machenschaften des Fürsten Bismarck hervorgegangen sind. An diesen Schwindel glaubt zwar kein verständiger Mensch, aber in Leitartikeln, in Parlamentsreden und A B C=Büchern macht er sich noch immer sehr hübsch. In Wirklichkeit ist die antikatholische und die antijüdische Bewegung ungefähr aus gleichen Ursuchen erwachsen: hier wie dort waren es Ueberhebungen, war es das Gefühl, einer fest geschlossenen Macht gegenüber zu stehen, war es namentlich auch die herausfordernde und verlogene Sprache der Presse, die eine Reaktion unvermeidlich machten. Wie und warum dann die Bewegung von den ernsthaften und diskutirbaren Ansichten der Herren Treitschke, Wagner und Stöcker bis zu den wüsten Halluzinationen des Herrn Ahlwardt überging, das ist hier schon untersucht worden und braucht uns heute nicht zu beschäftigen. Der erste Kanzler hat nicht nur keine Schuld an dem Wachsen des Antisemitismus, sondern die deutschen Juden sind ihm vielmehr zu Dank verpflichtet, denn er hat durch das Gesetz vom 3. Juli 1869 die Emanzipation im Deutschen Reich durchgeführt und er ließ im November 1880 durch den Grafen Stolberg die Erklärung abgeben, daß an eine Aufhebung der Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse unter seiner Regirung nicht zu denken sei. Gegen diese Thatsachen fällt die höfliche Beantwortung höflicher Grüße aus antisemitischen Versammlungen nicht ins Gewicht, und da man die Geschichte noch nicht nach den Zeitungen schreibt, wird auch die andere Thatsache sich nicht lange verhüllen lassen, daß Bismarck längst fort war, als der Ahlwardtismus heraufzog.

Je weiter die antijüdische Bewegung, die ja nicht von vorgestern datirt, nun um sich griff, desto stärker wurde, wie beim Beginn des Kulturkampfes für die Katholiken, auch für die Juden die Versuchung, sich politisch zu organisiren, nicht in einer fabelhaften alliance israélite, die durch schlechte Flinten den Sieg der höchst judenfreundlichen Russen vorbereiten sollte, wohl aber in einer Partei, die unter allen Umständen entschlossen war, das Banner der jüdischen Sache im Winde flattern zu lassen und schon den behutsamsten Angriff auf unangenehme Erscheinungen des jüdischen Lebens mit Entrüstung abzuschlagen. Bis zum Jahre 1880 etwa zählten die Konservativen und die Nationalliberalen unter ihren Wählern Juden; dann kam das Auftreten des Herrn Stöcker und seine Wahl in Siegen, die nur durch nationalliberale Hilfstruppen zu erstreiten war, und seitdem hat sich allmählich eine Schwenkung vollzogen, die der freisinnigen Partei fast die Ge-

sammtsumme aller jüdischen Stimmen schon zugeführt hat. Das ist nicht wunderbar: wenn die Konservativen jeden Juden als Angehörigen einer fremden und verderblichen Rasse ächten, wenn die Nationalliberalen in ihrer sprunghaften Zonen-Politik da oder dort mit den Antisemiten Wahlbündnisse schließen, dann ist es gewiß nicht unbegreiflich, daß die jüdischen Deutschen da Unterkunft suchen, wo sie sicher sind, äußerlich wenigstens mit allen staatsbürgerlichen Ehren behandelt zu werden. Eine Frage ist es nur, ob die Juden aus dieser Verbrüderung Vortheile ziehen werden; und eine andere, noch wichtigere Frage ist die, ob das zerrüttete politische Leben des Deutschen Reiches neben dem katholischen auch noch ein jüdisches Centrum vertragen kann.

Beinahe sind wir nun bereits so weit. Es ist hier schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß eine starke Strömung in der freisinnigen Partei auf ein Kompromiß über die Militärvorlage hintreibt. Natürlich wird das offiziell mit leidenschaftlicher Heftigkeit bestritten, aber schon die Durchsicht freisinniger Zeitungen lehrt, wie merklich der Ton sich geändert hat, in dem von den Heeresforderungen gesprochen wird. In der Umkehrung eines geflügelten Wortes kann man sagen: Zuerst wars eine Fanfare, jetzt ists eine Chamade. Anfangs sollte kein Mann und kein Groschen bewilligt werden, jetzt schallen alltäglich brünstige Gebete zum Grafen Caprivi empor, er möge nur rasch seine äußerste Forderung verkünden, dann werde man sehen, wie weit man bieten könne. Die Sache ist außerordentlich einfach: die jüdischen Geldgeber des Freisinns fürchten Neuwahlen, die ein paar Dutzend Antisemiten in den Reichstag bringen könnten, und sie fürchten auch, durch starre Ablehnung der Militärvorlage bei der Regirung mühsam verborgene antisemische Neigungen zu enthüllen. Niemals vielleicht war die Diktatur des Herrn Richter, die der Thiergartenfreisinn längst schon zu unterminiren versucht, so sehr wie heute bedroht und eine neue Sezession ist vielleicht näher, als man denkt. Die Kartellparteien, die im Reichstag über 126 Stimmen verfügen, haben ihr Kompromiß in der Tasche, dem zu einer Mehrheit nur noch 73 Stimmen fehlen. Wird das katholische oder das jüdische Centrum diese Stimmen liefern?

Neulich erschien ein Aufruf, in dem jüdische Herren um Geld zur Bekämpfung des Antisemitismus baten. Da die Herren, deren Namen

unter dem Aufruf standen, für ihren Zweck sehr leicht privatim Millionen aufbringen könnten und Hundertausende sicher schon aufgebracht haben, so darf man wohl annehmen, daß es sich um eine Manifestation handelte, die den üblen Eindruck der von der Berliner jüdischen Gemeinde geplanten Petition an den Kaiser verwischen sollte. Diese Petition, deren interessante Geschichte einstweilen ruhen mag, hatte den doppelten Zweck, die Juden von dem Verdacht einer grundsätzlichen Opposition zu reinigen, sie bei bengalischem Licht als loyale Unterthanen zu zeigen, die um Schutz flehend an den Stufen des Thrones knieen, und den neuen Kurs zu einer bündigen Absage an den Antisemitismus zu bringen, die dann nicht ohne Folgen auf die politische Gruppirung der Parteien geblieben wäre. Denn es ist so weit gekommen, daß die Mehrzahl der annähernd 600 000 Juden, die in Deutschland leben, jede politische Konstellation nur noch auf die Vortheile oder Gefahren betrachtet, die sie den jüdischen Interessen bringen könnte.

Darüber dürfen die entschiedenen Antisemiten, die als ihr Ziel die Beseitigung der Emanzipation verkünden, sich am wenigsten beklagen. Der Gedanke an die Möglichkeit dieser Beseitigung ist den jüdischen Deutschen arg in die Glieder gefahren; die zahlreichen anständigen, stillen und achtbaren Elemente des Judenthums haben unter den Rohheiten des Gassenantisemitismus schwer gelitten, um so schwerer, als sie sich bewußt waren, gegen ihr Vaterland und ihre Mitbürger jede Pflicht getreulich erfüllt zu haben; und der gesammten Judenheit hat sich die Vorstellung bemächtigt, in ihrer Existenz außerordentlich bedroht zu sein. Das Hemd ist näher als der Rock; und der Jude, der, mit Recht oder Unrecht, befürchtet, über kurz oder lang in seinen staatsbürgerlichen Rechten verkümmert zu werden, der wird, ehe er noch an den Bestand und die Größe des ihm unzärtlichen Vaterlandes denkt, darauf sinnen, seine politischen Handlungen so einzurichten, daß sie den ungeschmälerten Besitz der ihm verliehenen Rechte sichern helfen. Deshalb begingen die Konservativen einen schweren Fehler, als sie die streng antisemitische Gesinnung zum Dogma erhoben und eine sehr reiche und in der Erstrebung unmittelbarer und zeitlicher Zwecke ungewöhnlich energische Gemeinschaft der unwahrhaftigsten und verderblichsten Partei in die Arme trieben.

Der unwahrhaftigsten und verderblichsten Partei, für die es bezeichnend ist, daß sie von Bankiers genährt und von Journalisten

geleitet wird, der Partei des Zwischenhandels, die für den Anspruch der produzirenden Klassen so wenig Verständniß wie für die sozialen Pflichten der Zeit hat. Die ganze Geschichte des Freisinns ist eine lange Reihe von Blamagen, von der Zeit an, wo der Klügste und Feinste unter den Schlauen, wo Herr Bamberger den gewerblichen Schiedsgerichten, den Arbeitämtern und ähnlichen „Schrullen", das Schicksal der Phalansterien weissagte, bis auf den heutigen Tag, wo Herr Rickert, ohne die geringsten Kenntnisse, aber mit lärmender Dreistigkeit seine kindlichen Ansichten über eine Reform der Landwirthschaft ausposaunt und Herr Barth, im Interesse seiner exportlustigen Klienten von der Börse, gegen eine vernünftige Besteuerung des Branntweins tobt, die den im Sinne des Freisinns ungeheuren Fehler hat, die Landwirthschaft mehr zu berücksichtigen als die Spiritushändler. Auch eine Zwischenhändler-Partei könnte man, wenn man sie als offenen Feind behandelte und das Ziel im Auge behielte, Produzenten und Konsumenten einander näher zu bringen, sich noch gefallen lassen. Unerträglich aber ist die Anmaßung, mit der diese Partei sich in ein humanes, ein philantropisches Mäntelchen hüllt, alle anderen Bestrebungen als gewinnsüchtig und reaktionär schmählich verleumdet und beständig versichert, sie allein habe für die Leiden der Menschheit ein fühlendes Herz. Darin wurzelt die Unwahrhaftigkeit der freisinnigen Partei; und verderblich ist sie, weil sie einer sozial aufgewühlten Zeit den bunten Lappen der formalen Rechtsgleichheit hinwirft und zugleich der rücksichtlosen und unbarmherzigen Ausbeutung der wirthschaftlich Schwachen durch das mobile Kapital die letzte Schranke hinweg zu räumen versucht. Dieses schon allzu erfolgreiche Bemühen hat der Sozialdemokratie und dem Antisemitismus den Boden bereitet: gegen die bourgeoise Hinschlachtung der Massen hat das Proletariat sich gewaffnet und dem Jobber-Regiment haben die ländlichen Produzenten die Zähne gezeigt. Solche Bewegungen geben sich mit subtileren Unterscheidungen niemals und nirgends ab, deshalb ist dem Proletarier jeder Besitzende ein Ausbeuter und dem Landwirth jeder Zwischenhändler mit Geld, Getreide und öffentlicher Meinung ein Jude.

Die freisinnige Partei, die nur um den Preis eines Opfers ihres gesammten Programms jemals regirungfähig werden und für die nothwendigsten Staatsausgaben Deckung finden könnte, stand vor

dem Bankerot, als die antijüdische Bewegung ihr zu Hilfe kam. Es gab keinen Nachwuchs für eine Partei, die allen sozialen Reformen gegenüber steht, wie Herr Thiers einst der ersten Eisenbahn gegenüber stand: C'est un joujou dont les Parisiens s'amuseront pendant quelque temps pour aller de Paris à Saint-Germain. Jetzt auf einmal füllten sich wieder die Kassen und die Reihen dieser abwelkenden Partei und bei neuen Wahlen kann sie auf die ungeheure Mehrzahl aller jüdischen Stimmen mit Sicherheit rechnen. Die Juden mußten den besten Theil ihrer geschichtlichen Ueberlieferung, die herrlichsten Lehren des Pentateuch, verleugnen, um nach Manchester zu pilgern, — aber sie hatten keine Wahl, denn dort nur war das Banner der unbedingten Judenfreundlichkeit aufgepflanzt, dort nur war man auch bereit und gewillt, jede Schnödigkeit, wenn sie das Judenthum blosstellen konnte, umzulügen und totzuschweigen. Schon einmal ist hier gesagt worden, daß man die Juden nicht nach der schlammigen Oberschicht des Berliner Westens beurtheilen darf und daß es unter ihnen sehr viele durchaus konservative Elemente giebt, denen die Gesellschaft der Herren Richter und Hermes höchst unheimlich ist, die aber durch die urtheillosen Judenriechereien der Tories immer wieder in die Glieder des äußerlich um jeden Preis philosemitischen Freisinns getrieben werden. Der schlimmste Vorwurf, den man den Juden machen kann, ist der, daß sie häufig, in jeder Art von geschäftlicher Thätigkeit, Raubbau treiben. Aber ist das zu verwundern, da man sie in der Sicherheit heimischen Besitzes nicht warm werden läßt? Der Raubbau kann Den nur reizen, der heute nicht weiß, ob er morgen noch auf seiner Scholle wirthschaften wird.

Der Aufgabe, die seit 1869 entfesselten Kräfte dem Vaterland dienstbar zu machen, schlechte Säfte in klammernder Umarmung herauszudrücken und Palästina in Deutschland verschwinden zu lassen, hat sich die deutsche konservative Partei nicht gewachsen gezeigt. Die Beseitigung der Emanzipation ist unmöglich und auf Karren kann man die Juden auch nicht über die Grenzen schaffen. Den nächsten Vortheil hat der Freisinn, dem ein reicher Kriegsschatz und eine günstige Ernteaussicht mühelos in den Schoß gefallen ist und der, wenn im Gang der Entwickelung der demokratische Flügel erst abgesprengt ist, immer mehr zu einer Vertretung jüdischer Zwischenhändler-Interessen werden wird. Den schwersten Schaden hat das Deutsche Reich,

denn in unserem politischen Leben nimmt nun eine kompakte Minderheit Platz, die vor den wechselnden Gestaltungen nur die eine Frage noch kennt: Judenfreundlich oder judenfeindlich? Graf Caprivi gilt für judenfreundlich, deshalb wird er mit allen Kräften gehalten, denn sein Nachfolger könnte Waldersee oder Puttkamer heißen und der Intimität mit Stöcker verdächtig sein, oder er könnte Eulenburg heißen und dann wäre er wiederum verdächtig, weil er als Minister des Innern die Polizei nicht gegen die ersten Stöcker-Versammlungen gehetzt hat. Die wichtige Frage der Heerreform wird nicht nach sachlichen Erwägungen betrachtet, sondern danach, wie sie am besten zur Abwehr antisemitischer Gefahren zu benutzen ist. Das ist aufs Haar die Taktik des Centrums; und wenn man auf die ersten Jahrzehnte der neuen deutschen Geschichte zurückblickt, wird man die Spuren der Politik noch finden, die Menschen und Dinge immer nur nach dem einen Maßstab beurtheilt hat, ob sie den katholischen Interessen nützlich oder schädlich sind.

Im Januar des Jahres 1872 hat Graf Bismarck im Reichstag gesagt: „Es war ein großer Fehler, den die Herren vom politischen Standpunkte des Herrn Windthorst begingen, daß sie diese Fraktion überhaupt bildeten, eine rein konfessionelle Fraktion auf rein politischem Boden, indem sie ihre Glaubensgenossen aus den verschiedensten Fraktionen durch die Einflüsse, die ihnen zu Gebote stehen, nöthigten, sich ihnen anzuschließen." Dem kurzsichtigen Blick könnte es scheinen, daß Bismarck sich getäuscht hat, denn das Centrum hat viele und nachhaltige Erfolge errungen. Und doch ist gerade durch die Begründung dieser konfessionellen Fraktion und durch ihre Siege der Haß zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen reichlich gespeist worden und breiter als je zuvor dehnt sich heute die Kluft zwischen Wittenberg und Rom. Genau so werden die Folgen für die Juden sein, die heute unter die wehenden Banner des Freisinns flüchten: zu dem Haß, der seit Jahrhunderten die Rasse verfolgt, werden sie den anderen Haß noch erwerben, den die freisinnige Partei durch ihre dreiste Ueberhebung und durch ihr blindes Verkennen nationaler und sozialer Forderungen allzu redlich verdient hat, und der Antisemitismus wird seinen Höhepunkt erst erreichen, wenn aus dem liberalen Maskenanzug sich ein jüdisches Centrum entpuppt.



Dauernden Frieden mit Rußland im Orient!

Die „Zukunft“ hat wiederholt auf die gewaltige Bedeutung richtiger Erkenntniß der Zustände Rußlands hingewiesen und dem Zarenreiche und dessen Alleinherrscher gegenüber jene Vorsicht empfohlen, auf die Fürst Bismarck, der großen und maßgebenden Verhältnisse europäischer Politik kundig wie sonst wohl Niemand, auch heute noch den größten Werth legt.

Die „Zukunft“ hat mit den betreffenden Artikeln, das wolle sie sich nicht verhehlen, weit herum Anstoß erregt. Kein Wunder! Fast der ganze Liberalismus ist heute noch russenfeindlich, zum Theil russenfresserisch. Ich möchte dennoch in dem ketzerischen Unterfangen einer verständigen und friedliebenden Auseinandersetzung mit unserem großen Nachbarn im Osten sogar noch weiter gehen, „dauernden Frieden mit Rußland“ empfehlen und hier untersuchen, unter welchen Bedingungen für Deutschland und für unsere Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn und Italien dauernder Friede mit unserem wenigstens in seinen Hoffnungen zukunftsicheren östlichen Nachbarvolke wirklich möglich ist. Diese Untersuchung dürfte wahrhaft zeitgemäß sein, nachdem es soeben in Egypten wieder für den europäischen Frieden so unheimlich gewetterleuchtet hat.

Ich hege die von keinerlei Vorliebe für Rußland eingegebene, felsenfeste Ueberzeugung, daß die friedliche Ausgleichung mit Rußland das A und O dauernden europäischen Friedens ist, und daß, wenn eine solche Ausgleichung dennoch nicht gelänge, die Zurückweisung eines russischen Angriffes auf Konstantinopel nur nach Vorantritt Englands im Kampfe geschehen dürfte. Halten wir Deutsche möglichst mit Rußland Frieden! Zähmen wir die Ungarn, damit sie nicht aus Rache für Vilagos losschlagen, außer wenn Rußland angreift und auch dann England zuvor mit seiner ganzen, sonst nicht gebundenen Seemacht sich ins Vordertreffen des Riesenkampfes um den mittelländischen Orient gestellt haben wird! Vermögen wir dies durchzuführen, so ist der Revanchekrieg der Franzosen viel zu gewagt, um wahrscheinlich zu sein, keinesfalls aber ist dann der Ausgang eines solchen Krieges für uns zu fürchten. Wir erringen dann mit größter Wahrscheinlichkeit dauernden Frieden und erhalten die trostvolle Aussicht, daß beide Haupttreibflächen für die Störung des europäischen Friedens — Kon-

stantinopel sammt den Meerengen einerseits und die elsaß-lothringischen Reichslande andererseits — mit der Zeit ihre Entzündungskraft verlieren werden.

Gelänge dies wirklich, so wäre für die zwei größten Aufgaben europäischer Zukunftpolitik der Boden geebnet, nämlich für einen mit jeder Generation dringenderen völkerrechtlichen Zusammenschluß von West- und Mittel-Europa gegenüber dem Panamerikanismus und gegenüber dem Panslavismus, sodann für die freilich nicht ganz sturmfreie Lösung der sogenannten sozialen Frage, d. h. für eine Reform der Volkswirthschaft an Haupt und Gliedern im Interesse nicht bloß der jetzt lohnarbeitenden Klassen, sondern auch aller Schichten des produktiven, arbeitsamen Besitzes. Bei einer kriegerischen Selbstzerfleischung Europas wäre weder eine Sammlung Europas zu dauernder Widerstandskraft gegen die riesig angelegten Großreiche, die jetzt erst werden, noch eine für alle produktiven Klassen erfolgreiche Sozialreform irgend zu erwarten. Das zuletzt genannte Problem begegnet unleugbar großen Schwierigkeiten; denn im alten Europa sind wir bei einem Demokratismus angekommen, der in den bisherigen Hauptepochen der Weltgeschichte immer zum Verfall durch Pöbelherrschaft und Cäsarismus hindurch geführt hat. Eine weltgeschichtliche Erneuerung dieses Looses an West- und Mittel-Europa befürchten schon so angesehene Geschichtekenner und Staatskundige wie Roscher.*) Man braucht diese Befürchtungen nicht zu theilen und kann sich doch genöthigt sehen, anzuerkennen, daß wir einem Ruin durch die Volksherrschaft eines „sozialen Weltalters" verfallen könnten, fast verfallen müßten, wenn es nicht gelänge, den Frieden zu bewahren und im Frieden alle guten Kräfte, deren wir doch noch eine Fülle haben, für weiteren, hochgehenden Fortschritt arbeiten zu lassen. Verjüngen können wir unsere alte Kultur nur dann, wenn wir sozial und politisch das Problem lösen, das bisher kein Zeitalter der Weltgeschichte gelöst hat, das Problem nämlich, den Demokratismus, in dessen Zeichen ganz Mittel- und West-Europa — England nicht ausgenommen — bereits mitten drinnen steht, positiv auszugestalten, ihn sozialpolitisch und verfassungpolitisch zu organisiren, und hiermit eine in der Weltgeschichte noch nicht dagewesene Höhe der Civilisation hervorzutreiben, statt in Pöbelherrschaft und Cäsarismus der geweissagten Auflösung, dem politischen und sozialen Schicksal der alten Welt, zu verfallen.

Es sind also die größten Zukunftaufgaben Europas, deren praktische Grundvoraussetzung ich heute in der „Zukunft" behandeln möchte. Ich glaube, manchen Leser für meine Auffassung gewinnen zu können, wonach

*) In seinem jüngst erschienenen Werke: „Die Politik".

nicht in Haß und Herabsetzung Rußlands, sondern in der Herstellung der Voraussetzungen dauernden Friedens mit dem Zarenreiche der Ausweg aus der ungeheuren Verwirrung und drohenden Zerrüttung des mittleren und westlichen Europas zu suchen und zu finden ist. Auch Russenfeinde haben vielleicht die Unbefangenheit, meiner Begründung dieser Ansicht geduldig zu folgen. Sie werden zwar keine Faser des Hasses gegen Rußland in mir entdecken, aber auch keinen Hauch von Vorliebe für dieses Reich. Für uns Deutsche können sibirische Staatsgefangenschaften und orthodoxe Judenverfolgungen etwas sehr Widerwärtiges haben, entscheidend für das politische Handeln der Deutschen sind diese Gefühle aber nicht. Das, haben die Russen mit sich selbst und mit ihrem Zaren auszumachen. Für uns Deutsche wird alle Antipathie gegen und alle Sympathie für Rußland weitaus von der Frage überragt, wie es etwa anzugreifen wäre, daß Mitteleuropa jeden unnöthigen Krieg mit Rußland vermeiden könne und daß es einen durch Rußlands Angriff nöthig werdenden Krieg nicht ohne England im Vordertreffen führe. Ein Krieg mit Rußland würde mit den Knochen unserer Musketiere und mit ungeheuren Geldopfern von uns, dennoch nur für England und für die erneute Welt-Suprematie von dessen Handel und Industrie auch dann geführt sein, wenn wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würden. Er würde aber unsere Zukunft und die Freiheit Mitteleuropas in Frage stellen, wenn wir unterliegen sollten. Darum lohnt es sich der Mühe, das eben bezeichnete Problem, bei welchem für Deutschland die vollste Interessengemeinschaft mit unseren zwei Bundesgenossen für immer obwaltet, mit einem Ernste ins Auge zu fassen, wie er tiefer keiner anderen großen Frage äußerer und innerer Politik in Europa gebühren dürfte. Ich werde dabei weder russenfreundlich noch russenfeindlich, weder englandschwärmerisch noch englandfeindlich, sondern nur deutsch zu denken und zu fühlen suchen.

Die zwei bösen Pfähle im Fleische des europäischen Friedens sind die Revanchelust der Franzosen, die auf Wiedereroberung der ursprünglich deutschen Reichslande gerichtet ist, und die Aspirationen Rußlands auf den Löwenantheil an der Erbschaft der vollends zur Neige gehenden Osmanen-Herrschaft. Beide Bestrebungen müssen beseitigt werden, wenn Mitteleuropa den Frieden wirklich bewahren und die bezeichneten Riesenaufgaben der auswärtigen und der inneren Politik soll lösen können.

Ist es denn nun überhaupt möglich, jene zwei Pfähle ohne Verblutung aus dem Fleisch des europäischen Friedens noch herauszuziehen? Daran zweifeln die Allermeisten, und dieser Zweifel ist es gerade, der die Gefahr steigert, daß der selbstmörderische Riesenkampf über Mitteleuropa wirklich hereinbricht. Ich bin fest vom Gegentheil überzeugt und der Ansicht, daß beide Gefahren beseitigt werden können, wenn man nur will, wenn nur die

leitenden Geister der Politik in den Kabinetten und in der Presse von dieser Möglichkeit sich stets überzeugt halten, und wenn bei allen Nationen in der öffentlichen Meinung die selbe Ueberzeugung die Oberhand gewinnt und behält. Die genannten zwei Pfähle werden dann langsam von selbst herausfallen.

Glücklicher Weise haben Beide, Rußland und Frankreich, viel größere Interessen und Grundaufgaben, als das Eine: die Eroberung des Türkeirestes im Riesenkampf mit England und Mitteleuropa, und das Andere: die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens durch das Wagniß eines Vernichtungskrieges. Beide Nationen haben sehr viel mehr zu gewinnen, wenn sie ihre ganze Kraft für die unvergleich fruchtbringendere Ausdehnung in anderen Richtungen, wenn sie alle ihre Mittel für das Wachsen in riesigem Maßstab auf den von ihnen schon eroberten, widerstandslos kolonisirbaren Gebieten einsetzen wollen. Diese Gebiete liegen für Frankreich im Süden: in Tunis und Algerien, wo in friedlicher Arbeit zehnfacher Ersatz für Elsaß-Lothringen zu haben ist. Für Rußland liegen sie in unermeßlicher Ausdehnung im Osten und Südosten, nach Mittel- und Süd-Asien hin, wo die slavischen Bevölkerungüberschüsse Rußlands für eine unabsehbare Zeit den Spielraum ungehinderter Ausbreitung schon besitzsicher abgesteckt finden. Die Russen haben den Rest der Türkei zu ihrer Entfaltung nicht nöthig. Es ist sogar sehr fraglich, ob sie die für Rekolonisation Kleinasiens und Mesopotamiens geeigneten und zureichenden Besiedelungskräfte aufbringen würden. Die weitere Ausbreitung Rußlands gegen Süden ist daher nur insoweit nationale Lebens- und Selbstbewußtseins-Frage, als diese Ausbreitung mit dem Interesse aller übrigen Nationen Europas vollständig verträglich ist. Ich werde diese Meinung genauer bescheinigen.

Ist nun irgend welche Aussicht vorhanden, daß man hiervon nach der einen Seite die Franzosen, nach der andern Seite das Zarenthum überzeuge? Die Franzosen werden sich ganz gewiß nicht freiwillig überzeugen lassen. Möglich, wie ich glaube sogar wahrscheinlich ist dagegen der Erfolg eines Ueberzeugungversuchs, wenn dieser von den Dreibundsmächten durch die That und rechtzeitig gemacht werden wollte.

Es liegt zwar auf flacher Hand, daß Frankreich ein unvergleichlich größeres Interesse hat, in Nordafrika intensiv zu wachsen, dorthin seine Kapitalmilliarden zu werfen und dort die Bevölkerung wachsthumsfähig zu machen, statt abermals zwanzig Milliarden im Rückeroberungskrieg gegen Deutschland zu vergeuden und die Blüthe seiner Bevölkerung, einer Bevölkerung, die in der Abnahme der Zuwachsrate mit jeder Zählungperiode immer erschreckendere Rückgänge aufweist, in Schlachten aufzureiben und zu dezimiren. Das Wachsthum in der einst römischen Pro-

vinz Afrika ginge durch solche Vergeudungen sicher verloren, während der gegen Deutschland jetzt beabsichtigte Erfolg bei nur nicht ganz glücklicher Führung des Krieges sehr fragwürdig wäre, sogar bei entschiedenem Waffenglück im Verhältniß zu den Opfern nur geringfügig und unsicher ausfallen, bei neuen Niederlagen aber in halbe Vernichtung umschlagen dürfte. Ob die Franzosen den Krieg gewinnen oder verlieren: das durch Lage und Geschichte ihnen gewiesene Wachsthum im nordafrikanischen Neufrankreich würden sie jedenfalls einbüßen, wenigstens für lange Zeit versäumen und verlangsamen, da sie auch nach augenblicklichen Siegen ihre ganze Kraft an Männern und Millionen gegen Deutschland eingesetzt erhalten müßten. Wirklicher, positiver, gesicherter Gewinn kann durch Revanchepolitik den Franzosen keineswegs zu Theil werden. Werden sie aber darum diese Politik aufgeben? Freiwillig ganz gewiß nicht! Sie sind noch heute die Gallier, wie sie schon vor 1800 Jahren bei Strabo im Buche standen, und gerade die „besitzenden und gebildeten Klassen" Frankreichs, die bei neuen Kriegsniederlagen ihres Landes davon bedroht wären, von der Sozialrevolution vernichtet zu werden, selbst „die besitzenden und gebildeten Klassen" sind und bleiben in ihrem heißen Nachedurst jeder verständigen Umkehr, damit aber auch der vollen Hinwendung zu den Zielen sicheren Nationalwachsthums und ausschließender Vergrößerung nach dem Süden hin vorläufig noch unzugänglich. Die Franzosen muß man durch Ablenkung ihres Machtdranges vom Osten hinweg zwingen, den Weg ihres Heils zu gehen.

Das kann geschehen, wenn wir Deutschen jedem Revanchekrieg siegessicher gegenüberstehen, wenn wir weiter uns hüten, durch unnöthigen Krieg mit Rußland für England und seine Handels-Suprematie die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wenn wir endlich den Russen positiv zeigen, daß wir ihren berechtigten nationalen Gefühlen und Ansprüchen im Orient, soweit sie Gesammteuropa nicht gefährden, vollauf gerecht werden wollen. Nicht bei Frankreich, nur bei Rußland läßt sich der Hebel für die dauernde Sicherung des europäischen Friedens ansetzen, und je früher dies mit Erfolg geschehen wird, desto früher schwindet den Franzosen die Hoffnung auf die Hilfe Rußlands, mit dieser Hoffnung aber auch der Muth, Deutschland anzugreifen; den Engländern fällt aber die thörichte Spekulation dahin, Deutschland um einen englischen Admiralshut für den Deutschen Kaiser sich für englischen Interessen aufreiben zu lassen. Beide Pfähle im Fleische des europäischen Friedens würden also langsam und unblutig von selbst verschwinden.

Ich bin überzeugt, daß auch unter dem neuen Kurs, beim Kaiser wie beim Kanzler, der Sinn für volle positive Verständigung mit Rußland klar und ernst vorhanden ist. Es gilt hauptsächlich die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, daß der Krieg mit Rußland überhaupt vermieden

werden kann und daß der Bündnißfall bei einem Angriffe Rußlands auf Oesterreich, ja selbst bei einem Handstreich des Zaren auf Konstantinopel noch nicht ohne Weiteres gegeben sein würde.

Ist denn nun aber eine positive Auseinandersetzung mit Rußland auf dem friedlichen Wege der Ueberzeugung und ist die Appellation von der schlecht unterrichteten an die besser zu unterrichtende öffentliche Meinung der mitteleuropäischen Völker überhaupt aussichtvoll? Die Frage ist gleichbedeutend mit der anderen: Was kann von den Treibundsmächten Rußland als Preis dauernder Verständigung geboten werden, ohne die Lebensinteressen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens zu verletzen?

Eine weit verbreitete Meinung geht nun freilich dahin, daß die praktische Bejahung dieser Frage überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit sei. Wir Aelteren, die wir vor, während und nach dem Krimkriege geschrieben und gelesen haben, wissen jedoch, daß in der orientalischen Frage eine Meinung noch nicht schon darum richtig und standhaltend sein muß, weil sie eine weite Verbreitung gefunden hat. Damals war durch die englische Zeitungs-, Flugschriften- und Reisebericht-Literatur fast die ganze Presse West- und Mittel-Europas zu der Ansicht bethört worden, daß man die slavischen Völker der Türkei nicht weiter von den Osmanen sich emanzipiren lassen dürfe, daß die Bildung selbständiger Balkanstaaten, daß die Emanzipation Rumäniens, daß die politische Renaissance Bulgariens mit aller Gewalt verhindert, daß Rußland maritim im Käfig des schwarzen Meeres eingesperrt bleiben und seine Kriegsmarine daselbst verstümmelt werden müsse. Das geschah denn auch durch den Pariser Kongreß und Frieden m Jahre 1856, unter frecher Kontumazirung Preußens. Heute ist die Emanzipation der Balkanstaaten weit fortgeschritten, der Pariser Vertrag mit seinen Nichtswürdigkeiten gegen Rußland seit 1871 in Fetzen zerrissen und das Schwarze Meer ein russischer See geworden, wo keine andere Macht mit Kriegsschiffen über ihre Interessen wachen kann. Diejenigen, welche damals am lautesten gegen die politische Individualisirung der Balkanvölker und deren Selbständigkeit deklamirt haben, und dazu gehörten auch leitende Staatsmänner Oesterreichs bis in eine sehr nahe Vergangenheit hinein, haben sich seitdem in Paladine dieser Verselbständigung umgehäutet. Ist es nicht denkbar, daß sie in weiterer Durchschauung der Gefahren, die es hat, Englands Geschäfte im Orient gegen Rußland auf Deutschlands und Oesterreichs Kosten zu besorgen, für eine solche Auseinandersetzung mit Rußland sich gewinnen lassen, die den europäischen Frieden sichert, indem man Rußland in seinen wirklich gerechten Ansprüchen befriedigt, ohne Europa zu gefährden?!

Was wäre denn nun der Preis der friedlichen Auseinandersetzung? Und was sind die gerechten Ansprüche Rußlands im Orient?

Müßte man etwa die ganze westliche Türkei dem erobernden Zaren preisgeben? Wenigstens Bulgarien, Konstantinopel, den Bosporus, die Dardanellen, Kleinasien und ein Stück von Mesopotamien? Die Bejahung dieser Frage entspricht in der That dem üblichen Vorstellungskreise der europäischen Politiker. Ja, man weist darauf hin, aus Bismarcks Warnungen gehe hervor, daß die Auslieferung der Türkei an Rußland für Deutschland kein eigentlicher Schaden sein würde. Allein die Warnungen Bismarcks gingen doch nicht weiter als dahin, daß Deutschland sich selbst hüte und seine Verbündeten davon abhalte, Hals über Kopf in einen Krieg mit Rußland sich zu stürzen, bevor außer der Türkei, Rumänien, Bulgarien und Griechenland auch England sich einerseits mit der ganzen Wucht seiner Seemacht für die Abwehr der gefährlichen Forderungen Rußlands eingesetzt hätte, andererseits aber für die Einräumung der gerechten Forderungen Rußlands gewonnen wäre. Das aber ist kerngesunde, deutsche und nur deutsche, weder rußlandfreundliche noch englandfeindliche Realpolitik, die der hier vertretenen Auffassung keineswegs widerspricht. Bevor die erwähnten Voraussetzungen erfüllt wären, hätte nicht einmal Oesterreich, geschweige Deutschland, Veranlassung, kriegerisch einzuschreiten und für England die Haut zu Markt zu tragen. Beide könnten unter Protesten warten, bis die Engländer mithelfen, etwaigen für Europa wirklich unannehmbaren Forderungen Rußlands ihre ganze Widerstandskraft entgegenzusetzen. Gefahr wäre nicht im Verzuge, welcher so lange dauern müßte, bis das englische Volk auf seine Lebensinteressen sich gründlich besonnen haben würde. Deutschland hat am wenigsten Veranlassung, hier zuerst vorzugehen. Es hat vielmehr den Beruf, seine Verbündeten von jeder schädlichen Uebereilung in der Art der österreichischen Invasion Rumäniens während des Krimkrieges zurückzuhalten.

Daß jedoch Deutschland überhaupt kein Interesse an der Verhinderung der Eroberung der Türkei durch Rußland, kein Interesse an der Rekolonisation Kleinasiens von Italien, Griechenland, den Balkanstaaten, Oesterreich und Deutschland aus, kein Interesse an der Offenheit Kleinasiens, Mesopotamiens, Syriens für den Absatz Westeuropas, keines an der Erschließung und Neubevölkerung der kleinasiatischen Türkei vom Westen her, keines an der Eisenbahnentwickelung daselbst habe, ist sicherlich nicht die Meinung des Fürsten Bismarck, wenn er gegen die Russenhetze immerfort sein stop! stop! in die deutsche und in die österreichische Welt hinausruft. Entspräche die einfache Preisgebung der Türkei seiner letzten Absicht, welchen Grund hätte er gehabt, 1878 gegen den Frieden von San Stefano überhaupt

den Makler zu spielen? Und wie hätte, wenn er gegen Oesterreich in keinem Falle eine Eroberung der Türkei als den Fall eines Angriffskrieges zugeben wollte, Oesterreich von ihm dazu bewogen werden können, den Vertheidigungsbund gegen Frankreich zu Gunsten Deutschlands einzugehen?

Ist denn aber nun daran zu denken, daß Rußland bewogen werden könne, über seine gerechten Ansprüche im Orient nicht hinauszugehen? Da muß man sich natürlich erst darüber klar werden, worin diese gerechten Ansprüche bestehen.

Die gerechten Ansprüche Rußlands bestehen nun meines Dafürhaltens in zwei Forderungen. Die eine richtet sich auf die Oeffnung der Dardanellen und des Bosporus für die Ausfahrt der russischen Hauptflotten ins Mittelländische und Welt-Meer zu jeder Jahreszeit, so daß Rußland aufhört, in sein bedeutendstes Küstenmeer wie in einen Käfig eingeschlossen zu sein, was keine andere Nation von der Größe und Zukunft Rußlands sich gefallen lassen würde. Die zweite, zwar weiter gehende, aber gerechte Forderung besteht darin, für seine Kriegsschiffe am ägäischen Meer einen Kriegshafen mit zureichendem Vertheidigung-Hinterland zu erwerben, um im Mittelmeer auch stationiren zu können, wie dort England, Italien, Frankreich, Oesterreich ihre Kriegshäfen besitzen. Beide Forderungen sehe ich unter der Bedingung zweier Gegenforderungen als ungefährlich für Europa an. Die zwei Gegenforderungen beständen darin: einmal, daß die Dardanellen und der Bosporus neutralisirt, einer gegen jeden Ueberfall schützenden Durchfahrtordnung unterworfen, nach dieser Ordnung aber den Kriegsschiffen aller Nationen zur Einfahrt ins schwarze Meer eröffnet werden würden; sodann darin, daß in der Osthälfte des Mittelländischen Meeres, wie andererseits im schwarzen Meere, Kriegshafenterrains — England besitzt Manches davon schon jetzt — auch den anderen großen Nationen zugewiesen werden würden. So will mir die endgiltige „Lösung der orientalischen Frage" auf einem für Deutschland, Oesterreich und Italien friedlichen Wege möglich erscheinen. Für heute mangelt der Raum, die nähere völkerrechtliche Ausgestaltung neutralisirter Freigebung der Meerengen an die Kriegsflaggen aller Nationen hier durchzuführen. Ich behalte mir dies vor und berufe mich nur darauf, daß für den Suezkanal die selbe Ausgestaltung bereits gelungen ist.

Eines näheren Nachweises bedarf es weiter kaum, daß bei solcher Lösung Europa in gar keiner Weise bedroht wäre. Für England freilich würde durch diese Erledigung eine größere Belastung als bisher entstehen; denn die Briten müßten eventuell im ägäischen und im schwarzen Meer eine stärkere Flottenwacht halten. Hierzu ist aber gerade England berufen, da es für den Schutz der Suezverbindung mit Süd- und Ost-Asien gegen Rußland weitaus der Hauptinteressent wäre; als solchen hat es sich

soeben wieder selbst gegen den Khedive gefühlt. England würde sich in diese Ordnung ganz sicherlich bald finden, sobald es wüßte, daß die Knochen der deutschen, österreichischen und italienischen Heere in gar keinem Falle mehr dafür zu haben sind, für England geopfert zu werden und auch solche Prätensionen dieser asiatischen Großmacht weiter aufrecht zu erhalten, welche gegen Rußland unbillig und unwürdig sind, und auf die Dauer gar nicht behauptet werden können.

Rußland aber würde ohne jedes weitere Opfer erreichen, was es mit Fug und Recht beanspruchen kann. Es könnte sich ganz nach seinem natürlichen und unermeßlichen Kolonisationsgebiet östlich des Ural und Kaukasus mit allen seinen Kräften hinwenden. Mir ist daher wenigstens denkbar, daß es bald oder allmählich lernen würde, auf weitergehende, für ganz Europa unannehmbare, für Rußland selbst dauernd nicht zu behauptende Eroberungziele Verzicht zu leisten. Um so mehr, als ihm die gleichberechtigte Theilnahme an der Wiederbelebung der Civilisation innerhalb der asiatischen Türkei und die Verwendung seiner ganzen Flotte auf allen Meeren gesichert wäre. Weitere Früchte würden ihm, wie allen Bekennern der griechischen Kirche, in den Schooß fallen, sobald die Bulgaren an Stelle der Türken zur Obhut der Neutralität beider Meerengen bestellt würden, in welchem Falle der ganzen russischen und nicht-russischen Orthodoxie das Kreuz auf der Hagia Sofia leuchten würde. Rußland **kann** mit dieser Lösung zufrieden sein.

Wird es das aber auch jemals sein? Wird auf der hier vertretenen Grundlage die friedliche Lösung der orientalischen Frage auch wirklich stattfinden können? Es wäre vermessen, hierüber ein bestimmtes Urtheil voraus zu wagen.

Das mag ja sein, daß Rußland zur Zeit einen viel weiter zielenden Angriff plant, wie es weiter kommen kann, daß England den Krieg erklärt, um auch diejenigen Konzessionen zu verhindern, die hier als berechtigte Ansprüche Rußlands anerkannt worden sind. Allein auch dann, wenn das Eine oder das Andere oder wenn Beides stattfände, so wäre es für Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien noch lange nicht nöthig, sofort und ohne Englands volles Engagement mit Geldern und Flotten ihrerseits zum Schwerte zu greifen. Der Dreibund kann auch dann noch zuwarten, und so lange Rußland die orientalische Frage nicht selbst im Bunde mit Frankreich gewaltsam aufrollt, Gewehr bei Fuß seiner ganzen Rußlandgrenze entlang stehen bleiben, stets bereit, Rußlands berechtigte Forderungen zu vertreten, dagegen aber auch gar nichts einzuräumen, was über deren Grenze hinausreicht. Bei diesem Verhalten würde der Bündnißfall eines Angriffskrieges von Frankreich auf Deutschland und eben so derjenige eines Angriffs-

krieges von Rußland auf Oesterreich-Ungarn sich frei von jeder Zweideutigkeit und Deutelei klar vollziehen, oder auch ganz vermieden werden. Wahrscheinlich würde England von allem Anfang in der gewaltsamen Abwehr eines muthwilligen Angriffskrieges von Rußland und Frankreich auch mit seiner ganzen Flotten- und Heeres-Macht auf die Seite des Dreibundes sich stellen. Das Wahrscheinlichste auch nach einem Handstreich auf Konstantinopel wäre ein Kongreß, der glücklicher, weil auf besser vorbereiteter Grundlage als derjenige von 1878, die orientalische Frage dauernd auf Grund dessen erledigen würde, was meines Dafürhaltens Rußlands unverzichtbaren, berechtigten Anspruch ausmacht.

Selbstverständlich liegt es der hier vertretenen Auffassung fern, den „dauernden Frieden mit Rußland im Orient" aus dem Stegreif hergestellt und für die Lösung einen vorbeugenden Kongreß improvisirt zu wünschen. Vorausgehen müßte die vertrauensvolle Annäherung und Verhandlung zwischen Rußland und den Dreibundmächten, nicht weniger die Klärung der öffentlichen Meinung aller westeuropäischen Völker. Doch schon der erste Versuch ehrlichen Beieinander-Anklopfens der Kabinette würde die bestehende Spannung zwischen Rußland und Mitteleuropa bedeutend mildern. Es würde nicht, wie im Jahre 1854 vor dem Krimkriege, wieder ein „untoward event" im Stile der Menzikoffschen Paletot-Demonstration eintreten. Der Angriffskrieg in Koalition mit Frankreich hätte ja für Rußland den Reiz verloren, sobald nur die ersten Fäden positiver Verständigung gezogen, die allgemeinsten Umrisse friedlicher Lösung der Orientfrage gewonnen wären.

Gelänge es schließlich wirklich, „dauernden Frieden mit Rußland im Orient" zu erzielen, so könnte Mitteleuropa an die Lösung seiner zwei größten Zukunftaufgaben, an die handelspolitische und sonstige Zusammenfassung gegen außen in völkerrechtlichen Verträgen und an die positivste Durchführung aller praktischen Sozialreform mit eben so großer und ungetheilter Kraft als unerschütterlicher Zuversicht herantreten. Auch Frankreichs schließliche Versöhnung und sogar Mitwirkung wäre nicht mehr ein Ding der Unmöglichkeit.

Auch jene Leser der „Zukunft", die kühl bis ans Herz hinan alle derartige Vorbeugungarbeit für Zukunftmusik erklären, wollen so billig sein, dem Verfasser dieses Aufsatzes die Begeisterung für die Erhaltung des europäischen Friedens in billige Gegenrechnung zu stellen.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.



Die Geschäftskrisis.

Die herrschende Rathlosigkeit spiegelt sich nirgends so deutlich wie in den mannigfaltigen Antworten, die uns zutheil werden, wenn wir uns mit Geschäftsleuten über die Ursache der gegenwärtigen Geschäftskrisis unterhalten.

In erster Linie muß gewöhnlich der Militarismus herhalten, besonders, wenn der Betreffende zufällig einer der Oppositionsparteien angehören sollte. Wenn wir dann unser Befremden darüber kundgeben, daß gleich schlechte Nachrichten aus Amerika, Australien, Afrika kommen, aus Erdtheilen, die kein nennenswerthes Heer haben, so wird natürlich für die betreffenden Länder eine andere Ursache hervorgesucht. Dagegen weiß der Betreffende selten, was er erwidern soll, wenn wir ihm die Frage vorlegen, wie denn die Entziehung von drei Millionen kräftiger Männer aus dem Arbeitmarkt (denn so groß ist die europäische Friedenspräsenz) den Geschäftsgang verschlechtern könne. Thatsächlich läßt sich schwer eine Antwort finden, wenn man unter schlechtem Geschäftsgang die Thatsache versteht, daß der Absatz nicht Schritt mit der Produktion halten will, und wenn man sich die Wirkung vergegenwärtigt, die eine Entlassung der stehenden Heere auf die Marktlage haben mußte.

Die Zahl der im laufenden Jahre in Deutschlands Heer und Marine dienenden Männer beträgt rund 530 Tausend; die Ausgaben des betreffenden Budgets betrugen 625 Millionen, also per Kopf 1180 Mark. Das Durchschnittseinkommen eines deutschen Steuerzahlers beträgt 941 Mark, wenn wir Preußen als Norm gelten lassen. Nehmen wir an, dieses Einkommen würde wirklich, wenn der Militäretat erspart werden könnte, um dessen Betrag vermehrt werden, also bei 17 Million Censiten um je 37 Mark, so bliebe das Einkommen der 530 Tausend entlassenen Soldaten und Seemänner immer noch um 202 Mark hinter der sie beim heutigen Militär- und Marine-Budget treffenden Ausgabequote zurück. Nehmen wir an, was nicht der Fall, die Ausgaben der sämmtlichen Steuerzahler blieben auf gleicher Höhe mit den Einnahmen (wir werden bald sehen, daß sie dahinter zurückbleiben, weil ein Theil der Ersparnisse Leuten zu Gute kommt, die schon heute ihr Einkommen nicht verausgaben), so erhielten wir immerhin keinen Mehrkonsum und also auch keinen Anlaß zur Mehrproduktion, — denn wir können auf die Dauer nicht mehr produziren als wir konsumiren —; es würde also die Zahl der Arbeitlosen um die 530000 Mann vergrößert werden, resp. um die entsprechende Zahl der von ihnen verdrängten Arbeiter. Wie könnte demnach die Krise durch Wegfall des Militarismus gemildert werden? Es ist für mich keinem Zweifel unterworfen, daß sie unter

den bestehenden sozialen Verhältnissen wesentlich verschlimmert würde, was auch schon durch die Thatsache bewiesen wird, daß die Zahl der Arbeitlosen bedeutend größer in den Ländern ist, die wenig oder so gut wie gar kein Militär besitzen, als in den vom Militarismus belasteten. Amerika, Australien, England leiden mehr als Deutschland, Oesterreich und Frankreich.

Ist unser Freund mit dem unerschöpflichen Thema des Militarismus fertig, so wird er unfehlbar auf Mac-Kinley zu schimpfen anfangen. Die Beschränkung unseres Absatzes nach den Vereinigten Staaten in Folge ihrer unmäßigen Schutzzölle ist nach seiner Ansicht sehr stark an der Krise betheiligt. Eine solche Erklärung könnte allenfalls für eine lokal beschränkte, aber nicht für eine Weltkrise maßgebend erscheinen. Tarife können Geschäftsverschiebungen erklären, doch nicht allgemeinen Rückgang. Allgemeiner Freihandel würde auf die Güterproduktion günstig wirken wie die Entlassung der Armeen; aber wir beklagen ja jetzt schon die allgemeine Ueberproduktion.

Unser Freund wird noch klarer einsehen, wie werthlos solche Diagnosen sind, wenn ich nun daran gehe, die wirkliche zu stellen. Er mag mir sogar gestatten, von dem letzten Pfeil, den er im Köcher lockert, abzusehen, von dem antisemitischen, der ins Centrum zu treffen glaubt, wenn er die bösen Juden für die Krise verantwortlich macht. Er wird mir vielleicht nach Prüfung der wirklichen Krisenursache dafür danken, daß ich ihm dieses schwächste Argument schenke.

Und nun packen wir gleich den Stier bei den Hörnern und gehen direkt auf die Erforschung der wahren Quelle der Kalamität los, ohne die Geduld des Lesers nach Art unserer Männer der Wissenschaft damit zu foltern, daß wir ihm einen historischen Ueberblick aller Geschäftskrisen seit jener ersten vorführen, die, beglaubigten Urkunden gemäß, im fernen Eden wegen eines Corners in Aepfeln passirt sein soll.

Es kann sich auch für mich nicht darum handeln, die verschiedenen Ursachen zu beleuchten, die in einem normalen Geschäftsgang, oder, was häufiger der Fall, nach einem anormalen Aufschwunge, einen Rückschlag in Form einer Krise hervorbringen. Hierüber ist bereits mehr als genug geschrieben worden und der Leser kann sich in jedem volkswirthschaftlichen Handbuche Auskunft verschaffen, z. B. in dem Schönbergschen', in dem hierüber von Lexis sehr klare Notizen gegeben werden. Es ist überhaupt nicht diese Art von Krisen, die ich zu behandeln beabsichtige. Meine Aufgabe ist eine ganz andere, sie besteht darin, die Geschäftskrise zu beleuchten, unter der die Geschäftswelt seit 1873 leidet. Man muß sich nämlich vor Allem klar darüber sein, daß die schnell vorübergehenden kurzen Aufschwungperioden, die diese Krise unterbrochen haben, keine wirklichen Unterbrechungen, sondern nur Milderungen der Krisenschärfe waren. Es bedarf hierzu keiner statistischen Daten Ich kann mich ruhig zur Bestätigung auf jeden erfahrenen älteren Geschäftsmann berufen (ich gebrauche mit Vorliebe diesen Ausdruck und spreche deswegen auch von einer Geschäfts-, nicht von einer Handels-Krise, weil er alle Klassen, die direkt selbständig im wirthschaftlichen Leben thätig sind, umfaßt, sowohl den Kaufmann wie den Fabrikanten, den Handwerker wie den Künstler), wenn ich aus meiner eignen Geschäftserfahrung die Behauptung aufstelle, daß es, Kriegs- und Revolutions-Zeiten und ihre Nachwirkungen ausgenommen, seit Menschengedenken keine Periode gab, in der die Erwerbsgelegenheiten so schwer zu erlangen waren, in der so viele Erwerblosig-

keit herrschte, in der der Kampf ums Dasein sich so verschärfte wie in den verflossenen zwei Jahrzehnten. Was man während dieser Zeit einen Aufschwung nannte, hätte 20 Jahre vorher schon eher als Krise gegolten. So allgemein ist man sich dieser Thatsache bewußt geworden, daß man anfängt, sie als selbstverständlich zu betrachten, als untrennbare Folge der Bevölkerungzunahme auf der einen und der fortgeschrittenen Technik, die immer mehr die menschliche Arbeitkraft durch die Maschine ersetzen läßt, auf der anderen Seite. Die Wenigsten werden sich des Widerspruchs bewußt, dessen sie sich schuldig machen, wenn sie im selben Athem die Noth auf die größere Zahl der zu Befriedigenden, und auf die noch viel schneller gestiegene Macht, sie zu befriedigen, zurückführen. Wenn die Fortschritte der Technik nur einseitig der Industrie im engeren Sinne zu Gute gekommen wären, ließe sich allenfalls noch mit der betreffenden Auffassung rechnen, aber es ist bekannt, daß die Erzeugung der Nahrungmittel und die Gewinnung der Rohstoffe, wenn sie auch nicht gleichen Schritt mit der sie weiter verarbeitenden Industrie gehalten haben, immerhin raschere Fortschritte machten als der Bedarf. Nicht nur kann ein Mann mit den vollkommeneren Arbeitmaschinen im Ackerbau und Bergbau weit mehr leisten als früher drei; die verbesserten Verkehrsmittel haben uns auch Gebiete nahe gerückt, die uns früher eben so wenig nützten, als wenn sie im Monde gelegen wären. Der Weizen Dakotas ist dem heutigen Berliner näher gebracht, als der von Ostpreußen es vor hundert Jahren war. Die Metalle der Sierra Madre sind ihm zugänglicher als damals die des Harzes.

Es giebt nichts Unsinnigeres als die Nebeneinanderstellung der zwei sich absolut widersprechenden Erklärungen: Ueberproduktion und Uebervölkerung. Entweder wir haben mehr Menschen, als wir ernähren können, dann haben wir gewiß keine Ueber-, sondern eine Unter-Produktion; oder wir haben mehr Güter, als wir nöthig haben, dann kann doch von einer Uebervölkerung nicht die Rede sein. An und für sich schon sollte dieser Popanz in Bezug auf das vorliegende Problem außer Betracht bleiben, wenn wir bedenken, daß die Krise sich mit noch größerer Heftigkeit über Länder erstreckt, die noch Raum genug bieten, um weit mehr Menschen zu ernähren, als die heutige Erde Einwohner zählt. Die Thatsache auf der anderen Seite, daß wirklich die Noth zugenommen hat, trotzdem die Produktionsmittel eine so riesige Verbesserung erfahren haben, zeigt uns den Weg zur Erforschung des Problems. Es ist in der Richtung der Vertheilungfrage zu finden. Nur weil die Vertheilung der Produkte eine derartig einseitige ist, daß sie den Massen nicht eine im Verhältniß der größeren Leistungfähigkeit der Produktionsmittel zunehmende Bezugsberechtigung gewährt, konnte der Fortschritt in der Produktion auf der einen Seite unabsetzbare Waaren, auf der anderen unbeschäftigte, vergebens Arbeit suchende Produzenten schaffen. Und hiermit nähern wir uns der Lösung des Problems, das trotz seiner Einfachheit so schwierig erscheint.

Die heutige Geschäftskrise ist nicht mehr, was ihre Vorgängerinnen waren, nämlich entweder eine der Abwesenheit der nothwendigsten Produktionsbedingungen, in Folge von Krieg, Revolution, Mißernte, Pest, oder sonstigen Naturereignissen entstammende Lähmung der wirthschaftlichen Thätigkeit, oder eine Reaktion gegen vorhergegangene Ueberspannung der produktiven Kräfte. Sie trat zwar auch wie verschiedene ihrer Vorgängerinnen, nämlich kurz nach einem Kriege und nach einer Ueberspannung der Kräfte (Gründerperiode) auf, aber ver-

schieden von diesen dauerte sie weit in die Friedensjahre, in eine zwanzigjährige Periode der friedlichen Arbeit und Entwickelung hinein, mit Durchschnittsernten, und in der Abwesenheit nennenswerther störender Naturereignisse. Im Anfange dieser merkwürdigen Periode ließ uns nichts ahnen, daß zwischen der bestehenden Krise und ihren Vorgängerinnen irgend ein Unterschied bestände. Erst jetzt, wo endlich klar ersichtlich ist, daß die kurzen Aufschwungsperioden nichts als Wellenbewegungen im Krisenmeer waren, erst jetzt fängt man an, sich der Thatsache bewußt zu werden, daß wir wirklich einer gänzlich neuen Erscheinung gegenüber stehen, deren Ursache nicht auf bereits bekanntem Boden zu finden sein dürfte.

Wir wollen auf unserem Gebiete zuerst induktiv vorgehen, um hernach die Richtigkeit des Erkannten deduktiv zu bestätigen.

Eine ungleiche Vertheilung der Güter kann unmöglich an und für sich die Thatsache der zunehmenden Arbeitlosigkeit, der Ueberfüllung des Marktes mit Gütern erklären. Höchstens ließe sich aus einer solchen der natürliche Schluß ziehen, daß der übergroße Antheil der vom Glück Begünstigsten den ihrer unglücklicheren Mitbürger derart schmälern könnte, daß diese trotz der angestrengtesten Arbeit nicht das Nothwendigste zu erlangen vermögen. Arbeitlosigkeit und Unverkäuflichkeit von Produkten wäre damit nicht nur nicht erklärt, sondern im Gegentheil könnten die Arbeiter nur durch höhere Anspannung der Kräfte, sowie durch größere Sparsamkeit, also durch Mehrproduktion und Minderkonsum, ihre Lage verbessern. Schon die Thatsache, daß beide Handlungen die bestehende Noth nur verschlimmern müßten, weil die Ueberproduktion und der Unterkonsum sich dadurch vergrößern würden, zeigt uns, daß das Problem nicht so einfach ist, als daß es sich direkt aus der verschiedenen Vertheilung allein erklären ließe. Dies galt wohl für das soziale Problem früherer Zeiten, trifft aber nicht für das moderne zu, das, wie wir sehen werden, identisch mit der herrschenden Geschäftskrise ist. Wenn damals die Großen schwelgten, so war es begreiflich, daß die Massen dafür darben mußten, weil selbst bei größtem Fleiß nicht genug Güter erzeugt werden konnten, um nach Befriedigung der Reichen noch das Nothwendige für die Volksmassen übrig zu lassen. Statt von Arbeitlosigkeit konnte nur von zu großer Anstrengung aller Arbeiter die Rede sein; statt von zu großem Gütervorrath nur von einer nicht ausreichenden Produktion.

Die moderne, uns Allen geläufige Erscheinung der sogenannten Ueberproduktion und Arbeitlosigkeit läßt sich nur dann erklären, wenn nicht nur eine sehr ungleiche Gütervertheilung stattfindet, sondern auch ein Nichtbezug des auf einen Theil der Bezugsberechtigten fallenden Antheils, ohne daß den Uebrigen dafür gestattet wird, entsprechend mehr zu konsumiren. Mit Erklärungen, wie die von der anarchischen Produktionsweise, läßt sich hier unbedingt nicht auskommen, denn eine solche könnte höchstens beweisen, weshalb auf einem Gebiete zu viel, auf dem anderen zu wenig produzirt wird, weshalb hier Mangel, dort Ueberschuß an Arbeitern und Waaren herrscht. Eine Krise jedoch, die sich auf alle Branchen erstreckt, läßt sich damit nicht erklären.

Die vortheilhafteste Organisation der Produktion könnte bei dem bestehenden Vertheilungmodus nur eine Verschlimmerung der Krise bewirken. Nehmen wir an, auf allen Gebieten würde genau das erzeugt, was verkäuflich ist, und zwar mit den ökonomisch besten Produktionsmitteln. Nehmen wir ferner an,

die riesige Vergeudung im Zwischenhandel wäre beseitigt, der mit einem Zwanzigstel der heute darin thätigen Kräfte betrieben werden könnte, wenn Centralmagazine das Monopol der Vermittelung zwischen Produzenten und Konsumenten hätten, und nehmen wir daneben an, daß die Arbeiter auf beiden Gebieten keinen höheren Lohn erhielten als heute, also auch keine größere Aufnahmefähigkeit für die Erzeugnisse der verbesserten und natürlich bedeutend vergrößerten Produktion hätten. (Selbstverständlich ist hierbei vorausgesetzt, daß die Preise nicht billiger geworden sind, denn das würde bei gleich bleibendem Geldlohn eine Erhöhung des wirklichen Lohnes bedeuten.) Müßte die Zahl der Arbeitlosen unter solchen Verhältnissen nicht riesig zunehmen? Man könnte vielleicht behaupten, meine Voraussetzung, daß die Löhne nicht im Verhältniß der durch die vortheilhafteren Produktions- und Vertriebs-Methoden erzielten Ersparnisse steigen würden, wäre eine unzutreffende; aber würden denn Reformen wie die angedeuteten größere Kraftersparnisse bewirken als die seit Beginn dieses Jahrhunderts auf allen Gebieten der Produktion und des Transports thatsächlich erreichten Verbesserungen? Gewiß nicht. Nun steht es aber fest, daß, einerlei wie man auch die Frage entscheiden möge, ob der Lohn, seine Kaufkraft in Betracht nehmend, in der betreffenden Periode überhaupt gestiegen ist, daß unbedingt die Steigerung bei Weitem nicht im Verhältniß der größeren Leistungfähigkeit der Arbeit, also im Verhältniß des durch sie hergestellten Mehrprodukts erfolgt ist. Nehmen wir sogar an, ein Arbeiter hätte vor hundert Jahren eine Mark Lohn erhalten und empfinge heute zwei, bei gleicher Kauffkraft jeder Mark, so empfing er damals die Hälfte des Produkts, wenn er für zwei Mark Waaren herstellte, während er trotz dem höheren Lohn nur ein Zehntel erhält bei einer heutigen Tagesproduktion von 20 Mark. Absolut erhielte er das Doppelte gegen früher, relativ zur Leistung nur ein Fünftel. Dieses Verhältniß, das, nebenbei bemerkt, dem wirklichen sehr nahe kommen dürfte, wäre freilich schlimm genug in Bezug auf seine moralische und in Folge dessen auch politische Wirkung, wegen des vergrößerten Abstandes zwischen der Lebenshaltung des Armen und der des Glücklicheren, dem die neun Zehntel zufallen, aber eine Erklärung der Krise ließe sich daraus nicht herleiten, so lange die Reichen ihren Antheil auch wirklich beziehen.

In welcher Form dieser Bezug stattfinden mag, ob in Verbrauchs-, resp. Gebrauchs-Artikeln oder in Produktionsmitteln (natürlich ist hier nur von solchen die Rede, die durch die menschliche Arbeit erzeugt werden; der Grund und Boden ist also ausgenommen): Arbeitlosigkeit kann hierdurch nicht entstehen. Eben so wenig kann dies der Fall sein, wenn sie die betreffenden Güter ausleihen statt sie im eigenen Besitz zu behalten. Das Problem wird also immer räthselhafter und es kann doch gewiß nicht unlöslich sein. Die Lösung des Räthsels ist eine sehr einfache. Es giebt nämlich auch Güter, die nicht dem wissenschaftlichen Begriffe entsprechen, nach dem nur die menschliche Arbeit Güter erzeugen kann, resp. die menschliche Arbeit in Verbindung mit der Naturarbeit. Das praktische Geschäftsleben fragt nun einmal leider nicht nach den Definitionen der Wissenschaft; der Weltmarkt ist keine Professorenstudirstube. Im Weltmarkt, an der Börse, verkaufen sich viele Dinge ganz gleichwerthig mit den in das Gebiet der Professorendefinition fallenden Gütern, gegen die sie beständig ausgetauscht werden, und wenn wir eine den Arbeitmarkt betreffende Frage untersuchen wollen, dürfen wir nicht mit den Abstraktionen der Gelehrten rechnen, sondern wir müssen uns mit den

Dingen des alltäglichen Lebens befassen. Da finden wir in erster Linie den Grund und Boden. Es finden sich zwar auch Produkte der Arbeit in ihm verkörpert, aber keinenfalls in dem Verhältniß, in dem dies manchmal angenommen wird. Die betreffenden Rechner fassen gewöhnlich nur das Hineingesteckte, nicht aber das Herausgenommene ins Auge. Sie berechnen die Schachtbauten, die Maschinen ꝛc. des Bergwerks, lassen aber die Millionen weit günstiger als der noch vorhandene Vorrath gelegener und längst verbrauchter Kohlen- und Mineral-Massen außer Betracht. Sie berechnen die Kulturarbeit, die an den Aeckern vorgenommen wurde, lassen aber den verschwundenen Urboden, den tiefen Humus des Urwaldes außer Berechnung, sowie den abgeholzten Waldbestand, der, wenn er heute noch vorhanden wäre, oft allein schon mehr Werth repräsentiren würde als die Kulturarbeit, die auf dem betreffenden Lande vorgenommen wurde. Doch gleichviel, man muß schon Leroy-Beaulieu heißen, man muß Bücher schreiben, in denen man beweist, daß die Reichen immer ärmer, die Armen immer reicher werden, und auch daß der Zins der in den Boden gesteckten Kapitalien heute schon die Grundrente übersteigt, um zu leugnen, daß der Grund und Boden einen Werth über den der darin verkörperten und vorhandenen Menschenarbeit hinaus besitzt. Grund und Boden hat aber trotz alledem diesen Werth, weil sein Besitz unentbehrlich zur Existenz ist und daher seine Eigenthümer von denen, die ohne ihn nicht leben können, eine Miethe zu beanspruchen im Stande sind. Das Recht dieser Mieth- oder Pacht-Erhebung läßt sich im Weltmarkt zu gewissen Preisen verkaufen, eben so das Recht des Bezuges dieser Rente als Hypothekengläubiger durch Beschlagnahme der Pachtgelder.

Dann haben wir die Staatspapiere, deren Werth zum weitaus größten Theil aus dem im Markte (an der Börse) erlangbaren Preis des Rechtes besteht, mittels farbiger Zettel, Coupons genannt, den Bürgern Steuertribute abverlangen zu dürfen. Wie wenig wirkliche Güterwerthe hinter den Staatspapieren stehen, das zeigt uns Frankreich, dessen Staatsschuld in Höhe von etwa 30 Milliarden, nach Leroy-Beaulieu, nur 4 Milliarden Staatseigenthum gegenüber stehen, von dem obendrein noch ein großer Theil in Land besteht, also in die gleiche Vermögenskategorie wie die Staatspapiere gehört, so weit die ins Auge gefaßte Eintheilung in Frage kommt. Von den Eisenbahnwerthen besteht ebenfalls ein großer Theil nur aus dem Marktwerth eines Transportmonopols und aus Grund und Boden.

Die aufgeführten Werthe haben nicht nur das gemeinsam, daß sie nicht vergängliche Produkte der Arbeit sind, sondern sie haben noch eine andere Eigenschaft, die ihnen als Kapitalanlage den Vorzug zukommen läßt. Diese besteht in der Sicherheit, die sie bieten und die in ihrem Monopolcharakter liegt, der sie unabhängiger von den Schwankungen des Marktes und den Gefahren macht, dem die Arbeitwerthe sammt und sonders ausgesetzt sind. Die großen Kapitalisten wenden sich ihnen deswegen auch vorzugsweise zu und überlassen die riskanten industriellen aus Arbeitproduktwerthen bestehenden Anlagen den kleineren Leuten, die dazu durch den in Aussicht stehenden größeren Profit oder Zins verführt werden.

An zwei Beispielen zeigt sich die total verschiedene Natur der Kapitalanlagen in den zwei Arten von Werthen.

Hier haben wir in erster Linie den Eigenthümer einer Fabrik, dessen

Geschäft gut geht, so daß er im Stande ist, jährlich mehr zu verdienen, als er braucht. Er legt das Ersparte in neuen Maschinen und in Vergrößerungen seiner Bauten an. Unmöglich können diese Anlagen die Krise verschulden, obgleich es derwegen so den Anschein hat, weil die mit den neuen Maschinen erzeugten Waaren einen schon überfüllten Markt noch mehr überfüllen helfen; denn sie können an und für sich trotz alledem keinen Mangel an Arbeitgelegenheit verursachen. In erster Linie setzte die Herstellung der neuen Maschinen und Fabriken Arbeiter in Thätigkeit und nach ihrer Inbetriebsetzung müßte entweder ihr Eingreifen in die Produktion den Preis der betreffenden Artikel entsprechend verbilligen, so daß die kaufenden Massen eine größere Menge davon absorbiren können, oder wenn dies nicht der Fall sein sollte, würden die betreffenden Maschinen still stehen zum Schaden ihres Eigenthümers. Hierdurch würden sich bald seine Einnahmen verkleinern, seine Ueberschüsse würden aufhören und es müßte jener natürliche Ausgleich erfolgen, von dem eine optimistische wirthschaftliche Wissenschaft uns erzählt, weil sie die zweite so wichtige Art von Kapitalsanlagen außer Auge läßt, deren Wirkung wir nun beobachten wollen.

Wir haben einen Millionär Plutus, der sein Vermögen in den beschriebenen Monopolwerthen angelegt hat. Unter Anderem schuldet ihm der Landwirth Müller eine Hypothek von 100 000 Mark zu 5 pCt. verzinslich. Die Ernten sind nicht ergiebig, die Preise sind schlecht; Müller kann die Zinsen der Hypothek nicht verdienen. Plutus ist so liebenswürdig und stundet ihm die Zinsen, weil er weiß, daß das Gut nur zu einem Viertel belastet ist und also genügende Sicherheit bietet, auch wenn die Zinsen einige Jahre auflaufen sollten. Nach 14 Jahren hat sich hierdurch die Schuld verdoppelt. Müller schuldet Plutus nun 200 000 Mark in zwei Hypotheken, denn die aufgelaufene Zinsschuld wird auf Plutus Verlangen als zweite Hypothek eingetragen. Der hier geschilderte typische Vorgang enthält einige sehr wichtige Lehren für uns. Erstens sahen wir, wie Einkommenüberschüsse entstehen können, ohne daß Arbeit hierfür geleistet wird. Die zweiten 100 000 Mark sind entstanden, ohne daß irgend eine Arbeit dafür gethan wurde. Zweitens sehen wir, wie Einkommenüberschüsse angelegt werden können, ohne daß Arbeit dafür in Bewegung gesetzt wird. Die zweiten 100 000 Mark des Plutus werden angelegt, ohne daß irgend Jemand dadurch eine Arbeitgelegenheit erhält. Jahre sind vergangen und ihr Ergebniß ist, daß eine neue Schuld von 100 000 Mark, ohne irgend welches Aequivalent entstanden ist. Drittens — ein sehr wichtiger Punkt — diese Schuld transferirt ein Stück Erdboden aus dem Besitze eines Mannes, der seinen Ertrag zur Bestreitung seiner Bedürfnisse verwandte, in den eines Mannes, der, da seine Bedürfnisse schon vorher befriedigt waren, diesen Ertrag zu neuen ähnlichen Kapitalanlagen mit gleicher Wirkung verwendet, eine Wirkung, die sich nach den Gesetzen der Mathematik beständig verstärkt. (Durch Zinseszins erreichte Riesensummen.) Es ist wohl unnöthig hier zu wiederholen, daß die Einräumung einer Hypothek thatsächlich die Uebertragung eines entsprechenden Antheils am Grundstücke bedeutet. In unserem Falle hat Müller sein ganzes Grundstück übertragen, so weit die Hauptsache, der Genuß der Grundrente, in Betracht kommt, wenn wir annehmen, daß die Grundrente des betreffenden Landes nur 10 000 Mark beträgt, eine Annahme, die unter gegenwärtigen Verhältnissen bei einer durchschnitt-

lichen Verzinsung von Grundeigenthum zu 2½ pCt. vollständig zutreffen dürfte. Viertens: Wie sich die wirthschaftlichen Verhältnisse auch gestalten mögen, Plutus wird hoch über ihnen eine gesicherte Monopolstellung einnehmen. Stets muß in erster Linie der Zins seiner Hypotheken bezahlt werden, wie sich auch die Verhältnisse des sie zahlenden Landwirths gestalten mögen. Dem Plutus ist es gleichgiltig, ob dieser Landwirth Müller oder Schultze heißt, mit anderen Worten, ob Müller vergantet wird und ins Proletariat sinkt, ob dann ein anderer Landwirth sein Glück versucht und ob dieser Erfolg oder das gleiche Schicksal hat wie Müller. Unser Kapitalist wird sie alle ruhig mit seinem gesicherten Monopolrechte aussaugen und dann wegwerfen, wie es die Spinne mit dem leeren Balg der Fliege macht. Er kann ruhig sein; es werden, ja es müssen sich immer neue Fliegen finden, denn ohne Land kann der Mensch nicht leben, und wenn Land nicht günstiger zu haben ist, müssen eben die Tribute der Herren Plutus bezahlt werden, wenn auch die Benützer des Landes darauf schließlich zu Grunde gehen.

Daß aber nach und nach nicht nur sie Alle zu Grunde gehen müssen, sondern überhaupt Alle, die dem Kapital zinspflichtig sind, das geht aus den Folgen von Vorgängen, wie der eben beschriebene typische, mit Naturnothwendigkeit hervor. Wir haben auf der einen Seite das Gesetz der mathematischen Selbstvermehrung des Zinses vor uns, wenn die Zinsen statt verbraucht zu werden, wieder weiter auf Zins angelegt werden, ein Gesetz, nach dem 100 Mark 600 Jahre lang zu 5 pCt. derart, also auf Zinseszins, angelegt, die Riesensumme von 108,000 Milliarden ergeben, eine Summe, die das ganze Arbeitergebniß aller Arbeiter der Welt in der hinter uns liegenden Zeitperiode dieser Dauer bei weitem übersteigt; d. h. wenn die Arbeiter der ganzen Welt seit 600 Jahren von der Luft gelebt und ihren ganzen Erlös aufgespart hätten, so würde das Gesammtergebniß noch nicht die Ansprüche eines Kapitalisten decken, der ihnen 100 Mark für diese Zeitperiode auf Zins geliehen und den Zins stets zum Kapital geschlagen hätte. Daß Rechnungen wie diese eine theoretische Spielerei bleiben müssen, ist ja klar. Der Pfennig, der seit Christi Geburt auf Zinseszins gelegt, heute den Werth der ganzen Erdkugel aus solidem Gold übersteigen würde, konnte selbstverständlich keine auch nur irgendwie wirklich bedenkliche Dimension annehmen, sondern wäre statt dessen ein heute von Grünspan zerfressener Pfennig, weil eben das Zinsgesetz nicht auf einer Selbstvermehrung irgend eines Gutes beruht, sondern auf der Voraussetzung, daß Jemand, der solvent ist, eine entsprechende Verpflichtung übernahm und löste. Selbstverständlich kann also das wirkliche Ergebniß nie die Solvenz und Zahlungwilligkeit der Schuldner übersteigen. Wenn aber dem auf der einen Seite wirkenden mathematischen Gesetz des Zinseszinses auf der anderen Seite Verhältnisse gegenüber stehen, welche diese Solvenz und Zahlungwilligkeit, oder sagen wir lieber diesen Zahlungzwang erreichen lassen und zwar für ziemlich ausgedehnte Perioden erreichen lassen, dann konnen freilich Rechnungen in thatsächliche Ergebnisse umgesetzt werden, die den oben gegebenen an entsetzlicher Bedeutung nicht nachstehen. Seit Beginn dieses Jahrhunderts haben wir nun eine Periode durchgemacht, in der, wie zu Ende der römischen Republik und während des römischen Kaiserreichs, beide Bedingungen während einer längeren Periode erfüllt worden sind. Gesetze, deren Ausführung während längerer Zeit gesichert erscheinen, gestatten den Grund und Boden frei zu veräußern und zu verpfänden und

geben dadurch den Gläubigern die Möglichkeit, Kapitalien sicher und zinsbringend anzulegen. Das Gesetz sorgt für die Erzwingung der Zahlungwilligkeit der Schuldner und die Unterlage eines zur Existenz unumgänglich nöthigen Objektes, des Bodens, sorgt für deren Solvenz. Wenn einer von ihnen nicht bezahlen kann, tritt sofort ein Anderer an seine Stelle.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts haben wir ferner in sich ständig ausdehnender Masse die Anlagen in soliden Staatspapieren, die vorher nur beschränkt zu haben waren. Hierzu kamen dann noch seit dem Ende der dreißiger Jahre die Anlagen in Eisenbahnpapieren. Auch die Bergwerkswerthe nahmen bedeutend zu.

Unter solchen Verhältnissen mußte ein rasches Anwachsen von Riesenvermögen auf der einen Seite erfolgen, der Massenarmuth auf der anderen Seite gegenüber stand, und zwar viel schneller, als dies im alten Römerreich vor sich ging, weil das Anlagefeld der sicheren Zins bringenden Werthe ein viel ausgedehnteres war. Dort umfaßte es nur den Grund und Boden; hier traten noch die Eisenbahnwerthe und die Staatsschulden hinzu. Aber noch ein anderes wichtiges Moment mußte hier ganz andere Wirkungen erzeugen lassen als dort. Die Fortschritte der Technik ermöglichen heute die Herstellung weit größerer Gütermassen und die Sitten haben sich verändert in Bezug auf die Erhaltung eines zahlreichen Gefolges (Klienten), in dessen Reihen im alten Rom die Arbeitlosen Platz fanden, d. h. die sich zu gut dünkten, die gewöhnliche verachtete Arbeit zu thun; denn Arbeitlose im heutigen Sinne, Menschen die Willens sind, irgend eine Arbeit zu verrichten, gegen die nothwendigsten Subsistenzmittel, gab es damals unter normalen Verhältnissen nicht. Da nun im Verlaufe dieses Jahrhunderts der nicht verbrauchte Einkommensantheil der Reichen sich mehr und mehr vergrößerte und mehr in den aus Tributerhebungrechten bestehenden Zinswerthen sich anlegte, mußte sich im Verhältniß die Kaufkraft der arbeitenden Volksmassen vermindern, d. h. immer mehr hinter der steigenden Produktivität der Arbeit zurückbleiben, während der Verbrauch der Reichen mit der wachsenden Masse von Bezugsansprüchen immer weniger Schritt hielt, welche ihnen ihr ständig in immer schnellerem Schritte anwachsendes Zins- und Renten-Guthaben gewährte. Die Krisis, d. h. das Mißverhältniß zwischen Produtionsfähigkeit und Verbrauch mußte immer heftiger werden, bis die Katastrophe unvermeidlich wurde.

Dies ist das auf induktivem Wege erlangte Bild des Krisenverlaufs.

Sehen wir nun, ob es sich mit dem deduktiv aus den wirklichen Thatsachen sich ergebenden deckt. Anscheinend nicht, denn, wenn die Theorie richtig wäre, müßte der Beginn der Krise schon seit dem Anfang des Jahrhunderts erkennbar sein, während wir eigentlich erst seit 1873 von einer kontinuirlichen Krise sprechen können. Wenn die Wirkung der großen Vermögen, deren Bildung wir thatsächlich seit Anfang des Jahrhunderts beobachten können, wobei das Rothschildsche und Astorsche in erster Linie marschiren, wenn sie wirklich solche den Volkskonsum und also die Produktion hindernde Wirkungen haben, woher kommt es, daß wir diese Wirkungen nicht gleich von Anfang an verspürten?

Die Antwort auf diesen Einwand ist eine sehr einfache. In erster Linie war es nur natürlich, daß die Flamme, die das wirthschaftliche Gebäude verzehren sollte, im Anfang nur im Stillen, unbemerkt, als langsam und verdeckt

um sich fressende Glutmasse auftrat. Erst als die Zinseszins-Verdoppelungen aus der neunten Ziffernreihe in die zehnte übergingen, als aus den Hunderten von Millionen die Milliarden wurden, begann die furchtbare Flamme immer sichtbarer zu werden, ihre Wirkung sich fühlbarer zu machen.

Die ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts standen aber auch unter der Einwirkung der Napoleonischen Kriege, deren güterzerstörenden Wirkungen durch die Nothwendigkeit der Ersatzarbeit sich noch in der nächsten Periode fühlbar machten. Diese zweite Periode war noch außerdem durch einen ungeahnten Aufschwung der Technik in Folge der Erfindung der Dampfmaschine, des mechanischen Webstuhls ꝛc. ausgezeichnet. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle, und zwar rentable Arbeit. Das Kapital rentirte zu einem guten Prozentsatz, so lange die durch die Kriege gerissenen Lücken ausgefüllt werden mußten und bis Fabriken genug entstanden waren, um den Platz der Handarbeiter einnehmen zu können. Mochten auch diese schwer leiden unter der sie bald erdrückenden Konkurrenz der kohlengespeisten Ungeheuer und ihrer Geschwister, der Arbeitmaschinen, so war doch von keiner allgemeinen Krise die Rede. Die ersparten Zinsen der Großkapitalisten fanden noch rentable Anlagegelegenheiten in den neu erstandenen und gut rentirenden Fabriken. Sie unterbrachen den Produktionszyklus noch nicht oder doch nur unmerklich. Dann kam die Periode des Eisenbahnbaus, welche ein neues Feld für die Anlagen der Rothschild und Genossen gab, bis etwa Ende der fünfziger Jahre auch auf diesem Gebiete eine zeitweilige Ueberproduktion eingetreten war. Der große Krach von 1857 und 1858 gab das Warnungzeichen, das von dem Großkapital sofort beachtet wurde. Von da ab wandte es sich vorzugsweise den Staatsanleihen und den Immobilien-Anlagen zu. Doch auch jetzt war die unheilvolle Wirkung der ständigen Vergrößerung der dem arbeitenden Volke auferlegten Tributverpflichtungen noch verschleiert, weil eine Reihe güterzerstörender Kriege das für die neuen Staatsanleihen gegebene Geld, d. h. die darin kapitalisirten Zinsersparnisse, in Arbeit bethätigender Weise Anlage finden ließ, sei es in Form von Kriegsmaterial, sei es zum Ersatz der durch den Krieg bewirkten Zerstörungen Wir hatten, abgesehen von dem kurze Zeit vorher beendeten Krimkrieg, den amerikanischen Sezessionskrieg, den österreichisch-italienisch-französischen, den mexikanischen, schleswig-holsteinschen, österreichisch-preußischen, und endlich den großen deutsch-französischen Krieg, der die Reihe beschloß. Die in Folge aller dieser Kriege und ihrer Zerstörungen benöthigten Arbeitprodukte bewirkten eine entsprechende Belebung der Industrie.

Die Ansprüche der Großkapitalisten traten nicht hindernd in den Weg, weil sie ihre Befriedigung in den neuen Staatsanleihen und in Hypotheken und Landkäufen fanden, durch welche den Industriellen und Landwirthen die Mittel zugeführt wurden, um den plötzlich gestiegenen Bedarf durch Betriebsvergrößerungen befriedigen zu können. Die neuen Staatsschulden, deren Ertrag die Arbeitgelegenheiten geschafft hatte, machten eine erhöhte Besteuerung nöthig, die meist von den Zinszahlern, zum geringsten Theil von den Zinserhebern, getragen wurde und während sie daher diesen zu Gute kamen, also ihre Macht zur Tributerhebung weiter stärkten, mußten sie den arbeitenden Massen neue Einschränkungen auferlegen, ihre Kauf- und entsprechende Aufnahme-Fähigkeit den Erzeugnissen der so bedeutend vermehrten Produktionsmittel gegenüber weiter vermindern, die Krisenursache also verstärken, um so mehr, als die Reichen nicht im Ver-

hältniß ihres gestiegenen Einkommens ihren Verbrauch erhöhten und hierdurch das Defizit ausglichen. Eine gleiche Wirkung hatten die aufgenommenen Hypotheken und verkauften Grundstücke. Diejenigen, welche sich auf diesem Wege Baarmittel verschafft hatten, um ihre Betriebsmittel zu vergrößern fanden sich — als kurz nach Beendigung des letzten Krieges die unvermeidliche Reaktion, als 1873 endlich die Krise mit voller Macht eintrat, um nicht wieder aufzuhören —, im Besitz von feiernden Maschinen, von schwer oder zu gesunkenen Preisen verkäuflichen Vorräthen und auf der anderen Seite als Schuldner neuer Zinsbeträge oder Grundrenten. Die Folgen der Krise vernichteten zum guten Theil den Werth des Erworbenen, während die in den Besitz der Großkapitalisten gelangten neuen Hypotheken und Ländereien den Betreffenden sicheren Tributzuwachs verschafften, den die schlechten Zeiten wenig oder gar nicht beeinflußten.

Die Summe der gesicherten und nicht verbrauchten oder in Arbeiterzeugnissen angelegten Einkommen der Kapitalisten wird für die ganze Kulturwelt heute auf etwa 10 Milliarden per Jahr geschätzt. Da der Zins der so ersparten 10 Milliarden auch wieder etwa 300 Millionen beträgt, die in ähnlicher Weise angelegt werden, und die betreffende Summe immer weiter vergrößern, so läßt sich leicht übersehen, wie nahe wir vor der Katastrophe stehen, wenn nicht in der zwölften Stunde eine wirkliche Reform Rettung verschafft. Daß eine solche Reform nur möglich ist, wenn sie die Wurzel des Uebels trifft, nämlich die Festlegung der Ersparnisse in neuen Rechten der Tributerhebung, ohne damit zugleich Arbeitgelegenheit zu gewähren, ist nach dem Vorgeführten klar.

Ohne Reformen dieser Art kann nur ein großer Krieg zeitweilige Linderung schaffen und auch das nur dadurch, daß er zugleich die weitere Verschlimmerung der Krise beschleunigt, weil die neu gemachten Staatsschulden die unverbrauchten Zinseinkommen vergrößern und die Volkslasten erschweren, also die Kaufkraft der Massen entsprechend weiter vermindern resp. nicht im Verhältniß der steigenden Produktivität der Arbeit vermehren. Ohne Reform kann uns eben nur die Vergeudung zeitweilig helfen, wie dies schon der kurze Aufschwung während der Jahre 1888/89 zeigt, der eine Folge der außerordentlichen Ausgaben für Kriegsrüstungen war, die in diese Jahre fielen, ein Aufschwung, der naturgemäß wie der von 1871/72 weit über seine berechtigten Grenzen hinausschoß, weil die wirkliche Krisenursache unbekannt ist und jede temporäre Besserung falsche Hoffnungen und entsprechende Ueberstürzungen (Gründerperiode) erregt, auf die natürlich ein um so schwererer Rückschlag (Krach) folgen muß.

Lugano. Michael Flürscheim.



Ibsens Beichte.

Es war einmal ein Dichter; nicht von den Sonntagskindern eins, die mit lieblichen Träumen der Menschheit Gewissensangst einlullen oder mit frohem Scherz gar von der Klippe des Willens auf den Felsen der Möglichkeit hüpfen, — nein: auf der Nachtseite des Lebens war unser Dichter geboren und in die Wiege spendete eine strenge Fee ihm ein streitbares Pathos, einen wilden Drang zu unheimlicher Einsamkeit und ein leidenschaftliches Mißtrauen vor allen blank geprägten Werthen der All-Gemeinheit. Und weil die spendende Fee nicht von den heidnisch frohen gewesen war, sondern von der christlichen Art, die im Vergeistigten nur, in der Ueberwindung sehnender Fleischlichkeit, das Schöne sucht, deshalb hatte der Dichter auch von ihr die Gabe empfangen, auf das Moralische seinen Sinn zu richten und mit dem Eifer, der Leiden schafft, ein sittliches Ideal als Richtmaß zu brauchen, an dem er die Dinge empor zu recken sich ängstlich bemühte, die Welt und die Menschen. Dem Messenden erschien Alles klein und mit Gott und den Menschen begann er zu hadern. Mit Gott zuerst, den inbrünstig des Wachsenden Seele einst angebetet hatte und dem sie nun, weil seine Welt nicht den Herrn zu loben schien, erbittert weiteren Dienst weigerte. Am liebsten hätte der Dichter sich damals den finsteren Mächten verschrieben, um, dem himmlischen Herrscher zum Trotz, der im Dunkeln keuchenden Menschheit Wärme und Licht zu bringen, in dem erleuchtenden Funken. Leise lächelnd aber wehrte der Herr dem Gesinde, das den stürmenden Lästerer mit Blitzen zerschmettert wünschte, und spottend sprach er, mit der Milde, die Göttern so leicht ist: Laßt ihn nur ziehen, den Dichter, meinen Knecht.

Aus der Kirche trat der Dichter nun auf den Markt und das Brausen der Orgel sollten ihm helle Menschenstimmen ersetzen. Aber dem Unheimlichen bietet sich keine Heimath und der Einsame mußte bald erkennen, daß auch in christlicher Zeit des selbstherrlichen Menschenbildners das Prometheiden-Loos harrt. Kleine Menschen fand er und ein engbrüstiges Streben, ein verlogenes Spiel mit entwertheten Institutionen, und schaudernd stand er, der das Klopfen und Wägen, das Spüren nach hohlen

Stellen und morschen Flecken als ein leidiges Geschenk früh erhalten hatte, vor der Falschmünzer-Werkstätte der staatlich abgestempelten, der bürgerlich geaichten Moral. Er war jung: die rasche Faust tilgte den Stempel, der kecke Finger löschte den Aichung-Strich. Von puritanischem Pathos lag ihm ein Muttererbe im Blut und er begann, auf der Spur freier Priester, ins Volk zu gehen und Wahrheit an die Stelle der Lüge zu setzen. Die Ehe hieß er ein übertünchtes Grab, die Liebe ein Bettlerlämpchen, dran keine Suppe warm wird, die Frau eine Sklavin, und die Gemeinschaft der Menschen war ihm eine rathlos und ziellos treibende Arche, die ein Torpedo zerschellen müsse. Freie und frohe Adelsmenschen wollte er aufziehen, Männer von Muth und Mark, Frauen von Hingebung und Stolz, ein reinliches, ein vornehmes Geschlecht, das in Freiheit frohen Sonnenaufgängen zujauchzen sollte. Kaum aber hatte Simson die Säulen berührt, da nahten die Philister, um ihn zu binden, und eine Delila stand auch schon bereit, mit klirrender Scheere die übermenschliche Kraft zu beschneiden. Der Dichter schied von dem Vaterlande, suchte an des Sonnenstrandes südlicher Pracht, in den gestapelten Schätzen der Heidenheit, heitere Kraft zu gewinnen, und hoffte, was er der engen Kleinwelt der Heimath vergebens gesagt, der Menschheit ins lauschende Ohr gellen zu können.

Doch auch dem Dichter ist nicht ewige Jugend bescheert. Unserm Poeten lauschte die Welt, mißtraulich erst, dann in rasch erwärmter Begeisterung, und allerlei wunderliches Volk drängte sich in seine Lehre: dreiste Buben, die eigene Seifenscheu als ein Herrenrecht hochgemuther Sittenbrecher ausprahlen mochten, Faullenzer, denen die Pflicht zur Arbeit wie ein Kontraktbruch des paradiesischen Gärtners erschien, und hysterische Weiber, die, zum Gebären untüchtig, nun vom Manne das Recht zur Initiative heischten. Den Alternden ließ dieser Anblick tiefer in seine Schaale zurückkriechen. Aber auch hier erreichte ihn, wie im Muschelbau das geängstete Summen, der bange Ruf der irrenden Menschheit, der er die Leuchtfeuer gelöscht hatte und die Signale und die nun, auf der Suche nach Klarheit, jämmerlich in ungebahnter Straße stampfte, die Kreuz und die Quer. Zum ersten Male kam es dem Dichter da zum Bewußtsein, daß am Ende die großen Ideale doch den kleinen Menschlein nicht taugen, daß man dem Durchschnitt, den Vielzuvielen, die Lebenslüge erhalten muß, das anregende Prinzip, die Fontanelle, die der Arzt dem Kranken in den Nacken setzt.

Dem Durchschnitt nur und den Vielzuvielen? Der Dichter kroch aus der Schaale heraus und sah das eigene Gehäuse an. Es war da ein neues Geschlecht aufgestanden, junge Leute, die von dem alten Propheten gelernt und ihn dann als einen Heuchler verschrieen hatten, der große

Worte mache und im Grunde doch ein rechter Philister und Werktags-gesetle sei. Ihnen eiferten Andere entgegen, die Frauen besonders, und meinten in verzückten Schauern, ihr Dichter, der ihnen so oft das Wunderbare versprochen hätte, würde den grünen Jungen schon zeigen, wie frei und leicht er auf selbst gezimmerter Höhe spazieren könne, ohne zu schwindeln, heute wie damals, wo ihn auf ragender Zinne das Fahnenschwenken und der lärmende Jubel geputzter Kinder gegrüßt hatte. Die Parteien stritten, und den Gerichtstag hielt der Poet. Damals, — ja, da war er aus himmlischen Höhen herabgestiegen, und der Kirchthurm-Standpunkt, von dem er vermessen auf menschliche Dinge herniedersah, machte ihm keine Beschwerde; aber heute, wo nach dem göttlichen auch der menschliche Glaube geschwunden, wo er eigener Kleinheit sich bewußt geworden war und erkannt hatte, daß man die Menschen, denen man Heimstätten gründen will, doch erst kennen muß, — heute käme gewiß ihn der Schwindel an, der Menge Beifall klänge wie Hohn, sein zager Fuß würde straucheln, und durch alle Gassen könnten die grünen Jungen dann die Kunde tuten, daß der alte Meister abgestürzt sei, als er auf selbst gemauerte Höhen zu klimmen versuchte. Selbst empfundene Schwäche aber sollte Niemand verkünden als er selbst, weil das der Eitelkeit noch am gelindesten ist. Und der alte Dichter raffte die mählich versiegende Kraft zusammen und schuf, als sollt' es sein letztes sein, ein neues Gedicht, in dem er sich sündig bekannte vor allem Volke, weil er so lange ein Richtmaß aufgestellt hatte, dem er selbst nicht gewachsen war, und Ideale verkündet hatte, zu deren schwindelnder Steile ihn selbst nun kein sicherer Steg trug.

Der Dichter heißt Henrik Ibsen; das Gedicht ist ein Schauspiel und heißt „Baumeister Solneß", und als es, ein endlich des Ortes würdiges Werk, im Lessing-Theater aufgeführt worden war, da bekannten die Zeitungsschreiber, in ehrfürchtigem Bangen die Bewunderer, mit banausischer Frechheit die Verächter des alten Meisters, daß sie der dunkelen Rede Sinn nicht verstanden hätten. Wie sollten auch Kulis die Tragödie des Künstlers verstehen, wie selbstgefällige Urtheilverkäufer die Tragödie der Impotenz zu fassen vermögen? Diese Berliner Leuchten des Ewig-Gestrigen halten sich für so hell, daß ihnen aller Glanz daneben dunkel erscheint. Die Vorfahren haben gegen Goethe für Kotzebue votirt, die Nachkommen stimmen für Sudermann gegen Ibsen, und das ganze blitzdumme Geflegel, das vor jedem schmierigen Kunstpächter mit dem Steiße wackelt und jede ausgehaltene Komödiantin lüstern umwittert, bläst die Backen auf und nennt sich: Kritik. Als Heinrich Heine den jungen Berliner Dichtern erzählte, er habe beim Schreiben über seinem Haupte ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines Vogels, gehört, sahen sie einander mit sonderbaren Mienen an

und versicherten dann einstimmig, daß ihnen dergleichen nie passirt sei. Sie hielten ihn wohl für verrückt. Für den Berliner Literatur-Pöbel ist Jeder verrückt, der die Grenze des Erkennens über das nicolaitische Weichbild hinaus verrückt, und wenns nach Herrn Frenzel und seiner Sippe ginge, liefe außer ihnen und ihren auf Gegenseitigkeit versicherten Lebern bald kein dichtender Mensch mehr in Freiheit herum. Unverändert sind es die selben Herrchen, denen schon der junge Goethe zurief:

„Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen".

Auch Ibsen kann warten. Nicht auf die Gunst der jungen Männer fürs Feuilleton ist er angewiesen und noch weniger auf die Gnade eines zerstreuten, denkunfähigen, von allen guten Geistern naiven Empfindens verlassenen Publikums, das auf Pointen und straffe Brüste dressirt ist, das wiehert, wo es lächeln sollte, und das sich langweilt, wenns nicht eine Posse oder ein Zotengedicht zu hören bekommt. Ibsen hat nicht das große A der Banalität, und deshalb ist er zu gut für die Bühne; denn der Wahn, in unserer industrialisirten und demokratisirten Zeit könnten im Theater andere als grobsinnliche Genüsse herrschen, dieser Wahn wäre genau so trügerisch wie der des Baumeisters Solneß, der Heimstätten für Menschen begründen will, die doch nur Wohnungen brauchen.

Das Gedicht ist eine Beichte, und als eine Beichte ist es einzig in der poetischen Welt, einzig in seiner schlichten Größe, in seiner Grausamkeit auch. Lange genug hat der Dichter mit Gott und den Menschen gehadert und ihre Kleinheit höhnend seinem Richtmaß verglichen, lange genug gegen Gott und gegen die eigne Gemeinschaft sie aller Pflicht losgesprochen. Mit der „Wildente" begann die Umkehr, begann die Einsicht, daß in der harten Nothwehr des Tages die Lebenslüge nicht zu entbehren ist und die ideale Forderung nur Unheil stiftet. Gregers Werle ging wieder hinauf in die nordischen Felsen, und auch Henrik Ibsen kehrte der nordischen Heimath zurück. Da sah er sie denn, die Entpflichteten alle, die vermännlichten Weiber, die mit ihrer Unfruchtbarkeit herrisch stolzirten, und die anderen, die als arme Opfer ihre Ketten zur Schau stellten und auf die sündigen Männer mit klagendem Finger wiesen, und Alle boten ihm jubelnden Gruß, ihrem Dichter, der sie befreit oder ihrem Sklavensinn mindestens doch die Augen geöffnet hatte. Und da zog in seine Seele neue Frömmigkeit ein und das Bewußtsein des Nazareners: misereor super turbam. Und noch einmal, da schon die grauen Weiber dem Alternden nahten, griff er zum Richtmaß und maß sich selbst und sprach dann zu allem Volke: „Auch

ich bin ein kleiner Mensch; ich versprach Euch ein Wunderbares und kann es nicht haschen; Heimstätten wollt' ich Euch bauen mit ragenden Thürmen und kann sie selbst nicht erklettern". Niemals zuvor hat das ein Dichter bekannt; immer war ihnen das Dichten Eins und das Leben ein Anderes; sie schufen den Faust und blieben doch ruhig kleine Hofschranzen. Zum ersten Male hat hier ein Poet über sich selbst den Gerichtstag gehalten und zu selbst gethürmten Idealen sich demüthig differenzirt; zum ersten Male hat hier ein Dichter gefragt: Was ich gedichtet — habe ich das auch gelebt?

Eine poetische Beichte ist das Gedicht und deshalb wäre es thöricht, nach der Aehnlichkeit zwischen dem Dichter und seinem Geschöpf spürend zu spähen. Jedes Gedicht Ibsens ist ein Erlebniß, aber von jedem hat er sich objektivirt. Wenn Brand die alte Kirche zu klein für den Gott findet, den er verkündet, wenn er später auch die neue Kirche, die große, versperrt und den Kirchthürschlüssel in den Fluß schleudert, so spricht er Ibsens Empfinden aus, genau wie in anderer Zeit ein anderes Empfinden der Baumeister Solneß ausspricht, wenn er beschließt, dem Schöpfer nicht mehr ins Handwerk zu pfuschen und nur noch Luftschlösser zu bauen, mit einer Grundmauer darunter. Und doch ist Brand so wenig wie Solneß der Dichter, in der Zufälligkeit seiner Individualität.

Von dem Hause in der kleinen Stadt Skien, in dem Henrik Ibsen geboren ward, fiel des Knaben erster Blick auf den Markt, wo das Rathhaus stand, mit dem Gefängniß, der Irrenzelle und dem Pranger der Stadt, und frei in der Mitte die Kirche mit ihrem ansehnlichen Thurm. In der Geschichte der Stadt spielte die Kirche eine große Rolle. Durch die Unvorsichtigkeit einer Magd war Skien in einer Weihnacht von verheerendem Brand heimgesucht worden und es war ein Ereigniß, als dann aus Kopenhagen ein berühmter Baumeister erschien und eine neue Kirche erbaute, aus tönendem Ziegelstein. Von dem Thurm dieser Kirche hatte in einer Neujahrsnacht der durch die glühenden Augen eines schwarzen Pudels fast faustisch verängstete Wächter sich hinabgestürzt und am Morgen erst hatten die Andächtigen den Toten gefunden. Um die Kirche wob die Legende von Skien so einen düsteren Kranz, und daß er dort den ersten bewußten und bleibenden Eindruck empfing, hat Ibsen — in einem Briefe an seinen Biographen Henrik Jäger — selbst später bekannt: „Mein Kindermädchen trug mich nämlich eines Tages in den Thurm hinauf und ließ mich draußen in der Thurmöffnung sitzen, wobei sie mich natürlich von hinten mit ihren treuen Armen festhielt. Ich erinnere mich deutlich, wie es mich überraschte, daß ich den Leuten unten auf die Hutköpfe sehen konnte. Ich schaute hinab in unsere eigenen Stuben, sah die Fensterrahmen, die Vorhänge, und meine

Mutter an einem der Fenster stehen ..... Später hörte ich dann, daß meine Mutter mich oben in der Thurmluke gesehen hätte und laut aufschreiend in Ohnmacht gefallen wäre, wie man es damals zu thun pflegte. ..... Als Knabe ging ich nie über den Platz, ohne nach der Thurmluke zu sehen; es schien mir, daß die Luke und der Kirchenpudel mich gleichsam etwas Besonderes angingen.“ Ob nicht ein Erinnern mit thätig war, ein Gedenken schwindelfreier Jugend, der noch das Gewissen nicht schlägt, als der Dichter für neue Gefühle neue Symbole suchte, wie es, trotz den Berliner Geschmäcklerpfaffen, schon die Dichter der Heiligen Schrift gethan?

Hoch oben auf freier Höhe hat auch der Baumeister Solneß einst gestanden und dem Gewimmel unten auf die Hutköpfe geblickt; damals wars, als er in Lysanger die Kirche gebaut hatte. Ein schwacher Mensch war er sein Leben lang gewesen, von denen Einer, die sich selbst Leiden schaffen und im eignen Leiden nur und im Leiden der Nächsten ein schmerzendes Glück finden. Aber sein schwächlicher Wille gefällt sich in dem prahlenden Gefühl einer Macht, die er auf Andere übt, und es fügt sich, daß dieses Wähnen reichliche Nahrung erhält. Der Baumeister hat sein Fach nie recht gründlich gelernt; weil er aber verstand, fremde Kraft sich dienstbar zu machen, hat er auch seinen früheren Lehrherrn, der die Tragfähigkeit und den Kubikinhalt gewissenhaft zu berechnen weiß, in seine Dienste gezwungen, und in dem Sohn des verbrauchten Gehilfen zieht er sich einen neuen Helfer heran. So könnte er bauen nach Herzenslust, wenn sich nur die Gelegenheit böte; doch sie bietet sich nicht und im engen Hause der Schwiegereltern kümmert sein Sehnen thatenlos dahin. Hundertmal wohl hat er gewünscht, ein Feuer möge den alten Holzkasten verzehren, und er hat sich gehütet, in der Schornsteinröhre die Ritze auszubessern, weil sie die winzige Möglichkeit eines Brandes bot. Endlich erfüllt sich sein Wunsch, — doch nicht so, wie er ihn gewünscht hatte: nicht durch die Ritze bricht das Feuer aus, sondern in der Kleiderkammer; der ganze alte Hausrath verbrennt, der den Frauen so werthvoll ist; die Gattin selbst erkrankt und säugt die eben geborenen Knaben in den Tod. Durch den Brand, der ihm zum Bauen verhilft, wird Solneß ein berühmter, doch auch ein friedloser Mann: die Kleinen sind ihm gestorben, mit der kränkelnden Frau, deren Geschlechtsleben zerstört ist, kann er keinen Umgang mehr pflegen und dazu bedrängt ihn das nagende Gefühl, daß sein Wunsch es war, der das enge, doch behagliche Glück zerstört hat. Diese Vorstellung, der sein Verstand nicht wehren kann, wächst sich in krankhaftes Vermessen einer Gottähnlichkeit hinein und macht ihn blind für die Dinge seiner Umgebung: er wähnt, die Frau jammere den Kindern nach, und sie winselt doch nur über die verbrannten Puppen, über den verlorenen Plunder aus Urväterzeit; er glaubt, die berufene Mutter in

ihr erstickt zu haben, und die kaltsinnig beschränkte Pflichterfüllerin wäre doch nie eine Mutter geworden. Mit dieser Blindheit für die nächsten Dinge verbindet sich nun ein fatalistisches Ueberschätzen des eigenen Vermögens: Solneß hält sich für den Mann des Schicksals, dem Alles gelingt, der Alles wagen, Alles ausnützen und in stolzer Uebermenschlichkeit auch des Unmöglichen sich vermessen darf. Nie wieder, er weiß es, kann ihm die Frau gebären, aber er richtet drei Kinderstuben ein, denn dem Baumeister Solneß, dem so viel schon gelang, wird auch das Wunder der unbefleckten Empfängniß sich noch erfüllen, und reicherer Kindersegen, als er ihn verlor, wird ihm beschieden sein. Zugleich spielt er mit dem eitlen Gedanken des Künstler-Martyriums. Häusliches Glück, meint er, sei ihm geraubt, weil er der Allgemeinheit gehöre, ein Friedloser sei er geworden, weil ihn der Herr zu seinem Dienste berufen habe, Kirchen zu bauen zu seiner Ehre. Aber er will nicht dienen, auch dem Höchsten nicht, und als er zum ersten Male in seinem Leben den Schwindel überwunden und, nach altem Brauch, auf der Kirchthurmspitze von Lysanger den Richtkranz aufgehängt hat, als er oben steht und ihn der brausende Jubel betäubt, da kündigt er dem Herrn den Dienst und will ein freier Baumeister werden, auf seinem Gebiet ein Schöpfer wie Gott. Seitdem hat er nie wieder Kirchen gebaut, nur Heimstätten noch für Menschen.

So hatte Henrik Ibsen, der auch durch den „Brand" emporgekommen war, dessen Wünschen auch den modernden Plunder der Urväterzeit, den Gespensterglauben überlieferter Sitte, in Asche gelegt hatte, den Kirchthürschlüssel in den Fluß geschleudert und trotzend beschlossen, nach seinem Ebenbild Menschen zu schaffen und Heimstätten für diese Menschen. Einmal hatte er, vor Gottes Milde, den Schwindel überwunden und fühlte sich nun schwindelfrei auch für alle Zeit. Da versprach er, in frevler Ueberhebung, „das Gotteswerk, den Mann voll Mark, den neuen Adam, jung und stark", und verhieß den Frauen ein Wunderbares, das aus dem Puppenheim sie zu freier Menschlichkeit einst erlösen sollte. Der neue Adam aber wollte von dem anmaßlichen Schöpfer nichts wissen, nannte ihn kraftlos und lendenlahm, und die neue Eva tollte in ihres Erlösers stille Stube und forderte ihr Wunderbares, so gleich auf den Tisch.

Nicht anders war das Schicksal des Baumeisters Solneß. Das Leben hatte ihn enttäuscht, denn die Menschen wollten ja gar kein Heim, wollten „eine Art von Zufluchtstätte blos," und er kannte die Menschen auch gar nicht, denen er Heimstätten errichten wollte. Umsonst hatte er ringsum alle Kräfte niedergehalten und ein Glück sich gegründet, das er nun brennend empfand wie eine große hautlose Stelle auf der Brust: sein Beruf war verfehlt, weil er sich aufgemacht hatte, ein Bedürfniß zu befriedigen, das gar nicht vorhanden war, und in der Runde umheulte ihn

das Geschrei der Jugend nach ihrem jüngeren Recht. Die Jugend fürchtet der Baumeister, denn sie ist die Wiedervergeltung, sie zieht mit neuen Fahnen zu neuen Siegen aus, und deshalb verschließt er der Jugend die Thür, weil er davor zittert, ein neues Geschlecht könnte den alten Meister von seinem Platze verdrängen. Doch noch einmal narrt ihn sein Wähnen: die Wiedervergeltung kommt, und sie kommt von der Jugend, doch von der nicht, die ihn befehdet, — von der andern kommt sie, die bewundernd zu ihm empor zu blicken gelernt hat.

Semele kommt und will ihren Donnerer, den Jupiter, der den Blitzen gebeut, — denn nur Götter kann sie noch lieben.

Fräulein Hilde Wangel kommt, ein freches Nichts, und nichts bringt sie mit als ein Bündel schmutziger Wäsche, die im Hause des Baumeisters rasch rein gewaschen werden soll. Wo wäre dazu auch ein besserer Ort? Fräulein Hilde Wangel hat der Baumeister vor zehn Jahren droben in Lysanger geküßt und ihr, in gottähnlicher Tafelstimmung, ein fabelhaftes Königreich versprochen, wo sie an seiner Seite einst herrschen soll. Fräulein Hilde Wangel hat ihren Ibsen gelesen, hat von ihm das Auftrennen der sittlichen Maschinennähterei gelernt und die Verachtung des Durchschnittsmenschen, und all die Jahre hat sie sich in dem Gedanken gesonnt, einst die Königin zu sein und ihrem Dichter zur Seite zu sitzen, hoch oben auf freiem Söller, und auf das Gehudel da unten hinabzusehen, ohne zu gewöhnlicher Arbeit auch nur den Finger zu rühren. Dem Baumeister etwa Schreiberdienste zu thun wie die arme Kaja, die mit dem berühmten Brotherrn eine Liebschaft mit Aussicht aufs Standesamt träumt, — davon mag Hilde nichts wissen; sie will ihr Königreich, will ihren Gott, der sie ins übermenschliche Richtmaß gereckt hat. Ihn aber, den sie träumend auf stolzer Höhe immer gesehen hat, findet sie unten nun, in der Alltäglichkeit, umlauert von einer fragenden Frau, die ihn kurzweg beim Vornamen nennt, mit den schwarzen Flecken und faulen Malen der Kleinlichkeit, mit dem Neid des Alternden auf die Jugend, mit dem schwindligen Gewissen des kleinen Menschen, der jenseits von Gut und Böse sein wollte und der das Böse doch noch als Böses empfindet. Wäre Fräulein Hilde ein rechtes Weib, ein mitleidiges, eigener Schwachheit bewußtes, fremde Schwäche mit lindem Finger schonend nur streichelndes Weib, sie würde den phaetonischen Traum einscharren und den Schwindelnden vor steilem Aufstieg sorglich behüten. Fräulein Hilde aber kommt aus dem letzten Boot, das die Selbstsucht gerüstet hat und die herrische Laune, und ihren Baumeister will sie lieber zerschmettert sehen, ehe sie auf ihr Luftschloß verzichtet. Der Traum soll Leben werden, sollte der auch, der den Traum einst heraufbeschwor, dabei das Leben lassen. Und wie Frau Alving einst zum Pastor Manders kam, wie Hedda Gabler

an Eilert Lövborg die Macht ihrer Weiblichkeit erproben wollte, besser noch: wie eine Nora vor ihren Schöpfer träte und in ihm den Mann ihrer Wünsche forderte, den Wunderbaren, den sie auf Erden sonst nirgends entdecken kann —: so tritt Hilde Wangel vor ihren Baumeister hin und heischt mit trotzigem Anspruch ihr Königreich. Aber Solneß ist nicht Manders, nicht Lövborg; er verkriecht sich nicht hinter den Zaun enger Sitte, er berauscht sich nicht in unsauberer Brunst, sondern ehrlich und ernstlich versucht er, das Versprochene wahr zu machen und als der Große, der vom Schwindel Freie, seiner Jüngerin sich zu zeigen, lebend — oder tot.

Was hat er auch noch zu verlieren? Zehn Jahre lang hat er an einem neuen Hause gearbeitet, und nun weiß er, daß es für ihn kein Heim sein wird. Immer hat er in Selbstqualen Wollust gefunden, und nun hat ihn Hilde mit rohem Worte gelehrt, daß alle Qualen um nichts waren. Den Kirchenbau hat er aufgegeben, weil er mit Gott unzufrieden war; die Heimstätten für Menschen hat er verlassen, weil die Menschen zu ihrem Glück keine Heimstätten brauchen. „Das ist der ganze Abschluß, so weit ich zurückblicke. Nichts gebaut, im Grunde genommen, und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen". So steigt er hinauf, so schlingt er den Kranz um die Thurmspitze, so stürzt er, als von unten brausender Jubel erschallt, hinab auf die „niedrigen, verfallenen Häuschen", zwischen denen er gewohnt hat. Der Jubel stürzt ihn, der sein Gewissen rührt und ihn daran mahnt, daß „zwischen Himmel und Erde" sein Platz nicht ist, daß er den Himmel nur geträumt, auf der platten Erde aber gelebt hat. Frau Solneß, aus alter Zeit, fällt in Ohnmacht, „wie man damals zu thun pflegte". Die Jugend aber geberdet sich, wie Jugend eben mag, höchst egoistisch; der befreite Gehilfe und lachende Erbe, der mit den anderen grünen Jungen da ist, um zu sehen, wie der Meister nicht auf sein eigenes Haus hinauf steigen kann, spricht unter Schaudern: „Er vermochte es also doch nicht". Und Fräulein Hilde schwelgt in stillem, irrem Triumph: „Aber bis zur Spitze kam er. Mein, — mein Baumeister!" Denn er ist ja „für sie" gestorben und das verspritzte Hirn wird ihr stolzes Ideal nicht beschmutzen.

Als Henrik Ibsen nach langer Abwesenheit wieder in die Heimath kam, da brachte ihm Norwegens Jugend stürmischen Gruß und in Lied und Wort wurde er als ein leuchtendes Vorbild gefeiert. Damals sagte der Dichter, auch dieses Erlebniß solle einst in einer künftigen Dichtung sich spiegeln, und er fügte die Frage hinzu: „Wo ist unter uns der Mann, der nicht zuweilen einen Gegensatz zwischen Wort und Handlung, zwischen Willen und Aufgabe, zwischen Leben und Lehre in sich gefühlt und erkannt hat?" Darüber sind viele Jahre vergangen und nun giebt uns Ibsen ein

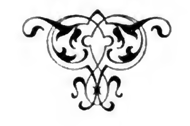
Gedicht, in dem der Gegensatz zwischen Leben und Lehre sich spiegelt, die Tragödie vom Dichter, der die Höhe der eigenen Weltanschauung nicht erklimmen, vom Baumeister, der auf seine eigenen Häuser nicht klettern kann.

Der Baumeister klettert hinauf, aber er weiß, daß er stürzen wird, und das Sterben bekümmert ihn nicht, wenn nur die Prinzessin ihr Luftschloß bekommt.

Und der Dichter?

Mit dem wilden Kampfe gegen den Himmel war es nichts und nichts mit dem Vermessen, dem Schöpfer ins Handwerk zu pfuschen. Die befreite Sklavin wurde die grausamste Tyrannin, weil sie die schwächste war, der entmännlichte Mann hatte mit der Brutalität auch die Kraft verloren und auch Semele im Korset wollte doch nur den donnernden Zeus umarmen. Der Verkünder der idealen Forderung wurde bei Tische der Dreizehnte und scheu wich ihm der Aberglaube aus, denn er brachte, so hieß es, nur Unglück. Ohne die Lebenslüge konnte der Durchschnittsmensch nicht athmen und in Ruhe sich regen, und dem Dichter selbst wurde das eigene Denken zu steil und er besann sich, daß er, der Heimstätten erbauen wollte, sein ganzes Leben unheimisch, zwischen fremden Möbeln, verbracht und ein paar alte Bilder nur sein Eigen genannt hatte. Was wird der Dichter nun thun? Vielleicht wird er auf die Sonnenseite des Daseins zu gelangen und mit lieblichen Träumen die Gewissensangst der Menschheit einzulullen versuchen, vielleicht den phantastischen Sprung von der Klippe des Willens auf den Felsen der Möglichkeit wagen. Er kann das Luftschloß mit der Grundmauer darunter erbauen, denn ihm ist nicht der Gehilfe gestorben, der auf die Berechnung von Tragfähigkeit und Kubikinhalt sich so ausgezeichnet versteht.

M. H.



Das heilige Lachen.

Heilig das Lachen des brausenden Sturms;
Heilig das Lachen der schäumenden Woge;
Heilig allein ist das Lachen der Kraft —
Der zuckende Blitz, der rollende Donner,
Das siegend erlösende Frühlingswehen,
Sie alle jubeln lachend empor
Zum Preise des schlagfrohen, grimmigen Gottes,
Des dröhnend lachenden Gottes Thor.

Heilig das Lachen des einsamen Denkers,
Des löwenäugigen Schöpfers des Worts,
Der ungebändigt, in stürmendem Anlauf,
Weihaltäre in Trümmer schlug
Und durch rauchenden Schutt, über modernde Kreuze
Zu blaß aufdämmernden, fremden Fernen
Gedankenleuchtende Pfade wies.

Heilig das Lachen des großen Einen,
Der, auf dem Haupte den Wodans-Schlapphut,
Auf den Schultern die beiden Raben,
Im rauschend uralten Sachsenwalde
Von ewiger Höhe hinunterschaut,
Wo er einst unter den Menschen gewandelt —
Neben ihm lastet thatlos der Speer,
Vor dessen Schütteln die Welt erzittert,
Und das wildumbuschte, gewaltige Auge
Sprüht lachende Blitze
Ueber die wankende Welt.

Seht ihr die klaffenden Risse am Werk?
Hört ihr die Fugen knistern und krachen?
Denkt ihr noch weiter mit Ammensprüchen
Zu bannen den dumpf aufdräuenden Sturm?
Die ihr die fressenden Wunden der Menschheit,
Die eisgrauen, angstvollen Fragen des Herzens
Mit schaalen Späßen und windigen Worten
Vor einem Parterre von Bierphilistern
Bewitzelt und euch gar etwas dünkt —
Schrillt euch im Ohr nicht das heilige Lachen,
Mit dem ein Gott einst den Marsyas schund?

Hamburg. Theodor Suse.



Gefängnißleben.*)

Es scheint mir, daß der Eindruck, den das Leben im Gefängniß hervorruft, vollständig von dem gefangenen Individuum abhängig ist. Einzelne fühlen sich äußerst niedergedrückt, aber das sind nervöse Leute oder Menschen, die dadurch mißgestimmt sind, daß sie von denen getrennt wurden, die außerhalb des Gefängnisses an sie gefesselt waren. Kurz und gut — ein subjektiver Grund.

Was mich selbst betrifft, so habe ich niemals das unheimliche Gefühl, mich im Gefängniß zu befinden, gekannt, das so oft von ehemaligen Gefangenen besprochen wird. Mir ist dieses Gefühl ganz fremd. Als ich in St. Petersburg verhaftet war und auf der Festung saß, war es mir sofort klar, daß ich dort in vollständiger Einsamkeit wenigstens zwei Jahre lang zu verbleiben haben würde, und ich ergriff meine Maßregeln danach. Ich traf Veranstaltungen, einen Kalender anzulegen, so daß ich das Datum wußte, und richtete mein Leben so ein, daß ich mich bei guter Gesundheit erhalten konnte. Eine Spaziertour von sieben Wersten oder fünf englischen Meilen täglich in drei Abtheilungen (die Zelle hatte einen Durchmesser von sieben Metern); zehn Minuten vormittags und zehn Minuten nachmittags Gymnastik mit dem eichenen Stuhl.

Aus kleinen Stückchen alten Zeitungpapiers, das jeden Morgen zum Hausgebrauch vertheilt wurde, machte ich mir einen Ball und spielte damit, zum großen Erstaunen der Soldaten, die mich — einen Mann mit langem Bart — nach meinem Papierball wie einen Schulknaben laufen sahen.

Ich nahm nämlich an, daß nur körperliche und geistige Energie es Blanqui ermöglicht haben konnte, achtunddreißig Jahre, und Bakunin — zum Theil an die Wand gefesselt — acht Jahre im Gefängniß zu verbringen und frischer herauszukommen als diejenigen, welche die reaktionären Jahre in Freiheit zugebracht hatten, und Zeuge des Niedergangs im Charakter ihrer früheren Freunde ringsum zu werden. Diese beiden großen Gestalten und ihre Leiden waren es, die meine Energie aufrecht hielten.

Ich sagte zu mir selbst: „Bilde Dir ein, daß Du auf einer Nordpolexpedition bist — eingefroren im Eise, wo die Theilnehmer gezwungen sind, zwei Winter in einer engen Kajüte mit schlechter Provision zu verbringen. Sie können sich nicht bewegen, aber sie sind genöthigt, ihre körperliche und geistige Energie aufrecht zu erhalten, und sie machen es wie der alte Parry oder Nordenskjöld mit „Sophies“ Mannschaft auf Spitzbergen.“

---

*) Aus einem Briefe, den Fürst Peter Krapotkin im Mai 1891 an den inzwischen verstorbenen norwegischen Anarchisten Arne Dybfest schrieb.

Mehrere Monate hindurch las ich, da man mir weder Feder noch Tinte gab, eifrig alle Bücher, besonders Rußlands Geschichte zwei-, dreimal durch — und begann eine Reihe von Erzählungen für das Volk aus unserer Geschichte, die nur ganz dürftig, selbst von unseren Revolutionären, gekannt ist.

Und als ich dann endlich Feder und Tinte (bis Sonnenuntergang) und Papier (das ich abgezählt wieder abliefern mußte, nachdem ich es beschrieben hatte) erhalten hatte, begann ich mein Werk über die Eiszeit umzuarbeiten und zu erweitern. Aber wenn ich diese Arbeit nicht gehabt hätte, hätte ich eine Sprache oder die höhere Mathematik zu studiren begonnen — irgend etwas —, um meinen Geist in Thätigkeit zu erhalten. Oder ich würde — faktisch that ich es später — mich zeichnen gelehrt haben. Gleichviel was, um mich nur in beständiger Thätigkeit zu erhalten.

Verschiedene unserer Genossen bewahrten diese glückliche Geisteskraft bis zum letzten Augenblick durch alle möglichen Mittel: einige, indem sie die sinnreichsten Pläne für wechselseitige Verbindung oder mit ihren Freunden in der Freiheit u. s. w. ersannen, während andere sich so tief niederdrücken ließen, daß es ein wahrhaftes Grauen war, später zu hören, wie elend sie geworden waren.

Alles beruht auf Einem selbst und auf der inneren Lebenskraft. Ich habe eine Freundin, die nur die besten Erinnerungen aus ihrem zweijährigen Gefängnißleben besitzt. Ihr einziger Kummer war folgender: Als sie mit ihren Genossen (durch Klopfen) zu laut zu sprechen begonnen hatte und sie dafür mit dem Aufenthalt in einem finstern Loche bestraft wurde, machte es gar keinen Eindruck auf sie; aber als man einst einige Blumen, die ihre Schwester ihr gebracht hatte und die auf dem Tische vor ihr standen, wegnahm und sie außerhalb der Zelle so aufstellte, daß die Gefangene sie doch sehen konnte, da wurde es ihr zuviel. Sie weinte und flehte, ihr die Blumen wiederzugeben. Das war ihr größter Kummer!

Wir hatten nicht einmal die Befriedigung, während der ersten anderthalb Jahre mit einander sprechen zu können. Wir waren viel zu weit von einander entfernt.

Wenn man die Jahre der Gefangenschaft als einen nothwendigen Theil seines revolutionären Lebens auffaßt — weßhalb sollte man sich dann niedergedrückt fühlen?

Nur äußere Ursachen wirken stark auf den Gefangenen. Eine solche Ursache war für mich die Verhaftung meines Bruders, über deren Gründe ich während eines Vierteljahres ohne jede Nachricht blieb. Das war die einzige harte Zeit, die ich im Gefängniß verlebte. Ich erfuhr, daß er verhaftet sei, aber nichts weiter, bis ich drei Monate später die Erlaubniß erhielt, den Besuch eines Verwandten zu empfangen. Und dies veranlaßte mich, daran zu denken, wie unglücklich Blanqui im Gefängniß gewesen sein muß, als seine Gattin starb. Das Leben im Gefängniß machte den Schmerz noch viel heftiger — obschon, recht bedacht: würde der Schmerz nicht eben so heftig in der Freiheit gewesen sein? Wer weiß! Vielleicht noch heftiger.

Das Einzige, worunter man im Gefängniß ernstlich leidet, ist der Mangel an Beschäftigung. Aber man muß diese zeitweilige Aufhebung der Aktivität als eine Vorbereitung zur späteren Wiederaufnahme der Arbeit nehmen.

Selbstverständlich wirkt das Gefängniß niederschlagend auf Geist und Körper — besonders (wie ich in meinem Buch beschrieben habe) durch den

Mangel an Eindrücken. Jede Energie muß daher auf die Dauer unterliegen, besonders wenn man sein Gehirn überanstrengt; dann tritt ganz natürlich Krankheit hinzu: Mangel an Zusatz von Sauerstoff zum Blut u. s. w. — Aber genau das Gleiche ereignet sich wohl auf einer Nordpolexpedition oder bei einem Mann, der sich Jahre lang in wissenschaftliche Arbeit ohne Verkehr mit lebenden Menschen und ohne ein starkes Anspannen menschlicher Lebensführung begräbt.

Diese kurzen Bemerkungen werden es erklären, daß ich niemals eine Zeile über die Leiden der Gefangenen geschrieben habe und, aufrichtig gesagt, stets Mißtrauen gegen all die „Schrecknisse" genährt habe, die einzelne Genossen zu schildern unternahmen.

Nervöse, schwache Leute leiden natürlich besonders, wenn sie ein Unglück betrifft oder, wenn sie in ein Leben von Abenteuern, Fatalitäten aller Art, Kämpfen und Niederlagen gestürzt werden. Im Gefängniß bereiten sie sich selbst unaufhörlich neue Verdrießlichkeiten. Sie gehen von einem überlegenen Auftreten zu nervöser Jämmerlichkeit über. Die Untersuchungsrichter benutzen dies augenblicklich. Sie plagen sie noch mehr; sie wissen, daß sie auf diese Weise das eine oder andere Zugeständniß aus ihnen herauszupressen vermögen, und sie spielen auf dieser Saite der Gefühlserregung. Oftmals treiben sie solche Menschen zu wirklichem Wahnsinn.

Wenn man dagegen fest und ruhig zu seinen Inquisitoren, Richtern und Gendarmen sagt: „Ich habe Ihnen nichts zu antworten, mein Herr; warten Sie nur die Verhandlung ab — da werde ich schon sehen, was ich zu sagen habe," dann fühlen sie, daß Kraft in dieser ruhigen Antwort liegt; sie hören auf, den Gefangenen zu plagen, und lassen ihn schließlich in Ruhe.

Diese goldene Regel wird oftmals vergessen, und dies wird dann die Quelle zu den schrecklichsten Leiden für viele Gefangene. „Um einen Freund zu retten," sagen sie etwas; sie antworten Ja oder Nein auf eine Frage, aber gerade dies ruft neue Fragen hervor. Bei dem Versuche, den einen Genossen zu befreien, wird ein Anderer in die Sache verwickelt u. s. w. Und der Gefangene wird bald zum Wahnsinn gebracht bei dem Gedanken, wie sich das Netz um ihn zusammenzieht und wie er einen Freund durch ein Wort zu viel dort und ein Wort zu wenig hier bloßgestellt hat .... Die Bemerkungen des Schreibers in Goethes „Egmont" müßten, wie auch Egmonts letzte Szene, in das Herz eines jeden Revolutionärs eingegraben sein.

Im Grunde giebt es so viel Leiden in der Welt, so viel Leiden in den hungernden Arbeiterfamilien, im Volke, das überall mißhandelt wird und vorzeitig stirbt und dessen Arbeit und Leben eine einzige Verzweiflung ist, — daß schließlich unsere Leiden in den Gefängnissen nur zu einem Tropfen gegen jenen Ozean des Elends aller Art werden. Je weniger man von unseren Leiden spricht — um so besser.

Peter Krapotkin.



Börsen-Aphorismen.

Ein neues Schooßkind ist da: der Provinzbankier! Jede Verfolgung konstruirt sich den bekannten Gerechten, dem kein Haar gekrümmt werden soll, und so versichern sämmtliche Befürworter der Börsensteuer, daß der Provinzbankier eine nützliche Institution sei, die von jener erhöhten Belastung nicht getroffen werde. Im Verlaufe der Debatte lernten die Provinzbankiers auch einen ganz neuen Freund kennen, nämlich ihren größten Konkurrenten, Herrn Siemens von der Deutschen Bank. Fast Alles, was dieser Mann gegen die Börsensteuer sprach, war vorzüglich, allein wenn jene Bankgeschäfte abseits von der Heeresstraße die Wahl haben könnten zwischen der Belastung durch einen großen Effektenstempel und dem Wettbewerb mit der Deutschen Bank, sie würden doch noch immer den Effektenstempel vorziehen.

* * *

Hat die Bank von Frankreich wirklich vorige Woche vor so ungeheuren Notenansprüchen gestanden, daß sie angesichts ihrer Maximalgrenze sogar Gold dagegen zurückweisen mußte? Die Minister wurden zwar rasch ängstlich und haben die Notengrenze Hals über Kopf von 3500 auf 4000 Millionen erweitert, aber wer weiß! Die Aktionäre der Bank von Frankreich, Allen voran Rothschild, ersehnten eine derartige Bereicherung ihres Privilegs schon geraume Zeit, allein der richtige Moment fehlte, wo dies ohne Gegengabe zu erreichen war.

* * *

Neue Blätter, nur zur Ausbeutung der Panama-Ausbeuter, sind in Paris merkwürdiger Weise noch nicht gegründet worden. Früher geschah dies regelmäßig, sobald z. B. eine Emission in Sicht war.

* * *

Das Würmchen im Crédit foncier müßte eigentlich längst zum Elephanten angeschwollen sein, wo man doch heute im Erkaufen der dortigen Blätter etwas pausiren muß.

* * *

Die deutsche Presse kann natürlich über so viel Verderbtheit aus ihrem Erstaunen gar nicht heraus kommen.

* * *

Komisch zu glauben, daß die Wiener Hausse von den Ministern Steinbach und Wekerle noch unterstützt werde. Diesen Herren können doch Zeichnungen aus ihren eigenen Ländern nur unangenehm sein, da sie fremdes Gold hinein haben wollen und nicht mit ihren einheimischen Baarbeständen gern Häuschen zu vermiethen spielen.

* * *

„Bleib ich?“ — „Bleib ich nicht?“ so fragt sich jetzt Herr von Taussig und hofft nach beendigter Renten-Emission die Staatsbahnobligationäre auch offen

„kränken“ zu können. Wer eben lange in Wien zu sagen hat, vergißt gar leicht, daß Oesterreichs Hauptstadt in Budapest liegt, — und daß Herr von Wekerle gesprochen hat.

* * *

Die Mühe Adalberts v. Rothschild um die Theilnahme der Boden-Kreditanstalt an den ungarischen Geschäften wird von ferner Stehenden ganz falsch begründet. Rothschild brauchte das Institut, denn dieses und nicht etwa die Kreditanstalt ist heute die feinste Bank der Monarchie.

* * *

Die Wiener Börse würde einen Rücktritt Taussigs von der Staatsbahn oder Bodenkreditanstalt oder von Beiden keineswegs aus Mitleid bedauern, sondern aus Selbstsucht. Er ist eben dort die einzige Persönlichkeit.

* * *

Wird das große Verkaufssyndikat zu Dortmund perfekt, so dürften wieder viele Solawechsel geschrieben werden, denn ohne starke Unterpfänder eines jeden Mitgliedes traut wohl Keiner dem Andern. Eine Doktorfrage, wie man solche Wechsel im Falle eines jähen Rücktrittes gegen das betreffende Mitglied einklagen könnte.

* * *

Sind nicht die neuesten Hoffnungen der deutschen Eisenindustrie auf russische Zollerleichterungen etwas zweischneidig? Die Zarenregirung findet die Haltung ihrer einheimischen Etablissements, die doch von der Laurahütte, den Rheinischen Stahlwerken, Krupp 2c. 2c. kommanditirt sind, zu schroff und droht nun, die Eisenbahnmaterialien gleichsam von den Muttergesellschaften direkt zu beziehen. Sobald uns Rußland Zollerleichterungen bietet, sollten wir sehr skeptisch sein. Gewöhnlich handelt es sich dabei um andere Dinge und wir sind die Ueberlisteten. Die eine Thatsache, daß Herr von Caprivi um jeden Preis mit einer freudigen Ueberraschung für unsern Handel hervortreten möchte, hat den Füchsen in Petersburg genügt, um die deutschen Unterhändler nun schon seit Monaten langen und bangen zu lassen.

* * *

Die Enthüllungen über die Banca Romana überraschen nur diejenigen welche die Warnungen aus Italien selbst seit Jahr und Tag nicht gelesen haben. Kein Kaufmann ist so leicht wie der italienische bereit, sein Vaterland zu lieben und dessen Papiere dem Auslande gegenüber als ganz besonders verkaufswürdig hinzustellen.

* * *

Worin besteht die Aehnlichkeit von türkischen und spanischen Fonds? Sie haben in Paris das selbe Hausse-Konsortium.

* * *

In Mexico und Buenos-Ayres bricht jetzt ein zahlreiches Nachfragen an, wo denn eigentlich Oesterreich-Ungarn liege und was an diesen Ländern gar so Werthvolles sei. Die neueste europäische Post hatte nämlich gemeldet, daß angesichts der Rentenconversionen von Oesterreich und Ungarn das Interesse für exotische Fonds stark zurückgeht.

Pluto.

Kommunales Manchesterthum.

Von Zeit zu Zeit erhebt man im Lager des sogenannten entschiedenen Liberalismus Klagen gegen die „Bureaukratie“, denn das gehört zum Programm. Weil in Preußen, Gott seis geklagt, das Beamtenthum stets als konservativ gilt, während es in der Regel doch nur gouvernemental ist, hat die Opposition in dem Beamtenthum von jeher den politischen Gegner bekämpft. Das hat alle Theile schwer geschädigt und besonders die Staatsbeamten in eine ganz schiefe Stellung gebracht; denn diese Dienstboten der Nation haben daraus ein Recht und eine Pflicht zu „politischer“ Stellungnahme hergeleitet, während sie nur das Recht und die Pflicht haben, die Staatsmaschine ihrem Amte entsprechend zu bedienen und im Gang zu erhalten. Im Uebrigen beruhen die Vorwürfe gegen die Bureaukratie meist auf unklarer Vorstellung: ein schneidiger Landrath oder Regirungspräsident, der seine amtliche Stellung mißbraucht, um für einen gouvernementalen Wahl-Kandidaten Stimmung zu machen, verletzt seine Pflicht, aber er ist darum noch lange kein Bureaukrat. Vielmehr kann man unter Bureaukratie nur verstehen jene formalistische, kurzsichtige Behandlung der Staats- und Amts-Geschäfte, die ohne Kenntniß der praktischen Bedürfnisse und der historischen und sozialen Zusammenhänge einseitig und subaltern die Dinge rein äußerlich erledigt. Ein höherer Beamter, der gründliches historisches Wissen und vor allem sozialpolitische Bildung nicht besitzt, ist Bureaukrat; daran könnte weder sein Freisinn noch seine sonstige Tüchtigkeit etwas ändern. Ueberhaupt steckt heutzutage, wo gegen die Bevormundungsucht und Ueberhebung des Beamtenthums genügende Kautelen gegeben sind, die gefährliche Bureaukratie ganz wo anders: im Parlament, im politischen Parteiwesen hat sich eine neue Kaste herausgebildet, die in unglaublicher Ueberschätzung ihrer Bedeutung und in hochmüthiger Unkenntniß des wirklichen Lebens eben dieses Leben nach Programmen lenken will. Schon den Pharisäern hat einst Jesus von Nazareth zugerufen, daß der Sabbath des Menschen wegen da sei, nicht der Mensch des Sabbaths wegen; gewissen Formularpolitikern im Parlament und in sonstigen repräsentativen Körperschaften will es aber nicht klar werden, daß selbst das geheiligte Budgetrecht oder ähnliche Idole des Liberalismus doch auch nur um des Volkes und seiner Glieder willen existiren und unmöglich Selbstzweck sein können.

Bureaukrat ist, wer die Zeichen der Zeit nicht zu deuten versteht; Bureaukrat ist, wer in engherziger und kleinlicher Isolirung die ungeheuren Umwälzungen des modernen Güterlebens verkennt. Und wenn gegenwärtig, wo der gemeinwirthschaftliche Betrieb immer weitere Kreise zieht und immer intensiver sich gestaltet, eine Verwaltung sozialpolitischen Erwägungen sich verschließt, wenn sie den getrockneten Unsinn manchesterlicher Doktrinen aufwärmt, anstatt den total veränderten ökonomischen Zuständen Rechnung zu tragen, wenn sie arbeitlosen Proletariern gegenüber sich auf die stupide Bourgeois-Weisheit der „Selbsthilfe“ zurückzieht —: dann ist sie bureaukratisch im schlechtesten Sinne und verdient herben Tadel — und Spott obendrein.

Der Oberbürgermeister von Charlottenburg, Herr Fritsche, hat neulich vor einer Arbeiter-Deputation eine Rede gehalten, die, so geschmacklos und unbedeutend sie an sich war, dennoch im Sinne dieser Betrachtungen eine gewisse Aufmerksamkeit verdient. Denn Herr Fritsche ist offenbar der vollendete Typus

jener manchesterlichen Bureaukratie, die sich namentlich in den städtischen Verwaltungen breit macht und zur unnöthigen Verschärfung der Gegensätze beiträgt. Auch hat der genannte Herr ungezählten Tausenden sicherlich aus dem Herzen gesprochen, und alle Krämerseelen blicken gewiß mit Stolz auf den beredten Anwalt bourgeoiser Interessen. In kurzen und schlagenden Worten hat Herr Fritsche die soziale Frage gelöst: ein Recht auf Arbeit und damit auf Existenz giebt es nicht; in Charlottenburg, wo der Oberbürgermeister höchstselbst mehr als acht Stunden arbeitet, ist jeder seines Glückes Schmied; alles Unglück kommt von den sozialdemokratischen Hetzern, und wenn die Arbeiter nicht immerfort Radau machten, wäre Alles in schönster Ordnung. Ueberhaupt aber ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.

Wenn man bedenkt, daß Charlottenburg eine Stadt von achzigtausend Einwohnern ist, in der sich in Folge der unmittelbaren Nähe Berlins ganz hauptstädtische Verhältnisse allmählich entwickelt haben, so muß man doch, Angesichts einer solchen Explosion begrenztester Voreingenommenheit, betrübt fragen, was das werden will. In den Ministerien, in den Staatsbetrieben und Verwaltungen sitzen vielfach Männer mit ausgesprochen sozialistischen Neigungen, oder wenigstens mit Verständniß für wirthschaftliche Entwickelung; in den großen Städten aber, bei den Hauptunternehmern, herrschen Ansichten, die eine geradezu verblüffende Unkenntniß der elementarsten Lehren politischer Oekonomie verrathen. Herr Fritsche verdiente wirklich mit seinen Ansichten ins rothe Haus von Berlin einzuziehen.

Der rührige, unermüdlich thätige Leiter der Charlottenburger Kommune wird voraussichtlich höchst erstaunt sein, daß man sein Verhalten in dieser Frage so hart bemängelt. Aus kleinen amtlichen Verhältnissen in seine jetzige Stellung berufen, hat er die beinahe amerikanische Entwickelung Charlottenburgs mitgemacht und ist sicherlich mit seinen höheren Zwecken nach und nach gewachsen. Aber er beweist aufs neue, daß die Städte bei der Wahl der leitenden Persönlichkeiten nicht nur auf Fleiß und Pflichttreue nebst der dazu gehörigen freisinnigen Gesinnung sehen dürfen, sondern, daß sie noch ganz andere Postulate stellen müssen. Sonst nimmt die Sache doch ein schlechtes Ende, und die großstädtische Selbstverwaltung geräth in die Hände eines philiströsen Banausenthums. An der Rede des Oberbürgermeister Fritsche könnte und müßte Frau Wilhelmine Buchholz ihre helle Freude haben. Es ist bekanntlich die Eigenart dieser wundervollen Dame, daß sie an Alles ihren Landsbergerstraße-Maßstab anlegt: an die europäische Politik wie an Bismarck, an das Forum Romanum wie an Napoleon. Mit der herzerquickenden Naivetät des Banausen verbindet sie die imponirende Sicherheit großstädtischer Kritik; in ihrer süßen Bornirtheit ahnt sie gar nicht, daß über die Dinge, von denen sie so nett plappert, manches Hirn sich zerquält hat, und daß mit ihnen und für sie große und gewaltige Menschen und Ideen geboren, gestorben und verdorben sind. Es ist das Urberlinerthum, das in Wilhelmine sich so typisch verkörpert; jener Geist, der schnoddrig und schnell sich mit den Dingen abfindet und sich in dem sonst in mancher Hinsicht gar nicht untüchtigen Fortschritts-Philister schließlich personifizirt.

Gewaltige Umwälzungen hat die moderne Technik und Produktionsweise im Erwerbsleben herbeigeführt; immer häufiger, immer stärker werden die Krisen, in denen Angebot und Nachfrage wechseln, und die stets vorhandene Reserve-Armee der Arbeitlosen drückt auf die Löhne selbst bei

sonst günstigem Arbeitmarkt. Immer heißer, immer erbitterter werden die Kämpfe zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; und während jener, um konkurrenzfähig zu bleiben, die Kosten der Produktion stets zu verringern bestrebt ist, sucht der Arbeiter auf jede Weise bessere Existenz- und Lohn-Bedingungen zu erzielen. Wie der Kampf enden wird — niemand weiß es; eine Literatur ist über diese Frage entstanden, die unser modernes Leben beherrscht und bezwingt. Und da verräth es doch eine geradezu ungeheuerliche Unwissenheit, eine durch nichts zu rechtfertigende Begrenztheit, wenn das Oberhaupt einer großen Stadt hungernden Arbeitern den Rath giebt, nicht den bösen Buben zu folgen, sondern hübsch artig zu sein. „Jetzt bittet Ihr um Arbeit", so etwa ruft Herr Fritsche aus, „aber sobald Ihr den ungeheuren Verdienst von 1 M. 75 oder 2 M. pro Tag habt, dann seid Ihr unverschämten Kerls frech genug, mehr als dieses fürstliche Einkommen zu fordern, und versteigt Euch sogar zu Strikes, um Euch mästen zu können". Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so tieftraurig wäre! Gewiß kann Herr Fritsche die sozialen Schwierigkeiten nicht beseitigen, aber seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist es, einmal nicht so unglaubliche Reden zu führen, die den Sozialdemokraten nur den Beweis liefern könnten, daß die herrschenden Klassen thatsächlich noch mehr unwissend als herzlos sind, und zweitens in seinem Wirkungskreis Alles aufzubieten, um zur Arbeit willigen Menschen Arbeit und damit Brot zu schaffen. Schon seit längerer Zeit wird in der Fachliteratur eingehend erörtert, wie die Kommunen ihren sozialpolitischen Aufgaben u. A. durch verständige Anordnung und Ausführung der großen baulichen Arbeiten gerecht werden müssen, und diese Frage kann jetzt, wo fast alle größeren Städte sich zu gewaltigen Unternehmungen rüsten, nicht ernsthaft genug erwogen werden. Hat denn Herr Fritsche keine Ahnung, daß es eine Wissenschaft der Volkswirtschaft giebt; schöpft er sein Wissen und seine Bildung nur aus der Lektüre liberaler Tageszeitungen? Dann kann ihm nur dringend gerathen werden, seine mehr als achtstündige Arbeitzeit im Bureaudienst schleunigst einzuschränken und reichliche Mußestunden auf national-ökonomische Studien zu verwenden; das ist doch noch wichtiger als etwa die Regelung des Nachtwachtwesens. Die einstweilen nur als Ideal aufgestellte Forderung des Achtstundentages behandelt Herr Fritsche lediglich im Stile der Stammtisch-Unterhaltung; daß es sich hier nicht nur um eine Prämie für die Faulheit handelt, sondern daß die Herabsetzung der Arbeitzeit ökonomisch schon um deswillen von ungeheurer Tragweite ist, weil sie die Konsumfähigkeit ungezählter Tausender verbessern könnte, das scheint Herrn Fritsche gänzlich unbekannt zu sein, dem man doch einmal rathen möchte, acht Stunden lang bei kärglicher Nahrung Steine zu klopfen. Das Vergleicheziehen wird ihm dann gewiß vergehen.

Und wie in der Schwesterstadt, so in der Residenzstadt Berlin: überall das gleiche trostlose Bild bourgeoiser Engherzigkeit und philistrischer Unbildung. Wir wollen uns nicht in sozialistische Bahnen lenken lassen, ruft man in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung aus, und verweigert mit diesem Schlagwort jedes vorausschauende Eingreifen in die Regelung großstädtischer Arbeitverhältnisse. Laissez faire, laissez aller, die Welt geht von selbst; — das Erwachen aus diesem trägen Rausche manchesterlicher Weisheit wird sicherlich einmal höchst katzenjämmerlich sein.

Notizbuch.

Für das Deutsche Reich wird die öffentliche Meinung wieder einmal in London fabrizirt. Wie immer, wenn es sich um Ereignisse handelt, die sich außerhalb Europas — und das heißt meistens auch: in Rußland — abspielen, kommt die gesammte Weisheit unserer Presse über den Kanal, aus den englischen Zeitungen. Neun Zehntel aller ausländischen Telegramme, mögen sie nun aus Taschkent, Kiew oder Port Said datirt sein, geben nur den Extrakt dessen, was am Tage vorher in den „Daily News“ oder im „Standard“ zu lesen war. Dieses Verfahren ist billig, aber es entspricht ganz gewiß nicht den hehren Pflichten, mit denen die Presse unaufhörlich renommirt; denn für Deutschland ist es am Ende doch ganz gleichgiltig, wie im Kopfe der Engländer sich die Dinge malen. Augenblicklich erzählt man uns allerlei Räubergeschichten über die **neuesten Vorgänge in Egypten:** durch vereinzelte Hintertreppenpolitiker soll der junge Khedive Abbas gegen die britischen Wohlthäter seines Landes aufgestachelt worden, das egyptische Volk soll in seiner ungeheuren Mehrheit durchaus britenfreundlich gesinnt sein, und Herr Gladstone, das Schooßkind der vereinigten Liberalen, soll sich als ein Meister der Staatskunst bewährt haben. Jeder Kenner des Nillandes weiß, daß in diesem papierenen Märchen jedes Wort eine geschwärzte Lüge ist. Die Engländer haben ihr Geldgeschäft, das muß selbst der Neid ihnen lassen, am Nil gut besorgt; der Haß aber, dem sie vom ersten Tage nach der Niederwerfung Arabi Paschas an begegneten, ist mächtig gewachsen, seit der schwächliche Khedive Tewfik Pascha sich zum unterthänigen Diener britischen Hochmuthes erniedert hatte. Namentlich die oberen Klassen der arabischen Bevölkerung empfinden es als eine nationale Schmach, daß in der Citadelle, die Kairo beherrscht, nicht ihr Landesherr, sondern ein englischer Kommandant Befehle ertheilt, und ihr Unwille wird erregt, wenn sie sehen, wie dicht am Fuße der Pyramiden von Gizeh ein hochmodernes englisches Hotel mit Mail-Coatch und Tennis-Platz sich aufgethan hat. Der Egypter ist nicht der Mann nüchterner Erwägungen, er ist zunächst ein in üppiger Phantasie schwelgender Orientale, der Franzose des Orients, und deshalb schwärmt er heute noch für Ismail Pascha, der in Kairo alle Wunder moderner Kultur entstehen ließ und die Stadt zu einer einzig gearteten Sehenswürdigkeit umschuf, — freilich um den hohen Preis der Verschuldung des Landes. Alle Sympathien der Egypter gehören den Franzosen, alle Antipathien den Engländern, die wie ein schwerer britischer Nebel auf dem sonnigen Lande lasten und ihm außer dem Sultan noch eine zweite Tributarmacht aufgebürdet haben. England konnte seine beherrschende Stellung am Nil nur behaupten, wenn der Gedanke an eine Beendigung der Occupation niemals aufkam; diesen Gedanken aber haben gerade die Liberalen, hat die Partei Gladstone-Dilke-Labouchere eifrig genährt, und deshalb versucht nun der junge Abbas, der populär sein möchte, wieder die Rolle eines selbständigen Herrschers zu spielen. Lord Roseberry hat den geschwätzigen Gladstone jetzt zu einiger Energie aufgerüttelt; aber der brutale Erfolg, den England durch seinen unrechtmäßigen Eingriff in die freie Ministerwahl des Khedive für den Augenblick erzielt hat, kann die Schäden doch nicht verhüllen, die hier wiederum der gefährliche Phrasenschwall liberaler Programme verursacht hat.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.



Die Marschall-Inseln.

Drei kommandirende Generäle haben den Toast, den sie am Geburtstage des Kaisers nach altem Brauch auszubringen hatten, zu politischen Betrachtungen benützt, und ein vierter General, der vielleicht auch bald wieder kommandiren wird, hat sich ihnen mit einem militärisch-politischen Zeitungartikel angeschlossen. Die vier Herren empfehlen eindringlich die neue Militärvorlage, weil sie die Zeiten für sehr ernst halten und der Meinung sind, das Deutsche Reich müsse seine Wehrfähigkeit bis an die wirthschaftlich erreichbare Grenze entwickeln. Nachdem das Gerücht von den dissentirenden Stimmen hoher Offiziere geschäftig verbreitet und offiziell durch den leitenden General zuerst und dann durch die Neujahrsrede des Kaisers bestätigt worden war, mochte es den Generälen wohl nützlich und nöthig erschienen, ihrer Uebereinstimmung mit der geplanten Heeresreform möglichst demonstrativen Ausdruck zu geben. Daß die Herren in diesem Bemühen kleine Digressionen in das politische Gebiet machten, hat ihnen den nicht allzu gefährlichen Unwillen der sogenannten bürgerlichen Demokratie zugezogen. Die liberale Leibgarde des Grafen Caprivi will in ihren Reihen eben nicht den Glauben aufkommen lassen, daß patriotische Männer, die des Königs Rock tragen, heute das Bedürfniß empfinden, durch einen geschickten Flanken-

marsch die Schwächen einer auswärtigen Politik zu verdecken, die von dem Hause Wilhelmstraße 76 aus weniger geleitet als gelitten wird.

Dieses unscheinbare Haus war früher eine Sehenswürdigkeit, die der Fremde stets in bangem Bewundern anstaunte, wenn der Führer ihm sagte: Da wohnt Bismarck und nebenan, Nummer 76, ist das Auswärtige Amt. Von hier aus also, dachte dann wohl der Belehrte, wird das feine Gewebe gelenkt, das die deutsche Diplomatie durch die Welt gesponnen hat; hier werden gefährliche Knoten leise und langsam gelöst oder mit scharfem Stahl auch durchhauen, hier werden neue Fäden angeknüpft und die Leitungen sorgsam behütet, die aus allen Himmelsgegenden den Wiederhall politischer Stimmungen nach dem deutschen Central-Amt tragen. Und gegen dieses Haus richteten sich auch die Angriffe, die an das weiter zurück liegende Reichskanzler-Palais sich nicht heranwagten, und die Stürme, denen Fürst Bismarck mit einer Geberde gebot, suchten das junge Haupt des Grafen Herbert Bismarck zu zausen.

Damit ist es nun vorbei. Das politische Central-Amt liegt nicht mehr in Berlin, und wenn von wichtigen Wendungen der deutschen Politik jetzt gesprochen wird, dann richten die Blicke sich nach dem Kaiserschlosse an der Spree oder nach den Herrensitzen, wo der Kaiser Erholung sucht. Von einem Jagdschlosse aus wurde die Ernennung des Generals von Werder zum Botschafter in Petersburg dekretirt — eine Ernennung, die noch weit erfreulicher wäre, wenn dem mit den militärischen und höfischen Verhältnissen des Zarenreiches vertrauten General hervorragende diplomatische Hilfskräfte zur Verfügung ständen —; und während der Reichskanzler phantastische Zweifrontenkriege schlug, gedachte der Kaiser der deutsch-russischen Beziehungen mit einer Wärme, die einem Privatmanne die ganze Meute der feigen und schmutzigen Denunzianten auf die Hacken hetzen würde. Dem Fremden aber, der dem Hause Wilhelmstraße 76 vorübergeht, werden allenfalls einige Witze erzählt, mit denen die goldene Jugend der Attachés und Legationssekretäre ihre reichliche Muße verkürzt: der Scherz vom ministre étranger aux affaires oder die Geschichte von den Marschall-Inseln, auf denen außer Kopra nennenswerthe Erzeugnisse nicht wachsen.

Die gute Norddeutsche Allgemeine, die den neuen Männern viel Zärtlichkeit und noch mehr weißes Papier zur Verfügung stellt, hat neulich einen allerliebsten Einfall gehabt, für den Herr Pindter eigentlich

zum nächsten Ordensfest vorgemerkt werden sollte. In ihrem politischen Theil gedachte sie der politisch doch kaum sehr bedeutenden Thatsache, daß der General-Intendant der königlichen Bühnen seinen fünfzigsten Geburtstag beging, und daß er, der früher heftig angefeindet wurde, bei diesem Anlaß gehäufte Lobsprüche erntete. „Ein solcher Erfolg“, so fuhr das allgemeine Blatt der Herren von Caprivi und Ohlendorff dann fort, „kann Allen, deren ernstes Streben sich anfangs nicht des Beifalls der sogenannten öffentlichen Meinung zu erfreuen hatte, zum Troste gereichen“. Die rührende Selbstverständlichkeit, mit der hier ein Hofbeamter den Ministern gleich gestellt wird, ist in der Zeit des erneuerten Fackeltanzes recht interessant; aber der geschätzte Verfasser der Trostnotiz hat doch zwei nicht ganz unwichtige Umstände vergessen: erstens, daß seine Schützlinge sich gerade anfangs des Beifalls der sogenannten öffentlichen Meinung zu erfreuen hatten, und zweitens, daß der gefeierte Intendant für das Fach, in dem allein er Beträchtliches geleistet hat, nämlich für die Leitung des Opernwesens, aus seiner früheren Thätigkeit als Komponist und ausgezeichneter Klavierspieler schon einen gebildeten Geschmack und einige Erfahrung mit brachte. Diese Eigenschaften aber sind es gerade, die den von schönstem Eifer beseelten Bewohnern der Häuser Wilhelmstraße 77 und 76 fehlen; und deshalb werden sie, wenn sie eine siebenjährige Amtsthätigkeit überhaupt erreichen sollten, kaum die Freuden des Intendanten erleben, der vorher nicht nur Soldat gewesen ist oder nur Jurist.

Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Freiherr Marschall von Bieberstein, hat sich neulich im Reichstag zu einer sehr ausführlichen Vertheidigung der Handelsverträge veranlaßt gesehen, deren Geburtstag ja auch in diese Tage fiel. Die Vertheidigung war etwas resignirt; sie bestritt nicht die erhebliche Schmälerung der Reichseinnahmen durch die Herabsetzung der Getreidezölle, nicht die Schädigung der deutschen Landwirthschaft, die nach der sehr einleuchtenden Darstellung des Grafen Kanitz heute zum großen Theil billiger verkaufen muß, als sie produziren kann, nicht die Steigerung der Unterbilanz in den Exportzahlen des letzten Jahres um 88 Millionen Mark. Der Vertheidiger meinte nur, nach dem 1. Februar 1892 hätte ein wirthschaftliches Chaos gedroht und das Deutsche Reich hätte, im Angesicht der politischen Haltung Frankreichs und der Vereinigten Staaten, sich in einer Nothlage befunden, aus der ein Weg gefunden

werden mußte. Ob dieses Chaos Deutschland mehr als andere Staaten bedrohte und ob es einen den landwirthschaftlichen und industriellen Interessen des Reiches günstigeren Ausweg wirklich nicht gab: diese Fragen mögen einstweilen ruhen. Charakteristisch ist an der Rede des Herrn von Marschall nur, daß sie, genau wie die Militärreden des Kanzlers, eine Zwangslage des Deutschen Reiches als etwas unabänderlich Gegebenes hinstellt und der Erwägung nicht zugänglich erscheint, daß eine produktive Politik sich von den Ereignissen nicht drängen und überrennen zu lassen hat, sondern daß ihr die Aufgabe entsteht, diese Ereignisse in gangbare und bequeme Bahnen zu leiten. Das ist das unterscheidende Merkmal des alten und neuen Kurses: früher schob man in Berlin, jetzt wird man geschoben, — wenn man auch immer noch zu schieben glaubt.

Und doch war Herr von Marschall hier noch in seinem Element und er vermied es klüglich, die dem Staatssekretariat des Auswärtigen doch eigentlich nahe liegenden politischen Folgen der Handelsverträge, etwa in der Tonart des Grafen Caprivi, zu rühmen. Mit Zollfragen hat er sich, in Gemeinschaft mit seinem juristischen Kollegen und Landsmann, dem Freiherrn von Buol-Berenberg, schon 1878 als Staatsanwalt in Mannheim beschäftigt und die schutzzöllnerische Bewegung in Süddeutschland verdankt dem jetzigen Befürworter der Handelsverträge nicht wenig. Sonst trat Herr von Marschall politisch nur durch den Versuch hervor, neben den badischen Ultramontanen, denen der Kammerherr und Landgerichtsrath von Buol angehört, eine evangelisch-kirchliche Partei zu begründen, deren Ziele ungefähr in der Richtung des Zedlitzschen Schulgesetzes lagen. Herr von Marschall hatte Unglück: was er in Mannheim erstrebte — Hochschutzzoll und Hochkirchlichkeit —, darauf mußte er in Berlin verzichten; aber seine bewegliche Natur gestattete ihm, in ungewöhnter Situation sich zurecht zu finden. Und schließlich war es doch auch wiederum ein Glückszufall, der den mit dem vornehmen Geschlecht derer von Gemmingen verschwägerten Ersten Staatsanwalt zum badischen Gesandten in Berlin und Mitglied des Bundesrathes zuerst und dann gar zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt machte, als Graf Herbert Bismarck auf seinem Abschied bestand.

Die Herren, die schon im Spätherbst des Jahres 1889 an die Vertheilung des bismärckischen Erbes dachten, hatten zunächst eine

andere Kombination geträumt. Sie kannten die fast freundschaftlichen Beziehungen des Kaisers zum Grafen Herbert, dessen unermüdliche Thätigkeit auch den Versuch unmöglich machte, ihn etwa — wie seinen Vater — für einen zur Arbeit unfähigen Morphinisten auszugeben, der dringend der Ruhe bedürfe. Während Herrn von Boetticher von den Ministermachern der Hintertreppe die Leitung der preußischen Geschäfte zugedacht war, sollte also Graf Herbert ins Kanzlerpalais einziehen, wo ihm, so rechneten die klugen Herren, die Opposition bald das Leben verleiden würde. Man braucht ja auch wirklich vor freisinnigen Ohren nur den Namen des jüngeren Bismarck zu nennen, um allsogleich ein Geschimpfe über einen entsetzlichen Nepotismus und zwei Minuten später mit unfehlbarer Sicherheit die beiden Donnerworte zu vernehmen: Wohlgemuth und Samoa. Daß Graf Herbert mit dem Wohlgemuth-Handel, für den Fürst Bismarck gern die Verantwortung trägt, nicht das Geringste zu thun hatte, daß alle Aktenstücke in dieser Angelegenheit die Unterschrift des Fürsten tragen, dessen Sohn gerade damals von der Samoa-Konferenz in Anspruch genommen war: davon spricht man eben so ungern wie von der außerordentlichen Schwierigkeit, an der Leitung der auswärtigen Politik mitzuwirken, so lange der Reichskanzler Bismarck heißt und der Staatssekretär nichts sein kann als ein erster vortragender Rath. Der Vater brauchte einen absolut zuverlässigen, einen von der Großfinanz und von fremder Diplomatie unabhängigen, einen mit seinen Intentionen vertrauten und der damals noch ungeheueren Arbeit gewachsenen Mann; und da, wie man heute sieht, ein solcher Mann nicht ganz leicht zu finden ist, mußte der Sohn sich in die Bürde bequemen. Sehr widerwillig, denn er wußte wohl gleich, daß man sich bemühen würde, in ihm den Prügelknaben für den unnahbaren Vater zu finden, und er hätte die angenehmere und auch freiere Thätigkeit als Botschafter sicherlich einer so undankbaren Herausstellung vorgezogen.

In dem Augenblick, wo in die geträumte Kombination Herbert Bismarck-Boetticher, die nur als ein Uebergang zu vereinfachter Firmirung betrachtet wurde, der Name Caprivi einbrach — und das geschah fast genau vor drei Jahren —, da gewann das Staatssekretariat des Auswärtigen sofort erhöhte Bedeutung. Ganz natürlich, denn ein General als Reichskanzler war auf einen erfahrenen diplomatischen

Berather angewiesen. Um so größer war das Erstaunen, als, nachdem Graf Herbert allen Versuchungen widerstanden und, zum Entsetzen aller geheimen Ministermacher, an die Macht, die doch so süß sein soll, sich gar nicht geklammert hatte, Herr von Marschall auf dem Plan erschien, in allen Fragen hoher Politik ein unerfahrener Neuling. Allgemein hatte man geglaubt, der Unterstaatssekretär Graf Berchem, der mit den Verhältnissen genau bekannt war und als bayerischer Katholik zum Centrum sehr werthvolle Beziehungen unterhielt, würde zum Chef des Auswärtigen Amtes aufrücken, und jedenfalls war er, da Graf Hatzfeld und Herr von Radowitz nicht mehr in Betracht kamen, „der Erste dazu". Ob es nun badische Einflüsse waren, ob der Wind damals noch in anti-centraler Richtung pfiff: genug, Graf Berchem mußte zurückstehen und er war zu dem Glauben geneigt, als Katholik gemaßregelt zu sein. In das Haus Wilhelmstraße 76 hielt Herr von Marschall seinen Einzug, und wenn er auch etwas bänglichen Gratulanten erklärte, er sei um die Bewältigung seiner schweren Aufgabe gar nicht besorgt, so hielt er Sorglosigkeit doch wohl nicht für das einzige Requisit, dessen ein Minister der Auswärtigen Angelegenheiten bedarf, und er war bestrebt, sich den erfahrenen Unterstaatssekretär zu sichern.

Das war nun nicht ganz leicht, denn Graf Berchem fühlte sich übergangen und ließ sich zum Bleiben erst bewegen, als ihm, einige Jahre vor der sonst üblichen Anciennetät-Grenze, der Wirkliche Geheime Rath und die immer verlockende Excellenz verliehen war. Doch nicht lange vertrugen sich Baden und Bayern auf den Korallenriffen der Marschall-Inseln; Graf Berchem nahm, im glücklichen Besitz des neuen Charakters, seinen Abschied und wieder waren bald die Häuser Wilhelmstraße 77 und 76 in wichtigen Gemächern verwaist: dort fehlte Herr von Rottenburg, der wie ein schwerer Felsblock vor der Schwelle des Fürsten Bismarck gelagert hatte, hier fehlte Graf Berchem, der das Räderwerk der diplomatischen Maschine lange und aufmerksam studirt hatte. Das Suchen begann. Die Bedeutung des Unterstaatssekretariats sollte gehoben und für diesen Posten, wenn irgend möglich, ein Gesandter geworben werden. Aber das Klima der Marschall-Inseln übte geringen Reiz; Herr von Alvensleben, der Vertreter des Deutschen Reiches in Brüssel, öffnete den Klopfenden nicht, und so verschrieb man endlich Herrn von Rotenhan, den

Deutschen Gesandten bei den La Plata-Staaten, der gewiß überglücklich war, aus dem Bereich des gelben Fiebers, des argentinischen Krachs und der Sumpfluft wieder in eine gemäßigte Zone und in gesundere Lebensbedingungen zu kommen. Seitdem regiren im Auswärtigen Amt zwei Herren, die früher die Wetterbildungen der europäischen Politik von immerhin ungewöhnlichen Plätzen aus beobachtet haben: in Mannheim der Eine, der Andre in Buenos-Ayres. Ueber — oder eigentlich neben — ihnen aber waltet und herrscht der frühere kommandirende General des zehnten Armeecorps, und alle drei Herren wundern sich höchlichst, wenn das einst unbegrenzte Vertrauen in die erfahrene Leitung der auswärtigen Politik einige Erschütterung zu zeigen beginnt.

Für die Ueberlebenden aus der Zeit des alten Kurses, für die Herren von Holstein, Kiderlen-Wächter und Kayser, mag das Revirement vom Jahre 1890 am Ende nicht ganz unerwünscht gewesen sein und sie mögen es auch nicht ganz ungern gesehen haben, als Herr Rudolf Lindau, der in der Anfertigung höfischer Briefe in fremden Sprachen, im Verkehr mit der Presse und in ähnlichen Liebesdiensten hohen Ruhm erworben hatte, aus dem Reichsdienst in den Dienst des Herrn von Bleichroeder überging und in Konstantinopel Gelegenheit fand, mit einem alten Freunde und neuen Diplomaten beim Skat angenehme Erinnerungen an gemeinsame Berliner Erlebnisse aufzufrischen. Bei neuen Fabrikleitern sind alte Arbeiter immer sehr beliebt, die den Betrieb aus früherer Zeit kennen und die den etwas verlegenen Chefs mitunter doch mit einem bewährten Geschäftskniff behilflich sein können; so ein alter Arbeiter hat keinen Ehrgeiz; er will nicht Direktor, will kaum Inspektor werden und giebt sich seelenvergnügt mit dem Einfluß zufrieden, den er ganz still, im Verborgenen, übt. Auch Herr von Holstein, dessen Einfluß dem Kenner der Coulissen seit einiger Zeit nicht selten bemerklich wird, pflegt gern zu erzählen, daß er ohne Ehrgeiz ist und weder eine Rangerhöhung noch ein Erscheinen bei Hofe wünscht. Er bleibt hinter der Szene, wo für seine vielseitigen Fähigkeiten reichliche Verwendung ist, und ehe noch der Vorhang aufgezogen wird, taucht er ins geheimnißvolle Dunkel zurück und sucht zu vergessen, daß er im Hause Bismarck früher ein gern gesehener Gast war und daß die ziemlich bestimmte Aussicht, ihn dort zu treffen, seinen einstigen Kollegen Lothar Bucher häufig von Besuchen

zurückhielt. Lothar Bucher, den man Bismarcks rechte Hand genannt hat, liebte Herrn von Holstein, von dem noch allerlei Interessirendes zu erzählen wäre, nicht sehr und er ahnte doch nicht, daß der Gegenstand seiner leisen Antipathie einstmals eine von den drei rechten Händen sein würde, über die Bismarcks Nachfolger und Verfolger heute verfügt.

Wie diese drei rechten Hände jetzt die Arbeit vertheilen und versehen, wie sie, seit der geschickte Praktiker Lindau von dem professoralen und gar nicht skrupelsreien Herrn Konstantin Rößler abgelöst worden ist, auch auf die Presse und den Verkehr mit fremden Korrespondenten ihre Geschäftigkeit erstrecken, das steht in einem anderen Buch und braucht einstweilen nicht aufgeblättert zu werden. Ob der eine Herr wirklich einen amerikanischen Kabel-Journalisten nach gar nicht vorhandenen Beziehungen zum Hause Bismarck inquirirt hat, ob der andere Herr früher oder später von dem Interview Kenntniß hatte, dem Graf Waldersee in der Schweiz zum Opfer fiel: diese und ähnliche Fragen bieten vorläufig kein tiefer reichendes Interesse. Höchstens könnte man noch der Thätigkeit des Herrn Geheimraths Kayser gedenken, der, als ehemaliger Jurist seinen militärischen und juristischen Chefs unterstellt, heute die Geschicke der deutschen Kolonialpolitik leitet und lenkt und der, da an einen der zahlreichen Negerkönige wieder einmal ein amtliches Schreiben gerichtet werden sollte, telegraphisch bei einem Hamburger Hause anfragen ließ, ob in diesem Falle die Anrede Majestät oder Königliche Hoheit laute.

Ueberhaupt entwickelt sich von und nach den Marschall-Inseln, wo neue Herren mit alten Berathern sich emsig tummeln, ein immer regerer telegraphischer Verkehr. Im Spezial-Etat des Auswärtigen Amtes könnte man die merkwürdige Entdeckung machen, daß die Depeschenkosten nicht unbeträchtlich gestiegen sind; und gleichzeitig hat sich die Zahl der diplomatischen Berichte verringert. Soweit diese Berichte offiziell sind, wenigstens; denn Privatbriefe sollen in mehr als genügender Menge gewechselt werden und es soll sich der Brauch eingebürgert haben, die offiziellen Berichte den Berliner Stimmungen nach Möglichkeit anzupassen. Sicher ist, daß, wie die berühmten Erlasse gegen Bismarck und die Weisungen an Herrn von Bülow in Sachen der verbrannten Welfenfonds-Quittungen, auch andere zeitlich nicht gerade dringende Informationen auf dem gar nicht mehr un-

gewöhnlichen Wege des elektrischen Drahtes befördert wurden. Unfreundliche Beurtheiler könnten diese Thatsache mit der den jetzigen Bewohnern der Häuser Wilhelmstraße 77 und 76 mangelnden diplomatischen Routine in Zusammenhang bringen und darauf hinweisen, daß der Depeschenstil gestattet, von allen feineren Nuancirungen im Ausdruck und von jeder subtileren Wiedergabe bestehender Stimmungen abzusehen, und daß Nuancen und Subtilitäten im Verkehr der Völker oft eine entscheidende Rolle spielen. Aber warum soll man so freundliche Herren unfreundlich beurtheilen? Sie haben gewiß den besten Willen, als treue Diener treulich ihre Pflicht zu thun, und es ist ganz sicher nicht ihre Schuld, daß sie, die von der Truppe oder vom Landgericht, von Mannheim oder von Buenos-Ayres kommen, mitunter sich in der Richtung irren und glauben, nach Konstantinopel könne man durchs Brandenburger Thor marschiren.

Kommandirende Generäle kann der Verdacht eines unfreundlichen Urtheils über die Leiter der Politik nicht treffen; und doch hat ein kommandirender General die festliche Lust des Kaisertages mit den düsteren Worten durchbrochen: „Ich kann es nicht unterlassen, auszusprechen, daß mancher nicht mit der früheren Freudigkeit hier erschienen ist. Gar mancher hegt bange Sorgen um die Zukunft, und ich kann nicht sagen, daß diese Sorge überflüssig erscheint. An unserem politischen Horizont ziehen sich die Wolken immer dichter und dichter zusammen, und in nicht ferner Zeit wird das Wetter ganz gewiß hereinbrechen. . . . Der Krieg kommt!“ Daß diese Ansicht einer patriotischen Besorgniß entspringt, wird Niemand, daß sie für die politischen Wagenlenker schmeichelhaft ist, wird Jeder bezweifeln. Den Krieg hat Fürst Bismarck einmal, in Erinnerung an Clausewitzs berühmtes Wort, eine Fortführung der Politik unter veränderten Umständen genannt und er hat auch gesagt, mit juristischen Beweisen ließe sich auswärtige Politik nicht treiben. Heute besteht die sehr ernste Gefahr, daß militärische und juristische Anschauungen auf die Politik einen bestimmenden Einfluß üben, und wir erleben das nicht besonders erhebende Schauspiel, am politischen Himmel beständig, gleich einer drohenden Ruthe, den Kriegskometen erscheinen zu sehen. Wenn diese wachsende Kriegsbeängstigung fortdauert, mit ihren lähmenden Wirkungen auf Handel und Wandel, mit ihrer Förderung parlamentarischer und journalistischer Kriegsschaumschlägerei, dann wird das deutsche

Volk bald solchem Schrecken ohne Ende das Ende mit Schrecken vorziehen.

Die Herren in der Wilhelmstraße werden nicht für Zeitungschreiberei bezahlt und auch nicht für die Abwehr der staatsgefährlichen Bestrebungen des Fürsten Bismarck, sondern dafür, daß sie die politischen Wetterzeichen sorgfältig beobachten und gegen jeden Wetterwechsel rechtzeitig ihre Vorkehrungen treffen. Durch ihre diplomatischen Leitungen, die dem Volke Geld genug kosten, sind sie in die Lage versetzt, einen drohenden Umschlag der Stimmungen früh zu erkennen, und das Volk darf verlangen, daß ihm bündig und unzweideutig gesagt wird, was es zu hoffen, was es zu fürchten hat. Sind die Befürchtungen so groß geworden, dann wird die Nation kein Opfer für ihre Wehrfähigkeit scheuen, auch ohne daß selbst bei festlichen Anlässen die Person des Monarchen für Militärforderungen eingesetzt wird; dann aber wird auch die Frage brennend, ob die Besatzung der Marschall-Inseln nicht zur Ablösung reif geworden ist und ob es sich nicht empfiehlt, wie hier neulich schon vorgeschlagen wurde, die auswärtige Politik vom Kriegsminister im Nebenamt besorgen zu lassen. Dahin sind wir ja doch schon gekommen, daß die höchsten Reichsbeamten in der Militärkommission phantastische Schlachten schlagen, während die Generäle ihre politischen Sorgen in Tafelreden entladen.

Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Wunderlich genug sieht es in der Wilhelmstraße aus und so ziemlich Alles hat sich in den drei Jahren verändert, seit der von seinen Geschöpfen eilig verlassene Gewaltige dort seinen Auszug hielt und die neuen Herren in neuer Thätigkeit mehr freie Zeit als jemals die alten fanden. Nur der fast auch schon historische Einspänner hält noch vor der Thür des Hauses Wilhelmstraße 76 und der Kastellan blickt spähend zum Himmel empor, um zu erkunden, ob morgen Schnee oder Regen zu erwarten ist. Wenn die Norddeutsche wieder einmal eine Trostnotiz braucht, sollte sie nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß in den subalternen Stellen wenigstens die alte Tradition sich erhalten hat.



Die Deutsch-Liberalen.

Man sagt, daß die dreizehnjährige Amtsführung des Grafen Taaffe die Zeit des Niedergangs des Deutschthums in Oesterreich sei. Die Wahrheit dieses Wortes soll nicht bezweifelt werden; damit aber die Schilderung eine zutreffende sei, muß noch die andere Wahrheit hinzugefügt werden, daß die Deutschen mit besonderem Talent die Kunst übten, das Unglück auf sich herabzuziehen. Was will man mehr? Nach dreizehnjähriger Angst vor den Absichten des Ministerpräsidenten sind sie über diese Absichten noch immer im Zweifel und leben in Ungewißheit, ob Graf Taaffe überhaupt zu einem bestimmten Ziele hinstrebe und welches dieses Ziel sei. Und heute wie zu Beginn der dreizehn Jahre fragen sie aus Unkenntniß der Natur seiner politischen Methode, ob er sie als Partei wirklich auf den Tod haßt und vernichten will, oder ob nicht dennoch ein Ausgleich des zwischen ihnen und ihm schwebenden Gegensatzes möglich ist.

Sie sind eben stark und klar denkende Geister — wie sie es schon im Jahre 1879 bewiesen, wo sie aus Opposition gegen die Einverleibung Bosniens das Ministerium Auersperg zerbrachen, ein Ministerium ihrer eigenen Partei. Nicht von dem Nutzen oder Schaden der Okkupation soll hier gesprochen werden; solche Unternehmungen sind ja wie Hoffnungskäufe auf weite Sicht, wo erst der spät eintretende Ausgang, sei es das zugreifende Wesen, sei es die Zurückhaltung, rechtfertigt; und so kann trotz allen entgegenstehenden Autoritäten das Urtheil über die damalige Bangigkeit der Liberalen vor Eroberungen kein unbedingt verdammendes sein. Die Holländer haben das Meer, die Venetianer haben es trotz aller Dogenvermählungen nicht mehr; wer will es also toll nennen, daß Salarino „die Sanduhr nicht konnte rinnen sehen, ohne an Seichten und Bänke zu denken". Aber was später folgte, nachdem der Berliner Vertrag vom Parlamente trotz Opposition angenommen worden war, darin erst lag die heillose Thorheit und Verschuldung, die die Partei zur politischen Karikatur machte und sie schließlich zur Auflösung trieb. Denn, daß sie sich von der

Regirung trennten und sie zum Rücktritte zwangen, darin war am Ende ehrenwerthe Gesinnung, und wenn man will, Gesinnung im Quadrat. Aber nun bestand einmal der feierliche Parlamentsbeschluß betreffs Bosniens als legale und unabänderliche Basis aller künftigen Regirungsordnungen in Oesterreich; nun hatte wie jeder Soldat, Staatsbürger oder Minister, so auch jede Partei mit der gegebenen Thatsache zu rechnen; nun war nach loyal geübter Opposition die loyale Rückkehr zu den dauernden Aufgaben einer führenden Partei selbstverständlich — und die Liberalen begriffen nicht, was jedes Kind begriff und debattirten sich, rasende Ajare, ums Leben. Sie wollten ein Ministerium aus ihren Reihen nur dann bilden, wenn es keinen Berliner Vertrag, kein Wehrgesetz, kein erhöhtes Kriegsbudget wollte; sie übertrumpften Bertha von Suttner und überforten jeden je dagewesenen Fox; sie verwarfen Anerbietungen, Vorschläge, Kandidaten und standen wie das Zebra in Schönbrunn, glaub ich, oder im Thiergarten, das trotzig in seinem Winkel murrt, ob man ihm noch so begütigend schmeichelt. Und so war denn ihre Herrschaft schließlich ein Bonmot von vorgestern.

Aber mit dem Schwinden der Macht, die ja nicht Alles ist und die oft undankbarer als eine gute Kampfstellung ist, war das Maß ihres Sturzes nicht voll: die ganze Partei war innerlich wund, ihre ganze Haltlosigkeit kam auf einmal zum Vorschein. Wie mit den übrigen konstitutionellen Gewalten, so verfiel sie auch in sich selbst. In den Konferenzen, die sie hielt, wurden Meinungen und Meinungen auf den Tisch gesetzt, und kaum aufgetragen, wurden sie rasch und gefräßig von anderen Meinungen und Meinungen verschlungen. Es fand sich kein einigendes Prinzip mehr, und offenbar wurde des jahrelang gesungenen Parteiliberalismus völliger Bankerot. Denn was war das für ein unechter Liberalismus, der nur im Besitze der Macht zu existiren vermochte, und nach dem Verluste des Bischen Machtplunders sofort auch den Zusammenhalt der Glieder verlor? Dieser Liberalismus war nur ein Bimbam-Liberalismus gewesen, ein arbeitstundenloses, sattes Ding, zu sehen blos in Stunden träger Andacht. Ein Volksschulgesetz, einige Justizgesetze, einige verwaschene konfessionelle Gesetze — eine Verfassung, von der Schwärmerei zu Papier gebracht und von der Ohnmacht oder vom habgierigen Interessengeist ausgeführt —: das war die Frucht der liberalen Liberalität gewesen. In der Schwindelepoche ließ man schwindeln, in der Krachzeit krachen, und zu jeder Zeit die Arbeiter „betteln gehn, wenn sie hungrig sind"; denn Nichtintervention war die heilige Losung, von der es nur die eine Ausnahme gab, wenn mit der Intervention dem Fabrik- und Kapital-Schutz gedient war. Wie nun also klar war, daß sie nicht einmal einen Liberalismus mehr wußte, der im

Stande gewesen wäre, ihr auch im Unglück Religion zu sein, da löste die liberale Verfassungpartei sich auf, vom beleidigten Kaiser gehaßt, von der tief enttäuschten Bevölkerung verachtet, und keines besseren Schicksals werth, als sie es schließlich gefunden hatte.

Und als die Selbstvernichter in der Folge sich wieder zusammenfanden und ralliirten, erfanden sie für sich außer dem Namen der Vereinigten Linken auch noch das Prädikat der staatserhaltenden Partei . . .

Indessen wäre es kurzsichtig, darum Anklagen zu schmieden. Wir hier in Oesterreich waren und sind keine politisch geschulte Nation und büßen heute gleichsam die schwelgerische Erziehung, die uns in der Zugehörigkeit zu einem so alten und berühmten Staate geworden, der noch dazu von uns her seine Kaiserkrone nahm. Lange Zeit erschienen uns Siege gebührend und selbstverständlich, und wir ertrugen Niederlagen mit dem Bewußtsein, daß wir nach ihrer hunderten nicht untergehn. Wo Andere eine Gefahr witterten, sahen wir hochmüthig nur neidische Ohnmacht, und diese unsere subjektive Verfassung erhielt sich weit über die franciscëische Aera hinaus, so daß sie in allen unseren Sinnesäußerungen durchbrach. Ja, haben wir nicht in der Zeit vor 1848 selbst die Despotie vergnüglicher als Andere getragen, eben weil sie die Centralkasse unseres Länderstolzes war und weil uns eitelen Großstaats-Unterthanen das mächtig Herrschende als Solches imponirte — während beispielsweise der strebsame preußische Geist frühzeitig auch von der absoluten Monarchie die, man könnte fast sagen, bürgerliche Funktion verlangte, Maschine zu sein, die zum Vortheil des in Feuern zu schmiedenden Staates die Kräfte gesammelt erhielt. Spät also begannen wir zu verstehen, und nun ziehe man die Summe: in einem Lande, das nicht einmal eine autochthone Geschichtschreibung hatte, aus der ein politischer Verstand auf uns hätte übergehen können; im Besitze eines kurzen Freiheit-Traumes und einer Freiheit-Literatur von ausschließlich poetischem Charakter; aus kleinbürgerlichen Berufen herausgekommen, unfähig großen Zorns, zum Abdämpfen aller Hitzigkeit neigend: so kamen wir Ende der sechsziger Jahre zur Herrschaft und — haben Herrschen und Politischsein nicht gelernt. In dem Parlament, dessen Majorität uns gehörte, gab es keinen Achtung gebietenden Feind, der uns gezwungen hätte, auf der Huth zu sein, und der werthvollste Theil der von uns verrichteten Arbeit bestand in der Bekundung einiger bedeutender Gesinnungen, von denen es aber zur Fähigkeit, einen Staat einzurichten, noch soweit war, wie etwa von der Bravheit an der Ammenbrust bis zur Arbeit des reifen Mannes. Nun, und so wurde die Aera Taaffe die eigentliche Schule für unseren politischen Sinn; und wenn wir auch noch immer Schüler gegenüber diesem Meister parlamentarischer Diplomatie sind, und

wenn heute selbst die Naivetät erkennt, daß er der Geschicktere gewesen ist — eine Schule war es doch, und wen diese Politik des kalten Blutes nicht belehrt, dem ist nun eben nicht zu helfen.

Graf Taaffe ist vielleicht der erste nach-absolutistische Minister Oesterreichs, der frei von gemüthlichen Träumen und Aufwallungen und — was damit oft verwandt ist — frei von Nervosität ist. Seine Ideale waren sehr nüchtern; er rechnete, addirte, dekomponirte, wo Andere in heißen Wünschen sich erschöpften. Die nationalen Erinnerungen von einem von deutscher Kraft begründeten Staate besaßen für ihn keinen Nimbus; Lord-Viscount und Graf, irischer Peer und österreichischer Aristokrat, ein keinem Volke mehr und keinem weniger angehörender Mann, betrachtete er die österreichische Völkervereinigung blos als eine Mischung von deutsch und nichtdeutsch sprechendem Material, wo es einzig von der Geschicklichkeit des Apothekers abhing, haltbare Majoritäten herzustellen. Und es ist Täuschung, zu glauben, daß er bei Uebernahme dieser seiner Mission blos mit den Fehlern der Deutschen gerechnet hätte; vielmehr zog er dabei sardonisch gerade unsere vielgerühmten Tugenden in Betracht, die uns in so verhängnißvoller Weise „die sinnliche Stärke des Helden" benehmen. Denn was hatte er zu fürchten, wenn er die auf den Czechen ruhende Kontumaz aufhob und die Deutschen dann sich wieder einigten und zu stürmischer Gegnerschaft übergingen? Ihre Budgetverweigerungen konnten die Staatsmaschine nicht hemmen, wenn eine andere Majorität bewilligte, was sie versagten; und hundert gegen eins war zu wetten, daß ihr nationaler Drang nicht stark genug sein werde, um sie zum Verlassen und zur Sprengung des auf Grund ihrer eigenen Verfassung geschaffenen Parlamentes zu treiben. Welche Gefahr lief man also bei dem Umtausch eines deutschen Rumpfparlaments gegen ein Vollparlament mit deutscher Opposition, wenn es nur gelang, die bei Hofe herrschende Nervosität zu verscheuchen? Denn dort herrschte noch die nicht ganz angstfreie Erinnerung an den Hohenwartschen Versuch, wo das deutsch fühlende Wien einen Augenblick lang die Anerkennung des böhmischen Staatsrechts mit Stürmen bezahlen zu wollen drohte. Allein wie hatten sich die Stimmungen inzwischen geändert! Wie skeptisch war das Wienerthum geworden, seitdem es die Unfähigkeit seiner Demokraten, die Unfruchtbarkeit seiner liberalen Doktrinäre, die Verirrungen seiner Parlamentarier gesehen und seitdem es Zeuge war des Glanzes des stark regirten Deutschen Reichs. Sicherlich war von der Metropole kein sofortiger Abfall von der alten Liebe zu erwarten, aber wetten durfte man wohl, daß diese Neigung nicht allen Angriffen Trotz bot. Da war die Lauheit selbst des verfassungtreuen Bürgerthums gegenüber einem prononcirten Nationalismus, da ein schon damals merkliches Zurück-

weichen des Kleinbürgerthums vom Manchesterthum und ein allmähliches Hinabgleiten zur antisemitischen Lehre. Und dazu die alte, zum Guten wie zum Bösen führende Art dieser Bevölkerung, deren Aufwallungen meist inoffensiv sind, die den Wechsel liebt und ihre Gunst nicht mit dem sanglanten Gefühl des persönlich Betheiligten, sondern mit einer Art ästhetischen und unpersönlichen Interesses dem gewandteren politischen Acteur zollt. Was also war unter solchen Umständen zu besorgen, wenn man nur nicht die Schwachnervigkeit besaß, vor dem ersten Entrüstungschrei zu entfliehn. Der erste Augenblick nur ist schwer. Woran eigentlich war Graf Hohenwart im Jahre 1871 gescheitert? An der tollen Ehrlichkeit, mit der er sich ohne Noth damals demaskirte, an der unbesonnenen Wucht, womit er den Deutschen die Anerkennung slavischer Partikularrechte an den Kopf warf, daß die Funken stoben und der noch nicht ganz verkümmerte furor teutonicus hervorbrach. Wenn man aber in der Niederung des Parlaments verblieb und aufregende Deklarationen verschmähte; wenn man jedem Lärm ruhig antwortete: wer spricht von Slavenkronen, was ist denn Großes geschehen; wenn man nicht rüde die Frage nach Staat oder Staatenbund aufwarf und dem Auge ein Verkleinerungsglas vorhielt, daß es für einen Zwischenfall in dem Leben einer Partei nahm, was in Wahrheit Umwälzung war im Charakter eines Staates —, dann hatte man es nur noch mit dem Feld-Wald- und Wiesen-Furor einer selbst zum Angriff behaglich schlendernden Partei zu thun, und loyale Oppositionen haben in Oesterreich noch keinem Minister geschadet.

Damals war der einzige Augenblick, wo es sich im Eigeninteresse gelohnt hätte, durch Austritt und Sprengung des Parlaments die Wiedereroberung des Verlorenen zu versuchen. Europa war an den Gedanken eines entdeutschten Oesterreichs noch nicht gewöhnt, und es macht bei plötzlichen Auswechslungen des Schienenmaterials, auf welchem ein Staatszug läuft, gemeiniglich große Augen; und die Krone hätte davor zurückgescheut, denn nicht bei jeder Unternehmung entschließt man sich leicht, der Erste zu sein. Allein zur Ausübung eines solchen Zwanges bedurfte es der streng wirkenden Kraft eines nationalen Lebenstriebs und Muthes, des Muthes, einzugestehen, daß das Eigeninteresse kein unerlaubtes Interesse ist; und — diesen Trieb und Muth nicht besessen zu haben, ist der Deutschen Verhängniß. Aber nicht ihre Schuld. Denn wie bringt man es doch zustande, etwas nicht zu sein, was man nun einmal ist, und in einem Hui Eisen ins Blut zu bekommen? Wir waren Deutsche noch aus der vergangenen romantischen Zeit. Wir hätten etwas thun sollen, was alle österreichischen Völker thaten, wir uns betreffen lassen sollen auf der Wahrnehmung des eigenen Wohles? Wir selbst sollten uns das Zeugniß der Herrschsucht ausstellen, wo wir uns

idealisch als sanfte Führer und Erzieher jüngerer Völker geträumt hatten? Und dieser Staat, von uns erbaut, von Slaven falsch geliebt, sollte auch von uns geleugnet werden? So dachten wir, und Graf Taaffe kannte diese unsere Denkweise und schuf zu einem bekannten Liede einen zweiten guten Vers:

Denn der Wiener geht nicht unter,
Und der Deutsche tritt nicht aus.

Und er hatte Recht, wir blieben im Parlamente, worauf dann der kostbare Kursus für unpolitische Politiker begann.

Als Graf Taaffe das Wort „Versöhnung" aussprach, begegnete er zweifacher Antwort, indem die Czechen ihrerseits einigen Deutschen die Köpfe zerschlugen, und die Deutschen andrerseits ihm zuriefen: Sieh dies dein versöhntes czechisches Volk. Ach wie groß war unsere Genugthuung, daß der Minister nicht einmal einer wohlgesetzten Erwiderung fähig war und auf unsere blendenden Attaken wie ein Schuljunge seine Lektion wiederholte, daß die Regirung an ihrem Programm festhalte und noch immer Besitzerin des wohlassortirten Lagers ihrer Hoffnungen sei. Wir Rededragoner und Wortartilleristen, wie freuten wir uns dessen. Bis sich später zeigte, daß auch Graf Taaffe ein guter und witziger Redner war und daß er nur nicht im Parlamente gesprochen hatte, sondern bei Hofe, um dort über die böhmischen Excesse zu beruhigen, indem er fragte, ob sich denn nicht auch in Ungarn bei den Wahlen die Menschen jedesmal dreschen und ob denn die Deutschen darum schon aus dem Parlamente gehen? Versöhnung! Nie ward eine Absicht so mißverstanden, als wie die des Ministers von uns, und er hütete sich wohl, uns aus dem Mißverständniß zu reißen. Wir sagten mit der uns eigenen beißenden Ironie, daß sich der Verzicht auf ein böhmisches Staatsrecht und die Anerkennung unserer Verfassung in der Form von Schlägen nicht ganz klar ausdrücke, und spotteten des kurzsichtigen Narren, der an die Versöhnlichkeit der Czechen geglaubt; und während wir jahrelang krampfhaft nach kuchelbader Zuckerbroten ausschauten, wurde uns der Boden, auf dem wir standen, untergraben, unser Halt in der Bevölkerung erschüttert, und wir sanken zur Versöhnlichkeit hinab. Es ist nicht nöthig, die einzelnen Stadien dieses Sturzes ausführlich zu beschreiben: wie die Bevölkerung sich gewöhnte, von uns Reden, und außer Reden gar nichts, zu erwarten; wie sie, irre geworden an uns, die Logik acceptirte, daß ein Zustand nicht verderblich sein könne, den man durch Jahre thatlos redend erträgt; dann, wie sie sich beim Wiederhören des tausend Mal Gehörten, dessen Zweck und Nutzen sie nun nicht mehr einsah, einfach zu langweilen begann, und wie sie schließlich gleich dem verschmachtenden Weib zornig den Schwächling von sich stieß, dessen Liebe in Worten bestand. Da nun kamen Tage, wo sich ein Hohn

über uns ergoß, ärger als er je bei uns einer Partei zu Theil geworden. Man muß es mit angesehen haben, wie die Wählerschaften durch Kritik, Erkaltung der Sympathien, müde Gleichgiltigkeit die Besten unsrer Besten bestraften, und wie dann gar die allgemeine Verbitterung in haufenweisem Abfall sich entlud. Wir verloren in Municipien, in Landtagen, im Reichsrath; wir verloren Wien, die Stadt des Josefinismus, zur Hälfte; wir verloren Sitze im liberalen Niederösterreich; wir verloren im verfassungtreuen Großgrundbesitz. Und nach so vielen fortgesetzten Verlusten kam, man denke! Graf Taaffe als Bittender zu uns, bat, dem unversöhnlichen Stolz zu entsagen! .. Und wer kennt nun nicht die Geschichte der Wiener Konferenzen sowie ihren weiteren Erfolg? Wir unterzeichneten mit den Czechen einen Ausgleich, und die Czechen rissen ihn entzwei; wir erhielten unseren eigenen Minister und wir haben ihn nicht mehr; wir bedangen uns vom Ministerpräsidenten freie Hand aus und vergaßen, daß dadurch auch er die Freiheit des Handelns behielt; und als wir am sichersten waren, daß er nur von unserer Gnade und Unterstützung sein Leben friste, erklärte Graf Taaffe, er hoffe zu Gott, bald wieder die Ernennung eines czechischen Ministers in Vorschlag bringen zu können, und schickte uns gelassen nach Haus. Und nun verhandeln wir wieder mit der Regirung über ein von ihr entworfenes — welch' ein Kartell von Worten! — Majoritätsbildungsprogramm.

Wir verhandeln. Was nöthigt uns dazu? Die Unzufriedenheit der Wähler, der drohende Verlust weiterer Mandate, die Nothwendigkeit, wieder einen Erfolg, wenn auch nur einen Scheinerfolg, ein Ministerportefeuille zu erjagen. Und Graf Taaffe seinerseits verhandelt, weil er das Budget braucht und weil er uns zum Fressen lieb hat. Er ist seit dreizehn Jahren auf dem Marsche quer durchs Parlament nach Prag und hat jetzt eine neue Station im Auge. Er hat uns sehr versöhnt und ist nun Meister der Situation. Wir thaten Alles, um uns zu kompromittiren, unterzeichneten wonnevoll einen Ausgleich und entsendeten ins Kabinet der Gegner einen Vertreter; wir wurden hinausgewiesen und sind wiederum zur Versöhnung bereit. Und wenn wir die Ernennung eines czechischen Ministers concediren, dann ist Alles wieder gut. Zum erstenmale seit dem Bestande der böhmischen Frage säßen in einem Kabinet dann Czeche und Deutscher als Kollegen, und so um die Wende des Jahrhunderts machte sich ein stolzes Fest im slavischen Prag wohl schön.

Wien. Ein Oesterreicher.



Soll das Reich Schulden machen?

„Weshalb doch der außergewöhnlichen Belastung eines Kriegsjahres dadurch begegnen wollen, daß man die Stühle, die Tische, die Betten aus den Händen hartarbeitender Familien windet, daß man den einen Gutsbesitzer zwingt, seinen Wald niederzuhauen, bevor er für die Axt reif war, daß ein andrer seine Inst-Kathen in Regen und Wetter verfallen lassen, ein dritter den hoffnungvollen Sohn von der Universität fortnehmen muß, während die Börse von Leuten wimmelt, die nicht wissen, wohin sie mit ihrem Gelde sollen und Jedermann drängen, es ihnen abzuborgen?"

Diese Frage stellt Macaulay in seiner englischen Geschichte, und sie ist heute wieder zeitgemäß. Macaulay war wirthschaftlich ein Anhänger der manchesterlichen Whigs bis zu dem Grade, daß man mit seinen eigenen Worten klagte, wie sehr er „einen Genius, welchen die Vorsehung für die ganze Menschheit bestimmt hatte, in den Dienst einer Partei stellte." Aber diese Partei war gewöhnt, das money interest gegen die arbeitenden Klassen, insonderheit das flache Land, mit rücksichtloser Härte durchzudrücken; deshalb wird der geniale Historiker ganz gewiß unsern Glauben dann verdienen, wenn der einsichtige Vaterlandsfreund den Parteimann in ihm übertönt, wenn er warmherzig die mechanische Auffassung widerlegt, an die uns das Manchesterthum gewöhnt hatte, daß nämlich die Ueberschüsse nationaler Wirthschaft im Augenblick ihres Entstehens einen internationalen Charakter annähmen, daß ein organisches Verhältniß zwischen dem Kapital einer Nation und ihrem Menschenbestand schlechterdings zu leugnen sei, daß „naturgemäß" das Kapital dorthin gehe, wo es seinen höchsten Zins finde, daß es uns Nichts anginge, wer unser Geld besäße, da ein reicher Holländer der Welt eben so viel nütze wie ein reicher Deutscher 2c. 2c. Alle diese Lehrsätze schwinden vor jener kurzen, aber eindringlichen Begründung dahin. Mit Unwillen sehen wir fortan unsern Börsenjobber gleich dem Midas der Sage in goldenem Strome waten, während die „wirthschaftliche Depression" die Gehaltaufbesse-

rung verdienter und doch darbender Beamten verhindert, während den überbürdeten Handarbeitern, die ohnehin schon den Sozialdemokraten und Antisemiten zuströmen, ihr unentbehrliches Genußmittel vertheuert werden soll und die Mehrzahl unserer Gutsbesitzer für ihren Nachwuchs nur eine Möglichkeit des Weiterbestehens sieht: daß er um eine Kulturstufe herabsteige.

Leider stehen nun die Gründe, die uns bisher an einer schärferen Kontrole unsrer nationalen Wirthschaftsüberschüsse und an der Einsicht verhinderten, daß es nicht eine Privatsache beliebiger Spekulanten, sondern eine Lebensfrage für die ganze Nation sei, wie diese Milliarden angelegt würden, im Zusammenhang mit den achtbarsten Seiten des deutschen und insonderheit des preußischen Wesens. Seit eine gewisse Knauserei im Staatshaushalt es uns ermöglichte, mit den spärlichsten Hilfsmitteln eine Großmachtstellung durchzuführen, ist das Schlagwort „solide Finanzen“ zu einer Zauberformel geworden, hinter der sich auch heute noch, bei völlig veränderten Verhältnissen, jede Gedankenarmuth bequem verbergen kann, so daß lieber der leichtsinnigste und kreditunwürdigste ausländische Schuldenmacher mit unsern Ersparnissen unterstützt, als im eigenen Lande nach produktiven Anlagen gesucht wird.

Ich sprach unlängst einen Vertreter deutscher Großindustrieller, der Gelegenheit gehabt hatte, Peru, Chile und Argentinien zu bereisen und u. A. auch Bilder einer Stadt La Plata mitbrachte, die, nicht weit von Buenos-Ayres gelegen, mit deutschem Gelde verschönert worden ist. Es ist eine Stadt der Paläste, aber eine Stadt der Todten; sie hat, von anderen Prachtbauten abgesehen, ein Rathhaus, wie man es in Deutschland vergebens suchen würde, und dieses Rathhaus steht leer. Es ist vor dem bekannten Krach, ohne jeden vernünftigen Grund, errichtet worden, nur damit immer irgend etwas im Gange sei, woran die Unternehmer stehlen könnten; und das Geld floß ja so überreichlich aus Europa zu. Während unserm alten Reichskanzler der Ministerialdirektor, den er sich forderte, versagt wurde, weil unsern Volksvertretern „Sparsamkeit“ vor der Dringlichkeit kam, während den preußischen Regirungs-Assessoren das Anfangsgehalt von achthundert auf fünfhundert Thaler heruntergesetzt wurde, während man die Kassenärzte mit Hungerlöhnen abfand, um auf ihre Kosten einen Theil der sozialen Gesetzgebung durchzuführen, ist es gleichzeitig durch kräftige Beihilfe Berliner Finanzmänner dem durchaus verdienstlosen Völkchen der Argentinier möglich geworden, an vier Milliarden Mark aufzunehmen, so daß auf den Kopf der geringen Bevölkerung weit über 1000 M. Staatsschulden kommen. Es ist ausgerechnet worden, daß sämmtliche Einkünfte Argentiniens, aller seiner Provinzen und aller einzelnen Kommunen zusammengenommen, noch nicht ausreichen, nur den Zins für jene ungeheure

Schuld aufzubringen. Es ist auch ein öffentliches Geheimniß, daß von all dem Gelde, das dorthin geliehen wurde, — und es sind argentinische cedulas bis in unsere Bauerhütten hinein gehandelt worden, — kaum je ein Pfennig zurückkommen wird. Die großen Bankfirmen, welche die Papiere „placirten", haben ihren Rabatt von vornherein genommen; nachher werden die Kurse „niedrig notirt", das Publikum hat sein Geld verloren, und damit ist Alles in schönster Ordnung.

Leider ist es nicht die erste Blöße, die unsere Nationalökonomie mit ihrer mechanischen und überlebten Auffassung von dem Verhältniß zwischen Staatsschuld und nationalem Wohlstand sich giebt. Schon die französische Kriegsentschädigung traf unsere Finanzwissenschaft in einem so kläglichen Zustande von Rathlosigkeit und Ungeschick an, daß der ganze Milliardensegen zu einem schweren nationalen Unglück ausschlagen konnte. Es muß Wunder nehmen, daß selbst das unlängst erschienene „Konservative Handbuch", das sonst in wirthschaftlichen Dingen ein frisches Verständniß für die Forderungen der neuen Zeit bekundet, beinahe mit Genugthuung es erwähnt, daß die Reichsschuld von 1871—73 von 770 Millionen Mark auf 1,8, also fast auf Null reduzirt wurde. Durch jenes Aufdrängen ungeheurer Baarmittel an den Kapitalmarkt, der im eigenen Fett beinah erstickte, ist doch in erster Linie der übermüthige Gründungschwindel und der furchtbare Krach verursacht worden, an dessen Folgen wir heute noch kranken. Die Geschichte bot durchaus die nöthigen Analogien, um ganz entgegengesetzt zu verfahren. Der Südseeschwindel, der um 1720 die Londoner Geschäftswelt verwilderte und den englischen Wohlstand tief herunterbrachte, war ohne Zweifel veranlaßt durch unvorsichtiges Rückzahlen der Staatsschuld, wodurch das Privatkapital, in Folge des eingetretenen Ueberflusses, seine gewöhnliche Anlage nicht fand und auf das hohe Meer der Spekulation hinausgetrieben wurde. Die Kenntniß hiervon schlummerte auch keineswegs in den Archiven, sie wurde längst in historischen Lehrbüchern verkündigt, gerade wie die Auffassung der englischen Staatsschuld an sich als eines Elementes politischer Einheit und Festigkeit, das von jeher den sparenden Bürger mit dem Wohl und Wehe des Staates verkettet, den Unternehmungsgeist der englischen Politiker aber, die für die Verzinsung zu sorgen hatten, außerordentlich beflügelt hat.

Bei uns — in Preußen zum mindesten — ist es in allen Stücken umgekehrt. Der Staat glaubt, jenes Band zwischen sich und dem Sparer durchaus entbehren zu können; er ist stolz darauf, wenn es nicht besteht und, sobald vorhanden, doch so schnell als möglich wieder gelöst wird. Unsere Finanztechniker erwähnen es mit einem gewissen Behagen, daß die preußische Staatsschuld nur einen Nennwerth (von etwa 6 Milliarden Mark)

habe, weil sie allein schon durch die Eisenbahnen mit 92 pCt. des Zinserfordernisses, für den Rest durch die Einnahmen aus Staats-Domänen und Forsten mehr als gedeckt, also eigentlich überhaupt nicht vorhanden sei. Sie vergessen, daß das Aufborgen nationaler Ueberschüsse, um damit dringende Bedürfnisse zu befriedigen, die Steuerkraft des kleinen Mannes zu schonen, Geld im Lande zu behalten und in Umlauf zu setzen, sich stets besser rentiren muß, als wenn dieses Geld der nationalen Wirthschaft einfach entzogen wird und, statt daß es im Inlande zur Linderung einer Geschäftsstockung dient, auswärts in der sinnlosesten Weise verschleudert wird. Der englische Wohlstand war niemals blühender als in der Zeit, da Pitt die riesigen Anleihen aufnahm, um den Krieg gegen Napoleon fortzuführen. Dieses Beispiel hat gezeigt, daß selbst der Aufwand für Kriegszwecke im höchsten Maß produktiv wirken kann, und das ist eben die stillschweigende Voraussetzung einer solchen Politik, daß sie, mit Verständniß betrieben, von selbst die Steuerkraft und den Wohlstand hebt, so daß die nöthige Verzinsung für das Hergeliehene gesichert ist. Ein Staat aber, der, so volkreich und mit so intensiver Industrie wie wir, nur fremden Nationen seinen Kapitalmarkt offen hält und sich gar noch damit brüstet, selbst keine Staatsschuld zu besitzen, beweist damit lediglich, daß er hundert Gelegenheiten, seine eigene Bevölkerung ohne Noth zu drücken, wahrnahm.

Das Schlagwort „solide Finanzen“ wird Angesichts dessen zu einer Eselsbrücke, über die sich die Trägheit vor anstrengenden Gedanken flüchtet. Es ist auch immer nur die Börse, die uns mit der „Empfindlichkeit“ unseres Kredits bange macht. Frankreich ist ein alter Kulturstaat, und die Kapitalansammlung ist dort durch nationales Mißgeschick nicht annähernd so belästigt und aufgehalten worden wie bei uns. Aber dieser Unterschied ist nicht so groß, um ein Verhältniß zwischen der preußischen Schuld und der französischen von Null zu 30 Milliarden zu rechtfertigen, wie es thatsächlich besteht. Preußen, und vollends das deutsche Reich, ist mindestens so wohlhabend wie das Frankreich Louis Philipps und sicher ungleich wohlhabender als das England des jüngeren Pitt. Hätte Pitt jene riesenhafte Kriegsschuld nicht kontrahirt, das überschüssige Geld, das sich in England ansammelte, der Spekulation überlassen, die es vielleicht (wie 1870 in Berlin die Firma Güterbock wollte) dem Landesfeind zuführte, um ihn gefährlicher zu machen, hätte er für die steigenden Bedürfnisse des Krieges immer nur die eine Auskunft gehabt, den Landmann zu schröpfen und dem Proletarier die Möbel abzupfänden, so würde er sich vielleicht das Lob preußischer Finanzepigonen errungen haben, aber es ist mehr als zweifelhaft, ob England seine Großmacht-

stellung auf diese Weise behauptet hätte. Ja in Deutschland selber würden manche Dinge gewiß anders gekommen sein, wenn seine Nachfolger sein System verlassen hätten; wir haben die englischen Subsidien 1813 bitter nöthig gehabt.

Unter solchen Umständen hat sich unser Militarismus ein Verdienst erworben, insofern die gebotene Rücksicht auf die Wehrkraft auch bei uns zu Staatsanleihen führte. „Jede Wolke hat einen silbernen Rand", sagen die Engländer. Aber jene Kompensation ist, wenn auch ein glücklicher, so doch immer nur ein Zufall. Daß einem organischen Zusammenhange Rechnung getragen wird, wenn der Staat einen Theil des Geldes, der aus seiner Bevölkerung gewonnen wurde, wieder in diese Bevölkerung hineinsteckt, um ihre Kraft nicht in Verfall gerathen zu lassen, diese Auffassung ist unseren Politikern ebenso fremd, wie die Einsicht, daß ein so ungeheures Geldinstitut, wie das Reich, die Verpflichtung hat, regulirend auf dem Kapitalmarkt aufzutreten. Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe, hat die Reichsregirung seit 1873 anderthalb Milliarden Mark für militärische Zwecke aufgenommen, aber sobald sie heute, in gleicher Verlegenheit, nach den Ersparnissen ihrer eignen Bevölkerung die Hand streckt, so brauchen die Organe der Börsenjobber — welch ein Hohn! — nur über „Anleihe-Wirthschaft" zu stöhnen, und unser Staatswagen wird sofort mit tiefer Beschämung in die ausgeleierten Wege der Mehrbelastung des kleinen Mannes zurückgelenkt.

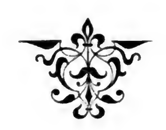
Will man nicht endlich merken, was die Börse mit solchem Gebahren bezweckt? Wie das Wort „Friede" im Munde dieser Herren nichts weiter bedeutet als ungestörte Ausbeutung des wirthschaftlich Schwächeren, Gründungschwindel und Kurstreiberei („what they mean by peace, is mere agiotage with shares at a premium and bubble-companies," sagt Benjamin Disraëli), so verstehen sie unter „solider Finanzpolitik": höchste Anspannung der Steuerkraft unseres Landes, während ihnen die dem Volk abgerungenen Ueberschüsse entweder dauernd überlassen bleiben, oder doch, wenn sie vom Staat vorübergehend abgeborgt waren, möglichst schnell wieder zugeführt werden. Einmal, um ihre fruchtbare Verwendung zur Erleichterung und Hebung unsres eigenen Volksthums zu verhindern, das sie nicht lieben, zweitens, weil bei einer Verschleppung ins Ausland Kontrole und Justiz so gut wie ganz fortfallen, der „Verdienst" somit bequemer und reichlicher wird.

Dies ist nun nicht etwa geschrieben, um die Militärvorlage zu empfehlen, sondern um zu beweisen, daß, wenn diese Vorlage fällt, sie keinesfalls an ihrer Finanzirung straucheln durfte. Herr Rickert freilich hat noch am 2. Dezember im Reichstag die Behauptung gewagt, daß wir

„durch hohe Militärlasten altersschwach“ geworden seien: aber daß ein so haarsträubender Unsinn, als ob Jemand durch Aufwendung von Geld zur Pflege seiner Gesundheit altersschwach werden könne, unwidersprochen blieb, das lag leider nicht blos an der abgehärteten Schläfrigkeit seiner Zuhörer. Es lag daran, daß die Auffassung unsrer Armee, ganz abgesehen von der Landesvertheidigung, als einer hygienischen Anstalt zur Aufbesserung und Instandhaltung des vornehmsten staatlichen Betriebsmaterials, d. h. der Einwohner, noch den weitesten politischen Kreisen nicht ins Bewußtsein gedrungen ist.

Unsern Zugführern von der Eisenbahn, die in steifer Winterkälte Nächte lang fahren müssen, wurden unlängst die bisher vom Staat gelieferten Pelze entzogen, weil der Fiskus „Ersparnisse machen“ mußte; dabei ist die Regirung empört über die Ausbreitung der Sozialdemokratie. Die Bulgaren haben soeben eine kräftige Anleihe bei uns aufgenommen, um die Steuerkraft ihres Landes zu schonen und ihre Konsumfähigkeit nicht zu drücken; aber unser eigner Finanzminister muß das öffentliche Hazardspiel beschützen und fördern, weil er schon mit der lumpigen Forderung von 58 Millionen Mark, um das Gleichgewicht unsres Staathaushaltes herzustellen, auf den heftigsten Widerspruch stößt. Wird seine Forderung abgelehnt, so werden sich die Börsenjobber wieder einmal schmunzelnd gratuliren, daß die Einkehr in die „bewährten Bahnen“ preußischer Finanzpolitik noch rechtzeitig bewerkstelligt wurde. Unser Volk keucht wie ein Lastthier; Berlin aber bleibt einer der ersten Kapitalmärkte — für Andre.

Dr. Robert Hessen.



Ein moderner Geisterseher.

„Da seht, welch' ein Hanswurst aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht."
Shakespeare: Lustige Weiber.

Wenn man, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, nach beinahe ein halbes Säkulum währenden literarischen Fechterstudien mit allen möglichen und unmöglichen Gegnern sich geistig ermüdet und wenig aufgelegt fühlt, dieses unfruchtbare Hin- und Her-Gezerre noch länger fortzusetzen, so empfindet man es als eine Art geistiger Erholung oder Wohlthat, wenn man zufällig auf einen Widersacher trifft, der auch der Heiterkeit ihr Recht läßt und mehr den Humor, als eine ernsthafte Kontroverse herausfordert. Ein solcher Widersacher ist der als Mystiker und Spiritist in weiten Kreisen bekannte Herr Dr. Carl du Prel, dem es soeben gelungen ist, in der bekannten Universalbibliothek von Reclam (jedes Bändchen à 20 Pf.) das große „Räthsel des Menschen" an der Hand seiner Geheimwissenschaft bis zu einem solchen Grade zu lösen, daß nichts mehr zu erklären übrig bleibt, und daß dem kleinen Schriftchen am Schlusse ein vollständig geordnetes Schema dieser großen Entdeckung angefügt werden konnte.*) Wenn man die ungemeine Wichtigkeit dieser Entdeckung mit der Bescheidenheit der Gewandung vergleicht, in der sie dem Publikum vorgeführt wird, so könnte wohl einiges Mißtrauen rege werden, wenn man nicht alsbald durch den Verfasser darüber belehrt würde, daß Alle, die nicht an seine Wundergeschichten glauben, entweder „Narren" oder „Philister" oder „Unwissende" oder „Blinde" oder „hartnäckige Materialisten" sind. Ein solcher blinder Materialist ist z. B. in den Augen des Herrn du Prel der Verfasser dieses Aufsatzes, weil er (horribile dictu) „die Thatsache leugnet, daß Gespenster durch verschlossene Thüren hereinkommen" (S. 51). In

*) Dr. Carl du Prel. Das Räthsel des Menschen. Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaft. Leipzig, Reclam 1892.

der That, Herr du Prel, ich nehme mir in Uebereinstimmung mit vielen, nicht grade auf den Kopf gefallenen Leuten die Freiheit, diese „Thatsache" (??) zu leugnen. Ja, ich gehe noch weiter und leugne sogar (erschrecken Sie nicht!), daß es überhaupt Gespenster giebt — außer im Theater oder in Schaubuden. Was sagen Sie dazu? Ist das nicht eine unerhörte Frechheit von Seiten eines blinden Materialisten gegenüber den zahllosen Beweisen des Gegentheils, die Sie, wie ein Zauberkünstler seine Spielkarten, nur so aus dem Aermel schütteln?

Aber nein — bitte um Verzeihung — ich überzeuge mich soeben bei näherer Betrachtung, daß ich doch eigentlich im Unrecht bin, und daß es in der That Gespenster recht handgreiflicher Art giebt. Ist denn z. B. der sogenannte „Astral- oder Aether-Leib", den Sie an dem Menschen vermöge Ihrer Geheimwissenschaft entdeckt haben, nicht ein solches Gespenst? Und sind die zahllosen Mysterien und Spukgeschichten, die in ihrem Kopfe durcheinanderwirbeln, wie Schneeflocken im Winter, nicht auch Gespenster? Und ist die „Synthese von Religion und Wissenschaft, von Metaphysik und Naturforschung", welche Sie auf Grund Ihrer neuen Geheimwissenschaft aufgebaut haben, nicht ein Gespenst der allervortrefflichsten Art?

Als der Mensch im Ur- und Natur-Zustand geistig noch nicht so weit entwickelt war, daß er sich die Frage nach der Ursache der ihn umgebenden Natur-Erscheinungen vorlegte, sondern, indem er sich mit der Natur identifizirte, diese und Alles, was ihn umgab, für eben so belebt und beseelt ansah, wie er selbst es war, da glaubte er in dem aller Religion vorausgegangenen Stadium des sogenannten Animismus, daß die Seelen oder Geister der Gestorbenen oder Abgeschiedenen gerade so fortlebten, wie vorher — ein Glaube, den ja die unerklärlichen Zustände des Schlafes, der Ohnmacht, der Träume, der Visionen und Hallucinationen u. s. w., vor Allem aber die unbegreifliche Erscheinung des Todes, erheblich begünstigten. Die ganze Welt war in seinen Augen erfüllt von diesen umherschweifenden Seelen der Abgeschiedenen, die er sich als ganz materielle Wesen vorstellte, welche Freude an sinnlichen Genüssen hätten, Hunger und Durst empfänden, beim Gehen Spuren im Sande zurückließen und ihr Hauptvergnügen darin fänden, den Lebenden allerhand Schabernack oder Schaden anzuthun. Dabei waren die Menschen jener Zeit allerdings in den Geheimwissenschaften noch so zurückgeblieben, daß sie es für nöthig hielten, in den von ihnen aus platten Steinen errichteten Grabeskammern runde Oeffnungen anzubringen, damit die ruhelosen Seelen bequem aus- und einspazieren konnten, während die Geister der Gegenwart solche Behelfe nicht nöthig haben, sondern ungenirt durch verschlossene Thüren hindurchgehen. Dieses erscheint um so auffallender, als ein wesentlicher Unterschied zwischen jenen Geistern

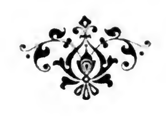
der Vergangenheit und denen der Gegenwart im Grunde nicht zu entdecken ist. Oder man müßte denn annehmen, daß der allgemeine Fortschritt sich auch auf die Geisterwelt erstreckt habe, und daß ihre Bewohner im Laufe der Zeit dünner und ätherischer geworden seien. Dieses steht freilich wieder im Widerspruch mit den merkwürdigen Entdeckungen der amerikanischen Spiritisten, die gefunden haben (Wie? bleibt unbekannt), daß die Geister ein Gewicht von drei bis vier Unzen haben. Sie sind danach allerdings keine sehr „gewichtigen" Persönlichkeiten; aber ein solches Gewicht durch eine verschlossene Thür hindurch zu bringen, möchte doch seine Schwierigkeiten haben. Für Herrn du Prel existiren allerdings solche Schwierigkeiten nicht. „Sind denn", so fragt er ganz naiv, (S. 63) „so außerordentliche Voraussetzungen nöthig, um ein Gespenst für möglich zu halten?" Ach nein, geehrter Herr, es ist keine andre nöthig, als eine völlige Abwesenheit wissenschaftlicher Kritik und gesunden Menschenverstandes — eine Abwesenheit, die freilich im Allgemeinen häufiger sein dürfte als ihr Gegentheil. Wenn dieses nicht wäre, so wäre schwer zu begreifen, wie der Geisterspuk der Spiritisten, der doch nichts weiter ist, als eine neue Auflage des uralten Animismus oder des frühesten Gestammels der Unwissenheit in modernem Gewande, sich in unserer aufgeklärten Zeit mit einer nach Millionen zählenden Anhängerschaft brüsten könnte. Der Hang zum Mystischen oder Wunderbaren scheint eben unauslöschlich in der menschlichen Natur zu liegen, und uralte Thorheiten und Irrthümer wiederholen sich immer wieder in der Geschichte der Menschheit — nur mit dem Unterschied, daß sie jedesmal unter einer etwas veränderten Gestalt auftreten. Herr du Prel ist freilich der Meinung (S. 25), daß „wir seit hundert Jahren den Somnambulismus, seit fünfzig Jahren den Hypnotismus und seit vierzig Jahren den Spiritismus kennen", aber in Wirklichkeit sind diese drei Dinge so alt wie die Menschheit selbst und werden den Wunderbedürftigen der Gegenwart nur mit neuer Sauce und unter neuen Namen servirt. Auch die „Geister" selbst haben sich modernisirt, und wer sie nicht sieht oder sehen will, gleicht, wie Herr du Prel meint, denjenigen, „welche die Augen schließen und dann die Sonne leugnen" (S. 64)!

Also die Augen aufgemacht und die trostreiche, von den Geheimwissenschaften an den Tag gebrachte Thatsache begriffen, daß „wir jetzt schon Geister sind", und daß „die sog. Toten viel lebendiger sind als die Lebenden!" Wer es nicht glaubt, der ist eben ein unverbesserlicher Materialist und will, wie z. B. „die Herren Dubois-Reymond und Meynert, mit dem Kopf durch die Wand rennen, was aber niemals zum Nachtheil der Wand ausfällt (S. 85)". Wer es aber glaubt, dem könnte geholfen werden,

wenn er sich des Rezeptes bedient, welches bekanntlich Goethe mit sehr derben Worten bei dem von Geistern besessenen Nicolai als so erfolgreich geschildert hat. Freilich wurde der Patient dabei nicht nur von „Geistern", sondern auch gleichzeitig vom „Geist" kurirt — was unsere modernen Spiritisten wohl nicht nöthig haben werden, da ihre Geister auch ohne „Geist" zu existiren im Stande sind. Wer so glücklich ist, so intim mit „Geistern" verkehren zu können, bedarf dessen im Grunde auch nicht. Der Glaube, der bekanntlich Berge versetzt, reicht für solche Gespenster, die durch verschlossene Thüren hereinkommen, vollkommen aus, und Weiteres ist ja nicht erforderlich, um Geister zu sehen, auch wenn keine da sind. „Ich kann Geister rufen," so rühmt sich bekanntlich der Schotte Owen Glendower in Shakespeares Heinrich IV. (1. Theil) gegen den Heißsporn Percy, worauf dieser kühl zur Antwort giebt: „Das kann ich auch; aber sie kommen nicht." Eine bessere Antwort darf auch Herr du Prel auf seine Enthüllungen aus dem Geisterreiche, so sehr diese auch mit allerhand philosophischem Schnickschnack verbrämt und verklausulirt sind, nicht erwarten. Man rufe die Geister, aber — sie kommen nicht!

Die wahre Wissenschaft ist niemals „geheim", sondern kann von Jedem erlernt und begriffen werden, der die nöthigen Voraussetzungen besitzt — während die Geheimwissenschaft des Spiritismus nur solchen Geistern zugänglich ist, die das Geheime mehr als das Offene, das Dunkle mehr als das Helle und die Einbildungen der Phantasie mehr als die Wirklichkeit lieben. Der heutige Spiritismus mit allen seinen Anhängseln ist eine jener geistigen Epidemien, welche von Zeit zu Zeit die Menschen heimsuchen, aber, wie jede Epidemie, vorübergehen. Zu bedauern bleibt dabei nur, daß selbst geistig bedeutende Menschen, wie du Prel, der Ansteckung nicht zu entgehen im Stande sind und ihre schätzbaren Kräfte im Dienste einer verlorenen Sache verzehren.

Darmstadt. Professor Ludwig Büchner.



Aerzte und Pfuscher.

Das Ansehen des ärztlichen Standes sinkt. Wer nachdenkt, weiß auch, warum das so ist. Die Schuld liegt vielfach an uns selbst. Aber der Kutscher flucht über den schlechten Weg, wenn er den Wagen im Schnapsrausch umwirft, das Kind schlägt den Tisch, an dem es sich beim Spielen stößt, und der Arzt schimpft auf die Kurpfuscher, die ihm die Achtung der Menschen rauben.

Täglich erscheinen in den Zeitungen Entrüstungsartikel und Warnungen vor dem Treiben der klugen Frauen. Täglich liest man von dem Unheil, das Heilkünstler durch falsche Diagnose und falsche Behandlungen angerichtet haben. Und trotzdem gehen die Kranken zu den Pfuschern. Trotzdem haben Leute wie Kühne und Gössel die größte Praxis im Reiche.

Wie ist das möglich? Sind die Menschen wirklich so närrisch, daß sie den Charlatan für klüger halten als den Arzt? So dumm sind sie noch nicht. Aber wenn man die Wahl zwischen Krätzer und verdorbenem Sekt hat, so greift man zum Krätzer. Und wer merkt, daß er vom Arzt belogen wird, der geht zum Pfuscher.

Der Schwindel des Rezepts ist häufig nur zu offenbar. So ganz glaubt eigentlich nur noch der Apotheker daran, und bei dem ist der Glaube Geschäft. Die Kranken dagegen wissen, daß man auch als Arzt Quacksalber sein kann, und daß sie sich oft besser dem Naturheilverfahren und der Homöopathie als der Apothekenmixtur anvertrauen können.

Wir Aerzte ziehen selbst die wilde Medizin groß. Wir bilden die Hebammen aus, und sie pfuschen. Wir begünstigen die Apotheken, und hinter unserm Rücken vertreiben sie Geheimmittel. Wir schreiben „populäre Medizin," und unsere Leser behandeln Kranke. Wir gründen Samaritervereine, fördern die freiwillige Krankenpflege, halten Vorträge über die erste Hilfe bei Unglücksfällen, und unsere halbgebildeten Schüler spielen „Doktor".

Massiren ist uns zu gemein. Wir überlassen es den Barbieren und wundern uns, wenn diese sich von unsrer Vormundschaft frei machen und selbständig kuriren.

In unseren Zeitschriften toben wir gegen die Charlatans, und im Inseratentheil prangen die Reklamen unzähliger Heilmittel, Bäder, Aerzte und unübertroffener Heilanstalten.

Wenn die Presse Jemanden schädigen will, so schweigt sie ihn tot.

Unsere Fachorgane beschäftigen sich fortwährend mit den Kurpfuschern, und alle paar Zeilen stößt man auf den Namen Kneipp.

Wir zeigen unsern Gegnern auch, wie man Geschäfte macht. Wenn ein Arzt sich niederläßt, dann steht im Blättchen die Anzeige, daß er von 8—9 Sprechstunde hat, unentgeltlich von 3—4, damit man weiß, wie wohlthätig er ist.

Oder ein Sanatorium wird gegründet. Fett gedruckte Reklamen gehen durch die Zeitungen. Auf schönem Papier werden Prospekte gedruckt und in die Welt gesandt. Aerzte und Laien müssen doch wissen, daß wieder eine Anstalt aufgethan worden ist, die „allen Erforderniſſen der Neuzeit" entspricht.

In der Presse erscheinen alle Sommer über Bäder Nachrichten, die von Lügen strotzen. Jede Pfütze wird jetzt zum Bade, und für jede dieser Pfützen profanirt ein Arzt seinen Titel und sein Wissen mit dem Vorgeben, Herz- und Lungen-Krankheiten oder dergleichen in der Heilquelle seiner Erfindung zu beseitigen.

Wir gehen nicht mehr, wie in alten Zeiten, im rothen Gewande von Stadt zu Stadt hausiren. Wir locken das Publikum nicht mehr mit Pauken und Trompeten, Gichtkugeln oder Rheumatismusketten zu kaufen. Aber die Presse muß für unsre neuen Mittel, die anfangs stets „Allheilmittel" sind, Lärm schlagen. Eine Notiz über den Erfinder, über den Werth der Neuerung wird an die Redaktionen mit der Bitte gesandt, in dem geschätzten Organ gefälligst Beiliegendes abdrucken zu wollen. Alle Aerzte des heiligen Reichs erhalten Proben. Es dauert nicht lange, bis einer der glücklichen Empfänger über die glänzenden Erfolge mit dem Mittel in einer klinischen Wochenschrift schreibt. Aus dieser drucken es wieder die Tageszeitungen ab. In kurzer Zeit hat man einen ganzen Stoß solcher Schriften und diese werden dann in der Welt verbreitet. Und wenn der Erfinder nur tüchtig verdient, und der Arzt, der das Mittel erprobt hat, in den Zeitungen genannt wird, dann ist es gleichgiltig, ob die Wissenschaft Monate lang genarrt worden ist und ob die Kranken ihr Geld zum Fenster hinauswerfen.

Da wir selbst mit den erbärmlichsten Reklamemitteln arbeiten, wie dürfen wir entrüstet sein, daß uns Richter und Brandt, Schäfer Thomas und Kneipp das einträgliche Geschäft nachmachen? Haben höchst berühmte Autoritäten sich doch nicht gescheut, die Schweizerpillen und ähnliches Zeug mit ihrem Namen zu decken.

Wir treiben das Publikum in die Hände der Pfuscher. Wenn Müller sen. stirbt, dann erzählt Dr. Krause, Dr. Schmidt habe den Mann falsch behandelt. Und Dr. Schmidt weiß ein Lied zu singen, wie

Krause der Frau Werner durch kalte Abreibungen die Schwindsucht ankurirt hat. Wenn sich die Aerzte so gegenseitig Ochse und Esel schimpfen, ist es doch natürlich, daß der Laie zum Pfuscher geht, der alle beide Narren nennt.

Wer ist denn nun Pfuscher und Charlatan? Was haben wir überhaupt für ein Recht, die Pfuscher zu verfolgen, als seien sie Mörder? Wer gab uns die Wasserbehandlung? Prießnitz, und er war ein Pfuscher. Wer die Heilgymnastik? Ling, und er war ein Pfuscher. Wer machte die Lahmen gehen, wer heilte die Krankheiten der Frauen? Wer lehrte uns die Muskelübungen und die Massage? Pfuscher waren es, Charlatans.

Prießnitz und Hessing, Ling, Wolf, Brandt, Kneipp und Thomas —: sie werden in der Geschichte noch leben, wenn manche unserer Größen längst verschollen sind.

Die verachteten Homöopathen haben es bewiesen, daß wir den Kranken nicht die ganze Apotheke durch den Leib zu jagen brauchen, um sie zu heilen. Heute spotten wir noch der Naturheilkraft. Aber sie wird die moderne Arzneikunde an die Wand drücken, und die Zeit wird kommen, wo es nicht mehr als eine Beschimpfung gilt, Naturarzt genannt zu werden.

Der Hauptgrund unsres Hasses liegt auch auf einem anderen Gebiete. Die Leistungen des Pfuschers erkennen wir an, aber wir wollen nicht, daß er Geld verdient. Als Hessing vor einigen Jahren in Berlin seine Apparate demonstrirte, strömten die Chirurgen zusammen, das Wunder zu schauen. Jetzt wird der selbe Mann gehaßt und verfolgt, weil er sich seinen Apparat mit Gold aufwiegen läßt. Handeln wir besser, wenn wir uns den Bauchschnitt mit Hundertmarkscheinen zudecken lassen?

Die Kunst geht nach Geld, und wie wir aus Brotneid unsere Kollegen verleumden, so suchen wir aus Brotneid die Pfuscher zu erdrücken. Aber mit dem Gesetz und der Polizei werden wir nichts erreichen. Wenn wir die Schäden, die unser Ansehen zerfressen, heilen, werden wir wieder die alte Stellung erhalten, die uns gebührt. Die Kranken werden wieder zu uns kommen, wenn wir sie nicht mehr belügen. So lange wir aber wissenschaftliche Charlatans bleiben, wird das Publikum den Unterschied zwischen Arzt und Pfuscher nicht begreifen.

Einstweilen ist es aber ganz spaßhaft, die Wissenschaft schreien zu hören:

„Papa Staat, der Pfarrer Kneipp frißt mir immer die Butter vom Brot.“

Ein Arzt.

Strindbergs Gläubiger.

Unter den Jungen, die den alternden Baumeister Solneß schon lange lärmend verhöhnten, weil er höher ihnen zu bauen schien, als er klettern konnte, ragte Einer besonders hervor, ein Schlanker, aus Sehnen und Nerven, mit flackerndem Blick und trotzigem Schopf, mit einer Stirn, deren Wölbung das Flammengestiebe wilder Gedanken kaum zu ummauern vermochte, und einem Mund, um dessen gestraffte Lippen tausend Teufeleien einen Totentanz aufzuführen schienen. Der ließ sich nicht, wie der blöde Zeichner Ragnar Brovik, von dem Alten ins Joch spannen, und weil es ihm unerhört erschien und unerträglich, daß seine Verdienste im Stillen bleiben sollten, zur größeren Ehre des berühmtesten Bauherrn in den skandinavischen Landen, begann er gegen den Magus aus Norden zu randaliren und zu skandaliren, daß vor solchem Zauberlehrling dem Hexenmeister allmählich angst und bange wurde. Denn sein Lehrling war auch der grimme Rebell einst gewesen und von dem Prinzipal hatte er die Technik gelernt, den knapp gegliederten Bau, den strengen, niemals verzettelten Stil und die Sparsamkeit in den immer organisch entstehenden Ornamenten. Die alte Sicherheit wars, aber ein Neues kam doch hinzu, eine schreiende Subjektivität, die krankhaft beinahe kreischend den Passanten fest hielt und zu verblüfftem Verweilen zwang. So ein Ding sah aus wie eine gothische Kirche, in der ein modernes Maschinenwerk mit Manometer und Transmission eben erst Unterstatt gefunden hatte, und von Weihrauch, Maschinenöl, Kerzenqualm und dünstender Menschheit stieg dem Betrachtenden ein fremdes Gemisch in die Nase. Manchmal, wenn aus dem Neubau ein wüstes Gekeife hervor drang und ein böses, übernächtig verbuhltes Geschimpfe, das für den Verlust an zeugender Kraft in müdem Toben Vergessen sucht, glaubten die guten Bürger auch, vor einem Frauenhause zu stehen, ihr Allzumenschliches regte sich, sie bekreuzten sich und trippelten heimwärts, wo dem wach ge=

kitzelten Sehnen dann anständige und standesgemäße Verwendung winkte. Aber, wie es so geht, die Sache sprach sich doch herum, die Leute meinten bald, der alte Baumeister mache eigentlich doch recht altmodischen Plunder, und sie fingen an, für die aggressiven Kunststücke des Jungen sich zu interessiren. Dann kam der Tag, wo der verstiegene Solneß vom eigenen Gerüst fiel und den Schädel brach, und in das Jubelgeschrei aus den verzückten Reihen der Unterröcke klang schneidend und schrill damals das Höhnen der lachenden Erben.

Aehnlichen Anblick erleben wir jetzt: Ibsens „Baumeister Solneß" ist unverstanden verschwunden, Strindbergs „Gläubiger" haben einen ganz richtigen Theatererfolg erreicht und das junge Skandinavien, das von den Berliner Vororten aus jetzt einen wohl verbreiteten Massensturm auf die deutsche full dress-Literatur versucht, läßt die neue Botschaft ertönen: Es weichen die Nebel, die Sonne steigt auf — Ibsen ist tot, es lebe Strindberg, — und übrigens haben wirs immer gesagt!

In aller Bescheidenheit gestatte ich mir, dabei nicht mit zu thun. Erfolge beweisen nichts, und Theatererfolge sprechen eher gegen als für den Werth der Dichtungen, die sie krönen. Diesmal hatte obendrein die Gunst des Zufalls gar zu ungerecht gewaltet. Ibsen mußte sich mit einer Darstellung begnügen, die ihrer Aufgabe fast so unverständig wie nachher die faselnde Kritik gegenüber stand; gut wurde nur Frau Solneß und die kleine Kaja gespielt; Herr Reicher, der dem Baumeister seine naive Eindringlichkeit gab und ihm den Philisterspott bis zum jähen Absturz gnädig ersparte, ist, weil ihm der Zauber zwingender Persönlichkeit fehlt, doch mehr der Alltags-Mann der Grundmauern als der Märchenheld steiler Luftschlösser, und über Fräulein Hilde Wangel schweige ich lieber, aus Höflichkeit. Um so größer war Strindbergs Glück: im Residenz-Theater des Herrn Lautenburg fand er drei Darsteller, die durch ein kleines Wunder in fremd geartete Individualitäten hinein schlüpfen konnten wie in sauber angemessene Röcke. Namentlich Herr Jarno, der bisher nur durch verschüchterte Liebenswürdigkeit und durch ein etwas unmännliches Neuwienerthum aufgefallen war, hat bewiesen, daß in ihm ein Schauspieler steckt, mit dem man nun rechnen muß; der Mensch, den er auf rüstige Beine stellte, konnte ohne Rampenlicht leben und bei hellem Sonnenschein auf die Straße gehen, ohne wie ein geschminktes Gespenst angegafft zu werden. Aber auch Fräulein Bertens und Herr Rittner waren ganz merkwürdig gut: vielleicht, weil vom Strindberg-Stil zum Dumas-Stil der Weg diesmal längst nicht so weit war wie beim „Vater" und „Fräulein Julie".

Und der Dumas-Stil gewann auch den Sieg. Die in sehr witzigen

Bogen aufprasselnden Raketen fesselten den Blick, die Thesen und Antithesen, denen die Sprache so prall saß, als trügen sie — Schweninger mag mirs verzeihen! — ein Korset, prickelten angenehm im Gehirn und das geistreiche Nadelstechen machte wollüstig schmerzende Wunden, in die dann brennend die Salzkörner des raisonnirenden Dichters fielen und die man, stolz wie nach der ersten Mensur ein Student, als putzende Renommirschrammen nach Hause tragen konnte. Am nächsten Tage erschien, mit Binden, Bandagen und Salben, dann die Kritik, die gutherzige Heilgehilfin die sonst auch ein anderes, vom Staat noch nicht völlig konzessionirtes Handwerk treibt, und streichelte die Wunden tröstend zur Ruhe: so böse sei es gar nicht gemeint gewesen, nur als ein Problema, und nirgends habe der Dichter den sinnlosen Versuch gemacht, seinen eigenen Glauben uns aufzudrängen. Und noch mehr solchen Blödsinn.

Es war wirklich sehr böse gemeint. August Strindberg ist nicht sehr viel geistreicher nur, er ist auch sehr viel grausamer als der alt gewordene jüngere Dumas; der Franzose vergißt niemals den schützenden Knopf an der Spitze des blanken Stoßdegens, der Schwede wählt sich die schärfste Waffe, und wenn er zustößt, fließt rothes, lebendiges Blut. Beaumarchais selbst, der doch schon ein leidlich unbarmherziger Geselle war, köpfte mit spitzigen Worten nur, und sein Figaro mißbrauchte nie das Rasirmesser zu tötlicher Lust. Der Figaro aus dem letzten Boot aber, der dem Fräulein Julie den Weg alles faulen und lebensunfähigen Fleisches weist, treibt mit der Barbierklinge doch recht verruchten Schabernack. Und der arme Adolf, der als ausgeplünderter Gläubiger noch unter den kosenden Krallen seiner Schuldnerin ächzt, würde mit dem Messerchen gewiß nicht nur spielen, — wenn die Epilepsie ihn nicht schon am Kragen hätte, seine Hand lähmte und ihn, mit Schaum vor dem Mund, leblos zu Boden streckte, wie ein in Krämpfen verzehrtes Kind.

Zum Kind war er auch geworden, längst schon vorher. Semele hatte ihrem Jupiter die Keule entwunden und die Attribute der Göttlichkeit, und nun war sie sehr erstaunt, da das Donnern und Blitzen nicht mehr gelingen wollte, nahm den Entmannten, den entgötterten Gott, auf den Schooß, herzte ihn fleißig, und als er in ihre weichen Arme sich schmiegen konnte, verträumte er sich in die Einbildung, so sei es immer gewesen, und ganz vergaß er die Zeit, wo er der Donnerer war und Semele in ängstlichem Schrecken an seine Brust flatterte.

Frau Thekla — so heißt Semele hier — ist von der Art, die der alte Weise etwas unzart vielleicht, doch sehr treffend mit den Worten ausstieß, tota mulier in utero. Sie ist die prädestinirte Dirne, nach Neigung und Beruf, und wenn die Umstände es so gefügt hätten, wäre sie der

schlimmen Grete wohl ähnlich geworden, von der ein anderer Schwede, der geniale Lüdrian Bellman, uns einst erzählt hat:

„Hatt' mit der Dirne viel Mühe und Noth,
Macht sie oft frei, wenn vor Bütteln sie rannte!
Rückenmarkschwindsucht nun schrecklich mir droht
Und sicher der Schanddirne Spott.
Dennoch, o Greta, vergeß ich Dich nicht;
Denn, glaub mir, nie stärker mein Herz für Dich brannte.
Denke an Dich, wenn mein Auge einst bricht,
An Dich und Dein schönes Gesicht."

Aber Thekla hatte Glück. Sie fand einen Deckmantel, einen anständigen Mann, der sie zur ehrbaren, geachteten Frau machte, von dem sie Manieren und erträglichen Geschmack lernte, und den sie aus Dankbarkeit dafür prostituirte, weil sie sich selbst ja nun nicht zu prostituiren brauchte. Als eine kleine Schauspielerin einmal gefragt wurde, warum sie denn ihren reichen Vicomte betrogen hätte, noch dazu mit einem häßlichen Komödianten, meinte sie: Il était bien charmant, mais il me fallait du vice et il n'en avait pas pour deux sous. So gehts auch der guten Frau Thekla: ihr bürgerlich braver Mann hat als Probirthierchen ausgedient, seine simplen Reize sagen ihr nichts mehr, und da er obendrein unvorsichtig genug ist, eine lange Reise zu thun, weiß sie nichts Besseres, als ihn mit einem zwitterhaft weichlichen Künstlerjungen zu betrügen. Zuerst wird, wies immer geht, wenn mans heimlich, auch vor dem eigenen Gewissen, treibt, Brüderchen und Schwesterchen, dann wird Papa und Mama gespielt, übrigens ohne den Folgen viel nachzudenken. Alles, meint Thekla, kehrt wieder zur alten Ordnung, ist erst mein Mann wieder da, und die Gelegenheit wird sich schon finden, den süßen Jungen in den Ehewinkel hineinschlüpfen zu lassen, der sich von selbst dann zum Dreieck schließt. Aber der süße Junge beißt an; die Eifersucht des Fleisches, die schlimmste, die Othellos und Epileptiker macht, regt sich hitzig in ihm; so schmerzlich fangende Lust mag er nicht theilen: Brüderchen und Schwesterchen laufen davon, laufen nach allerlei Formalitäten aufs Standesamt und spielen nun allen Ernstes vor den Augen der höchst befriedigten Welt — denn die Sache ist legitimirt — Papa und Mama.

Frau Thekla aber spielt nebenbei noch ein anderes, ein sehr feines Spiel; sie weiß, daß die Sinne selbst gegen das Ruthengekitzel am Ende ermüden, und deshalb ist sie schlau bemüht, ihrem Adolf auch seelische Wollust zu schaffen, die länger dauert und den schleichenden Jahren trotzt. Sie erfindet sich eine Vergangenheit und stülpt auf das vom gierigen Finger zerwühlte Haar eine Mitleid heischende Märtyrerkrone. Ihr erster Mann nämlich, der armselige Idiot, hat sie in geistiger Armuth verkümmern

lassen und ihr stolzes Talent harrt doch nur des Erweckers — und so fort in der alten Litanei von der unverstandenen Frau. Für den männernden Knaben Adolf ist das ein gefundenes Fressen. Er fühlt sich als Schuldner für nie geahnte Genüsse und es schmeichelt seiner Eitelkeit auch, das schneeweiße Gänschen, das er gestohlen zu haben glaubt, als herrlichen Singvogel der staunenden Welt aufzuschwatzen. Frau Thekla wird ein Literaturweib und ihr Buch, dem der erste Mann den Inhalt, der zweite die Form gegeben hat, wird ein großer Erfolg, dem der gute Adolf ein weithin schallendes Echo noch dadurch weckt, daß er die Verfasserin auf seinen Bildern, als Heilige bald und bald als heldische Jungfrau, den Gaffern zur Schau stellt. In dieser Geschäftigkeit wächst seine Liebe — die mit eigenem Blute genährte Brut liebt man immer am meisten — und in der steten Anspannung seiner Sinne und Seele merkt er gar nicht, wie sein Verhältniß zur nun berühmten Frau sich verschoben hat. Mama ist Mama geblieben und nur sicherer noch thront sie auf dem neuen Piedestal; Papa aber hat sich um seine Kräfte geliebt und gesorgt, Schwäche beschleicht ihn und wie ein hilfloses Kind muß er froh sein, wenn das Gänschen ihn weich und daunig mit warmem Gefieder beschützt.

Frau Thekla denkt nach. Eigentlich ist sie nun wieder, wo sie schon einmal war: auch der zweite Magnet hatte nur die Kraft, an sich zu ziehen, nicht aber auch die stärkere, fest zu halten. Der erste Mann war ein etwas säuerlicher Kochapfel, an dem die Frau nur so herumknabberte und den sie dann fortwarf; etwas für den ersten Durst, für des Leibes Nothdurft, nichts fürs Vergnügen. Der zweite Mann glich einer kaum gereiften Orange, die den Appetit gewaltig reizte; aber nun war sie ausgesaugt bis auf den letzten Tropfen und nur die Schale schimmerte noch angenehm ins begehrliche Auge. Wer jetzt daneben auch noch den Kochapfel hätte, der für den Hausgebrauch am Ende gar nicht so übel war! ...

Da kehrt, mit theatralischer Pünklichkeit, der erste Gatte zurück. In einer Zeitung las ich, er sei eine überlegene Kraftnatur gewesen und hätte Theklas Ketten gebrochen. Es ist nicht möglich, ärger den Dichter mißzuverstehen. Der arme Gustav hat niemals Ketten zerbrochen und wird niemals Ketten zerbrechen; sein Glück war, rechtzeitig verlassen zu werden, sonst wäre er den Weg seines Nachfolgers gegangen, den Weg, auf dem er schon ein gutes Stück vorwärts gekommen war; und seine Ueberlegenheit besteht nur darin, daß er den Muth hat, die eigene Wunde zu enthüllen, seinem Nachfolger, der ihn jammert, zum warnenden Beispiel. Wie Carlos, der auf seine Art ja auch schon ein Weiberfeind war, vor den zärtlichen Streber Clavigo, so tritt der Verlassene vor den Räuber seines gefährlichen Glückes hin und bohrt stählerne Worte in das weiche Seelenwachs des

Empfindlings; aber nicht vor fremder Schwindsucht warnt er ihn, sondern vor eigener Epilepsie, und nicht für gesunde Nachkommenschaft spricht er, ein früher Zuchtwähler, sondern gegen den betäubenden Dunstkreis der Unterröcke. Dieser Gustav hat unter Qualen gelernt, wohin bei den Frauen das Lindenblatt fiel, das dem stärkenden Drachenblut eine Stelle versperrte; er weiß, daß nicht mit dem Messer und nicht mit der Kugel man den Frauen so wehe thun kann wie mit dem Raub ihres Liebsten, mit der Befreiung des Mannes, den sie vielleicht nur lieben, weil sie ihn haben, ihn halten, besitzen, bewachen, mit Leib und Seele, mit Haut und Haar, wie Knecht und Magd, wie Ochse und Esel und Alles, was ihr ist.

Für den völlig ausgehöhlten Adolf aber giebt es nur einen Befreier noch: den Tod. Er muß es sehen, wie Gustav sein Idol in Trümmer schlägt und dem prahlenden Singvogel das falsche Gefieder zerzupft, bis das feiste Gänschen wieder zum Vorschein kommt; er muß es hören, wie die gehätschelte Frau sich wieder dem Andern neigt und aus der muffigen Luft ihrer Krankenwärterstube sich zu robusteren Genüssen zurücksehnt. Da erst bricht das knochenlose Kind in sich zusammen. Alles hat er ertragen, das Streicheln und das Kratzen der Frau, ihr gemeines Kosen und ihren pöbelhaften Fußtritt, — Eines aber erträgt er nicht: daß er in der Konkurrenz um ihren Besitz nun zurückstehen muß, einem Andern sie gönnen und die nagende Wuth empfinden, von der Begierde das Vermögen überlebt zu sehen. Jahre lang hat er eine Bestie umarmt, und nun empörts ihn, daß die Bestie brünstig zu brüllen beginnt. Und ich glaube fast, auch das Publikum hätte Frau Thekla gern Alles und noch mehr verziehen, wenn sie nicht, gräßlich zu sagen, in der Krankenstube ihrer Allzuweiblichkeit sich erinnert hätte.

Das war die große Sünde der George Sand und dafür wird sie in allen Literaturgeschichten zur Dirnenstäupe verdammt. Sehr hübsch war es auch gewiß nicht von ihr, daß sie, während der arme Musset im leichten Fieberschlaf lag, mit dem Arzt sich ergötzte und dem jäh Erwachenden das scheußliche Schauspiel bot. Neben Frau Thekla aber steht sie doch wie ein reiner Engel: sie verschenkte, was ihr gehörte, und mästete sich nicht nach Kanibalenart vom Blut und vom Geist des Genossen. Musset war nicht ihr Gläubiger; sie war reich genug, um vom eigenen Besitz zu zehren, sie brauchte nicht Schulden zu machen und zog aus, den Mann zu suchen, den Herrn und Gebieter. So sind noch alle starken Frauen ausgezogen, und wenn sie von einer Enttäuschung zur andern gerannt und von der Kinderneugier genarrt waren, die eher nicht rastet und ruht, bis der gefährliche Punkt gefunden und das Spielzeug zerstört ist, dann hat die Welt, die mehr noch neidisch als streng ist, ihre Unsittlichkeit scharf gescholten. Die

Welt sollte allmählich aber darüber doch nachzudenken beginnen wie es denn kommt, daß gerade die größten Frauen so oft auch die größten Dirnen geworden sind. Vielleicht, weil sie den größeren Mann immer suchten und niemals fanden?

Das ist nicht der Fall unserer lieben Frau Thekla. Die ist blitzdumm und gewöhnlich und darf keinen höheren Anspruch erheben. Ihre Männer aber haben ihr die Ansprüche suggerirt, der ganze Kehricht der Emanzipation hat den armen Kopf ihr umnebelt und Ibsen, der Frauenkultus-Minister des Nordens, ließ von allen Kanzeln predigen, auch die albernste Puppe habe auf ihr Wunderbares ein heiliges Recht. Diesem katholischen Wunderglauben trat in kirchenväterlicher Entrüstung Strindberg entgegen, riß der Madonna den Heiligenschein von der Stirn, nannte, ganz urchristlich, im Sinne Tolstois und der Paradiesesszene, das Weib die große Verderberin und übertrumpfte gar ungalant den berühmten Vers Alfreds de Vigny vom enfant malade et douze fois impur. Nicht immer hat mans geduldet. Fräulein Julie war selbst den Franzosen zu monströs, und als sie sich neulich auf der Pariser freien Bühne sehen ließ, jammerte sogar Jules Lemaître über die cruelle soirée. Die Tragikomödie der „Gläubiger" läßt man sich eher gefallen, trotz ihrer schmerzhaften Menschlichkeit, weil der Dichter hier fast allzu geistreich raisonnirt, weil die drei Menschen, in ihrem Thun und in ihrem Unterlassen, in ihrem Werden und Vergehen, so wundervoll perspektivisch angeschaut sind, und nicht zuletzt, weil die Frau hier auch im Sinne der guten Sitte eine große Sünderin ist. Da können die Männer klatschen und denken: So seid Ihr süßen Bestien Alle — ein Bischen. Und sie haben Recht. Die Frauen aber klaschen erst recht und denken, geschmeichelt von so ungeheurer Macht: Dazu sind wir durch Euch erst geworden; weshalb versprecht Ihr uns Donnerkeile und Blitze und schmiegt Euch nun kraftlos in unser wärmendes Joch? Und sie haben dreimal Recht.

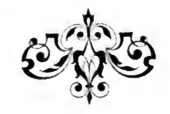
August Strindberg hat nur die Frage gestellt; mit der Antwort kam ihm Ibsen zuvor. Er hat das Hohnlachen der Jungen gehört und hat eingesehen, daß es nicht taugt, Häuser zu bauen, auf die man selbst dann nicht klettern kann, und den Frauen Ideale zu thürmen, deren Höhe man selbst nicht erreicht. Er schuf Hedda Gabler und Hilde Wangel, zwei unnützliche Geschöpfe, denen das Sehnen nach brutaler Kraft und nach Märchenkönigreichen anerzogen ist und die, da sie statt der Wikinger mit dem robusten Gewissen verfeinerte Zärtlinge und schwindlige Träumer finden, in perverser Grausamkeit die entmännlichten Männer zerstören. Ibsen war und bleibt immer der Größere, der ragende Dichter allein fliegender Gedanken, den man nur den ganz großen Einsamen vergleichen kann und der ein Neues brachte, ein nie Gehörtes und nie Gesehenes.

Strindberg verkündet mit zwingender Subjektivität, mit dem krankhaften Eifer des Modernen, im Grunde doch nur die alte, asiatische oder paradiesische, Weisheit, daß der Mann über der Frau stehen muß, wenn sie ihn nicht „unter kriegen" soll.

In jedem Manne, das hat schon Zarathustra erkannt, ist ein Kind versteckt: das will spielen. Und den Rath des Weisen, dieses Kind zu entdecken, haben die Frauen allzu buchstäblich befolgt: sie haben mit dem Manne geschleckt und gespielt, bis das niedliche Spielzeug sie erst zu langweilen und dann ihnen verhaßt zu werden begann. Aber auch das hat Zarathustra gelehrt: „Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es haßt; denn der Mann ist im Grunde der Seele nur böse, das Weib aber ist dort schlecht." Diesen ganz schlechten, bis zum Kanibalenthum grausamen Haß, der mit stumpfen Stopfnadeln zu Tode martert und am langsamen Feuer des Kochtopfes später erkältete Rache kocht, den hat Strindberg gefühlt und erkannt und in stierem Entsetzen sah er die Gefahr, die solchen Männern aus der hilflosen Gewöhnung an solche Frauen erwächst. Mit der ganzen Gewalt persönlichen Grauens umfing ihn der Schrecken, die Formel fand er nachher erst, als Friedrich Nietzsche auf seinem lyrischen Weltmarsche im Norden erschien. Die Sprache, die Strindbergs Hauptgläubiger jetzt spricht, „se ressente des lieux où fréquentait l'auteur", und diese Orte sind dumpfe Alkoven und, zur Abwechselung, Zarathustras Eisregionen: überhitzte Sinne suchen für ihre Wunden gefrorenen Schnee und übersehen die wärmere Weisheit aus gemäßigter Lebenszone, die Weisheit die also spricht: Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will.

Nur eine Saite rührt Strindberg, doch er schlägt sie wundervoll und es soll ihm nicht vergessen sein, daß er in seiner Tragikomödie eines der frühesten Exemplare der Gattung uns gab, der die Zukunft gehört. Denn in der Alltäglichkeit unserer schwachgemuthen und uniformirten Zeit wird das von trivialen Freuden und trivialen Schrecken erfüllte Leben einem Band von Labiche immer ähnlicher, in den mitunter nur eine Seite aus Shakespeare eingefalzt ist.

M. H.



Begas und das Kaiser-Denkmal.

Der viel umworbene Auftrag zur Ausführung des National-Denkmals für Kaiser Wilhelm ist dem Professor Reinhold Begas ertheilt worden. In diesen Tagen haben die Bewohner der Reichshauptstadt Gelegenheit erhalten, den neuen Entwurf des Meisters zu sehen. Noch einmal ist der Kampf der Meinungen entbrannt, — und da wollte der Herausgeber dieses Blattes neben den dem Publikum gewohnten kritischen Richtern auch einem Bildhauer das Wort geben.

Wenn nun heute ein neuer Moltke durch eine Konkurrenz um Feldzugspläne ausgewählt werden sollte? Würden die ernsthaften Menschen nicht glauben, daß es überaus schwer sei, die Pläne zu beurtheilen, und daß dazu mehr gehört, als bloße Freude am schönen Militär? Aber in der Kunst, da ists was Anderes; da glaubt sich ziemlich Jeder, der Liebe zur Sache hat, berufen, ein Urtheil abgeben zu können!

Als Bildhauer möchte ich sagen: was in einem Entwurf steckt, weiß nur der, der ihn gemacht hat, weil er in seiner Skizze das Abbild des in seinem Geist lebenden, des fertigen Werkes sieht. Was Andere in einer Skizze sehen, mag sich höchstens zufällig mit dem decken, was der Urheber vor hat. Ein ausgeführtes Werk am Platz der Aufstellung sieht ganz anders aus, als eine 10- bis 20fach kleinere Skizze, und nur wenige Menschen dürften fähig sein, sich nach einer Skizze die Wirkung des fertigen Werkes vorzustellen. Sogar eine fertige Figur sieht anders aus im Atelier als im Freien. Eine Skizze mag Alles beweisen, nur nicht die Hauptsache: wie wird das ausgeführte Werk wirken.

Wozu dann aber Konkurrenzen? Ja, wozu!? Den großen Kurfürsten haben wir ohne Konkurrenz bekommen, und ohne Konkurrenzen sind der Colleoni, der Gattamelata und der Marc Aurel entstanden. Wer kennt bessere Reiterdenkmäler? Bei einer Aufgabe, wie die des Kaiser Wilhelm-Denkmals, wird jeder Bildhauer, der etwas auf sich hält, im innersten Herzen glauben, daß er selbst der berufene Mann für dieses Werk sei; Jeder wird glauben, selbst den monumentalsten, den bedeutendsten und schönsten Plan zu haben. Viele werden glauben, daß die Konkurrenz der beste Weg sei, aus ihrer Nacht zum Licht zu gelangen. Diese Art von Ehrgeiz ist gewiß berechtigt. Privater Ehrgeiz sollte aber schweigen, wo es sich um große Fragen der Allgemeinheit handelt, und eine solche ist dies Kaiser-Denkmal. Das größte künstlerische Anrecht auf die Ausführung des nationalen Erinnerungswerkes hat ohne Zweifel Reinhold Begas. Er ist der Anbahner der neuen, lebensfähigen Entwickelung deutscher Bildhauerkunst gewesen. Mit vielen Werken hat er Beweise seines Genies und Könnens gegeben; reiche Erfahrung in seinem Beruf hat er gesammelt. Besser kann der Laie sowohl als der Kunstverständige beurtheilen, was von Begas zu erwarten steht, nach dem, was er bereits geleistet hat, als nach dem jetzt ausgestellten Entwurf. Mit Vertrauen soll man dem Manne entgegenkommen, der bereits gezeigt hat, wie viel er leisten kann. Er weiß und wir wissen, daß sein Ruhm als Künstler von seinem Erfolg bei dieser Arbeit abhängt. Was er bisher geschaffen, würde nichts bedeuten, wenn ihm diese Arbeit ein Fehlschlag würde; und darin gerade liegt die Gewähr, daß er das Beste geben wird, was er kann. Die Bürgschaft, die Begas mit seinem Künstlernamen giebt, ist wichtiger und verheißender als alle Entwürfe. Robert Toberentz.

Die Fremdenhetze in Amerika.

Auf ihrer Suche nach einem neuen Köder für diejenigen, welche bekanntlich nicht alle werden, sind die republikanischen Politiker auf die Idee verfallen, die Bekämpfung der Einwanderung zu einem der Endziele — oder issues, wie man sie hier nennt — ihrer Partei zu machen. Der Gedanke ist vom Standpunkt der Leute aus gar nicht so übel. Denn er kommt der bornirtesten und fanatischsten Klasse unserer Yankee-Bevölkerung, den puritanischen Nativisten, vulgo knownothings, wie gerufen.

Die Republikaner verfielen auf den sauberen Plan aus zwei Gründen: der erste war, daß die Deutschen bei der letzten Wahl so mannhaft für Cleveland eingetreten sind. Und der zweite, daß die Irländer die Republikaner nicht herausrissen, sondern ebenfalls flott für Cleveland stimmten, obwohl sie die Harrisonsche Administration mit ihrem sauberen Staatssekretär James G. Blaine*) (seine Kumpane nennen ihn schlechtweg „Jimmy"), durch die Ernennung eines Kerls, wie Patrick Egan, eines Feniers, welcher der Theilnahme an dem feigen Phönixparkmord dringend verdächtig ist, zum amerikanischen Gesandten in Chile und ähnliche Scherze genügend gekitzelt zu haben glaubt. Der Biedermann hätte uns durch seine und seines Sohnes schmutzige Eisenbahngeschäfte beinahe in einen eben so kostspieligen, wie ungerechtfertigten Krieg mit Chile verwickelt. Trotzdem und trotz seiner unreinlichen Spekulationen sitzt er durch Herrn Harrisons Gnade und auf „Jimmy" Blaines Veranlassung wieder auf seinem Gesandtenposten in Chile, und wird wohl daselbst bleiben, bis Cleveland ihn und seine Sippe zum Tempel hinausfegt.

„Wenn," so sagten sich auch die republikanischen Drahtzieher, „diese eingewanderten „Dutchmen" und „Micks"**) doch zu nichts zu gebrauchen sind, sondern gar noch anfangen, gegen uns zu stimmen, wozu sollen wir dann noch mehrere davon hereinlassen, als wir ohnehin schon haben?"

Optimisten haben bis jetzt geglaubt, daß die knownothings allmählich auf den Aussterbeetat gekommen seien, weil doch keinem mit Augen begabten Menschen die ungeheuren Vortheile entgangen sein konnten, die gerade unser Land aus der Einwanderung zog.

Als Hauptvorwand für die neue Maßregel dient natürlich die Ver-

*) Blaine ist inzwischen bekanntlich gestorben.
**) Spottnamen für Deutsche und Irländer.

hinderung der Einschleppung der Cholera, die den ganzen Erfolg der Columbischen Weltausstellung in Frage stellen würde u. s. w. Als ob nur die Einwanderer und nicht eben so gut ein Passagier der ersten Kajüten die Epidemie hierher bringen könnte, der überhaupt nicht hier bleiben, sondern nur die Ausstellung besuchen will.

Laßt die amerikanischen Consuln in den europäischen Hafenstädten die für Amerika bestimmten Passagiere etwas sorgfältiger als bisher überwachen und nur mit consularischen Gesundheit-Attesten versehene Schiffe hier landen. Laßt ferner die hier ankommenden Passagiere noch eine, von dem Ermessen der Aerzte abhängende Quarantäne durchmachen. Das ist Alles, was nöthig ist was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Wir können uns mit keiner chinesischen Mauer umgeben.

Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Republikaner mit ihrer auf den Stimmenfang berechneten Absperrung=Theorie nicht allein die verbohrten und giftigen knownothings (wozu, nebenbei bemerkt, auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Demokraten gehört), sondern auch jene Demagogen ködern, die sich auf die Arbeiter=Freunde und =Führer spielen. Für diese Leute ist das natürlich Wasser auf ihre Mühle. Es ist wahrhaft komisch, wie z. B. die „Präsidenten" (unter dem Titel gehts nicht), der Unionen der Maurer und Zimmerleute in Washington, die zu mindestens fünf Sechsteln aus eingewanderten Arbeitern bestehen, mit einer ganzen Reihe von ähnlichen Gesellschaften in das von den Republikanern ausgegebene Feldgeschrei nach einem allgemeinen Verbot der Einwanderung einstimmen.

Die Republikaner sind natürlich eben so schlaue Demagogen wie die Arbeiterführer selbst. Sie erzählen jetzt ihren „hart arbeitenden Freunden und Brüdern" — wenn die millionenschweren eleganten Herren des vornehmen republikanischen Union League Club unter sich sind, dann nennen sie die selben Freunde und Brüder das „miserable Strikergesindel" —, daß ihnen, den Republikanern nämlich, allein die Interessen des „armen Mannes" zunächst am Herzen liegen und daß sie den „amerikanischen" Arbeiter von jetzt an gegen die Konkurrenz der billigen europäischen „Armenhausarbeit" schützen würden u. s. w. Natürlich fallen auch viele Arbeiter auf den plumpen Demagogenschwindel hinein. Daran, daß, wenn man die Einwanderung wirklich abschnitte, auch die Zahl der Konsumenten nicht in dem selben Grade, wie bisher, steigen und auch keine neuen Städte mehr angelegt und keine neuen Fabriken mehr gegründet und viele der jetzt durch die Einwanderung blühenden Industrien brach gelegt würden und die jetzt eingewanderten und kaum warm gewordenen Arbeiter in kürzester Zeit keinen Verdienst mehr hätten —: daran denken die von den Demagogen verführten Dummköpfe nicht.

Uebrigens werden nicht alle Suppen so heiß gegessen, wie sie auf den Tisch kommen, und selbst wenn die republikanische Intrigue einen größeren Erfolg haben sollte, so ist die Geschichte keinesfalls von langer Dauer. Der Amerikaner ist in erster Linie Geschäftsmann, und wenn er sieht, daß er sich durch politische Drahtzieher und Demagogen zu einer Dummheit hat verleiten lassen, so ist er der Erste, der sie mit gewohnter Energie wieder gut macht. Auch ist nicht zu vergessen, daß unsere kolossalen Eisenbahninteressen und die darin angelegten riesigen Kapitalien unter einem eventuellen Einwanderungverbot zunächst schwer leiden werden. Schließen unsere Eisenbahnmagnaten dann eines schönen Tages

ihre Taschen den Politikern, die ihnen die saubere Suppe eingebrockt haben, so werden diese wohl bald andere Saiten aufziehen. Uebrigens liegt auch noch die Wahrscheinlichkeit vor, daß die sehr gut organisirte und über ungezählte Mittel verfügende Eisenbahnlobby dafür sorgen wird, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Interessant ist übrigens auch die Stellung der Juden zu der Einwandererfrage.

Der Amerikaner ist ein etwas komischer Kauz in mancher Beziehung, namentlich aber in seinen **likes and dislikes**. So ist unter anderen eine seiner charakteristischen Eigenschaften die, daß er, der sich für den schlauesten Geschäftsmann der Welt hält, einen gewissen Respekt vor demjenigen hat, der ihn übers Ohr zu hauen vermag. Nun sagt man zwar gewöhnlich, daß man drei Juden braucht, um einen Yankee daraus zu fabriziren, aber es gibt doch auch Juden, aus denen man drei und vielleicht noch mehr Yankees machen könnte, und vor diesen ihm so sehr überlegenen Leuten hat der Yankee, wie gesagt, einen gewaltigen Respekt, so sehr er sonst, d. h. im Stillen, über sie fluchen mag.

Auch müßte der Yankee eben nicht der tüchtige und scharfblickende Geschäftsmann sein, um den riesigen Einfluß des jüdischen Kaufmanns und Fabrikanten auf das hiesige Handelsleben nicht zu sehen. Am deutlichsten tritt dieser Einfluß hier z. B. an den hohen jüdischen Feiertagen hervor, an denen fast alle großen jüdischen Geschäftshäuser geschlossen sind und kaum die Hälfte der gewöhnlichen Anzahl von Last- und Expreß-Wagen am Broadway und den Seitenstraßen zu sehen ist — der beste Beweis für den ungeheuren Antheil, den das unternehmende und rührige Völkchen am hiesigen Geschäftsleben hat.

Natürlich ist der Yankee nicht erbaut über das ruppige Gesindel, das uns Rußland durch gütige Vermittelung des Barons Hirsch auf den Hals schickt. Der Ausdruck klingt vielleicht hart, denn die armen Leute können vielleicht nichts für das, was ein grausames Schicksal aus ihnen gemacht hat. Aber so, wie sie eben sind, und namentlich da sie aus thatsächlich von der Cholera infizirten Distrikten kamen, sind sie sicherlich keine wünschenswerthe Klasse von Einwanderern für irgend ein Land der Welt.

Die Gebildeten und Einsichtigen der hiesigen Juden sehen dies auch ein und sprechen es offen aus, und wenn es nach ihren Wünschen ginge, würden die russischen Exilirten hier sicherlich n i c h t eingelassen. Denn man sagt sich in den leitenden jüdischen Kreisen mit vollem Recht, daß diese Leute mit ihrer Bornirtheit und ihren schmutzigen Gewohnheiten nur zu sehr geeignet sind, ein Vorurtheil gegen das ganze Judenthum zu schaffen, das bis jetzt hier noch nicht besteht.

New-York. John Hampton.



Die höhere Töchterschule.

Als Aschenbrödel, wie sie hier bezeichnet worden ist,*) kenne ich sie auch, unsre gute deutsche „Töchterschule". Aber ich glaube nicht, daß der erlösende Prinz in Gestalt eines reglementirenden Unterrichtsministers vor sie treten wird. Möchten doch alle ein-, zwei- oder siebenklassigen Anstalten sich als „höher" tituliren! Meinen Segen hätten sie dazu. Der geehrte Herr Verfasser des Aufsatzes über das Aschenbrödel meint, wenn ich ihn recht verstehe, die Konkurrenz jener „höheren" Schulen niederen Grades drücke die ernsthafteren zehnklassigen Anstalten herab. Ich vermuthe das Gegentheil. Viele Eltern wünschen, daß ihr Kind in einer „höheren Mädchenschule" gewesen ist, wollen es aber zugleich nach der Einsegnung zu Hause behalten, folglich geht das arme Wurm bis an die Schwelle der „ersten" Klasse so mit, verträumt in der Aussicht auf baldige Freiheit sein letztes Semester, bricht seine Bildung in der entscheidendsten Stelle ab und erniedrigt das Klassen-Niveau. Man muß unter diesem Seitenstück zum „einjährig-freiwilligen" Untersekundaner gelitten haben, um nach „höheren" Schulen mit ein, zwei oder sieben Klassen zu seufzen. Möchten alle Jahre recht viele solche Konkurrenzanstalten entstehen, die uns den lästigen Ballast abnähmen!

Auch aus stärkerer Betheiligung akademisch gebildeter Herren vermöchte ich mir wenig Vortheil zu versprechen. Heranwachsende Mädchen dürfen es fordern, wesentlich von Frauen unterrichtet zu werden. Genügen die jetzigen Lehrerinnen den bescheidensten Ansprüchen nur sehr wenig, so liegt das an der Erbärmlichkeit der Lehrerinnen-Seminare und an den kindischen Examens-Einrichtungen. Und die Mittelschullehrer, denen mein Herr Vorredner wenig gewogen scheint, sind großentheils vorzügliche Menschen, haben gute Methode im Einpauken und wissen mit jungen Mädchen sehr oft geschickter zu verkehren als wir gelehrten Leute. Auf einen einflußreichen und angeschwärmten Doktor kommen zwei starke wirkende Seminaristen — was gilt die Wette? Nein, ich wünschte nicht, daß auch nur *einer* von diesen erprobten Herren „sein Bündel schnüre" —; ich glaube eher, das Unglück kommt von schlechter *Vertheilung* der vorhandenen Lehrkräfte. Drängte man die unterrichtenden Damen und die Elementarlehrer in die unteren Klassen, wie mein Herr Vorredner wünscht, so würde die Sache nur schlimmer, denn eben dieser schroffe Gegensatz verschiedener Unterrichtsmethoden auf den verschiedenen Stufen ruinirt nach meiner Beobachtung alle Erfolge der „höheren Töchterschule."

*) S. Nr. 13 der „Zukunft."

Es giebt schließlich zwei Arten zu unterrichten, zwei Unterrichtzielen entsprechend: Einer wünscht, seinen Schülern mechanische Fertigkeiten einzudrillen und mechanisch auswendig Gelerntes in den Kopf zu bohren; der andere will zum Denken anregen. In der Technik des Einbläuens sind die Seminaristen uns weit überlegen; die zweite Aufgabe fordert dagegen freilich wissenschaftlich gebildete Männer. Das Gymnasium schult im Ganzen befriedigend für künftige Geistesarbeit; die Volksschule giebt dem gemeinen Mann, was er zum Leben nöthig hat, als sicher eingeübten Besitz. Aber die unglückliche Töchterschule baut unorganisch eine höhere Bildung über eine niedere; und das verwirrt die Mädchenköpfe in der wichtigsten Periode ihrer Entwickelung. Ja, wenn unsre thörichten Schulreformer erst ihren schönen Etagenbau von „Einheitsschule" hergefachwerkt haben, dann kann es den Knabenköpfen ähnlich gehen.

Denken wir uns doch in ein zwölfjähriges Töchterchen hinein und beobachten ihre Fortschritte, meinetwegen im Geschichtunterricht. Sie hat bisher bei der Lehrerin wesentlich auswendig gelernt, Zahlen und Namen; auch wohl, wenn sie fleißig war, ganze Paragraphen des Lehrbuchs (gewöhnlich eines absolut untauglichen!). Sie war stolz, wenn sie so recht wörtlich hersagen konnte: „Der edle König Friedrich Wilhelm III. hatte in seiner schlichten Frömmigkeit" . . . und so weiter. Und die Lehrerin hat dann jedesmal matronenhaft genickt, auch wohl ein Lob ins Klassenbuch eingetragen. Auf einmal sitzt die Kleine nun einem „Herrn Doktor" gegenüber — ungewohnte Erscheinung —; sie redet ihn noch oft in der Eile mit „Fräulein" an. Und dieser Herr Doktor lobt auf einmal so kühl, wenn die auswendig gelernten Phrasen kommen, ja, es liegt ihm gar nicht so ungeheuer viel an einer verwechselten Jahreszahl. In erster Linie soll der Balg denken! Ach Gott, denken! über die Zusammenhänge des historischen Lebens und solche schönen Sachen! Jetzt vollzieht sich in der Kindesseele ein Prozeß, der Interferenz des Lichtes nicht unvergleichbar. Die verschiedenfarbigen Strahlen geistiger Einwirkung kreuzen und stören sich. Zum Denken ist das Mädchen leider nicht vorgeschult; und nun, wo die „Freiheit" winkt mit ihrem Eislaufen, ihren Bällen, ihren Haushaltsarbeiten! und wo die Pubertät herankommt und mit der Pubertät die regelmäßige Bleichsucht! und wo die ersten erotischen Träume so leise flattern wie Frühlings-Citronenfalter: jetzt denken lernen?

Es geht nicht. Aber auch zum Paragraphenleiern verfliegt die Lust. Wenn der gelehrte Mann auf dem Katheder das doch nicht als rechtes Verdienst würdigt — wozu dann die Plage?

Und man arbeitet einfach gar nicht mehr. Und man vergißt obendrein die alten mühsälig eingepaukten Dürftigkeiten. Und die „Interferenz" ist da. Und nachdem man neun oder zehn Jahre die Schulbänke gedrückt hat, ist endlich „im dreizehnten Jahrhundert der Kompaß von dem Franzosen Franklin zu Chicago erfunden worden."

Dr. Julius Schultz.



Die Geschäftsstille.

Es mag sehr interessant sein, den ungarischen Prospekt mit seinen späteren Zahlungversprechen in Gold zu studiren oder sich über die neueste Taussig-Enthüllung zu entrüsten, wonach die Bodenkreditanstalt gegen ihre eigenen Transaktionen künstliche Prozesse und Beschlagnahmen herbeigeführt haben soll, oder die Deutsche Bank ungünstig zu beurtheilen, weil die Panama-Aufdeckungen auch in Rom epidemisch wirkten und Herr Dr. Georg Siemens für italienische Geschäfte stets eine große Bereitwilligkeit bewiesen hat, oder endlich auf den großen Zwischenvorhang zu blicken, der sich in Paris über die Tragikomödie Reinach-Herz-Arton hinabgesenkt hat und der jeden Augenblick für einen überraschenden grausamen Schluß wieder aufgezogen werden kann. Alles das fällt aber gegenwärtig so wenig ins Gewicht wie etwa die 93,6 Prozent der Gesammtförderung, welche nunmehr bei milder Witterung dem Centralkohlenverkaufsverein beigetreten ist, — so wenig wie die Skepsis, die unsere erfahrenen Eisenindustriellen den Caprivihoffnungen auf wichtige russische Zollermäßigungen entgegensetzen — wie die Steigerung von Handelsgesellschaft auf Gründung einer Transvaalgesellschaft, deren Leiter sich als Kenner von Goldshares bereits mit großem Gewinn bewährt hat. Bedeutsam ist heute nur Eines: die Geschäftsstille.

In der That hat sich diese neuerdings einen derartigen Umfang zugelegt, daß selbst die erfahrensten Leute die Köpfe schütteln und es gar nicht begreifen wollen, wie unter einer so armseligen Beleuchtung eine der riesenhaftesten Emissionen gelingen könnte. Das wird nun freilich dennoch geschehen und damit der unheimliche Beweis geliefert werden — von der Entbehrlichkeit der Börse.

Wäre die Börse nun, wie Herr Dr. Moritz Meyer kürzlich in der Vossischen Zeitung kindlich gelallt hat, zu einer Berätherin und Führerin des Kapitals bestimmt, so hätte die Entthronung von solcher Würde für unsere wirthschaftlichen Verhältnisse keine weitere Bedeutung; da aber nicht Goldrente, sondern Aktien, nicht schwere Anlagen, sondern Aussichtspapiere die größte und schwierigste Aufgabe des Börsenwesens umfassen, so ist es nicht leicht, sich eine Institution zu denken, die man heute brüsk zur Seite schiebt und morgen wieder unter hundert Bücklingen um ihre dankenswerthe Vermittelung bittet.

Wie gesagt, die großen Anleihegeschäfte Oesterreich-Ungarns sind gekommen, ohne den Effektenverkehr zu befruchten, es war die letzte und fast unumstößliche Hoffnung, — und auch diese ist jetzt erloschen.

Schon vor Wochen wurde in der „Zukunft" der Rückgang des Börsen-

geschäftes, von Tagesgründen hinweg, auf unsere wirthschaftliche Entwickelung zurückgeführt, auf das Einmünden des früher so immens verzweigten und kanalisirten Verkehrs in einige wenige Hauptströme: die großen Banken. Indessen pflegt ein solcher Rückgang nicht in einen so erschreckenden Rückzug auszuarten, wie ihn die letzten Wochen wirklich gesehen. Zu einer derartigen Ueberstürzung müßten noch andere Umstände mitwirken; bekannt von ihnen ist die Reserve, welche man sich angesichts der Verdoppelung der Börsensteuer allgemein auflegt, weniger beachtet die Hauptursache, nämlich die Haltung der Gerichte bei Einklagung von Forderungen aus Effektenumsätzen.

In dieser Beziehung hat sich jetzt eine Scheu verbreitet, die eigentlich weniger an den ersten Plätzen vermerkt wird als an den zahlreichen Zwischenstellen, wo nicht die Banken mit dem Provinzbankier, sondern dieser mit seinen Kunden zu thun hat. So eigenthümlich es klingt! Während in der gewaltigen Pariser Coulisse, deren Geschäfte überhaupt nicht klagbar sind, kaum jemals ein einziger Fall vorkam, in welchem ein Zahlungsfähiger sich das Mauseloch seiner juristischen Unfaßbarkeit zum Durchschlüpfen nutzbar machte, treten bei uns seit der kurzen Zeit der börsenfeindlichen Strömung derartige Fälle häufiger hervor. Herr Dr. Lubszynski hat hier ja neulich sehr hübsch die ergötzliche Möglichkeit konstruirt, wie ein skrupelloser Mensch bei dem einen Bankier à la hausse bei dem Andern à la baisse spekulirt und da, wo er zahlen muß, dann den Einwand des Differenzspieles erhebt; allein in den meisten Fällen dürfte die Sache doch so liegen, daß gewisse Elemente, denen Effekten nur als eine Abart von Spielkarten gelten, bei der selben Firma verbleiben, so lange sie gewinnen und sich von ihr hinwegschleichen, sobald sie einen Verlust zu decken haben Sehr gut, wenn derartige z. D. und a. D., die sich nur eine Erhöhung ihrer Pension verschaffen wollen, um weiter auf dem Faulbett zu liegen, endlich keinen willfährigen Bankier mehr finden, aber ein Mißtrauen, das einmal Recht bekommen hat, steckt doch an. Man darf nicht übersehen, daß das, was wir Kredit zu nennen pflegen, sich gewissermaßen in Fachkreisen bewegt. Ein mittlerer Kaufmann z. B., der seine Waaren mit drei Monatstratten prompt honorirt, würde wenig davon genirt werden, falls er ohne gerichtliche Folgen Börsendifferenzen schuldig bliebe, ein schneidiger Bummler würde selbstverständlich jedem Club noch Ehre machen, falls er nichts Schlimmeres begangen hat, als mit seinem Bankier „uneins" zu werden. Es geht da eben wie im Prater zu Wien, wo im Jahre 1875 ein deutscher Einfaltbesitzer von St. Genoisloosen den Grafen von St. Genois vierspännig fahren sah und seinen Augen nicht traute, daß bei solcher Pracht die Loose nothleidend geworden seien. „Er is holt verkrocht!" so lautete die gemüthliche Phäakenantwort.

Es grassirt also vorläufig ein arges Mißtrauen; während man sich der Kunden früher oft erwehrte, um sich nicht in Verlust zu bringen, weist man sie heute ab, um nicht selbst zu viel zu riskiren.

Der Standpunkt der Gerichte soll dabei noch gar nicht näher beleuchtet werden, da eine Frage, weshalb die Herren erst jetzt, nach Friedländer und Sommerfeld sowie Hirschfeld und Wolf, auf ihre heutige Praxis kommen, den Standpunkt selbst noch nicht kritisirt. Bei manchen Fällen haben auch die Richter höhere Zwecke im Auge gehabt, wie z. B. bei dem noch immer nicht genügend gewürdigten Erkenntniß des belgischen Kassationshofes d. d. 19. November 1891, wonach der Gesetzgeber jedes Eintreten zu Gunsten des Spieles

(toute action pour dette de jeu) zwar abgelehnt habe, da er nichts mit der Interessenvertheidigung der Spieler zu thun habe, allein doch die Gesellschaft und die Familie gegen die hierdurch möglichen Gefahren schützen müsse. Ueberhaupt sind die Franzosen zu wiederholten Malen scharfe Gegner des Börsenspieles gewesen, sie haben anfangs der 20er Jahre, als die Spekulation sich ein allzutiefes Bett in Frankreich gegraben hatte, Zeitgeschäfte überhaupt für gerichtlich ungiltig erklärt, und als auf die mannaträufelnden Zeiten des Juli-Régime die etwas straffere Republik folgte, begann man die so schwierigen Fragen, ob opération sérieuse, ob opération fictive? ganz in die Beurtheilung des Einzelfalles zu setzen. Es läßt sich also denken, wie willkürlich-individuell da ein catonischer Richter verfahren konnte. Im Uebrigen sind die größten Aufschwungsperioden Frankreichs, die des Crédit mobilier, der 1871/72er Gründerjahre und von Bontoux, unter dem Damoklesschwerte einer engen juristischen Auffassung des Börsengeschäftes möglich gewesen; erst im Jahre 1885 ist der Charakter der reinen Differenzabmachung so scharf festgestellt worden, daß der berühmte Artikel 1965 des Code civil: „la loi n'accorde aucune action pour une dette de jeu ou pour le payment d'un pari“ auf fast keinen Umsatz in Effekten mehr Anwendung finden konnte. Wie gesagt immer nur, soweit ein Agent de Change dabei betheiligt war, da die Coulisse, dieser eigentliche internationale Spekulationsmarkt, überhaupt für die Gerichte Luft bleibt. Kommt Herr Tirard mit seinen neuen Börsengesetzen durch, so werden die Agenten, diese alten Konkurrenzneider, zwar mit ihrer Unbeholfenheit nichts gewinnen, aber die Coulisse dürfte jedenfalls tief geschädigt werden. Herr Siemens hatte neulich im Reichstage Unrecht, die deutschen Plätze werden von einem Niedergange des Pariser Spekulationsgeschäftes nichts gewinnen, denn nur der Wettbewerb reizt und verdoppelt die Kräfte, die Ausschließlichkeit schränkt ein.

Auch in Preußen hat man in vormärzlichen Jahren die Börse schon für zu weitausgreifend und schädlich gehalten. 1836 wurden Zeitgeschäfte in Spaniern verboten. 1842 wanderten alle ausländischen Werthpapiere in das selbe Bagno und 1844 wandte sich Herr v. Bodelschwingh sogar gegen die Eisenbahnaktien. Natürlich kam ein Tag, da alles dieses wieder aufgehoben wurde.

So werden auch jetzt vorübergehende Strömungen Gesetz und Gericht einen schärferen Ton gegen die Börse anschlagen lassen, was aber deren Feinde eigentlich wollen, ohne es laut zu sagen —: die Unterdrückung der Börse, diese Absicht wird ihnen gegenüber einer Einrichtung mißlingen, die ja doch nur schließlich ein Glied in der ganzen Kette unseres gegenwärtigen, so viel angefeindeten Wirthschaftsystems bildet.

Einstweilen freilich sind jene gesetzlichen Rücksichtnahmen die Hauptursachen der erstaunlichen und noch immer wachsenden Geschäftsstille. Ohne Spekulation ist eben ein lebhafter Börsenverkehr nicht zu denken und diese würde Diogenes jetzt mit seiner bekannten Laterne zu suchen haben. Ob dabei Wien in Kreditaktien so stark à la hausse liegt, daß es schon einen Report von 23 Kreuzern bezahlen mußte, — was liegt daran? Pluto.



Notizbuch.

In Westminster ist endlich der Vorhang aufgegangen. **Das englische Parlament** ist mit einer Thronrede, die, weil sie von Gladstone ausgeht, natürlich sehr lang ist, eröffnet worden, und der parlamentarische Musterstaat, wie ihn unsere Zeitungen in objektivster Unwissenheit nennen, wird für die nächsten Wochen zum guten Theil die Kosten der politischen Unterhaltung tragen. Ganz angenehm ist die Situation nicht, die jetzt die Liberalen empfängt: ihre sämmtlichen Gegner sind wüthend, und in ihren eigenen Reihen schleicht ein Gefühl banger Unsicherheit mißtrauisch umher, weil im Grund Niemand recht weiß, woran der „Alte“ eigentlich glaubt. Der Alte aber ist recht senil; zwar melden seine Blätter pünktlich, wie vortrefflich sein Appetit und seine Verdauung fungiren und wie er sein fromm ganz früh täglich schon in die Kirche geht; böse Spötter meinen aber, er würde noch früher am Morgen täglich erst aufgezogen, bevor er gehen kann, von Harcourt, dem echten Whig-Taschenspieler alten Stils, der auf die Erbschaft des Alten lauert, und von Morley, dem stärksten Talent der Liberalen, der als Atheist aber keinen Anhang hat und ganz auf die eigene Kraft gestellt ist. Die jüngeren Talente des Kabinets, Asquith und Acland, gehen für Home Rule nur mit, weil der Alte billiger nicht zu haben ist, kümmern sich aber weit mehr um soziale Reformen, für die, nachdem das alte Bright-Cobden-Manchesterthum unselig verstorben und selbst das London Country-Council sozialisirt ist, nun auch in England die Stunde geschlagen hat. Um diese Fragen ist zwischen den Alten und den Jungen im Kabinet jetzt schon ein heimlicher Streit entbrannt und mit dieser Differenz wird man zu rechnen haben. Aber auch noch mit anderen Schwierigkeiten. Labouchere wird den egyptischen Putsch benützen, um seinen Feind Rosebery, der mit dem etwas fleckigen Lord der „Truth“ nicht in einem Kabinet sitzen wollte und der sich im Unterhause nicht vertheidigen kann, scharf auf den Leib zu rücken, und er wird auch, mit den Unionisten vereint, die wundersame Begnadigung des irischen Dynamitarden Egan nicht ungerügt lassen. Dabei, so hoffen die Konservativen, werden die Irländer sich zu heftigen Reden hinreißen lassen und die Sache des Home Rule kompromittiren, die ihnen, nachdem sie durch die galanten Schmeicheleien der grandes dames beider Parteien so lange verwöhnt worden sind, ohnehin nicht mehr allzu nahe am Herzen liegt. London ist eben ein ganz ungleich vergnüglicherer Aufenthalt als Dublin. Jedenfalls ist Home Rule noch längst nicht gesichert und der alte Gladstone wird noch sehr häufig in die Kirche gehen, bevor er seine phrasirten Versprechungen wahr machen kann. Einstweilen ist seine kümmerliche Majorität von 40 Stimmen noch um die 9 Stimmen der Independent Labour Party verkürzt, die sich neulich zum Sozialismus bekannt hat, und der Rest ist durch den Zwiespalt in kirchlichen, auswärtigen und sozialen Fragen höchst zweifelhaft. Aber —: im parlamentarischen Musterstaat ist der Parlamentarismus eben nur ein Spiel, das sofort — siehe Egypten — verschwindet, wenns Ernst wird. Man theilt sich, wie auch bei anderem Sport, in zwei Parteien und das liebe Publikum passionirt sich dafür, etwa wie für einen großen football match, bei dem es ja auch nicht um Kopf und Kragen geht.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Die Bodenverstaatlichung unter neuen Pharaonen.

Kürzlich habe ich hier die älteste Bodenverstaatlichung unter dem ältesten sozialpolitischen Finanzminister vorgeführt*) und gezeigt, worin sie bestanden hat und wie es dabei hergegangen ist. Heute will ich die Parallele für eine Bodenverstaatlichung der Zukunft verwerthen, um zu untersuchen, ob bei einer solchen nicht etwas ganz Anderes als „Elendsabhilfe" und „Allwohls"-Herstellung, ob unter Pharaonen der Zukunft nach Inhalt und Hergang nicht noch viel Schlimmeres sich ereignen könnte. Ich befürchte dies schon deshalb, weil für mich die Bodenverstaatlichung als sozial- und als finanzpolitische Maßregel einem für Westeuropa abgelebten, längst überholten System des öffentlichen und privaten Rechtes eigenthümlich angehört.

Nicht obwohl, sondern weil die „sozialen" Bodenverstaatlicher von heute theoretisch selbst modern denken und praktisch modernen Leiden aller Art gegenüberstehen, und nicht obwohl, sondern weil Pharaonen der Zukunft, herrschende Familien, Stände und Klassen in Staatsgebilden, die erst bevorstehen, theokratische Priesterkönigthümer trotz Kirche und „Centrum" zur Seite, schlechterdings nicht wieder sein könnten, erwarte ich von einer Bodenverstaatlichung unter Pharaonen der Zukunft nichts Gutes, ja Geringeres, Widerlicheres, Verkünstelteres, als solches bei der Theuerungsenteignung der altegyptischen Bauern nach Inhalt und Hergang sich ereignet hat. Zur Begründung dieser Befürchtung erweist sich die geschilderte Bodenreform des 1. Buches Moses als ein sehr anregender Vorgang.

Die Bodenverstaatlicher von heute — von Henry George an — sind wirklich vom Geist der Neuzeit erfüllte, von Mißbräuchen im amerikanischen und englischen Großgrundbesitz antipathisch angeregte, ihre kritischen

*) In Nr. 17 der „Zukunft".

Waffen aus der Nationalökonomie schöpfende begeisterte Sozialreformer, Apostel einer bis jetzt noch nicht erreichten Art und Höhe der Volksbeglückung. Es fragt sich nur, ob die Kritik, die sie mit den Mitteln der Wissenschaft üben und für unwiderlegbar halten, irgend haltbar ist, ob jene unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen ihres Allheilmittels, die sie erwarten, auch wirklich eintreten müßten, ob es keine einfacheren Mittel leiblicher, sicherer Heilung aller, auch der agrarischen Schäden der jetzigen Gesellschaftordnung giebt. Ich verneine alle diese Fragen. Die bodenreformerische Kritik des Privatgrundrentenbezuges erscheint mir völlig einseitig, ja überhaupt unhaltbar. Das bodenreformerische Heilmittel der Verstaatlichung müßte eine arge Verschlechterung in der Lage des immer noch größten Standes produktiver Arbeit — des Bauernstandes — ganz sicher dann herbeiführen, wenn das Pharaonenthum der Zukunft entweder als Cäsarismus, oder als Geldherrschaft oder als ländlich-städtische Proletariatsherrschaft sich entpuppen sollte. Für einen wahrhaft sozialen Pharao oder Staat der Zukunft, für den konstitutionell monarchischen oder gut republikanischen Sozialstaat kommender Zeit aber, wie ich ihn als allein zum Ziel eines höheren Fortschrittes der Gesittung mir vorstellen kann, muß ich Bodenverstaatlichung für unnöthig ansehen, weil der Zweck durch andere Mittel einfacher und sicherer erreicht werden kann. Ginge ich einmal so weit, wie die Bodenverstaatlicher, dann müßte ich noch weiter gehen und mit der Sozialdemokratie alles Privateigenthum an den Produktionsmitteln jeder Art, am Mobiliar- wie am Immobiliar-Vermögen dekretiren, ich würde dann die Kapital- wie die Grund-Rente beseitigt verlangen.

Diese im tiefsten Grunde abweichende Anschauung will ich wissenschaftlich, aber gemeinverständlich nun kurz begründen. Hierbei habe ich zuerst zu untersuchen, ob denn der Privatbezug von Grundrente und nur dieser Bezug — nicht auch derjenige der nichtgrundbesitzlichen Renten und Gewinne so verwerflich erscheint, wie es die Bodenverstaatlicher darstellen. Wenn das nicht der Fall wäre, so schießt die einfache Bodenverstaatlichung weit über das Ziel hinaus. Dann schüttet sie das Kind mit dem Bade aus. Dann könnte sie auch Vollendung einseitigster Mobilkapitalsherrschaft bedeuten; denn in das Machtvacuum, welches die beseitigte Immobilienbesitz-Herrschaft hinterließe, könnte ja ganz allein das fortbestehende Mobilkapital eindringen.

Der Privatbezug der „Grundrente“ im Sinne der nationalökonomischen Grundrententheorien soll verwerflich sein! Ist das überhaupt wahr und für Deutschland auch nur in einigermaßen beträchtlichem Umfange zutreffend?

Im Sinne der neueren Nationalökonomie versteht man unter der Grundrente ungefähr jenen Theil des Bodenreinertrages, welcher für den

Eigenthümer, bezw. Eigenthumsbebauer, über die Deckung aller Produktionskosten, über die mittlere Betriebskapitalrente und über eine ordentliche Vergütung der in den Betrieb verwendeten Arbeit hinaus übrig bleibt. Dieser Theil falle, sagen die Bodenverstaatlicher, bei Privatgrundbesitz dem Privateigenthümer als solchem ohne Arbeit, ohne „Verdienst" zu. Die unverdiente Grundrente gehöre eigentlich dem Volke zur Deckung seiner öffentlichen Bedürfnisse, daher: Abschaffung des Privateigenthums am Grundbesitz, daher Bodenverstaatlichung!

Ich will nun so wenig, als es irgend ein Bodenverstaatlicher thut, leugnen, daß mancher Grundbesitzer ohne eigene Arbeit „unverdientes" Renteneinkommen bezieht, wofür er der Gesammtheit nichts leistet. Nur kommt das nicht minder bei der Mobilienbesitz-Klasse vor, wo auch Einzelne aus nichtgrundbesitzlichem Privateigenthum „arbeitloses", unverdientes, nur vom Glück und durch dritte Hand in den Schoß geworfenes Einkommen beziehen.

Die Grundrente überhaupt, wie andererseits die Mobilienkapitals-Vorzugsrente kann jedoch selbst da, wo der Eigenthümer den Boden nicht selbst bewirthschaftet, gesellschaftlich ganz gerechtfertigt sein. Dies ist dann der Fall, wenn die Grund-, bezw. Kapital-Rentner auf außerwirthschaftlichem Gebiete der Gesammtheit etwas leisten: im Staatsdienst und in der Armee, im Parlament, in der freien Besorgung der Selbstverwaltung, in der Erziehung, in der Versorgung arbeitunfähiger Personen (Wittwen, Waisen, Greise) und sonst. Diese Rente müßte in anderer Form auch der Staat der Zukunft geben, diesen sozialen Zwecken müßte auch aus dem Ertrag der allgemeinen Zeitpachtrente der Bodenverstaatlicher Unterhalt gewährt werden.

Nicht aller Grundbesitz ist aber unproduktiv, keinesfalls ist es in Deutschland der massige Bauernbesitz. Er leistet dem Volke die Ernährung auf wirthschaftliche Weise und kann noch viel weniger als der sogenannte unproduktive Großgrundeigenthümer (ohne Rückenbesitz seines Bodens) im Ganzen als ein der Gesellschaft gar nichts leistender Stand von sozial nichtsnutzigen Grundrenten-Verzehrern angesehen werden. Jedenfalls müßten auch die Mobilkapitalsrentner im Ganzen als eben so unnütze Elemente bezeichnet werden, und so handelt es sich nur darum, den Grundbesitz im Ganzen nicht zu einem Stand fauler und sozial nichtsnutziger fruges consumere nati — zu Deutsch nicht zu Erbschmarotzern — werden zu lassen, was in Deutschland kaum der Fall ist.

Wie in der Landwirthschaft, so kommt in der Industrie und im Handel eine über den mittleren Satz des Arbeiteinkommens hinausgehende Rente vor. Es giebt nicht blos bei den Immobiliarbesitzern „Grundrente", sondern bei allem Produktionsmittel-Privatbesitz „Prioritätsrente". In beiden Fällen ist sie bei gesunden Verhältnissen „Prämie" für besonders

geschickte Durchführung von Geschäften und hat als solche eine tiefe Berechtigung. Ihr Reiz bewirkt es, daß im Interesse der Gesammtheit der einzelne Bodenbewirthschafter, namentlich auch der Bauer, möglichst wirthschaftlich produzirt, daß er seinen Privatboden demnach im Interesse der Nation wirthschaftlichst herrichtet und ausnützt. Wer das am besten besorgt, bezieht am meisten Grundrente. In einem Gesellschaftzustand ohne Privatgrund- und Privatkapital-Eigenthum müßte die Gesammtheit in irgend einer mittelbaren Form für den selben Dienst ebenfalls Prämien, Vorzugseinkommen, gewähren, wenn alles Geschäft bestens für das Volk besorgt sein soll. Es würde sich nur darum handeln, ob das mit besserem Erfolg für die Versorgung der Gesammtheit durch öffentlichen Bodenanbau, Industrie- und Handels-Betrieb geschehen würde, als das jetzt die Unternehmer unmittelbar mit dem ganzen Einsatz ihres Privateigenthums und ihres Familieninteresses für die Erlangung des Vorzugseinkommens besorgen. Der Beweis ist erst zu führen, daß auf mittelbarem Wege durch irgendwelche Prämiirung erfolgreicher öffentlicher Geschäftsleitung und öffentlicher Verwendung aller Produktionsmittel für die Volksversorgung mehr herauskäme.

Dies aber ist allein die Frage: so in Handel und Industrie, wie in der Landwirthschaft, zwischen Staats- und Privat-Eigenthum, zwischen Staats- und Privat-Rentenbezug. Ich meine, daß noch eher und früher für Industrie und Handel, jedenfalls für diese in größerem Umfang, die Frage zu Gunsten öffentlichen Betriebes und öffentlichen Produktionsmittel-Eigenthums zu entscheiden wäre, als für die Landwirthschaft, in welcher der private Klein- und Mittel-Betrieb durch Eigenthumbauern — mit unmittelbarem, völlig selbstverantwortlichem Grundrenteninteresse — für die Nationalversorgung noch auf eine nicht absehbare Zeit weit größere Dienste zu leisten verspricht, als es bei allgemeiner Staatszeitpacht oder bei kollektivistisch-sozialdemokratischer Landwirthschaft der Fall sein möchte.

Allerdings heimst der Privatgrundbesitz die steigende Grundrente ein, wie übrigens auch der Mobiliar-Privatbesitz auf immer neuen Punkten neue und ergiebige Prioritätsrenten-Quellen erschließt. Allein man beachtet dabei ferner nicht, daß der Privatgrundbesitz wie der sonstige Produktionsmittel-Privatbesitz auch die Gefahren *sinkender* Renten und den hierbei zu erleidenden Kapitalverlust dem Volke ab- und auf eigene Schultern übernimmt. Wenigstens ist dies eine der volkswirthschaftlichen Grundpflichten und sozialen Leistungen alles Produktionsmittel-Privateigenthums. Freilich eine Pflicht und Leistung, welche sehr schlecht erfüllt wird, wenn man, wie es seit 1879 die Agrarier aller Besitzabstufungen wollen, zwar die Renten aus fetten Jahren ganz und ungetheilt einheimst, dagegen in den mageren Zeiten mittels hoher Industrie- und Agrar-Schutzzölle vom ganzen Volke Garantie-

zuschüsse für erreicht gewesene Boden- und Kapital-Höchstrenten sich verschafft. In Deutschland hatte die Grundrente zu Anfang der siebziger Jahre kulminirt. Ohne die Agrar- und Industrie-Zölle von 1879, welchen ich nicht heute erst entgegentrete,*) hätte der ganze Grundbesitz die durch Mißernten und überseeische Getreidekonkurrenz herbeigeführte Rentenherabdrückung ohne Belastung der übrigen Nation selbst zu tragen gehabt. Nachhaltig zu seinem eigenen Vortheil! Denn er hätte es unterlassen, die Güter fort und fort im Werthausmaß der früheren Grundrente erb-, kauf- und pachtweise zu überzahlen, und hierdurch sich unproduktiv zu überschulden.

Demnach halte ich den Privatbezug gerade der Grundrente wenigstens für produktive Eigenthumsbebauer und selbst für solche Grundbesitzer ohne sog. Rückenbesitz, d. h. ohne Selbstbewirthschaftung, welche sonst dem Gesammtleben der Nation bedeutende, unerläßliche Pflichten ohne sonstigen Ersatz leisten, für vollständig begründet. Ich halte auf unabsehbare Zeit eben den Privatgrundrentenbezug — im Vergleich mit der Mobiliar-Vorzugsrente — für die weitaus wirksamste Art der Prämiirung volkswirthschaftlich bester Durchführung der Bodenmelioration und Bodennutzung. Vom kleinsten Bäuerlein bis zu den Besitzern von Varzin und Creisau übt der Privatgrundrentenbezug im Ganzen eine der Gesammtheit überaus günstige Wirkung. Die Gesammtvolkswirthschaft mit ihrer allgemeinen und der Bauernstand mit seiner besonderen Noth drückt, wie ich noch kurz erwähnen und demnächst bezüglich des landwirthschaftlichen „Nothstandes" in besonderer Ausführung darlegen werde, der Schuh ganz wo anders, als an der Zulässigkeit des produktiven und sonst national nützlichen Privatgrundeigenthümerstandes. Wollte man aber das Eigenthum an Boden abschaffen, so müßte man, wie das die Kommunisten der Sozialdemokratie ganz folgerichtig verlangen, auch das Privateigenthum an allen übrigen Produktions- und Leih-Mitteln, ja an diesen zu allererst, abschaffen, weil in Handel und Industrie einerseits eine öffentlich organisirte Volkswirthschaft praktisch immerhin denkbarer erscheint als in der Landwirthschaft, und andererseits, weil daselbst unverdiente Renten und Gewinne nicht minder vorkommen. Denn auch die Vorschwebung: der private Grundrentenbezug im Ganzen sei deshalb „unverdient" gegenüber der Mobilienkapitalrente, weil die Grundrente „von selbst mit der Bevölkerung" steigt, ist nicht bis zu Ende durchdacht; die Bevölkerung steigt ja deshalb, und dann, weil und wann auch die Landwirthschaft sich hebt und diese Hebung der Landwirthschaft erfolgt unter dem Anreiz der „Prämienfunktion" der Grundrente, sie erfolgt dadurch, daß das Land von den Bebauern besiedelt, daß es von Jahr zu Jahr meliorirt wird, daß es immer intensiver be-

*) Vergl. meine 1878 geschriebenen „Grundzüge der Steuerpolitik" und die Vertheidigung der neuesten Handelsverträge in der Tüb. „Zeitschr. für die gesammte Staatswissenschaft."

wirthschaftet, daß für das Volk auf Privatgefahr wie Privatgewinn immer mehr an nothwendigen Lebensmitteln produzirt wird, und daß in landwirthschaftlich rückläufigen Perioden die Grundrenteneinbuße nicht vom ganzen Volk zu tragen ist. So eindringend die Sozialreform überhaupt und Agrarrechtsreform insbesondere angezeigt ist, — Unverdientheit und Verwerflichkeit der Grundrente ist es nicht, was diese nöthig macht, und die Bodenverstaatlichung ist es nicht, was solche Reform überhaupt oder gar allein ermöglicht.

Nun wäre aber Bodenverstaatlichung auch ein ganz ungeeignetes Mittel zur Einsackung der Grundrente und nur der Grundrente für das Volk durch die Hand der Staatspachtfiskalate. Ein Zukunftspharao könnte, wofern er selbst hart wäre und großen ungedeckten Finanzbedarf hätte, und wenn andererseits bei fortgesetzt steigender Bevölkerung der Zeitpächterstand sich um die frei werdenden Pachtgüter reißen würde, weit mehr als die sogenannte „Grundrente" an sich reißen. Als Verpächter wäre er Monopolist, und zwar auf fixe Geld-, nicht auf aliquote Naturalertrags-Zinsen. Er könnte der härteste aller Grundzinsherrschaften der Volkswirthschaftgeschichte werden.

Bodenverstaatlicher machen — sicher thun es sämmtliche im allerbesten Glauben, wenn auch in Konkurrenz mit der allverstaatlichenden Sozialdemokratie — eine Reihe großer Versprechungen bezüglich der mittelbaren Wirkungen, welche die Bodenverstaatlichung haben werde, ja haben müsse. Es sind hauptsächlich die folgenden: Erstens die Herabsetzung der Leihkapitalrente auf Null oder fast auf Null, die Beseitigung des jetzigen „Leihtributsrechts". Bei einem vermuthlich durch keine Produktionskrisen gestörten, sondern flotten Gang der Geschäfte und bei der mit der Abschaffung des Bodenprivateigenthums ganz von selbst gegebenen Beseitigung aller Hypothekenverschuldung soll sich nach erfolgter Bodenverstaatlichung zweitens eine gewaltige Steigerung aller Reallöhne ergeben; das Leihkapital sei ja als Mitesser am Ertrag der Nationalproduktion auf die kärglichste Rate herabgesetzt. Drittens müsse sich, nachdem die ganze Bodenrente in den Volkssäckel, statt in Privattaschen, wandern wird, eine gewaltige Steuererleichterung, eigentlich eine Steueraufhebung ergeben. Dann wäre die „Elendsabhilfe" im ganzen Umkreis des sozialen Lebens wirthschaftlich fertig, und das „Allwohl" wäre im vollen Umfange hergestellt.

Zu meinem großen Bedauern muß ich sagen, daß mir der in diesen drei Haupt- und etlichen vier Neben-Farben schillernde Beglückungsbau auf einem nationalökonomischen Regenbogen voll Unzuverlässigkeit des Bestandes auferbaut erscheint. Ich will diese Meinung mit einigen Sätzen begründen.

Das offenbar in Konkurrenz mit der Sozialdemokratie gegebene Ver-

sprechen des Aufhörens aller Volkswirthschaftkrisen will ich dabei nicht genauer ins Auge fassen. Meines Erachtens rühren die Krisen keineswegs von der Kapitalgewinn- und Leihzins-Anhäufung hauptsächlich her, sondern viel mehr von der Unberechenbarkeit des Wechsels der Bedürfnisse, von der Unberechenbarkeit der Wandlungen der Technik, von der Unberechenbarkeit störender Natur- und Sozial-Ereignisse. Nur jener Zukunftstaat, welcher stets einen Pharao besäße, dem Gott alles sonst nicht Vorauszuwissende im Traum offenbaren und außerdem noch den sicheren Traumdeuter Josef sogleich dazu bestellen würde, vermöchte meines Erachtens — und auch er nur bei allerbestem Willen — die krisenfreie, schlechthin „planvolle" Produktion zu Stande zu bringen.

Sind nun aber die drei anderen Grundversprechungen der Erfüllung wirklich sicher? Meines Erachtens wäre auch dies nicht der Fall.

Die mittelbare Beseitigung bezw. Minimalgestaltung der Leihzinsen in der ganzen Volkswirthschaft! Ist diese mittelbare Wirkung von der Beseitigung der „Nährmutter" des Geldzinses, nämlich der Hypothekenverschuldung sicher zu erwarten? Mit Nichten. Schon geschichtlich ist nicht die Hypothekarverschuldung die „Nährmutter" des „Leihtributrechtes" gewesen; umgekehrt hat das durch Ueberschüsse in Handel und Manufaktur erwachsene Leihkapital auf die Bodenverschuldung sich geworfen. Doch will ich hiervon absehen und entscheidenderen Einwendungen gegen die idealistische Abschätzung der fraglichen mittelbaren Wirkung statthabender Bodenverstaatlichung mich zuwenden.

Da finde ich zuerst, daß zwar die Privat-, nicht aber auch die Staats-, und zwar die Staats-Generalhypotezirung ausgeschlossen sein würde. Nur die Möglichkeit der Privathypothek, keineswegs aber die Möglichkeit der Generalverpfändung des „Volkslandes" an die dem Staat leihenden „Leihtributnehmer", keineswegs die im Orient übliche Boden-Generalverpfändung durch den Staat, wenn er durch Krieg, Revolution, Staatsverschleuderung in Geldnoth gekommen wäre, würde ausgeschlossen sein. Es müßte also nicht alles bisher in Privathypotheken angelegte Leihkapital ohne Zins oder zu Spottzinsen sich sonstwo ausbieten. Der Zinsfuß könnte schon aus diesem Grunde der gleich bleiben.

Und wäre es denn wahrscheinlich, daß das aus der Bodenbeleihung vertriebene Leihkapital nicht ins Ausland abflösse? Die Bodenverstaatlichung in der ganzen Welt überall und auf einmal ist ja offenbar eine Unmöglichkeit! Wenn aber dies richtig, so würde bei Auswanderung des Leihkapitals die Bodenverstaatlichung keinerlei Druck auf den allgemeinen Zinsfuß ausüben können.

Selbst angenommen, was angesichts der gegenwärtigen Massenströmung englischen Kapitals zu den Kolonien höchst unwahrscheinlich ist — angenommen, daß kein Pfennig des aus Privathypotheken vertriebenen Leih-

kapitals ins Ausland abflösse, so gäbe es Ursachen möglicher Hochhaltung des europäischen Zinsfußes noch immer genug. Staat und Gemeinde könnten auch forthin Kapital, viel Kapital für produktive, und im Kriegs- und Revolutionsfall noch weit mehr für unproduktive Zwecke verschlingen, indem sie Schulden machen. Die Spekulation seitens des nichtverstaatlichten Mobilkapitals könnte Massen theils neu angesammelter Ueberschüsse, theils alter Kapitalbestände innerhalb und außerhalb Landes vergeuden. Der größte Stand des Volkes, der Stand der Staatszeitpächter, könnte durch sehr strenge Pachtzinsschraubungen so ausgesaugt sein, daß er Betriebskredit und Nothstandskredit aller Art suchen müßte, wobei er zwar nicht, wie seiner Zeit die egyptischen Bauern, zuerst um sein Geld und Vieh, dann erst um seinen Acker, aber wenn er voraus seinen Acker an Pharaonen der Zukunft verloren hätte, hernach auch um Geld und Vieh desto sicherer käme. Die Aussaugung der Zeitpächter könnte, wenn die Nachfrage nach Land seitens einer landhungrigen Bauernbevölkerung — bei starker Volkszunahme und geringer Auswanderungslust — eine starke wäre und bliebe, unter einem cäsarischen oder einem andersartigen Pharao eine ganz gewaltige sein. Die Beseitigung oder doch Minimalgestaltung des Leihzinses ist daher eine Hoffnung, welche sehr leicht täuschen kann.

Wenn das geschähe, dann wäre großentheils, zum Theil aus den selben Gründen, die zweite Grundhoffnung: bedeutende Steigerung alles Arbeiteinkommens der produktiven Pächter und ihrer Angehörigen, sowie der überall in Industrie und Landwirthschaft fortbestehenden Lohnarbeiter — der Verwirklichung keineswegs sicher. Denn wenn der Staat künftig das nähme, was bisher der verpachtende oder selbstbauende Privateigenthümer an Grundrenten genommen hat, wenn sodann der Leihzinsfuß nicht wesentlich sänke, wenn endlich das den Lohndruck bewirkende Ueberangebot von Händen in Landwirthschaft und Industrie nicht aufhören würde, so könnte die bedeutende Steigerung des Arbeiteinkommens aller Art schlechterdings nicht stattfinden. Diese drei Vereitelungen können aber in der Wirklichkeit leicht und durchaus zutreffen.

Auch die dritte Grundversprechung, die Abschaffung der jetzigen Steuern, in Ersetzung der letzteren durch den Nationaleinzug aller Grundrente, wäre ihrer wirklichen Einlösung durchaus nicht sicher. Wenn sich etwa als Pharao der Zukunft ein Cäsaren- oder ein Geldmänner-Staat entpuppen würde, ja dann könnte es leicht der Fall sein, daß wie in den jetzigen Staaten, in welchen übrigens mittels der fixen alten Grundsteuern der Boden eigentlich bereits durchgreifend und nicht wenig fiskalisch verstaatlicht ist, — auch unter den denkbaren Pharaonenthümern der Zukunft, neben dem allgemeinen Grundsteuereinzug das ganze gespenstige Heer der bisherigen direkten und indirekten Steuern noch hinzukäme, wenn es nicht

überhaupt sogleich fortbestehen würde. Würden gar die Staats-Zeitpächter selbst ein Bauern-Pharaonenthum erzeugen, wie gegenwärtig die nordamerikanischen Farmer in der Farmers Alliance die Bauernrepublik erstreben, so würde die kaum stattgehabte Bodenverstaatlichung rückgängig und die Steuerbefreiung, richtiger Steuerfreiheit des nichtgrundbesitzlichen Kapitals sowie der Lohnarbeit hinfällig werden.

Indessen angenommen, die Bodenverstaatlichung ließe sich aufrecht erhalten und das Grundrenten-Gesammteinkommen des Staats würde als „einzige Grundsteuer“ die Steuerfreiheit für das ganze übrige Volk wirklich gestatten, — hätte man dann durch die Bodenverstaatlichung auch nur finanzpolitisch einen wirklichen Fortschritt gemacht? Nicht in dem Rückschritt auf den Staatsdomänialismus der Feudalreiche und Feudalzeiten, sondern in der weiteren Gliederung eines Gesammtsteuersystems, welches Alle im Verhältniß ihrer Leistungsfähigkeit belastet und so auch Alle an sparsamer und guter Führung des öffentlichen Haushaltes unmittelbar interessirt, kann wirklicher Fortschritt mit Grund erblickt werden.

Und nun endlich noch das W i e der Bodenverstaatlichung! Ist denn die Bodenverstaatlichung praktisch überhaupt durchführbar? Auch das muß ich in Abrede stellen.

Die Einziehung des ganzen Privateigenthums an Grund und Boden ohne Entschädigung, ist offenbar unmöglich; Josef hat wenigstens Brot dafür gegeben. Die volle Entschädigung andererseits ist auch nicht möglich; denn sie brächte eine Vermehrung der verzinslichen Staatsschuld, welche die Gesammtbodenrente sogleich wieder auffressen, überdies den Zinsfuß eher steigern, die Löhne eher drücken, also den ganzen Plan finanz- und sozialpolitisch zugleich vereiteln würde. Nun denkt man freilich daran, Expropriations-Mittel durch Extra-Grund- und Extra-Erbsteuern allmählich aufzubringen, indem man die jüngst neu zugewachsenen und die künftig weiter zuwachsenden Grundrentenbeträge einziehen und zur Ablösung verwenden würde. Allein zur Zeit — ungefähr seit Mitte der siebziger Jahre ist ja die Grundrente ganz entschieden rückläufig geworden, auch in Deutschland, und wann sie stark wieder steigen wird, ist schlechterdings nicht abzusehen; es wird aller Vermuthung nach sehr kärglich damit ablaufen.

Das ist aber nicht das Einzige. Ein prinzipielles Bedenken wiegt noch schwerer. Der Einzug auch neuen Grundrentenzuwachses ist überaus anfechtbar. Denn, wenn der Grundbesitz, bei sinkender Grundrente, für die Nation den Verlust zu tragen hat, welcher Pflicht er sich in Deutschland leidig genug durch den Agrarhochschutz von 1879 theilweise entzogen hat und auch unter Caprivis 3 Mark-Getreidezoll noch immer stark entzieht, so ist er billiger Weise und im Sinne der volkswirthschaftlichen

Prämienfunktion berechtigt, steigende Grundrenten sich zu Nutze zu machen. Auch die Zuwachsgrundrente entzieht sich gerechter Weise der Konfiskation.

So würde also kein anderer Weg der Enteignung übrig bleiben, als derjenige, welchen das alte Pharaonenthum durch seinen Gottesmann Josef eingeschlagen hat: Extra-Grundbesitzauflagen gleich Josefs „Fünften" in den sieben fetten Jahren und dann Geld-, Vieh- und Acker-Aufkauf zu Noth- und Schleuder-Preisen in den sieben mageren Jahren oder wie mans jetzt nennt, in den Nothstandslagen der Krisen und der Massenvergantungen wären nicht zu umgehen. Das aber wären Mittel, die man kaum durch den Zweck heiligen könnte.

Ich komme somit zu dem Hauptergebniß, daß unter gegebenen Verhältnissen der modernen Gesellschaft die Bodenverstaatlichung sowohl sozial- als finanzpolitisch ihre idealistischen Versprechungen zuverlässig nicht erfüllen kann. Sicher wäre nur die schwerste Herabdrückung des immer noch größten, immer noch selbständigen und bei entsprechender Agrarrechts-, Erbrechts- und Kreditrechts-Reform auch in eine ferne Zukunft hinein lebensfähigen Standes produktiver Nationalarbeit zu scheindemokratisch angeschmierten Fellahs und Ryots. Weder auf dem Wege der Bodenverstaatlichung allein, noch auf demjenigen der Verstaatlichung aller Produktionsmittel ist, wie ich glaube, eine intensiv und extensiv höhere Entfaltung des Staates und der Gesellschaft zu erzielen.

Ein wirklicher Fortschritts-Sozialpharao der Zukunft wird, wenn er überhaupt kommt, eine ganz andere Staats- und Wirthschafts-Verfassung bringen. Die Umrisse dieser Verfassung, wie sie mir positiv vorschweben, darf ich als ständiger Mitarbeiter der „Zukunft" im Lauf von Jahr und Tag vielleicht besonders vorführen. Ob ein solcher Pharao wirklich kommen wird, weiß ich so wenig zu sagen als sonst Jemand; die Tüchtigkeit oder Verlotterung der alten europäischen Nationen wird darüber entscheiden. Das aber ist leicht vorauszusehen, daß, wenn solche Staatsbildung nicht käme, wenn vielmehr der viel prophezeihte Verfall der westeuropäischen Civilsation sich einstellen würde, dieser soziale Verfall, gerade so wie alle nichtsozialen Rückbildungsprozesse pathologischer Art, sich auch künftig durch Rückfall auf tiefere, ältere Stufen der Gesellschafts-, Staats- und Wirthschafts-Entwickelung, durch Rückfall auf ständestaatlich-feudale, sogar auf vorfeudale Bildungen pathologischer Art vollziehen müßte. Diese pathologischen Bildungen schweben ja bereits allen Schwarzsehern der Gegenwart vor. Man prophezeit schon weithin: Entweder den Verfall durch Cäsarismus, d. h. durch den pathologischen Ständestaat mit Tinten- und Säbel-, Schreiber- und Soldaten-Herrschaft. Oder den Verfall durch den Geldherrschaftsstaat, in welchem der Kapitalistenstand unmittelbar oder mittelbar durch Staats- und Finanzausbeutung herrschen und das Volk der Reihe nach um Geld,

Vieh und Aecker bringen würde; das wäre wiederum nur ein pathologisches Ständestaats-Gebilde verfallender Hochkultur. Oder den Verfall durch Massenmehrheits-Herrschaft des städtischen und des ländlichen Proletariats, zu dem dann der eventuelle Staatszeitpächterstand sammt seinen Familien- und Lohnarbeitkräften gehören würde: dieses Dritte wäre pathologischer Rückfall sogar auf die den vorfeudalen Zustand charakterisirende, auf die sozial, politisch und wirthschaftlich ungegliederte ständelos gleiche Massenherrschaft moderner Riesenhorden. Vielleicht würden gerade die Zeitpächter als der zahlreichste Theil dieses pathologischen Massenherrschaft-Zustandes das Material abgeben, um den Rückgang wieder in Fortschritt, die Rückbildung in Fortbildung zu verwandeln; es geschähe eben dadurch, daß sie die ihnen zukommende Massenmehrheit-Macht dazu verwenden würden, um den Boden wieder zu entstaatlichen, d. h. sofort wieder zu verbauern. Ich darf und will alle diese Eventualitäten heute nicht genauer verfolgen. Das aber darf ich zum Schlusse sagen, daß die Bodenverstaatlichung jeden pathologischen Prozeß der Rückbildung auf die genannten feudalen und sogar vorfeudalen Pharaonenthümer der Zukunft ganz gewaltig beschleunigen könnte. Bodenverstaatlichung unter neuen Pharaonen einer Zukunft des Verfalles wird eben nach der Logik des Verstandes und der Geschichte in ein verschlechtertes krankhaftes Altpharaonenthum, in krankhafte Feudalzustände der Rückbildung unserer Hochkultur nothwendig auslaufen.

Der Cäsarismus wenigstens, welcher mit seiner Tinten- und Säbelherrschaft aufgelegter Verfalls-Ständestaat wäre, wie er es schon einmal in der Verfallsepoche des städtestaatlichen altklassischen Geschichtszeitalters der Griechen und der Römer gewesen ist, könnte an der „Volksgrundrente" sich nach Herzenslust vollsaugen, um vielleicht auch wie die Römerherrschaft agrarrechtlich mit einem ausgesaugten Colonat als letztem Bodensatz seiner Geschichte zu enden. Eben so würde eine geldfeudale Gesellschaftsbildung, deren Verfallsgestalt aus dem Panamaskandal parlamentarischer Massen-„Volks"-herrschaft uns zur Zeit so düster angrinst, nach Wegschaffung ihres stärksten und gesundesten Gegengewichts durch Bodenverstaatlichung, wohl nur allzusehr befördert werden. Ein großer Trost ist jedoch das Eine: der Bauernstand ist so gesund, daß er von seiner großen Macht durch das allgemeine Stimmrecht Gebrauch machen wird, um sich der Herabdrückung zu Neuzeitfellahs zu erwehren, nachdem er es leider nur zu gut verstanden hat, seiner wirklichen Pflicht zur Tragung der Verluste aus einem allgemeinen Grundrentensturze durch Agrarhochschutz sich zu entschlagen.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.



Max Stirner und der Anarchismus.

Ein Ideal, das seit hundert und mehr Jahren die Menschheit begeistert und das sie zu verwirklichen strebt, ist das der Freiheit. Sie schließt die soziale Gleichheit aller Menschen ein, und wenn sich dazu als ethisches Band die Brüderlichkeit gesellt, die Freiheit und Gleichheit gewährleistet, so ist das menschenwürdige Dasein gefunden und das Reich Gottes auf Erden verwirklicht. Träumt nur den schönen Traum!

Vor Gott sind alle Menschen gleich. In Konsequenz dieser Lehre demokratisirte Luther die Kirche. Darum verwünschen ihn auch die Katholiken als den Vater der Revolution. Aber die Freiheitsidee wirkte weiter: der Liberalismus ist der politische Protestantismus geworden.

Das neunzehnte Jahrhundert gehört dem Liberalismus. Was er geleistet hat, liegt vor Augen, sein Bankerott aber auch. Die Autonomie des Subjekts mag sich begraben lassen, Rom schwenkt triumphirend die Fahne mittelalterlicher Autorität.

Was hat man denn versäumt, als man das Freiheitsideal verwirklichen wollte? Das ethische Band, die Brüderlichkeit. Vor Gott sind alle Menschen gleich, darin liegt, daß sie Brüder sind. Nun hat man die Gleichheit wohl im Auge behalten, aber den lieben Gott und damit die Brüderlichkeit hat man vergessen. Was Wunder, daß Freiheit und Gleichheit zerstoben sind?

Man schuf die Gleichheit vor dem Gesetz und bestellte den Staat zum Hüter der Gesetze, den „Nachtwächter“ Staat. Aber auf den Geist des Gesetzes kommt es an. Den Geist der Brüderlichkeit suchst du darin? Suche nicht! Es ist umsonst. Wie ist das wohl gekommen?

Gegen die Willkür des Absolutismus hatten sich die Völker erhoben, doch wohl wegen der dem erwachten Selbstbewußtsein unerträglichen Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit. Der Absolutismus wurde gestürzt, an seine Stelle trat die Demokratie. Da wechselte die Regirung blos die Form und blieb, was sie war, Herrschaft. Denn die Demokratie ist in den Sesseln des Absolutismus sogleich warm geworden und hat Geschmack gewonnen am Herrschen. Ihr Freiheitsideal Ehren halber beibe-

haltend schuf sie die bürgerliche Freiheit — einen Spuk. Unter diesem Spuk verbarg sich die persönliche Freiheit, d. i. die Willkür der Herrschenden, die im Rohr sitzen und sich Pfeifen schneiden, und hinter diesem Spuk versank auf Nimmergedenken die persönliche Freiheit und Menschenwürde der Beherrschten.

Frei sein hieß nunmehr herrschen, während es heißen sollte: nicht beherrscht werden. Herrschen setzt aber Haben voraus, das Streben nach Freiheit ist also zum Streben nach Habe geworden — und damit ist die Idee der Brüderlichkeit zu Grabe getragen.

„Sie ruhe in Frieden!" sagen die Anarchisten. „Eine andere Moral lehren uns unsere Propheten." Und was lehren die?

Die Anarchisten sind ganz andere Leute als die Sozialisten, und man begeht einen groben Irrthum, wenn man beide zusammenwirft oder auch nur für verwandt hält. Die Sozialisten sind noch in staatsbürgerlichen Anschauungen befangen; ihre geplante sozialistische Gesellschaft ist der Arbeiterstaat auf breitester demokratischer Grundlage, wo alles durch Volksabstimmung geregelt wird. Hat das Eigenthum die Menschen getrennt und die Freiheit illusorisch gemacht, so muß es den Einzelnen abgenommen und auf die Gesellschaft übertragen werden. Keiner soll haben, damit Alle haben. Das ist die negative Seite der neubegründeten Gleichheit; die positive ist, daß Alle arbeiten müssen, damit die Gesellschaft prosperire. Gleich sind nunmehr Alle als Arbeiter. Frei sind sie, sobald sie ihr Pensum abgearbeitet haben. Ob sie aber auch Brüder sind, die die Freiheit und Gleichheit gegenseitig respektiren, erscheint von vornherein nicht so sicher. Bebel meint zwar: Da es Allen wohlgeht, so haben sie ja keinen Grund, einander Uebles zu thun. Indeß — wird sie der Hafer nicht stechen? Werden Egoismus und Leidenschaft wirklich verschwunden sein? Und sind denn die Menschen wirklich alle gleich, sobald ihnen die „Gesellschaft" das menschenwürdige Dasein für ein tägliches Arbeitquantum garantirt? Bebel glaubt, daß sie es werden, wenn Erziehung und Lebensbedingungen für alle die selben sind. Jedennoch — was Freiheit! was Gleichheit! was Brüderlichkeit! Das waren ja nur die Phrasen, mit denen man die menschenwürdige Existenz einläutete; ist diese erreicht, so mögen jene dahinfahren.*)

Kein Zweifel, im kommunistischen Verein herrscht Ordnung. Wer ist ihr Träger? Die Gesellschaft. Statt König, Bureaukratie, Militaris-

*) In einer Volksrede vom 1. Oktober 1892 spricht Bebel sehr bezeichnend auch nicht mehr von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, sondern von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit.

mus, Parlament, Kirche, Staat, „Besitz und Bildung" herrscht die Gesellschaft und sorgt für Alles. „Schlaf, Kindchen, schlaf!" Die Sache ist also sehr einfach geworden und sehr bequem; Bellamy weiß sie auch, sehr schön zu malen.

Aber was schiert mich die Gesellschaft? Was bestimmt mich, ihre Herrschaft anzuerkennen? Die menschenwürdige Existenz? Wer sagt mir, was das ist? Ich bin nicht der Mensch, ich bin auch nicht ein Mensch wie viele, sondern ich bin der Mensch, ich bin Ich. Ich aber will keine Menschenwürde, sondern meine Würde. Und ich will persönlich frei sein, auch nicht von der Gesellschaft beherrscht sein.

Der Anarchismus ist die Freiheit von Herrschaft. Er ist nicht im Gegensatz zum Sozialismus, sondern parallel mit diesem aus dem politischen Liberalismus entstanden. Beiden ist er todtfeind.

Ihr sucht die Freiheit und gönnt sie euch doch nicht. Ihr sagt, der Egoismus sei das Hinderniß der Gleichheit und darum der Feind der Freiheit. Ihn zu bändigen, entäußert ihr euch euer selbst, schafft euch ein Höheres, Heiliges, nämlich den Staat, die Gesellschaft, übertragt auf diese, was doch euch zukäme, und bezieht von ihnen ein Bischen menschenwürdiger Existenz. Ihr Thoren, erkennt ihr denn nicht, daß eine Gesellschaft nicht neu werden kann, so lange diejenigen, welche sie ausmachen, die Alten bleiben? Und könnt ihr denn aus eurer Haut hinausfahren? Ihr seid und bleibt Egoisten.

Nicht gilts also den Egoismus zu bekämpfen, vielmehr kommts darauf an, ihn zu bekennen.

Das Gemeinwohl ist nicht mein Wohl; ich aber will mein Wohl und greife zu.

Ihr sagt, die Freiheit gehöre zur allgemeinen Menschenwürde. Nein, macht euch doch frei! Ich will meine Würde, meine Freiheit. Freiheit ist Gewalt, und das Recht ist Macht. Berechtigt bin ich zu Allem, dessen ich mächtig bin. Meine Gewalt und meine Macht finden aber nur an der Deinigen ihre Grenze, also greif du auch zu und wehr dich! Es ist ein Andres, ob ich an einem Ich abpralle oder an einem Volke, einem Allgemeinen. Dort bin ich der ebenbürtige Gegner meines Gegners, hier ein verachteter, gebundener, bevormundeter. Volksfreiheit ist nicht meine Freiheit, und ungerecht ist jedes Volk, jeder Staat gegen den Egoisten. Darum wollen wir keinen Staat, sondern die freie Vereinigung der Egoisten, die einander benutzen, die einander gelten, was sie einander werth sind.

Wie stehts aber mit dem Eigenthum?

Als Ausdruck für die unbeschränkte Herrschaft über Etwas ist das Eigenthum Besitz. Der Staat knüpft den Besitz des Eigenthums an Be-

dingungen, desgleichen die sozialistische Gesellschaft. Eigenthum ist aber nur mein Eigenthum, wenn ich es unbedingt innehabe. Wie erreiche ich das?

Alle Versuche, über das Eigenthum vernünftige Gesetze zu geben, liefen vom Busen der Liebe in ein wüstes Meer von Bestimmungen aus. Auch den Sozialismus und Kommunismus kann man hiervon nicht ausnehmen. Der Egoismus schlägt einen anderen Weg ein, um den besitzlosen Pöbel auszurotten. Er sagt nicht: Warte ab, was dir die Billigkeitsbehörde im Namen der Gesammtheit — schenken wird, sondern: Greife zu und nimm was du brauchst! Damit ist der Krieg Aller gegen Alle erklärt. Aber wissen soll mans eben, daß jenes Verfahren des Zugreifens nicht verächtlich ist, sondern die reine That des mit sich einigen Egoisten.

Gelangen die Menschen dahin, daß sie den Respekt vor dem Eigenthum verlieren, so wird Jeder Eigenthum haben, wie alle Sklaven freie Menschen werden, sobald sie den Herrn als Herrn nicht mehr achten. Vereine werden dann auch in dieser Sache die Mittel des Einzelnen multipliziren und sein angefochtenes Eigenthum sicher stellen.

Was ist ein Verein? Wenn ich Jemanden gebrauchen kann, so verständige ich mich wohl und einige mich mit ihm, um durch die Uebereinkunft meine Macht zu verstärken und durch gemeinsame Gewalt mehr zu leisten, als die einzelne bewirken könnte. In dieser Gemeinsamkeit sehe ich blos eine Multiplikation meiner Kraft, und nur so lange sie das ist, behalte ich sie bei. So aber ist sie ein — Verein. Dieser Verein besitzt dich nicht, wie Familie, Gemeinde, Staat, Menschheit, sondern du besitzt ihn und machst ihn dir zu Nutze.

Nur im Vereine wird das Eigenthum anerkannt, weil man das Seine von keinem Wesen mehr zu Lehen trägt. Die Kommunisten sind potenzirte Feudale, indem sie die Gemeinde zur Eigenthümerin machen. Umgekehrt: Ich bin Eigenthümer und verständige mich nur mit Andern über mein Eigenthum.

Also das Eigenthum soll und kann nicht aufgehoben werden, es muß vielmehr gespenstischen Händen entrissen und mein Eigenthum werden. Nur der Egoismus bringt dem Pöbel Hilfe, dem Proletariat der Hand und des Kopfes, und diese Hilfe muß er sich selbst leisten und — wird sie sich leisten. Die Armen werden nur frei und Eigenthümer, wenn sie sich — empören, emporbringen, erheben. Schenkt ihnen noch so viel, sie werden doch immer mehr haben wollen; denn sie wollen nichts Geringeres, als daß endlich — nichts mehr geschenkt werde. Ist die Armuth die conditio sine qua non für das Christenthum, dann adieu Christenthum! Ist sie es für den „Staat", vale Staat! So gütlich läßt sich die Eigenthumsfrage nicht lösen, wie es die Sozialisten, ja selbst die Kommunisten träumen — oder simuliren. Man

wird fragen: Wie wirds denn aber werden, wenn die Besitzlosen sich ermannen? Welcher Art soll denn die Ausgleichung werden? Eben so gut könnte man verlangen, daß ich einem Kinde die Nativität stelle. Was ein Sklave thun wird, sobald er die Fesseln zerbrochen hat, das muß man — erwarten.

So lehrt Max Stirner — nicht ich

Hier nur noch so viel. Stirner ist ein Anwalt des Proletariats, dem er selbst angehört. Vielleicht der extremste Vertheidiger der Autonomie des Subjekts, lehrt er, daß die Verwirklichung des Freiheitsideals das Bewußtsein der persönlichen Freiheit jedes Einzelnen zur Voraussetzung hat. So lange noch Knechtgesinnung herrscht, so lange besteht noch Knechtschaft, und wer sich selbst erniedrigt, wird hier auf Erden keineswegs erhöht.

Gewiß. Aber liegt nur im Egoismus und Anarchismus das Heil der Welt? Ich will Stirner nicht Unrecht thun: er behauptet es selbst nicht. Doch sagt er: „Mir geht nichts über mich!“ Indeß, was habe ich denn an mir? Soll ich in Selbstanbetung verfallen und mich hätscheln und pflegen, wie etwa ein faules Weib ihren fetten Mops? Stirner nennt so vieles einen Spuk — bin ich denn gewiß, daß ich nicht selbst auch ein Spuk bin? Ich mache mich zu meinem Abgott, dessen Befehlen ich gehorche, dem ich diene, für den ich sorge. Und wenn ich es auch selbst bin, dem das alles zugute kommen soll, so diene ich doch. Wo bleibt da meine Freiheit?

Nein — von Vielem kann ich mich frei machen, kann Gott und der Welt den Rücken zudrehen (es wenigstens versuchen), aber von mir selber kann ich nicht loskommen. Die äußerste Konsequenz des Freiheitstrebens wäre erst: Ich muß noch von mir selbst frei sein. Will der Egoist zum vollendeten Anarchismus gelangen, so muß er sein Dynamit nicht gegen Andere gebrauchen, sondern sich selbst in die Luft sprengen. Die Selbstvernichtung brächte ihm erst die wahre Freiheit.

Stirner schließt sein Buch mit den Worten: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt!“ Das kann in seinem Sinne heißen: „auf nichts außer mir“, und der Egoist stellt ja in der That seine Sache auf sich selbst. Es kann aber auch heißen: „Indem ich meine Sache auf mich stelle, habe ich sie auf nichts gestellt“. So wäre ich selbst ein Nichts. Möchten die Egoisten und Anarchisten an diesem Punkte bei sich einkehren und ihr werthes Ich unter die Lupe nehmen! Vielleicht halten sie sich dann auch der vorbemeldeten wahren Freiheit für würdig.

Steglitz. Dr. E. Horn.



Von der Zukunft des Goldes.

Hinsichtlich der Zukunft der Goldproduktion hat man bis auf die neuere Zeit pessimistischen Anschauungen gehuldigt. Und thatsächlich sind die älteren (Alluvial-) Goldlager nach und nach erschöpft, und ihre Ausbeute wird, wie es ja auch natürlich ist, mit jedem Jahre geringer. Soweit ist der durch Sueß (Die Zukunft des Goldes, Wien 1877) veranlaßte Pessimismus berechtigt. Trotzdem aber zeigt ein Blick auf die Goldproduktionstatistik, daß diese seit 1883, wo sie ihren tiefsten Punkt mit 393 Mill. Mark erreichte, beständig wieder zugenommen hat; sie betrug 1889 474, 1890 464 Mill. Mark.*)

Eine solche Zunahme der Produktion ist, wenn die alten Lager an Ergiebigkeit bereits nachlassen, nur auf zwei Wegen möglich: einmal durch Vervollkommnung der Technik, so daß aus bisher unverwerthbaren Bildungen das Gold ausgelöst werden kann, und dann in Folge der Entdeckung neuer Goldlager.

Auf der Kombination dieser beiden Wege nun, mit dem Uebergewicht des ersteren, beruht die bisherige Erholung der Goldproduktion. Man ist jetzt im Stande, das Gold aus Quarzen zu extrahiren, und dieser Prozeß rentirt sich schon bei ziemlich geringem Goldgehalt — ca. 25 pro Tausend. Während die Erträge der kalifornischen und australischen Waschgoldfelder abnehmen, hat sich zur selben Zeit der Quarzbergbau sehr energisch entwickelt. Es werden jetzt etwa 60—70 pCt. alles Goldes aus Quarzadern gewonnen, während in den fünfziger Jahren die Waschfelder etwa 90 pCt. alles Goldes lieferten. So überwiegt in Kalifornien, Australien, Transvaal und Venezuela der Quarzbau durchaus, während in Sibirien und China fast ausschließlich die Goldwäscherei besteht.

---

*) Es wurden produzirt jährlich nach Soetbeers Berechnungen:

1701—1800	49	Mill. Mark
1801—1847	53,2	„ „
1848—1890	481,6	„ „

1856—1860	564	Mill. Mark
1861—1865	516	„ „
1866—1870	544	„ „
1871—1875	485	„ „
1876—1880	481	„ „

Daß man solche bedeutenden Goldalluviallager wie die in Kalifornien und Australien noch in der Zukunft entdecken wird, ist ziemlich ungewiß, wenn nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls wird die Zukunft der Goldproduktion — nach dem Standpunkte der jetzigen Technik — auf der Auffindung neuer Goldquarzlager beruhen. In Indien und China wird die Goldproduktion höchst wahrscheinlich sich noch bedeutend ausdehnen, eben so in Japan.*) Auch in Sumátra werden sich, wie dortige Residenten mir sagten, voraussichtlich noch reichhaltige Goldlager finden. Zunächst stehen auf dieser Insel politische Hindernisse im Wege. Die meisten eingeborenen Stämme leben unter ihren Sultanen vollkommen unabhängig und stemmen sich gegen das Vordringen der Holländer. Es ist daher — nebenbei bemerkt — durchaus ungerechtfertigt, ganz Sumátra eine Holländische Kolonie zu nennen. Die Holländer haben nur mit einigen Sultanen Unterwerfungverträge abgeschlossen. Die Anerkennung ihrer Interessensphäre für ganz Sumátra dagegen kann völkerrechtlich nicht beansprucht werden, da die thatsächliche Unterlage dafür fehlt. So lange nun diese unabhängigen Stämme nicht, sei es mit der holländischen oder mit einer anderen Regirung, Verträge abgeschlossen haben, kann die Goldproduktion auf Sumátra keine Fortschritte machen.

Gewisseres läßt sich über Celébes sagen: die dortige eingeborene Bevölkerung, die Buckchinesen, besitzen schon seit Jahrhunderten eine nicht gering zu schätzende Kultur. So z. B. datirt ihr kodifizirtes Gesetzbuch aus dem 16. Jahrhundert. Früher haben sie eifrig Goldbergbau getrieben, der aber jetzt vollkommen eingegangen ist. Bis vor Kurzem lebte ein Theil der Bevölkerung, und gerade der, in dessen Gebiet sich die Goldlager befinden, vollkommen unabhängig von den Holländern. In Folge dessen war die Ausbeutung der Goldlager, die schon lange von dortigen Residenten und auch von australischen Unternehmern geplant war, bisher nicht möglich. Indeß wurden die Vorarbeiten, Verhandlungen mit der holländischen Regierung wegen der späteren Konzessionerlangung, ideelle Abgrenzung der einzelnen Konzessionstrecken ꝛc., schon inzwischen eingeleitet. In letzter Zeit sind nun auch mit jenem Reste Unterwerfungverträge abgeschlossen, so daß seitens der Eingeborenen kein Widerstand gegen die Ausbeutung des Landes innerhalb der durch die Vertragsbestimmungen gezogenen Grenzen mehr erhoben werden kann. Hierin ist das Goldgraben mit einbegriffen. In Folge dessen sind nun die Konzessionen perfekt geworden. Die Besitzer haben innerhalb gewisser Verfallstermine (3 Jahre) den auf Untersuchungen an

*) Dort betrug die Goldproduktion in momme (à 3,7575 g):
1884 63,233
1889 204,596.

Ort und Stelle gegründeten Nachweis zu bringen, daß das Bergwerk sich rentiren werde. Im günstigen Falle wird die Bergwerkskonzession auf 75 Jahre verliehen, anderenfalls erlischt sie. Der Gang für die Bildung solcher Unternehmungen würde dann folgender sein:*) Der Konzessionsbesitzer hat die Bildung eines Syndikats zu veranlassen, das auf eigene Kosten und Risiko einen Sachverständigen zur Untersuchung der Minen auf ihren Goldgehalt hin zu entsenden hat. Die Kosten würden sich auf ca. 40000 Mark belaufen. Erweist sich der Goldreichthum als rentabel so muß eine Aktiengesellschaft gebildet werden, welche dem Konzessionsbesitzer seine Konzession abzukaufen und das Syndikat als solches für seine Auslagen und sein Risiko zu entschädigen hat. Das Nominalkapital einer solchen Gesellschaft würde ca. 400000 Mark betragen müssen, wovon die Hälfte baar von der Gesellschaft einzuzahlen wäre. Von dieser gingen ab 30000 Mark an den Konzessioninhaber für seine Auslagen und Bemühungen um die Konzession. Von den nicht aufgezahlten Aktienpapieren erhielten im Nominalbetrage der Konzessioninhaber als Kaufpreis für die Konzession 100000 Mark, und das Syndikat eben solchen Betrag, so daß als — baares — Betriebskapital 170000 Mark übrig bleiben würden. Bei den billigen Arbeitlöhnen (ca. 1 Mark) und den bequemen Transportverhältnissen (gute Wege, schiffbare Flüsse, Meer) würde das Betriebskapital völlig ausreichend sein.

Daß auf Celébes früher von den Eingeborenen Gold gegraben wurde, steht fest, eben so auch, daß in den letzten Zeiten an verschiedenen Stellen stark goldhaltige Quarze gefunden sind. Ich habe darüber Urkunden gesehen und habe auch von Herren aus Deli (auf Sumátra) es bestätigen gehört. Auch spricht für die starke Vermuthung von Goldreichthum auf Celébes der Umstand, daß australische Goldsyndikate seit dem Rückgang der Goldwäscherei**) in Australien verschiedentlich den Versuch gemacht haben Goldkonzessionen auf Celébes zu erlangen. Gegenwärtig stehen sie wieder

*) Nach Privatmittheilungen seitens eines deutschen Residenten, der dort 3 Konzessionen erlangt hat und seit 20 Jahren auf Celébes lebt.

**)

Jahr		Menge	
1856	Höhepunkt	: 3238000	Unzen
1873		2042000	„
1877	Tiefster Punkt	1323000	„
1881		1598000	„
1886		1390000	„
1889		1739000	„
1890		1599000	„

Seit 1877 ist die Goldproduktion Australiens wieder gestiegen, anfangs weil man neue Diluviallager auszubeuten anfing, später dann in Folge des Uebergangs zum Quarzbergbau.

mit Konzessionbesitzern in Verhandlung, welche wahrscheinlich schon zum Abschluß gelangt sind. Auch in Holland ist man jetzt dabei, Syndikate zu bilden. Mein Gewährsmann, der nun schon seit Jahren die Goldverhältnisse in Ostasien verfolgt, ist der festen Ueberzeugung, daß Celébes in Bezug auf Goldproduktion eine große Zukunft habe.

Der Zweck dieser Zeilen ist es nun, das deutsche Kapital und den deutschen Unternehmungsgeist auf ein aussichtvolles Objekt hinzulenken. Doch möchte ich nicht mißverstanden werden. Es liegt mir fern, irgendwie die schon im Uebermaß entwickelte Spekulationsucht anzuregen. Ich wünsche nur, daß das deutsche Kapital sich auch an den reellen Unternehmungen im Auslande, speziell in den noch der Ausbeutung harrenden reichen Tropenländern, gewinnbringend betheiligt. Wenn man im Auslande lebt und sieht, wie überall das englische oder holländische zc. Kapital den Schaum abschöpft, da regt sich der natürliche Wunsch, daß unser Vaterland nicht blos im Wege des Handels mit anderen Völkern sich bereichert, die anderen gewaltigen Vortheile aber Anderen, besonders den Engländern, überläßt. Es fängt jetzt schon bei uns Alles an sich zu stauen.

Wie die internationalen Handelschancen bei dem Streben der Nationen möglichst alle Industriezweige selbst zu entwickeln, in der Zukunft sich gestalten werden, ist noch nicht abzusehen. Jedenfalls muß man mit der Möglichkeit eines relativen Rückganges des auswärtigen Handels rechnen. Darum tritt an einen Weiterblickenden die Frage nach Erweiterung unseres Produktion- und Absatz-Gebietes durch Kolonialthätigkeit und sonstige produktive Verwendung unseres Kapitals im Auslande mit unabweisbarer Nothwendigkeit heran.

Was können uns alle sozialen Reformen helfen, wenn es unserem Kapital an Verwendung, unserer Bevölkerung an Beschäftigung und Unterhalt fehlt! Wir werden es später bitter bereuen, daß wir alle die günstigen Gelegenheiten in Folge unserer inneren Wirren haben vorübergehen lassen. Namentlich aber trifft Diejenigen schwere Verantwortung, welche sich dem besseren Streben der einsichtigeren Elemente der Nation aus Prinzipienreiterei oder überlegter Parteitaktik hemmend in den Weg gestellt haben.

Celébes ist nach Allem, was ich von authentischer Seite darüber gehört habe, nicht blos vielleicht das Goldland der Zukunft, sondern es wird auch in allgemein-wirthschaftlicher Beziehung das Konkurrenzobjekt der Kolonialpolitik treibenden Völker werden.

Dr. J. Wernicke.



Spiritismus und Wissenschaft.

„Alles Gescheite ist schon gedacht worden. Man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken."

Goethe.

Als in Berlin gerade die ersten Nummern der „Zukunft" erschienen, da waren die Augen Vieler aus der Ferne auf einen in Mailand tagenden, aus verschiedenen Ländern Europas zusammengeströmten Zirkel ernster Männer der exakten Wissenschaft gerichtet, der sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt hatte, Untersuchungen zu Ende zu führen, die nicht nur für die Wissenschaft der Psychologie, sondern auch für die Lösung des Menschenräthsels von weit tragender Bedeutung zu werden versprechen. Hat sich doch in den letzten Tagen des verflossenen Oktobers die Presse des gesammten Königreichs Italien mit einem Bericht über diese Arbeiten beschäftigt, der zuerst in der Mailänder Zeitung L'Italia del Popolo unter der Ueberschrift: Il Rapporto degli scienziati, fra cui Schiapparelli sui fenomeni spiritici della E. Palladino, erschien und bereits in die deutsche Tagespresse überzugehen begonnen hat. Man kann wohl sagen, daß seit den Tagen der berühmten Zöllnerschen Versuche auf diesem Gebiete, im Jahre 1877, mit dem Amerikaner Dr. Slade als Medium, in Gegenwart der Leipziger Professoren Thiersch, Fechner, Scheibner, welche ja leider für jenen kühnen Forscher den Ausgangspunkt bildete für eine bis zu dessen Tode fortgesetzte Folge von Angriffen und Gehässigkeiten, — die experimentelle Arbeit jener Mailänder Gelehrten als das wichtigste Ereigniß in Bezug auf die Lösung der noch immer schwebenden Frage zu betrachten ist: Hat der Spiritismus überhaupt eine wissenschaftliche Existenzberechtigung?

Die Vorgeschichte jener Mailänder Untersuchung ist sehr kurz. Man wird sich erinnern, im verflossenen Winter in den Zeitungen von einer Neapolitanerin Namens Eusapia Palladino gelesen zu haben, deren mediale

Veranlagung sogar den Skeptizismus des Turiner Psychiaters Professor Lombroso und anderer italienischer Gelehrten zum Wanken, ja zur Kapitul ation gebracht hat. Der Nestor des Spiritismus in Europa, der russische, Staatsrath Alexander Aksákow, der Herausgeber der „Psychischen Studien", veranlaßte nun Signore Ercole Chiaja in Neapel, den mediumistischen Mentor der Paladino, im verflossenen Herbst mit ihr für einige Wochen nach Mailand zu kommen, um dort in der Wohnung des Physikers Dr. Finci mit einigen bekannten Vertretern der exakten Wissenschaft, worunter der berühmte Schiaparelli, Versuche anzustellen.

Wir wollen uns gar nicht mit einem Bericht über die einzelnen Sitzungen aufhalten. Wir wollen hier nur den Schluß des Berichtes anführen, in dem jene Gelehrten das Ergebniß ihrer Erfahrungen niedergelegt haben; er lautet:

„Indem wir diesen kurzen und unvollständigen Bericht über unsere Experimente veröffentlichen, müssen wir folgendes als unsere Ueberzeugung, aussprechen:

1. Daß unter den gegebenen Umständen keines der bei mehr oder weniger intensivem Licht erhaltenen Phänomene auf irgend welche künstliche Art hervorgebracht werden konnte.

2. Daß diese unsere Ueberzeugung noch befestigt wurde durch den größten Theil der bei vollständiger Dunkelheit erhaltenen Phänomene. Für einen gewissen Theil allerdings müssen wir im Prinzip die Möglichkeit einer Nachahmung durch irgend eine geschickte Veranstaltung seitens des Mediums einräumen, hierzu aber auch sofort die Bemerkung beifügen, daß diese Hypothese offenbar nicht nur unwahrscheinlich, sondern in unserm Falle sogar nutzlos wäre, weil — wenn wir sie auch zulassen —, dadurch die vollkommen sicher gestellten Thatsachen in keiner Weise an Werth verlieren.

Schließlich gestehen wir ein, daß vom Standpunkt der exakten Wissenschaft unsere Experimente allerdings zu wünschen übrig lassen; sie wurden unternommen, ohne daß wir vorher wissen konnten, was wir dazu nöthig hätten, und die dabei in Verwendung gekommenen Instrumente und sonstigen Veranstaltungen mußten erst durch die Bemühung der Herren Finci, Gerosa und Ermacora herbeigeschafft und improvisirt werden.

Gleichwohl genügt das, was wir gesehen und konstatirt haben, in unsern Augen vollständig, um den Beweis zu liefern, daß diese Phänomene einer wissenschaftlichen Beachtung würdig sind."

Der Rapport schließt dann mit einigen Worten der vollen Hochachtung und Anerkennung für Signore Ercole Chiaja in Neapel, der seit vielen Jahren diese Thatsachen mit so vielem Eifer und solcher Geduld verfochten

habe, trotz allem Lärmen und Ableugnen, und dies Alles nur zu dem einzigen Zweck, um einer unpopulären Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Ja wahrhaftig! einer unpopulären Wahrheit. Als im vergangenen Winter Professor Lombroso diesen Fragen seine Aufmerksamkeit zuwandte konnte man aus deutschem Gelehrtenmund das Urtheil hören, Lombroso sei ja bekanntermaßen ein Phantast, und gar nicht maßgebend in solchen schwerwiegenden Problemen. Nun ist der Astronom Schiaparelli dazu gekommen, sich ebenfalls von der Wahrheit dieser Phänomene zu überzeugen; wird man jetzt in Deutschland, das man heute richtiger das Land der Zweifler als das der Denker nennen könnte, die volle Zurechnungsfähigkeit dieses großen Mailänder Gelehrten in Frage stellen? Fast möchte man so etwas vermuthen, wenn man sich das Schicksal seines Leipziger Kollegen Zöllner ins Gedächtniß zurückruft.

Erst jüngst unternahm der St. Petersburger Arzt und Physiologe Rosenbach in der Pariser „Revue Physiologique“ einen Feldzug gegen den modernen Mystizismus in England und Deutschland, den er geradezu als eine geistige Epidemie zu bekämpfen sich berufen fühlt, und zweifellos hat er darin vollständig im Sinne und Geist der modernen Physiologen-Schule überhaupt gehandelt. Auch Prof. Wundt sprach erst kürzlich, in einer Arbeit über Hypnotismus, vom Occultismus als von einer kleinen Welt der Kobolde und Heinzelmännchen, von der sich der Naturforscher mit Widerwillen abwende, um ganz in seiner großen Welt eines Kepler und Newton zu leben. Und Zeitschriften, wie die von Dr. Hübbe-Schleiden herausgegebene „Sphinx“, die sich im Auslande, in Frankreich, England und Nordamerika des größten Ansehens erfreut, um die man dort uns beneiden möchte, werden von unseren einheimischen Gelehrten mit wenigen Ausnahmen bis heute zu einer Kategorie von Publikationen gerechnet, für die keine Absurdität, kein Unsinn zu stark ist, um nicht in ihren Spalten Aufnahme zu finden.

Es ist die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, welche diese von den offiziellen Gelehrten mit mitleidigem Lächeln behandelte Zeitschrift vertritt, jene Weltanschauung, die der großen Welt eines Kepler und Newton eben so gut, wie der von Wundt sogenannten „kleinen Welt der Kobolde und Heinzelmännchen“ gerecht wird. Doch

Wahrheit will erstritten sein,
Wahrheit will erlitten sein,

sagt ein deutscher Dichter, und namentlich das Erleiden gilt von jener unpopulären Wahrheit des Occultismus. Und im Rufe eines Spiritisten zu stehen, dürfte gegenwärtig wenigstens noch immer vollständig unverträglich

mit der Würde und der Stellung eines offiziellen deutschen Gelehrten sein; dieser überläßt deshalb gern dieses dunkle Forschungsgebiet der ungeübten Hand des Laien, und macht so, sich selbst unbewußt, jene alte Regel zur Wahrheit, daß alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihr ins Leben zu treten pflegen.

Wenn wir im Bisherigen die Leser der „Zukunft" auf jene Mailänder Versuche aufmerksam zu machen unternommen haben, welche die sogenannten physikalischen Manifestationen des Spiritismus zu laboratoriumsfähigen wissenschaftlichen Phänomenen stempeln, so wird es nun unsere Aufgabe sein, auseinanderzusetzen, welche Rolle im Leben der Gegenwart, die ja außer einer immer mehr verfeinerten materiellen Kultur auch Bestrebungen zur Entwickelung einer ethischen Kultur zu Tage fördert, dem Spiritismus zufällt.

Nur wenige Leser werden voraussichtlich mir beistimmen, wenn ich mich nun zu der Behauptung versteige, daß auch die unpopulären Wahrheiten des Spiritismus zu dem Gescheiten gehören, das schon gedacht worden, und das man, nach der Goethischen Maxime, versuchen muß, noch einmal zu denken. Abergläubige Wahnvorstellungen noch einmal denken zu sollen, dafür danken wir schönstens, so werden die Meisten urtheilen.

Wie oft schon hat unsere „aufgeklärte" Tagespresse den Spiritismus scheinbar zu Tode gewitzelt, und doch tritt diese „geistige Epidemie" immer wieder auf und nicht nur in den ungebildeten untersten Volksschichten, wie bei der armen Weber-Bevölkerung des Erzgebirges, nein, auch bei jener höchsten Klasse von Erdenbürgern, welche die Geschicke der Nationen zu weben berufen sind. Und die Geisterhypothese des Spiritismus ist nicht aus der Welt zu schaffen, trotz allem Geist, mit dem schon ihre Bekämpfung inszenirt wurde. Unter die wirklich geistvollen Bekämpfer dieser „geistigen Epidemie" rechne ich vor Allen Eduard von Hartmann, dann Fritz Schultze*).

Jedes Zeitalter nimmt in seiner Art Stellung zu diesen Erscheinungen: das Mittelalter verquickte sie mit seinem Glauben an Teufel und Dämonen, unsere Gegenwart mit ihrer hochentwickelten Naturwissenschaft wird ohne Zweifel in einer gründlichen Erforschung der physikalischen Manifestationen ihre Aufgabe zu erblicken haben. Professor Zöllner spricht in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen von einer zu begründenden Experimental-Metaphysik. Die Untersuchung-Methoden in dieser Disziplin ließen aber bis jetzt — ausgenommen vielleicht nur die Crookes'schen und Zöllner-

*) Vergl. dessen Grundgedanken des Spiritismus und deren Kritik Leipzig, Ernst Günther 1887.

schen Versuche, mit denen wohl die jüngst stattgehabten Mailänder in Bezug auf exaktes Vorgehen auf eine Stufe zu stellen sind — recht Vieles zu wünschen übrig. Streng genommen, wird in allen derartigen Sitzungen eigentlich weniger experimentirt als beobachtet, und da sehr viel von dem wechselnden Befinden des Mediums, von dessen Stimmung und derjenigen des Beobachters abhängt, man es also immer mit einer Reihe von variablen Faktoren zu thun hat, so kann eigentlich von einem zuverlässigen Hervorrufen bestimmter genau zu beobachtender Phänomene nicht wohl die Rede sein. Man muß immer auf neue Ueberraschungen gefaßt sein und kann nichts thun, als möglichst günstige Bedingungen liefern, zu denen ja bekanntermaßen im Anfang immer der Ausschluß jeglicher Beleuchtung gehört und dann abwarten, was für Phänomene eintreten, ob Aufhebung der Schwerkraft, Bringungen von Gegenständen in verschlossene Räume, Lichterscheinungen u. s. w. Ich denke hierbei zunächst immer nur an den Mediumismus der physikalischen Manifestationen. Statt des häufig irrthümlich gebrauchten Wortes Spiritismus führe ich hier die Bezeichnung Mediumismus ein, unter der man ganz allgemein die wissenschaftliche Untersuchung und die daraus sich ergebende Anerkennung der Erscheinungen, welche in Gegenwart eines Mediums aufzutreten pflegen, versteht.

Wie sie selbst eingestanden, befanden sich die im physikalischen Laboratorium wohl geschulten Mailänder Forscher diesen Phänomenen gegenüber in einer gewissen Hilflosigkeit. Sie haben zwar Wägungen vorgenommen und photographische Aufnahmen, z. B. diejenige eines frei in der Luft schwebenden Tisches, einer materialisirten Hand u. s. w., gemacht. Für eine spektralanalytische Untersuchung der dann und wann auftretenden Lichterscheinungen waren sie aber nicht vorbereitet. Die meisten dieser Phänomene sind von sehr kurzer Dauer und deshalb wissenschaftlich nur sehr schwer, oder überhaupt nicht faßbar. Weil nun aber der Mensch das Warum fragende Thier, das überall nach dem kausalen Zusammenhang der Erscheinungen forschende Lebewesen ist, diese Phänomene aber — man denke an das Bringen von Gegenständen in verschlossene Räume — unseres wissenschaftlichen Verständnisses zu spotten, unsere anerkannten Naturgesetze, wie die Gegner geltend machen, wieder umzustoßen scheinen, so treten sie uns vor der Hand wenigstens als sogenannte Wunder entgegen.

Den Versuch einer Erklärung des Wahrgenommenen zu unternehmen, dazu fühlte sich der aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Mailänder Gelehrten-Kreis ganz und gar nicht berufen. Ueber solch' schwierige Fragen eine Einigkeit zu erzielen, war ja bei der Kürze der Zeit vollständig ausgeschlossen. Dazu ist langjährige Erfahrung unerläßlich. Werke aber, die uns eine auf breitester empirischer Basis ruhende Erklärung

liefern, besitzen wir in Deutschland vorzüglich von zwei Autoren, die auch an den Mailänder Sitzungen Theil genommen: zunächst Dr. Carl du Prels Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaft*) und dann Alexander Aksakows Animismus und Spiritismus.**) Aus diesen Werken, die ein ungeheuer reichhaltiges Beobachtung-Material umfassen, geht nun hervor, daß wir zur Erklärung der physikalischen Manifestationen des Mediumismus durchaus nicht gezwungen sind, zur vielumstrittenen Geister-Hypothese unsere Zuflucht zu nehmen, sondern daß hier die Erklärung der Phänomene als inner- und außermediumistische (Personismus und Animismus) vollkommen ausreicht, d. h. mit anderen Worten, daß bei den gewöhnlichen physikalischen Manifestationen keine Nothwendigkeit vorliegt, zu ihrer Erklärung den Eingriff unsichtbarer übersinnlicher Intelligenzen herbeizuziehen, sondern daß man diese ganze Phänomenen-Klasse die unter der Bezeichnung „Tischrücken" als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann, als von psychischen Kräften bewirkt anzusehen hat, die nur vom Medium und den Beobachtern ausgehen.

Dagegen giebt es thatsächlich eine andere Klasse von Phänomenen, die dem Personismus und Animismus nur dem Anscheine nach, in Wirklichkeit aber dem Spiritismus — wobei wir unter Spiritismus nur die eigentliche „Geisterlehre", wie dies ja üblich ist, verstehen — zugehören, welche man einer außermenschlichen intelligenten Ursache zuzuschreiben logisch gezwungen ist, d. h. Phaenomene, die gar nicht anders zu erklären sind, als hervorgebracht durch den Eingriff übersinnlicher Intelligenzen, deutlicher gesprochen, verstorbener Menschen. Von weiteren feineren Unterscheidungen, wie sie von der philosophia occulta oder dem Occultismus gemacht werden, müssen wir hier absehen. Die letztgenannte Phänomenen-Klasse umfaßt nun die Materialisationen oder Phantom-Erscheinungen und die Phänomene des Schreib- und Sprech-Mediumismus.

Während also die animistischen Manifestationen für die Fortdauer eines Wesenskerns im Menschen nach dem körperlichen Tode gar nichts beweisen, ist aus den spiritistischen dessen nachirdische Existenz sogar strictissime erweisbar.

Hier im eigentlichen Spiritismus handelt es sich demnach meist weniger um das Beobachten von Phänomenen, von Hexereien und Wundern als vielmehr um geistige Mittheilungen, seien es geschriebene oder gesprochene, um deren Kritik und Würdigung, d. h. um die Vermeidung eines blinden Offenbarung-Glaubens. Fragen wir nun, an diesem Punkte angelangt, worin von jeher hervorragende Kenner des Spiritismus dessen

*) Leipzig, W. Friedrich 1890.
**) Leipzig, O. Mutze 1890.

kulturelle Aufgabe für das Menschengeschlecht erblickt haben, so giebt uns hierüber das Dezemberheft der „Sphinx“ von 1892 folgende Antwort:

1. In der Ueberwindung des Materialismus.
2. In der Anbahnung einer sittlich-geistigen Hebung derjenigen, die der Kirche entfrembet sind, und
3. In dem Hinweis und der Vorbereitung auf das höchste Ziel des Strebens.

Ueber Punkt 1. brauche ich den Lesern der „Zukunft“ gegenüber kein Wort zu verlieren. Umsomehr dagegen erfordert Punkt 2. eine Erläuterung. Es sind die Folgerungen für Ethik und Metaphysik, die wir aus den geistigen Mittheilungen des Spiritismus ziehen können, um die es hier sich handelt; daß er dafür Brauchbares liefert, wird ja in allererster Linie bezweifelt.

Gesetzt, es mache ein Skeptiker, der den Boden des Spiritismus zum ersten Mal betritt, eine Sitzung mit, in der ein Sprechmedium in seinem Dialekt zu sprechen beginnt, und Ausdrücke gebraucht, die man aus seinem Mund keineswegs gewöhnt ist. Es manifestire sich z. B. ein verstorbener Mecklenburger Bauer im echtesten Fritz Reuterschen Dialekt, schlicht und einfach, wie Onkel Bräsig. Das wird nun freilich unsern Skeptiker, der bei „Geistern“ mindestens die Weisheit eines Goethe voraussetzen zu müssen glaubt, kaum überzeugen. Und dennoch könnte dieser Fall ein ganz echter sein. Man muß aber nur nicht glauben, diese Mittheilungen seien alle derart, um zur wirklichen geistigen Erhebung auch dem Gebildeten dienen zu können. Das sind sie keineswegs. Aber abgesehen von deren vielleicht durchaus banalem Inhalt, wird man doch die Gewißheit der Fortexistenz irgend einer bestimmten verstorbenen irdischen Persönlichkeit aus ihnen schöpfen können.

Die älteste spiritistische Wochenschrift, das „Banner of Light“ in Boston, besitzt seit langen Jahren ein Institut, in dem allwöchentlich zwei öffentliche Sitzungen mit einem besonders zu diesem Zweck angestellten Sprech-Medium abgehalten werden, zu welchen aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, oft aus den entferntesten Gegenden, sich Leute einstellen, die Angehörige durch den Tod verloren, und nun auf diesem in Nordamerika wenigstens längst nicht mehr ungewöhnlichen Wege etwas von diesen hören möchten. In Deutschland natürlich wird man von vornherein geneigt sein, derartigen Mittheilungen jeden Glauben zu versagen, jene gutgläubigen Amerikaner also für Betrogene und die Veranstalter des ganzen „Humbugs“ für raffinirte Spitzbuben zu halten. Die Sache verhält sich aber dennoch etwas anders. Leider fehlt mir hier der Raum, dieses weiter auszuführen; ich muß mich deshalb hier unter Hinweis auf Band X der

„Sphinx“ auf die dort bewiesene Behauptung beschränken, daß sich im Gegentheil das genannte Institut als ein äußerst segensreiches erwiesen hat, und ich thue dies selbst auf die Gefahr hin, in Folge dieser Behauptung vielleicht von diesem oder jenem streng skeptischen Leser wegen „einer ans Pathologische grenzenden Naivetät“ belächelt oder von Herrn Professor Büchner, der in der vorigen Woche hier über die Spiritisten so rauhe Worte sprach, bemitleidet zu werden.

Der Spiritismus lehrt uns aber nicht blos die Thatsache der nachirdischen Existenz, sondern auch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, das Wie dieses Fortlebens. „Diese Schilderungen von Erfahrungen Verstorbener nach ihrem Tode sind“ — sagt der Herausgeber der Sphinx — „oft geradezu von verblüffender und ergreifender Wirkung auf Alle, die nicht etwa schon vorher vielfach über solche Konsequenzen nachgedacht, daß es kaum heilsamere Mahnungen geben kann, als diese schlichten Schilderungen, und selbst die, welche nicht an sie glauben mögen, werden immer zugestehen: „Se non e vero, e ben trovato“. Dies gilt z. B. von einem in den Vereinigten Staaten sehr verbreiteten kleinen Buch, das neuerdings ins Deutsche übertragen unter dem Titel: Himmel und Hölle, Erlebnisse im Jenseits, bei Max Spohr in Leipzig erschienen ist. Nirgends aber ist die Gefahr größer, wie hier, kritiklos dem Autorität-Glauben des Offenbarung-Spiritismus in die Arme zu sinken. Jeder, der sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigt hat, weiß, wie nothwendig es ist, solchen Schilderungen, die ja das menschliche Denken zu übersteigen scheinen, streng kritisch und mit vernünftiger Vorsicht gegenüber zu treten.

In Punkt 3 endlich ist das höchste und erstrebenswertheste Ziel angedeutet, zu dem der Spiritismus hinzuführen vermag, die eigentliche Mystik und Theosophie. Was bedeuten diese Worte? „Der Grundgedanke der Theosophie und Mystik“ — sagt Dr. Hübbe-Schleiden — „ist die gemeinsame Lehre der Weisen aller Völker, aller Zeiten, daß dem Menschenwesen ein individueller Geisteskern zu Grunde liegt, der göttlicher Natur ist und der göttlichen Vollendung fähig, und daß es die Aufgabe des Menschen ist, diese Vollendung seines Wesens selbstthätig mit allen seinen Kräften zu erstreben. Die Kirchenlehre und die Wissenschaft geben nur sehr unbefriedigende Antwort auf die Fragen nach dem Sinn des Welt-Daseins und nach dem Zweck des Menschenlebens. Die Theosophie zeigt nun den Weg zur Lösung dieser Fragen und sie setzt den Menschen in den Stand, die Wesenswahrheit nicht nur theoretisch zu erkennen, sondern auch praktisch in sich selbst zu verwirklichen.“ Der Unterschied zwischen Philosophie und Theosophie besteht demnach darin, daß der Philosoph die von ihm in der Tiefe der Erkenntniß gefundenen Schätze der Weisheit nur lehrt, während

der Theosoph die Früchte seiner Erkenntniß nicht bloß lehrt, sondern sie auch selbst in das praktische Leben einführt, nach seiner Lehre selbst lebt, und sie somit in seinem eigenen Wandel verwirklicht.

Wir sind hier im Gebiet der Ethik angekommen; — auf steil aufwärts führendem Pfad beginnend, mit den grotesk-unheimlichen Manifestationen des Mediumismus, durch das Gestrüpp verworrener, spiritistischer Offenbarungen vorwärtsdringend, sind wir plötzlich zu einem freien Aussichtpunkt gelangt, von dessen schwindelnder Höhe wir nun eine Weltanschauung gewinnen.

Und nun möchte ich den Leser an Professor Ernst Haeckels Ausführungen über Ethik und Weltanschauung in Nr. 7 der „Zukunft" erinnern. „Nicht die überlebten mystischen Dogmen der Kirche" — heißt es dort zum Schlusse —, „sondern nur die klaren, vernünftigen Erkenntnisse der Wissenschaft liefern uns die Grundsteine zu dieser ersehnten neuen Weltanschauung." Aber nach der Lehre der Theosophie ertheilt auch die heutige Wissenschaft nur sehr unbefriedigende Antwort auf die Frage nach dem Zweck des Menschenlebens. Thun wir deshalb nicht besser, wenn wir zum Aufbau, jener ersehnten, neuen Weltanschauung uns umsehen nach den Bausteinen, die hierzu die gemeinsame Lehre aller Völker, aller Zeiten bereits geliefert hat? Denn:

„Alles Gescheite ist schon gedacht worden. Man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken."

München. Ludwig Deinhard.



„Gemeingefährlich —“

Sie wünschen, verehrter Herr, von mir zu hören, wie ich über „Gemeingefährlichkeit“ von Geisteskranken denke — zumal mit Rücksicht auf den vielbesprochenen Fall Morris (alias Christoph) de Jonge und die daran letzthin geknüpften Erörterungen in der Tagespresse. — Es wird Sie befremden, wenn ich Ihnen zunächst erwidere, daß Sie mich fast eben so gut auffordern könnten, Ihnen mitzutheilen, wie ich über Militärvorlagen und Steuerreform oder über den neuesten Ibsen und Strindberg denke Ueber das Alles habe ich als Angehöriger der Spezies homo sapiens, „ζῶον πολιτικόν“ des Aristoteles, und als Mitglied des „Volkes der Denker und Dichter“ (?) selbstverständlich meine Privatmeinung — aber, daß sie die eines „Sachverständigen“ sei, darauf bin ich natürlich weit entfernt, Anspruch zu erheben. Und, sehen Sie, so ungefähr steht es auch in der Frage der „Gemeingefährlichkeit“ — der Irren — —

„Ja, aber“, höre ich Sie sagen, „die ärztlichen Atteste, die besagte Gemeingefährlichkeit stets bescheinigen — die Orakelsprüche der ärztlichen Sachverständigen vor Gericht — obschon die Herren Sachverständigen, wie gerade der Fall de Jonge neuerdings dargethan hat, weder unter einander, noch auch mit den Herren Juristen einer Meinung darüber zu sein scheinen —“

Da haben wir ja eben den beklagenswerthen und auch schon viel beklagten Uebelstand, daß an uns Aerzte als gerichtliche Sachverständige häufig Fragen gestellt, oder in einer Form, mit einer Fragestellung an uns gerichtet werden, auf die wir mit unserem ärztlichen Verstande, unserem ärztlichen Wissen und Gewissen kaum recht antworten können — auf die wir also nothgedrungen eine ausweichende, umgehende Verlegenheitwendung ausführen, oder — deren Beantwortung wir bei strikter Einhaltung unserer ärztlichen Zuständigkeitgrenzen ganz und gar ablehnen müßten.

Wie oft kommen wir mit allem Aufgebot des uns zur Verfügung stehenden, größeren oder geringeren, Scharfsinnes nur eben dazu, uns über die Frage, ob Jemand als „geisteskrank“ (rectius: „geistig gestört“; denn von „Krankheiten des Geistes“ wissen wir ja im Grunde gar nichts!) zu betrachten sei, überzeugt und überzeugend zu äußern. Aber dem Richter liegt, wenn es eine Civilsache ist, viel mehr am Herzen, von uns zu erfahren, ob X. nach § 28 des Landrechts unfähig ist, „die Folgen seiner Handlungen zu überlegen“ — oder ob er, nach § 27, „des Gebrauches seiner Vernunft gänzlich beraubt ist“. Im ersteren Falle erklärt ihn das Gesetz, d. h. das Landrecht, blos für „blödsinnig“, im letzteren Falle aber für „rasend“ oder „wahnsinnig“, womit sich sehr verschiedene Rechtsfolgen verbinden können; „Wahnsinn“ eines Ehegatten ist z. B. ein Ehescheidungsgrund — nicht aber „Blödsinn“. — Diese

veraltete Terminologie ist um so fataler, als die Aerzte den Ausdruck „Blödsinn" (= Demenz) gerade für die schwersten, mit völliger geistiger Zerrüttung und oft auch mit anderweitigen schweren Erscheinungen der Gehirnlähmung u. s. w. einhergehenden Irrsinnsformen häufig gebrauchen, so daß also die im landrechtlichen Sinne leichtere Störungsform der im ärztlichen Sinne schwereren entspricht, und umgekehrt, (wenn wir auch den Ausdruck „Wahnsinn" als funktionelle Bezeichnung gewisser psychischer Erregungszustände u. s. w. heutzutage überhaupt kaum noch verwerthen.) Der Arzt weicht also der Beantwortung obiger Fragen möglichst aus, oder er erklärte X. für „blödsinnig" oder „wahnsinnig" im Sinne des Gesetzes (des Landrechts), nicht aber der Psychiatrie. — Aehnlich verhält es sich bei Strafsachen. Hier ist es die Frage der „Zurechnungsfähigkeit, die den Richter beschäftigt, und die ihn veranlaßt, von uns Auskunft darüber zu heischen, ob (nach dem deutschen Strafgesetzbuch, § 51) der Thäter sich zur Zeit der That in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, „durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen wurde." Freie Willensbestimmung! Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns bei den Worten; schwindelnde Gedankenperspektiven von Prädestinationslehre, Determinismus, liberum arbitrium indifferentiae, Freiheit zur sittlichen Entscheidung, Freiheit nicht im operari, sondern im esse von den ältesten Veden bis zum modernen Zarathustra! Aber um alles das dürfen wir uns jetzt nicht kümmern, sondern — als plagten uns weder Skrupel noch Zweifel — mit einem deutlichen Ja oder Nein antworten, falls wir es nicht auch hier vorziehen, uns für inkompetent zu erklären und dem „weiseren" Richter die Entscheidung der Zurechnungsfrage auf Grund der von uns gestellten Krankheitdiagnose ausschließlich zu überlassen.

Doch nun zurück zur „Gemeingefährlichkeit" und zum Fall de Jonge.

Bei der kürzlich stattgehabten Verhandlung vor der ersten Strafkammer des Landgerichts I (— es handelte sich um eine durch zwei Redacteure begangene Beleidigung desjenigen Polizeiarztes, der de Jonge für geisteskrank und gemeingefährlich erklärt und seine Internirung in der Schöneberger Maison de santé veranlaßt hatte —) äußerte dieser als Zeuge vernommene Polizeiarzt, unter Gemeingefährlichkeit verstehe er „Handlungen, die Jemand begehen kann in einem geisteskranken Zustande, wodurch er sich oder Anderen gefährlich werden könnte" (vgl. den ausführlichen Verhandlungsbericht im Reichsboten Nr. 21). — Ein Geisteskranker kann sich selbst, durch Selbstmordversuche, Nahrungsverweigerung u. s. w. gefährlich werden. Dann müßte man ihn also als „gemeingefährlich" interniren — wie das bekanntlich im Falle des Nahrung verweigernden Frl. Wabnitz kürzlich geschehen ist, und ziemlich unliebsames Aufsehen gemacht hat. Man kann die Internirung eines Menschen, der sich mit Selbstmordabsichten trägt — mag er nun geisteskrank sein oder nicht — gewiß mit dem „eigenen Interesse" des Selbstmordkandidaten, mit „Humanitätrücksichten" rechtfertigen; ob sie sich aber aus dem Gesichtspunkte der „Gemeingefährlichkeit" ansehen und begründen läßt, erscheint doch wohl fraglich. Soll denn der Selbstmord überhaupt als eine „gemeingefährliche" Handlung, der Selbstmörder (auch der gesunde) schlechtweg als „gemeingefährlich" gelten? Oder ist der Selbstmord nur bei Geisteskranken gemeingefährlich, nicht bei Gesunden? — Im Anschlusse an die obige Begriffsbestimmung hat ein hervorragender Psychiater und vielleicht noch mehr hervorragender Dialektiker

auch folgende merkwürdige Argumentation aufgestellt (Vossische Zeitung Nr. 44): Der Geisteskranke könnte, falls er nicht präventiv eingesperrt würde, eine strafbare Handlung begehen; für eine solche Handlung könnte er wegen seiner Unzurechnungsfähigkeit nicht bestraft werden; durch diese Nichtbestrafung einer an und für sich strafbaren Handlung würde aber „das allgemeine Rechtsgefühl bedroht und erschüttert" und hiermit sei eben der Thatbestand der Gemeingefährlichkeit gegeben. „Jede strafbare Handlung eines Geisteskranken bedroht demnach das allgemeine Rechtsgefühl und ist aus diesem Grunde gemeingefährlich". Diese Motivirung erscheint doch etwas zu zart vorsorglich für das „allgemeine Rechtsgefühl", dem man sonst gerade in Fällen zweifelhafter Geistesstörung so wenig Rechnung zu tragen für gut findet; sie dürfte übrigens wohl dem Juristen wenig imponiren, und dem Arzte, der sich auf sie zu stützen versuchte, den Vorwurf der Gebietsüberschreitung und Arrogirung richterlicher Funktionen mit Fug und Recht zuziehen.

Die Frage der „Gemeingefährlichkeit" Geisteskranker hat für den ärztlichen Stand neuerdings eine gewisse aktuelle Bedeutung erlangt durch eine preußische Ministerialverfügung vom 19. Januar 1888, worin für die Unterbringung von Geisteskranken in eine Privatanstalt im Allgemeinen das Attest eines beamteten Arztes erfordert wurde; nur in dringlichen Fällen, besonders bei vorhandener Gemeingefährlichkeit, sollte das Attest eines jeden approbirten Arztes vorläufig genügen. Es geht aus dieser Verfügung unzweifelhaft hervor, daß zwischen gemeingefährlichen und nicht-gemeingefährlichen Geisteskranken ein Unterschied zu machen ist; eine Auffassung gleich der in einem früheren Prozeß gegen Morris de Jonge und den Freiherrn von Hammerstein zu Tage getretenen, daß im Grunde jeder Geisteskranke als gemeingefährlich zu betrachten sei, weil er es — werden könne, entspricht offenbar weder dem Sinne noch dem Wortlaute der obigen Verfügung. Diese erregte ganz natürlich in ärztlichen Kreisen eine gewisse Unzufriedenheit, da hiernach das Zeugniß der nicht-beamteten Aerzte bei Seite geschoben, nur das eines beamteten Arztes als qualifizirt erscheinen mußte, — obgleich doch die beamteten Aerzte im Großen und Ganzen keineswegs auf ein besonderes psychiatrisches Fachwissen Anspruch erheben können. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge dafür ist der im de Jonge-Prozeß so viel genannte Professor Mendel, der (in den „Verhandlungen der Aerztekammern des Stadtkreises Berlin und der Provinz Brandenburg", 17. November 1888) sich über die psychiatrische Vorbildung der pro physicatu geprüften Aerzte ziemlich abfällig äußert. „Wenn jemand", so heißt es dort u. A. „nun ein Buch — in der Regel den Krafft-Ebing — zur Noth durchliest, dann wohl auch noch einen mehrwöchentlichen Kursus in Berlin durchmacht, nachdem er vorher auf der Universität und in seiner Praxis vielleicht nicht einen einzigen Geisteskranken gesehen hat, bietet er da allein wegen des überstandenen Examens jene Gewähr?" Uebrigens erscheint dem Redner die praktische Durchführung des Erlasses überhaupt unmöglich; die als Ausnahme bei Gemeingefährlichkeit zugelassene Attestirung eines jeden approbirten Arztes werde die Regel bilden, da der Ausdruck „Gemeingefährlichkeit" so vag sei, daß er ohne allzugroße Schwierigkeiten sich auf jeden Geisteskranken anwenden lasse.*)

*) Aerztliches Korrespondenzblatt, Dezember 1888 p. 194.

Ein derartiges Spielen mit dem Wortlaut obrigkeitlicher Anordnungen kann selbstverständlich den Respekt vor diesen und vor den zu ihrer Durchführung berufenen Personen nicht gerade erhöhen; es kann überdies nur dazu beitragen, das ohnehin stetig vorhandene Mißtrauen der Laien gegen die ärztliche und polizeiliche Thätigkeit bei Unterbringung von Irren in Privatanstalten (— denn nur um diese handelt es sich —) noch entschieden zu steigern. Dazu kommt, daß auch die Polizei über dasjenige, was unter „Gemeingefährlichkeit“ von Geisteskranken zu verstehen ist, sich nicht minder im Unklaren zu befinden scheint, und daß wenigstens die durch keine offizielle Erleuchtung von oben her darüber belehrten unteren Polizeiorgane in dieser Beziehung recht verschiedenen Auslegungen huldigen. Es ist aber gewiß nicht unbedenklich, der Polizei — und noch dazu untergeordneten Polizeiorganen — auf einem in die persönliche Rechtssicherheit so tief einschneidenden Gebiete arbiträre Vollmachten zu übertragen. Was dabei unter Umständen herauskommen kann, zeigt ja gerade der Fall de Jonge in recht greifbarer Weise.

Wie lag und liegt denn — wenn wir von allen unwichtigen Nebenumständen absehen — in diesem Falle die Sache? Herr Dr. de Jonge hatte Zerwürfnisse mit seinen nächsten Angehörigen gehabt; er hatte ihnen in Folge dessen eine ganze Reihe gehässiger Briefe geschrieben, deren Krone und Schluß jener an den Vater gerichtete „Fluchbrief“ (vom 29. September 1888) bildet, von dem der begutachtende Polizeiarzt meint, daß er „*entweder auf eine großartige Bösartigkeit oder auf Irrsinn schließen lasse*“. De Jonge selbst hat diesen Brief in der Prozeßverhandlung vom 5. Januar 1892 wiederholt als eine moralische Verschuldung lebhaft bedauert. Ob nun „großartige Bösartigkeit“ oder „Irrsinn“ vorhanden war, ob nicht etwa doch noch eine dritte Möglichkeit psychologischer Erklärung vorlag — dies wäre doch erst auf Grund genauer Feststellung der zu jenem Briefe führenden Familienvorgänge einerseits, genauer Untersuchung des Briefschreibers andererseits zu entscheiden gewesen. Aber dazu hätte es freilich eines ganz anderen Vorgehens, am zweckmäßigsten wohl der *Einleitung eines geordneten Entmündigungsverfahrens*, bedurft, wobei von Gerichts wegen Ermittelungen veranstaltet, die geeignet erscheinenden Beweismittel aufgenommen, Zeugen und Sachverständige gehört, auch der zu Entmündigende persönlich vernommen werden mußte. Dieser Weg paßte offenbar der Familie nicht — wie er denn auch in der Folge, nach stattgehabter Internirung de Jonges in der Maison de santé, von ihr nicht beschritten wurde. Statt dessen zog es der als Mandatar der Familie handelnde Bruder de Jonges vor, sich mit dem Polizeireviervorstand und auf dessen Anweisung mit dem betreffenden Bezirksphysikus in Verbindung zu setzen, durch deren Eingreifen danneben die zwangsweise Internirung de Jonges (am 23. *Oktober* 1888) erfolgte. Man beachte wohl das Datum: fast vier Wochen, nachdem de Jonge den letzten Brief, eben jenen „Fluchbrief“ nach Hause geschrieben hat — obgleich es in dem die „Gemeingefährlichkeit“ bekundenden Physikatsattest heißt: „*von hier*“ (Berlin) „*aus verschickt er täglich Mengen von Briefen* an seine Eltern, seine Brüder und auch die entfernten Bekannten der Familie“. — Thatsächlich hatte de Jonge sich bis zu dem verhängnißvollen Tage seiner Untersuchung und Internirung keiner „*gemeingefährlichen*“ Handlung schuldig oder auch nur verdächtig gemacht. Man könnte noch eher sagen, daß er sich mit „*gemeinnützigen*“ Dingen, wie

z. B. mit der Uebertragbarkeit der Retourbillets (einem seiner literarischen Steckenpferde) beschäftigt habe. Wenn er an jenem 23. Oktober zu dem ihn besuchenden Physikus — der sich als ein „höherer Polizeibeamter" einführte und die Meinung äußerte, die Familie könnte ihn wegen der Briefe ins Irrenhaus bringen — die Erklärung fallen ließ, er sei dagegen gerüstet und werde für diesen Fall seinen Vater wegen Meineid und Majestätsbeleidigung anzeigen, so ist doch wohl auch in dieser, überdies nur bedingungsweise ausgesprochenen „Drohung" alles Mögliche eher als eine „gemeingefährliche" Handlung zu erblicken. Mit Recht warf bei der Verhandlung am 23. Januar 1893 der Beisitzer Curtius dem über diesen Umstand als Zeuge vernommenen Physikus ein: „Was schadet das der Allgemeinheit? Worin finden Sie da das Gemeingefährliche?" — Da die Geistesstörung doch erst zu beweisen war, so konnte überdies die Drohung nicht schon von vornherein als die eines Geisteskranken betrachtet, und nach der oben erwähnten Definition von „Handlungen die jemand begehen kann in einem geisteskranken Zustande, wodurch er sich oder Anderen gefährlich werden könnte", unter die Rubrik der „Gemeingefährlichkeit" subsummirt werden. Die spärlichen sonstigen Indizien einer „Gemeingefährlichkeit" de Jonges stammen sämmtlich aus viel späterer Zeit, aus der Zeit seiner (acht Monate währenden) Internirung in der Maison de santé: die briefliche Bedrohung des Bruders, die geplanten Anzeigen gegen den Berliner und Kölner Polizeipräsidenten, die Immediateingabe an den Kaiser. Sie konnten also — von ihrer zweifelhaften Qualifikation ganz abgesehen — nicht als Grundlagen der Internirung dienen; wohl aber hätten sie, nachdem diese einmal erfolgt war, ihre Aufrechthaltung vom Standpunkte der „Gemeingefährlichkeit" aus allenfalls rechtfertigen können. Statt dessen — was erleben wir? Der nach orthodox-psychiatrischer Anschauung nun erst recht als „gemeingefährlich" Erkannte wird nach achtmonatlicher Einsperrung, am 24. Juni 1890 aus der Anstalt entlassen! Zur Rechtfertigung dieses schreienden Widerspruchs wird gar kein Versuch gemacht; der selbe Sachverständige, der alle Geisteskranken eigentlich für gemeingefährlich erklärt, bemerkt trocken: „Man macht mit ruhigen Kranken den Versuch der Entlassung. Man kann nicht alle Irren in Anstalten halten." Die Privatanstalt hatte eben kein Interesse mehr daran, de Jonge festzuhalten, weil die Familie, durch täuschende Briefe de Jonges beruhigt, seine Internirung nicht zu verlängern, d. h. nicht mehr für ihn zu bezahlen gesonnen war. Hätte aber ein öffentliches Interesse vorgelegen, wie bei der angeblich so flagrant bekundeten Gemeingefährlichkeit, so hätte doch für anderweitige Unterbringung de Jonges Sorge getragen werden müssen. Das ist nicht geschehen und — es wäre auch offenbar so überflüssig gewesen wie die zuvor erfolgte Internirung selbst. In den nun bald drei Jahre seit seiner Entlassung hat de Jonge (falls man nicht etwa die von ihm mit Vorliebe gepflegte journalistische Thätigkeit an sich als „gemeingefährlich" ansehen will) schlechterdings nichts „Gemeingefährliches" begangen. Denn die zwei Handlungen, durch die er in letzter Zeit von sich reden machte, die Preßbeleidigung des Justizministers, deren er beschuldigt ist, und der Beitritt zum Verein gegen den Antisemitismus — diese beiden Handlungen wird man doch, wie man auch sonst über sie urtheilen möge, als „gemeingefährlich" nicht ansehen. Dem Justizminister, der sich erst ganz vor Kurzem eines Allerhöchsten Gnaden-

beweises zu erfreuen hatte, scheinen die Beleidigungen eben so wenig gefährlich zu sein, wie dem Verein gegen Antisemitismus die Beitrittserklärungen früherer leidenschaftlicher Antisemiten. Wenn aus Saulus ein Paulus wird — warum nicht auch einmal das Umgekehrte? — Man kann sonach wohl behaupten, daß die Erfahrung dieser letzten drei Jahre Denen Recht gegeben hat, die den Beweis der Gemeingefährlichkeit bei de Jonge nicht für erbracht, seine zwangsweise Internirung aus diesem Grunde nicht für gerechtfertigt hielten.

Bei alledem ist die Frage, ob de Jonge „geisteskrank" ist oder nicht, noch nicht einmal gestreift. Es ist auch nicht von Nöthen, an dieser Stelle auf sie einzugehen. Sie ist thatsächlich noch unentschieden; und man kann es daher im psychologischen Interesse nur bedauern, daß de Jonge der freundlichen Einladung des hannöverschen Staatsanwalts, zur „Beobachtung" auf sechs Wochen in der Göttinger Irrenklinik Wohnung zu nehmen, nicht Folge geleistet — sich vielmehr durch eine improvisirte Winterreise nach der Schweiz diesem Rufe entzogen hat. Beiläufig muß es doch auffallen, daß der Staatsanwalt jetzt für einen Professor und Kliniker der Psychiatrie sechs Wochen Beobachtungzeit in Anspruch nimmt, um dasjenige Urtheil zu gewinnen, das sich ein gewandter Polizeiarzt in halbstündiger Unterredung zu erwerben vermochte. Also es scheint, daß unser Wissensdurst in dieser Beziehung ungestillt bleibt. Vielleicht hätten wir von jener Paranoia chronica simplex vernommen, die nach einem gewiegten Psychiater gerade geistig hervorragende Menschen versuchsweise befällt; vielleicht hätten wir gar ein Specimen jener famosen Paranoia politica et religiosa, die eine in sexualpathologischen Laienkreisen berühmte Wiener „Autorität" kürzlich entdeckte — oder vielmehr wiederentdeckte; denn die Sache ist, gleich manchen anderen neuen Entdeckungen, etwas ziemlich Altes: man braucht nur an Grobbecks Aufsehen erregende Dissertation „de morbo democratico" vom Jahre 1848 und an Paul Berts Erklärung der Sozialdemokratie als einer — Gehirnkrankheit zu denken. Verargen kann man es den so hart Bedrängten gerade nicht, wenn sie — wie es neuerdings in verschiedenen Blättern geschehen ist — den Spieß umkehren und anfangen, von einer „Paranoia docta", ja sogar von einer „Gemeingefährlichkeit" gewisser psychiatrischer Anschauungen zu reden.

Da wären wir also wieder bei der „Gemeingefährlichkeit" — und diesmal sogar bei einer ärztlichen! Da ich seit Kurzem auf diesen Ausdruck in den „Organen der öffentlichen Meinung" Jagd mache, so notirte ich erst in diesen Tagen in einem konservativen Blatte eine Nachricht von der „gemeingefährlichen" Thätigkeit der Maklerbanken. Das tröstete und beruhigte mich. Wenn selbst die von der „öffentlichen Meinung" als „gemeingefährlich" Gebrandmarkten noch so ausgezeichnet floriren — da können ja die angeblichen Paranoiker à la de Jonge und die ihnen so verhaßten Psychiater vorläufig gleichermaßen noch unbesorgt sein.

Ein Sachverständiger.



Feuerbestattung.

Als im Jahre 1873 die Cholera in Oesterreich auftrat und namentlich in Wien zahlreiche Opfer forderte, da erhoben sich von allen Seiten Stimmen, die eine Reform der Leichenbestattung im Sinne der Feuerbestattung befürworteten. Die Veröffentlichungen zu Gunsten der Verbrennung sind in diesem Jahre namentlich in Italien zahlreich, und dort sind seitdem in zwanzig Städten Leichenverbrennungsöfen errichtet worden. Begünstigt wurde damals die Bewegung auch dadurch, daß auf der Wiener Weltausstellung die Kremationsapparate verschiedenster Konstruktion die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregt hatten.

In der Schweiz und in Frankreich steht die Leichenverbrennung in Blüthe, und sie wird dort auch durch öffentliche Maßnahmen gefördert, so vor Allem in Paris, wo nicht nur seit 1889 alle Schwierigkeiten materieller und gesetzlicher Art beseitigt sind, sondern sogar auf Anordnung des Stadtrathes die Leichen Neugeborener, die der Hospitäler und der unbekannt gebliebenen Personen verbrannt werden.

Als Professor Goppelsroeder 1890 sein treffliches Buch „Ueber Feuerbestattung“ (Verlag von Wenz u. Peters, Mühlhausen i. E.) erscheinen ließ, gab es in England nur ein einziges Krematorium, das in Woking, vierzig Kilometer südwestlich von London gelegen, welches bereits in der Mitte des achten Jahrzehnts erbaut worden war. Jedoch erfreute sich diese Anstalt einer nicht allzustarken Benutzung. Dagegen hat die Bewegung für die Feuerbestattung in den letzten Jahren gerade in England einen ungeahnten Aufschwung genommen, den die jüngste Cholerafurcht noch erhöht hat.

Kurz hinter einander hat man in Manchester und Liverpool Krematorien erbaut und bereits der öffentlichen Benutzung übergeben. Aber auch in Glasgow, der zweiten Stadt Großbritanniens, besteht bereits ein Verein für Reform der Leichenbestattung, der unter seinem rührigen Leiter John Mann die Erbauung eines Verbrennungsofens auch in dieser Stadt plant. Auch sind bereits geeignete Schritte geschehen, um ein Stück des jetzt benutzten Friedhofes für Anlage eines Ofens nebst Kapelle und Kolumbarium zu gewinnen.

Gerade in Glasgow haben sanitäre Gründe zu einer schnelleren Entwickelung der Bestrebungen beigetragen. Man hatte dort ein neues königliches Krankenhaus erbaut und beobachtete darin eine ganz ungewöhnlich starke Sterblichkeit. Es stellte sich bald heraus, daß jenes Gebäude auf dem Grund und

Boden des ehemaligen St. Mungobegräbnißplatzes angelegt war und zwar gerade in der Gegend, wo sich die Choleragräber befunden hatten. Die bald darnach vorgenommene Verlegung des Krankenhauses hatte zur Folge, daß die Sterblichkeit der Kranken auf das anderweitig beobachtete Maß herabsank.

Aehnliche Fälle werden von verschiedenen Seiten berichtet, so aus der Grafschaft Durham, wo eine verheerende Typhusepidemie auf Wasser zurückgeführt wird, das einen Kirchhof durchfließt. Der englische Arzt Duncan, ebenso wie Pasteur, zahlreiche deutsche Gelehrte und in jüngster Zeit Herr Professor Karl Antolik aus Arad, halten die Verbreitung von Krankheit erregenden Bazillen durch die Begräbnißplätze für erwiesen. Eine allerdings eben so große, wenn nicht größere Zahl namhafter Gelehrter vertreten den entgegengesetzten Standpunkt, aber die Zahl ihrer Gegner mehrt sich von Jahr zu Jahr. Professor Antolik lieferte im August dieses Jahres vor der Generalversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher durch zwölf Experimente den Beweis, daß mit pathogenen Bazillen geschwängerte Gase durch meterdicke Erdschichten beinahe ohne Widerstand hindurchgehen, in die Mauern der Wohnungen eindringen, sie auch durchströmen, die dicksten Bretter durchsetzen und sowohl von festen als auch von flüssigen Körpern in großer Menge absorbirt werden.

Aber selbst angenommen, diese Ansteckungsgefahr wäre nicht vorhanden, so beweist dies noch nichts gegen die Leichenverbrennung, denn es müßte erst nachgewiesen werden, daß diese Art der Bestattung in hygienischer Beziehung weniger gut ist als die Erdbestattung und daß sie auch in anderer Hinsicht keine Vortheile gewährt.

In erster Linie ist die heutige Form der Bestattung eine ungeheure Kapitalverschwendung: in der Nähe der größeren Städte ist der Grund und Boden ganz ungeheuer an Werth gestiegen, und der Ankauf neuer Begräbnißplätze erfordert enorme Summen. Infolge der Bevölkerungzunahme macht sich aber eine stetige Erweiterung der Friedhöfe nothwendig, so daß die Kosten dafür immer bedeutender werden. Das zu diesem Zwecke verwandte Kapital ist aber noch dazu in keiner Weise zinsbringend. Wenn es früher fast allgemein üblich war, ein Grab nicht unter fünfundzwanzig Jahren zu zerstören, so ist aus Raummangel diese Grenze in jüngster Zeit vielfach überschritten worden. Die Angehörigen, die ein Grab über die offiziell angeordnete Frist hinaus unberührt zu sehen wünschen, sind bereits jetzt gezwungen, ziemlich hohe, örtlich allerdings erheblich wechselnde Abgaben zu entrichten. Dazu kommt noch eine Verschwendung von Arbeitkraft, die durch die theilweise riesenhafte Entfernung der Begräbnißplätze von den Centren unserer Großstädte verursacht wird.

Allen diesen Uebelständen würde die Verbrennung begegnen. Die Errichtung eines Krematoriums erfordert eine im Vergleich zu den Anlagen eines einzigen Friedhofes unvergleichlich niedrigere Summe. So kostet das Gothaische mit Leichenhaus, Leichenhalle und Kolumbarium nur 80 000 Mark, und für das geplante Landeskrematorium zu Budapest sind die Kosten auf 200 000 Gulden veranschlagt worden. Ein Verbrennungsofen beansprucht nur ein geringes Areal, ja er kann auf einem nur einigermaßen ausgedehnten Platze in Mitten einer modernen Großstadt angelegt werden und braucht nicht vor der Stadt zu stehen, die sich doch über kurz oder lang auch einmal bis dahin aus-

dehnt, wie dies heute bei den Friedhöfen zu beobachten ist. Die Kosten einer Einäscherung in Gotha selbst betragen nur 130 Mark und einschließlich des Transports, des Metallsarges und aller Nebenausgaben von Chemnitz aus berechnet nur 340 Mark. In Zürich kostet die Einäscherung für Nichtvereinsmitglieder, verstorben im Kanton Zürich, 150 Frank. Wenn man die für einen nur einigermaßen Bemittelten unvermeidlich erstehenden Kosten, welche die Erdbestattung mit allem Zubehör verursacht, damit vergleicht, so ist leicht zu ersehen, daß sogar unter den gegenwärtigen Verhältnissen trotz der hohen Transportkosten auf der Eisenbahn, des nothwendigen Metallsarges, des Leichenpasses u. a. eine Einäscherung sich zum wenigsten eben so billig stellt, wie ein Erdbegräbniß. Sobald sich die Zahl der auf der Eisenbahn zu befördernden Leichen mehrt, würde es nicht ausbleiben können, daß die Bahnverwaltungen erheblich günstigere Bedingungen gewähren.

Unter allen Einwänden, welche je gegen eine Reform der Leichenbestattung erhoben worden sind, ist der triftigste der, daß es unmöglich wird, zum Nachweis eines gewaltsamen Todes die Leiche selbst nach längerer Zeit wieder auszugraben und zu untersuchen. Dies ist auf jeden Fall richtig, trifft aber eine ganz andere Frage. Es wäre allerdings nur wünschenswerth, wenn bei jedem Todesfall durch einen Arzt der wirklich eingetretene Tod und die Todesursache konstatirt würde. Ein solches Verfahren würde nicht nur für die medizinische Wissenschaft von Werth sein, sondern zugleich ein besseres Mittel an die Hand geben, etwaigen gewaltsamen Todesfällen auf die Spur zu kommen, als die übrigens sehr selten vorkommende Ausgrabung, die außerdem bei den meisten Vergiftungen selbst nach wenigen Tagen nicht mehr im Stande ist, eine bestimmte Auskunft über die Todesursache zu geben. Die obligatorische unentgeltliche ärztliche Totenschau ist — gleichgiltig ob Feuer- oder Erdbestattung — eine berechtigte Forderung der Zeit.

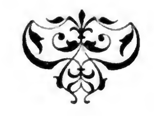
Die technische Frage bei der Verbrennung kann als gelöst betrachtet werden. Wir besitzen verschiedene Systeme, die sich in jeder Beziehung bewährt haben. Die Dauer der Einäscherung der Leiche von einem erwachsenen Menschen ist verschieden. In Gotha nimmt sie noch zweiundeinehalbe Stunden in Anspruch, eben so in Zürich, in einigen italienischen Oefen sind nur fünfzig Minuten erforderlich, jedoch die Krone bildet der seit kurzem in Philadelphia in Gebrauch befindliche Apparat, der die Verkohlung in einem Augenblicke bewerkstelligt. Es werden am Kopf und an den Füßen der Leiche zwei Kupferplatten befestigt, welche die beiden elektrischen Pole einer Dynamomaschine bilden. Geht der Strom durch den Körper, so ist die Verkohlung vollzogen. Hierbei begünstigt die frei herzutretende Luft den Verbrennungprozeß im Gegensatz zu den verschlossenen europäischen Oefen. Dieser Methode gehört sicher die Zukunft, denn sie ist es, die, im Fall einer Epidemie eben so wie auf dem Schlachtfelde, der kommenden Zeit allein eine wirklich segenspendende Arbeit verrichten kann, zumal da eine starke Dynamomaschine das einzig Erforderliche ist und außerdem die primitivsten Einrichtungen genügen. Und namentlich wird sich ein derartiges Verfahren bei Thierseuchen bewähren, wo die Beseitigung der Kadaver eine der wichtigsten Aufgaben ist.

In Deutschland haben sich weite Kreise von jeher mit der Feuerbestattung beschäftigt, und gerade die Hälfte der im 19. Jahrhundert erschienenen Schriften über Leichenverbrennung sind in deutscher Sprache abgefaßt. Aber die gesetz-

lichen Bestimmungen der einzelnen deutschen Staaten standen immer einer weiteren Verbreitung dieser Bestrebungen im Wege. Der Gothaer Ofen, nach dem System von Friedrich Siemens 1878 erbaut, war bis vor einigen Jahren der einzige im Deutschen Reich, und bis Ende Juli 1892 sind 1095 Einäscherungen in ihm vollzogen worden. In diesem Jahre ist der Heidelberger Verbrennungsapparat in Thätigkeit gesetzt worden und hat allein im Monat Juli neun Mal seine Arbeit gethan. Während der Choleraepidemie hat auch in Hamburg, wo die Anlage schon längst vollendet war, der Senat die Genehmigung zur Benutzung gegeben, ja sogar die Zuführung von Leichen aus anderen Gebieten des Deutschen Reiches hat er erlaubt. Noch steht in Offenbach das Krematorium unbenutzt und wartet auf den Tag, wo auch die hessische Regierung, die gegen den Bau nichts einzuwenden hatte, auch seine Benutzung gestattet.

Angesichts der Choleragefahr wurden überall Stimmen laut, die nach einer fakultativen Feuerbestattung verlangten: so bat der Berliner Magistrat den Minister des Innern um sofortige Erlaubniß der Leichenverbrennung, in Nürnberg beschloß der Magistrat einstimmig die Errichtung eines Krematoriums, vorausgesetzt, daß die Staatsbehörde ihre Genehmigung ertheilt. Auch in Stettin und Leipzig zeigte man ein reges Interesse für die Frage, und gegenwärtig ist eine Petition an den preußischen Landtag in Vorbereitung, welche um Freigabe der Feuerbestattung bittet. Bereits 1890 hatte sich die freireligiöse Gemeinde zu Berlin an das Ministerium des Kultus und des Innern mit der Bitte gewendet, die Errichtung und den Betrieb eines Leichenverbrennungsofens zu gestatten. Als Antwort ging ihr ein am 13. Januar 1891 ausgefertigtes und von Goßler und Sodemann gezeichnetes Schreiben zu, das ausführt, daß nach den gesetzlichen Vorschriften über das Leichenwesen die Verwaltungsbehörden nicht ermächtigt sind, derartige Anordnungen zu treffen, sondern daß diese nur im Wege der Gesetzgebung getroffen werden können.

Die jüngste Zeit hat auf dem Gebiet des Bestattungreformgedankens einige bedeutende Erfolge aufzuweisen; die Regirung hat auch jetzt noch ihre Haltung zu dieser Frage nicht geändert, es steht aber zu erwarten, daß eine nicht allzu fern liegende Zeit uns die gesetzlichen Bestimmungen schenkt, welche die fakultative Leichenverbrennung regeln, die Art der Bestattung, der in ökonomischer und sanitärer Hinsicht die Zukunft gehört. A. Tille.



Mascagnis „Rantzau“.

Timeo Danaos et dona ferentes.

Dreimal mußte der durch einen Weltruhm provozirte Komponist das selbe Bischen Originalität ausbeuten, bis endlich die musikalischen Kritiker und Seher den Erdgeruch dieser Originalität wahrgenommen haben. Heute sprechen sie schon alle, ein seltener Fall ihrer Uebereinstimmung, von Mascagnis Stil, Manier, und schildern sogar recht geläufig, was ihm vor anderen Komponisten eigenthümlich ist, bis sie endlich durch „u. s. w.“ andeuten, mit einer ausführlicheren Schilderung das Publikum nicht weiter belästigen zu wollen, das ja nach ihrer Meinung nur dazu da ist, die Oper zu hören, herzbewegt, aber gedankenlos. Indessen scheint Mascagni, der also nicht mehr durchaus als Abklatsch fremder Individuen gilt, in seinem jüngsten Werke die Seele etwas weiter aufgeknöpft, ihre gewiß sehr, sehr enge Mensur um einige Millimeter erweitert zu haben, und — was am auffälligsten, am greifbarsten ist — er offenbart den Ehrgeiz, auf den meisten Beifall derjenigen zu verzichten, denen seine „Cavalleria rusticana“ der vornehmste Luxusgegenstand in ihrem Gehirnameublement ist, und statt dessen möchte er die Freimaurer der Musik erfreuen, die Mozart, Gluck, Beethoven, Wagner dienen. Aber der Ehrgeiz führte nicht pünktlich die Kunst mit, und ich glaube, daß Mascagni noch viel, sehr viel Vernunft im Kopf wälzen, noch sehr viel Fleiß abnutzen wird, bis er, angeblich der modernste Realist, jene hohe Stufe des Realismus erfassen wird, die noch vor einem Jahrhundert und mehre in Mozart erreicht hat.

Der Stoff, der soeben unangenehm zum Opernleben durch Mascagni erweckt ist, ist durchaus ausgezeichnet, groß und würdig. Er ist zu bekannt, als daß ich ihn hier erzählen müßte. In empörendster Weise aber haben die Väter jener Metamorphose, die Herren Librettisten, den Stoff, der geradezu einer der dramatischen Urstoffe zu nennen ist, beleidigt, totgeschlagen. Man höre:

Hinter den Coulissen arrangiren sie einen „Verkauf der Andreaswiese“, der einem der Brüder Rantzau Gelegenheit geben soll, ein Denkmal seines tief empfundenen Hasses zu setzen. Hinter den Coulissen wird von Rechtswegen Johann Rantzau in den Besitz der Andreaswiese gesetzt. Nun kommen beide Brüder Rantzau sammt Anhang auf die Bühne; Johann hallt von Triumph, Jakob von Aerger wieder. Natürlich, aber das Publikum erfährt nicht, ob Johann das Recht vielleicht mißbraucht, oder ob Jakob es wirklich verdient, „tormentato“, (wie Mascagni vorschreibt) am Verdruß zu zehren. Das Recht ist ja oft ungerecht, und die Brüder selbst, auch ihre Parteien, sind zu verwerf=

liche Zeugen, als daß sie uns über den Streitfall unbefangene Ansichten mittheilen könnten. Es bleibt uns daher nichts übrig, als eine Bosheit hier oder dort zu wittern, und höchstens, wenn wir gerade Ueberfluß an zarten Regungen haben, Herrn Jakob Rantzau unsere dämmerige Sympathie zu schenken, der doch mindestens die Wiese nicht erlangt hat. Während aber Vater Johann im Gemeindehaus um die Wiese ringt, erzählt uns Tochter Luise vom Marktplatz aus, wie ihre Liebe zu Georg unter dem Haß der eigenen Väter schon so lange leiden muß. Höchst drollig die Art, wie sie dazu kommt. Vater Johann bringt sie nämlich auf den Marktplatz mit, trotzdem er weiß, daß er sie ins Gemeindehaus nicht führen kann (wozu dann?), und sagt ihr gleich: „Warte hier, Luise!" Freilich wird sie warten und gehorsam singen, wie es die Librettisten brauchen. Anno 1893!

Der erste Akt ist zu Ende und wir erhalten für später blos eine Anweisung auf ein Fest, das Johann Rantzau seinen Freunden „heute" zu geben versprochen hat, offenbar um in Siegeswonnen zu schwelgen. Wirklich nichts mehr! Die Librettisten dürften also den Inhalt des ersten Aktes auch so umschreiben: „Hier, liebes Publikum, hast Du ein Beispiel, wie die schlimmen Brüder Rantzau gestritten haben. Wir selber wissens nur vom Hörensagen und können nichts Näheres angeben, aber die arme Luise leidet schrecklich, wie Du siehst. Uebrigens heute Fest bei Johann Rantzau". Wie durften die Librettisten sich nur schmeicheln, für bloße Nachklänge aus dem Gemeindehause, für tauben, müßigen und doch so langgezogenen Streit, für Schilderung eines seit Jahren permanenten Zustandes das Interesse des Publikums zu kaptiviren?!

Die Musik aber, da sie selbst im Drama eben aus den Ereignissen ihr Werden und Sein schöpft, kann dem Interesse unmöglich besseren Stoff zuführen. Sie kann nur ein ewig neugierig begehrendes, aber eben so hartnäckig zurückgewiesenes, unbefriedigtes Interesse — unter eigenen günstigen Bedingungen — für sich allein in Anspruch nehmen, und übt dann Verrath am Wesen der Oper. Kein Wunder, daß Mascagni, der vis major des ersten Aktes erliegt. Leider spricht aber die eigene musikalische Haltung im ersten Akt auch noch fast gegen sein dramatisches Talent. Sie ist von so unnachahmlicher Unbeholfenheit, und wimmelt von kindlichen Thorheiten in solchem Maße, daß man ihn kaum ein schuldloses Opfer des Librettos heißen möchte, — eher ein Schooßkind Vergas! Voll des Ehrgeizes, ein grandioses Finale zu bauen, zögert er nicht, selbst dort, wo das Gefühl geradezu bergab, mindestens nirgends hingeht, ein immer höher aufwärts strebendes Finale zu unternehmen, und zerrt dieses mit Bastardmitteln der Unwahrheit und ehrgeizig excitirter Kunst immer fort und fort bis zum *fff* und dem Schlußpunkt des Vorhanges! Die Heldenthat ereignet sich 137 Jahre nach Mozarts und 80 Jahre nach Wagners Geburt! Man beobachte und höre nur die traurigen Hadesgestalten, die verurtheilt sind in der fünften Szene des ersten Aktes zu schweigen, allen erdenklichen Stillstand zu pflegen, bis sie zum Bischen Tönedreschen erlöst werden! Ich war im Begriff, einen psychologischen Meisterzug am Anfang der fünften Szene, wo Mascagni sein Finale musikalisch vom gekränkten oder sich ärgernden Jakob ableitet, zu bewundern; als ich aber diese Feinheit bald darauf rettunglos versinken hörte, und überdies Jakobisten, die nur aus Bassisten bestehen, und Johanniter, die nur Tenoristen sind, über mich kamen, und das so merkwürdig eingerahmte a parte Luisens und ähnliche Unwahrheiten in den einzelnen Stim-

men die Toleranz meines Opernverstandes laut gehöhnt hatten, da zog ich vor, an Mascagnis Reife zu zweifeln.

Der eigentliche dramatische Keim sitzt erst im zweiten Akt. Von hier ab geht es auch flotter, und nur einige wenige Male stolpern die Librettisten, bis ihnen wieder der große Unfall des vierten Aktes begegnet. Da sie nämlich im Laufe des zweiten und dritten Aktes einmal Herrn Johann Rantzau zwischen der einen Brutalität des Eigensinns und Jähzorns und einer zweiten noch viel mehr gesteigerten eine unendlich lang ausgedehnte Tiefebene weichster Rührung einschalten und ihn dennoch unwiderruflich für den Kanossagang (am Ende des dritten Aktes) erwählen, andererseits aber Herrn Jakob Rantzau zur Kündigung der Vaterschaft an seinen Sohn Georg bewegen und ihn weiterhin zur herbsten Tonart einer nicht mehr begreiflichen Rachsucht emporführen, machen sie damit die beiden Brüder endlich für unsere Sympathie oder Antipathie ganz unreif, unverdaulich. Und doch finden sie den Muth, gegen Ende des vierten Aktes uns noch mit einer genauen Darstellung aufzuhalten, wie sich dieser Herr Johann und jener Herr Jakob eben so gut wie ihre Kinder gefunden und wieder vereinigt haben. Der eigene erste Akt also scheint in den Librettisten die unwiderstehliche Einbildung erzeugt zu haben, sie wären uns diese Darstellung eben prinzipiell schuldig, auch nachdem sie längst schon den Sieg der liebenden Brüder proklamirt haben. Daß aber auch hier die Musik nicht helfen kann, vielmehr jämmerlich hineinfällt, ist klar.

Soll ich noch erwähnen, wie die Librettisten auf Georgs Stichwort: „Bei Gott, ich würd' ihn, müßt' es sein, erschlagen!“ (III. Akt, V. Szene) pünktlich den damit gemeinten Oberförster Lebel bestellen „ex machina“? Oder wie Florentius fünfstimmiges Kyrie im II. Akt aus offenbar freundlicher Gesinnung auswendig von Allen (Lebel nicht ausgenommen) gesungen wird? Doch genug davon.

Mascagnis gegenwärtigen Geisteszustand könnte ich nicht besser und drastischer charakterisiren als durch den Hinweis auf die Art, wie er die VI. und VII. Szene im III. Akt verbindet. Georgs Situation, der soeben mit Lebel den Zweikampf verabredet, erscheint ihm im Licht heroischer Aufregung und er läßt demgemäß im Orchester Georgs Leibmotiv über alle möglichen chromatischen Treppen vom ff un poco grandioso bis zum fff stringendo wälzen, es erdröhnen drei schreckliche Schläge — und eine Glocke beginnt gleich darauf für eine „herabsinkende Nacht“ Nachtstimmung zu alarmiren, zu betteln! Klingts nicht wie eine Addition von beiläufig 10 Eimern wehleidigen Heroismus und 3 Grad Mond? Doch dieser Fall ist kraß, die übrigen sind es weniger. Im Allgemeinen darf ich wohl sagen, daß es selten Mascagnis eigenes Verdienst ist, wenn die eine Stimmung zur andern hinüberblickt, — er schließt meistens jede Stimmung, soweit es nur möglich, hermetisch ab, indem er ihren Gehalt mit allerdings großartigen Durst auspreßt und in Formen gießt, die er wirklich geschickt baut. Die Formen mache ich ihm nicht zum Vorwurf, aber ich möchte — bis auf Weiteres — ein Ueberwuchern grandiosen lyrischen Temperamentes über wahrhaft dramatisches Lenken und Herrschen konstatiren. Es hätte z. B. wahrlich nur einen dünnen Einfall gekostet, die auf die V. Szene des III. Aktes folgenden Szenen jämmtlich in den Schatten einer Abend- und Nacht-Stimmung zu rücken. Wie viel Unwahrheiten hätte sich Mascagni durch dieses so leichte Arrangement ersparen können, aber er war sich offenbar nicht

klar darüber, ob die „Nachtwache und Männerchor“ (VII. und VIII. Szene) blos Herrn Johann zu gelten haben, um ihn mürber zu machen, oder blos der Natur, oder gar dem Publikum, um ihm die Verdauung der VIII. und IX. Szene zu erleichtern. Wie soll Unklarheit Klarheit gebären?

Uebrigens ist der echte Dramatiker zu allen Zeiten Realist, — die Anschauungen seiner Zeit, die ihm zur Verfügung stehenden Kunstmittel sind sozusagen blos Proportionen des Realismus. Wie oft aber — in den wichtigsten und geringfügigsten Dingen — verstößt Mascagni dagegen! Einiges hab' ich schon erzählt, einiges will ich noch hinzufügen. So verkrüppelt er den so einfach-dummen Witz Jakobs, wo es gilt, das Kyrie durch den Rhytmus und den Lärm der Dreschflegel zu unterbrechen, d. h. unmöglich zu machen. So kann er sich im Plauderchor des üppigsten Fortissimo nicht enthalten, wo es gilt, sehr, sehr mäßig zu sein. Er ergießt eine Lava lyrischer Eloquenz oft dort, wo der dramatische Realismus Bändigung des lyrischen Naturtriebes dringend gebietet. Er schreibt ein Intermezzo, wo kein Platz für eine Lücke ist, versäumt eines zu schreiben, wo es vielleicht am Platze, mindestens nicht überflüssig wäre.

Doch ahnt Mascagni viel zu stark den Realismus, und auch seine Lyrik hat mit ihm zu viel schöne Fühlung, als daß er gar dort, wo sich, ohne modifizirendes Thun der Librettisten, die Ereignisse selbst den höchsten, krassesten dramatischen Effekt gutwillig zur Verfügung stellen, den Realismus entwenden sollte: Nein! er schadet dann diesem nicht, — ist er darum besonders zu loben? Meinetwegen. Dem Sinn für Realismus, der in ihm leider noch unmündig ist, verdankt er manchmal eine treffliche, mit eigenen musikalischen Mitteln hergestellte Szenenverbindung. Aber gerade diese glücklichen dramatischen Anwandlungen, die verheißungvoll sind, ergeben in Verbindung mit dem sonstigen gewohnten lyrischen Treiben ein unruhiges Bild, und die Verschwommenheit der Kunstmittel muß den Eindruck unsicher machen. Ich glaube nicht, daß am Mißbehagen des Zuhörers das innerste Treiben der Mascagnischen Musik annähernd in dem Maße schuld wäre, wie eben jene Unreife in der Verwendung der Kunstmittel, die Unausgeglichenheit der lyrischen und dramatischen Triebe im Komponisten. Man wirft ihm heute vor übermäßigen Gebrauch der verpöntesten Intervalle, der seltsamsten, affektirtesten Akkordfolgen, absichtliche Abweichung von „natürlichen Gesetzen“, affektirte Unruhe im rhytmischen Leben, unsymmetrisches Bilden und dergleichen. Ich glaube aber, Mascagnis Thatsachen behalten Recht. Man darf sich in den meisten Fällen nicht schon durch die sonderbare Orthographie in den Klavierauszügen in Unruhe versetzen lassen — daher stammen ja die Irrthümer der Kritiker —, denn man muß die Symmetrie in höheren Proportionen wahrnehmen können, und diese ist meistens vorhanden. Uebrigens ist Symmetrie, wie sie die Kritiker wünschen, nicht so unverbrüchliches Hausgesetz der Musik. Die tropische Hitze seiner echt italienischen Melodie zehrt auch meistens ganz die harmonischen Malversationen sozusagen auf. Ein Ersparniß an Taktheilen, woher die „Unsymmetrie“ stammt, der freieste Verkehr der Harmonien passen eben nicht schlecht zum Charakter der Mascagnischen Melodie. Deutsche Melodik sollte sich von solchen Erscheinungen freilich fern halten. Wenn ich nicht irre, wird Mascagnis weiteres Schaffen an eben diese Freiheiten, wie sie die „Rantzau“ in schon sehr glücklichen Beispielen offenbaren, anknüpfen, und es wäre das sogar zu wünschen. Um

schließlich Mascagnis Bestes, ja, geradezu Geniales hervor zu heben, will ich auf seinen Dialog hinweisen, der oft in einem kleinen Notenbündel so viel Duft schön profilirter Lyrik ausströmt, daß man hieraus nur den hoffnungvollsten Ausblick in die künftige Reife seiner Kunst schöpfen muß. Aber man muß diese Notenbündel hören können!

Im Ganzen sind die „Rantzau“ ein unreifes Werk, das uns oft abgeschmackte, nicht genug zu verdammende Zumuthungen stellt. Die sehr kargen Fortschritte, die Mascagni offenbart, machen die Oper blos für die intimsten Beobachter seiner Entwickelung ziemlich interessant, nicht aber für das Publikum, das in der Oper mehr und zugleich weniger suchen muß als bloße Erkenntniß einer musikalischen Originalität.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.



Stimmung.

Hat sich also nun das Seelchen,
Fortgerissen vom Verlangen,
Wieder einmal müd geflattert;
Müd geflattert, wie ein Vöglein,
Das aus der gewohnten Richtung
Jäh ein Sturmstoß fortvertragen;
Und nun kämpft es mit dem Sturme
Flügelschlagend, äugelt ängstlich
Nach dem Neste, seiner Ruhe;
Spähet abwärts — sieht: das Brausen
Läßt der Bäume Kronen schwanken,
Daß sie gleich dem Meere wogen.
Ueber seinem Köpfchen aber
Schweben schwere, pfeilgeschwinde
Graue Wolken . . . .

Wien. J. J. David.



Der Anlagemarkt.

Das war ein Rumoren diese Woche! Kaum hatte sich alle Welt darüber erstaunt, daß selbst die Riesenkonversionen des Donaureiches an der Trägheit der Börse nicht zu rütteln vermochten, kaum hatten die erfahrensten Geschäftsleute erklärt, daß ihnen eine derartige Versumpfung des Effektenverkehrs ausweglos erscheine, als plötzlich in den Bankenbureaus keine Unterhaltungblätter mehr gelesen werden konnten — vor vielen einlaufenden Kundenbriefen — und im Maklerparkett von Berlin und Frankfurt ein Schieben, Stoßen und Lärmen entstand, das den dabei Betheiligten immerhin lieber war als die schmerzlose Geschäftsstille früherer Tage.

Im Schweiße der Besitzesverschiebungen aßen die Börsenarbeiter, die ja absichtlich noch nie gestrikt haben, diese Woche ihr Brot. Schließlich fühlten sich aber die deutschen Kapitalisten doch geärgert, weil Herr Benedict in der „Neuen freien Presse" ihr Eingehen in das Konversionsgarn so sicher prophezeiht hatte, und sie nahmen den Kurszettel zur Hand, studirten und rechneten, fragten ihre Bankiers, die sie so lange zu Gunsten der unpersönlichen Banken vernachlässigt hatten. Das Resultat war, daß ein Theil der Anlagetruppen rebellirte und mit fliegenden Fahnen das habsburgische Lager verließ. Welches Gebiet die Aufständigen auch betraten, Serbien, Rumänien, Italien, ob es amerikanische und deutsche Städte waren, oder gar Eisenbahnen —: allenthalben wurden die Einziehenden mit klingendem Spiel empfangen, und so entstand an den Börsen jene Lebhaftigkeit, die Jeden überraschte und an die man seit einem Jahre nicht mehr gewöhnt war.

In früheren Zeiten, wenn ein Privatmann zum Bankier kam, um eine gute Anlage zu erfragen, erhielt er wohl die Gegenfrage, ob er ein beschränkter oder ein kluger Kapitalist sei. Diese drollige Einleitung setzte sich dann auch dahin fort: „Sind Sie nämlich beschränkt, so rathe ich Ihnen zu einem Papier, mit dem Sie 4 % machen, sind Sie klug, so wollen Sie mindestens 5 % p. a. profitiren." Diese Zeiten sind nicht mehr! Die ganze Musterkarte z. B. österreichischer Eisenbahnwerthe, deren Aktien und selbst Prioritäten so billig erworben wurden, daß man auch noch am Kapital später enorm verdiente, ist geschlossen, und der Rest ist die Rücksichtlosigkeit der Wiener Machthaber, die, wie etwa bei der Steuerabwälzungfrage der Staatsbahn, einfach erwidern könnten: Ihr habt zwar den Vertrag, aber Ihr seid auch schon reich genug an uns geworden. Der Kapitalist von heute muß viel genauer rechnen und er ist schon zufrieden, wenn er mit einem Staatspapier wie Rumänien, gegen dessen Verwaltung sich nicht das mindeste sagen läßt, noch 4¾ Prozent macht. Diese Rente hat nur zwei dunkle Seiten: die Eventualität, daß man in Bukarest und Jassy der deutschen Dynastie überdrüssig werde, was trotz

aller Gedichte Carmen Sylvas nicht ganz undenkbar bleibt, und die Eventualität eines Orientkrieges, in welchem Falle aber die neuen Kronenrenten, die jetzt in den Staatsdruckereien von Wien und Pest Tag und Nacht gedruckt werden, ebenfalls stark fallen dürften. Auf diese Weise wurden jetzt binnen wenigen Tagen so viele Rumänen aus dem Markte genommen, daß das alte Syndikat seinen ganzen Bestand los wurde. Von da aus ging die Betrachtung zu Serben über, welche noch unmittelbar vorher unter Gerüchten wegen neuer schwebenden Schulden gelitten hatten. Serben würden den Vorzug, von der Handelsgesellschaft kontrolirt zu werden, doppelt genießen, wenn nicht die Oesterreichische Länderbank mit im Spiele wäre. Diese, welche i. J. unter diplomatischem Vorspann in das junge Königreich eindrang und deren Interessen Gegenstand vieler Noten zwischen Wien und Belgrad geworden sind, hat sich dort zu großer Beliebtheit aufgeschwungen und es erscheint kaum recht sicher, ob ihre Vertreter das, was man strenge Administration nennt, nicht auch zu Gunsten einzelner Fraktionen ab und zu zurücktreten lassen. Die Käufer von Serben, so stark noch in letzter Stunde das Versöhnungschauspiel des Königspaares rühren mochte, waren schon nicht mehr so solide wie die von Rumänen. Noch tiefer sank aber das Niveau, als man um der Nachbarschaft willen auch gleich zu Bulgaren überging. Diese kann man erst zeichnen, denn die warme Geschäftssonne, welche seit wenigen Tagen die Eisrinde von den Herzen der Kapitalisten schmilzt, lockt Prospekt um Prospekt heraus und so auch den auf 32 Millionen Franken Bulgaren. Das Anlehen ist 6prozentig — seit den Mexikanern Bleichröders ein nicht mehr erlebter Zinsfuß —, kostet nur 92¾ Prozent in Gold und ist außerdem auf Eisenbahnen hypothezirt, die, allerdings mit diesem Gelde, aber doch erst gebaut werden sollen; auch die Häfen Varna und Burgas existiren noch nicht und in welcher Weise wäre im Nichtzahlungfalle eine Hypothek auf Häfen zu Geld zu machen? Sehr schön ist die Bestimmung, daß dieses Anlehen nur zum Bau jener Häfen und der näher bezeichneten Eisenbahnen verwendet werden solle, aber nachdem man erst jüngst in Serbien entdeckt hatte, wie Anleihenerlöse, die ähnlichen produktiven Zwecken dienen sollten, schließlich ganz andere Wege gingen, so müßte doch wenigstens versucht werden, in dieser Beziehung eine Art von Aufsicht einzuführen. Dr. Constantin Jirlcek spricht zwar in einem Buche, das die Emissionsfirmen auszugsweise versenden, in den höchsten Lobesausdrücken von der Sparsamkeit seiner Landsleute, allein einfach sind die Länder stets so lange, bis sie plötzlich viel Geld bekommen. Frs. 142 780 000 hat sich Bulgarien großmüthig voriges Jahr votirt und da mögen die Finanzfirmen aufpassen, daß ihrem jungen Klienten die Millionen nicht zu Kopfe steigen. Im Uebrigen machen die politischen Sympathien, die unsere Presse bei dieser Gelegenheit offen und ohne herablassende Güte dem „aufstrebenden" Fürstenthum bezeugt, einen vorzüglichen Eindruck, nur der Pferdefuß, der dabei herausguckt, die sorgfältige Empfehlung der neuen Anleihe unter einem Bombardement mit beruhigenden und soliden Ziffern, hat etwas Verblüffendes. An sich läßt es sich z. B. ganz unbefangen ansehen, daß die „Vossische Ztg." nahezu zwei große Spalten über bulgarische Finanzen opfert; auch daß sie mit einem übertriebenen Citat beginnt, „Bulgarien bietet das Bild einer energisch aufstrebenden Nation, ganz Europa ist mit Spannung seinem Entwicklungsgange gefolgt," läßt sich verzeihen, denn es steht dem großen Kapital wohl an, einem

kleinen Lande zu helfen, und die Zeitungen dürfen auch den Muth haben, dies offen herauszusagen. Dann stößt freilich der erstaunte Leser auf Phrasen, die einem Handelstheile von so drakonischer Richtung (wenigstens seit dem Niedergange der Börsen) merkwürdig zu Gesichte passen. So z. B. die folgende: „Am ehesten spiegelt sich die gesunde Kraft des bulgarischen Volkes in seinem Finanzwesen wieder. Sehen wir uns die Budgets des letzten Jahrzehnts an." Und nun folgen Tabellen über Voranschläge und effektive Budgets von 1879 bis 1891. Also im Finanzwesen spiegelt sich die gesunde Kraft eines Volkes „am ehesten?" Das hat der Verfasser jenes Artikels aber rasch vergessen, denn am Schlusse der Tabelle findet er nur noch die Worte: „Es ergiebt sich aus dieser Aufstellung, daß im Ganzen eine ziemlich vorsichtige Budgetirung stattgefunden hat." Auch das Anhängsel zu Ende des Artikels ist viel zu rücksichtvoll gehalten, viel zu diplomatisch im Hervorkehren von Schärfe und Warnung So heißt es unter Anderm: „Immerhin ist, so günstig auch die Chancen für den Kredit Bulgariens in Deutschland stehen, und so viel der Sympathien es genießt, für das kleine Sparkapital Vorsicht geboten, das kein Risiko zu laufen hat." Also Alles, was nach dem kleinen Sparkapital kommt, dürfte sich Bulgaren hinlegen! Ein Blatt, das seinen lieben Mit- und Spießbürgern in Bezug auf Rußlands Finanzen die größten Schaudergeschichten nicht müde ward zu erzählen, erwärmt sich jetzt für Bulgaren.

Sehr gut kam die Aufwärtsbewegung Italienern zu Statten. Vielleicht ganz ohne Uebereinkunft und nur auf Grund gemeinsamer Anschauung ist bei unseren Banken die Methode aufgekommen, italienische Rente zu empfehlen. In einem Momente, wo flüssig werdende Kapitalien mit ungünstigen Enthüllungen über das bezügliche Land zusammentreffen, sind derartige Empfehlungen doppelt angenehm und die Franzosen, die dieser Parole nur Spekulationbestrebungen unterschieben und überhaupt Länder, die zur Triplealliance gehören, gern unterschätzen, sprechen fortwährend von deutschen Haussesyndikaten. Auch italienische Eisenbahnprioritäten wurden aus ihrem Grabesschlafe geweckt. Dann kamen trotz der Staatsbahnaffaire und des noch immer aufrecht stehenden Taussigs österreichische Eisenbahnobligationen an die Reihe, — der Chicagoer Weltausstellung wurde gedacht und man galvanisirte den amerikanischen Mortgagemarkt, und als dies Alles den Begehr noch nicht stillen konnte, suchte man sich Städtewerthe und verzinsliche Loose aus. Diese haben bekanntlich angesichts des Stempelgesetzes fast unbedingte Aussicht auf Mehrwerth, da ihr Vorrath durch Tilgung zwar immer kleiner wird, aber neue Städte nicht mehr hineinkönnen.

Noch Vieles ließe sich über das Wogen und Fluthen der letzten Börsentage sagen, wie diese ganze Bewegung aus dem Anlagemarkte emporsprang, wie die Spekulation nach wie vor lustlos blieb und wie lange daher das Sprühfeuer noch dauern dürfte. Jedenfalls können sich die großen Banken freuen! Sie stellen in diesen Tagen ihre Abschlüsse fest und haben ganz unerwartet eine Hausse geschenkt erhalten, die ihnen erlaubte, viele Effektenbestände abzustoßen, — Bestände, die vielleicht jetzt höher bilanzirt werden.

Den Gerechten giebts der Herr im Schlafe!

Pluto.

Notizbuch.

Als Herr von Friedberg, der frühere Justizminister, seinen achtzigsten Geburtstag beging, wurde er vom Kaiser durch die Uebersendung eines Bildes erfreut, das die Unterschrift trug: **Nemo me impune lacessit.** Wie es immer geschieht, wenn ein Wort des Kaisers in die Oeffentlichkeit dringt, so haben auch diesmal unberufene Kommentatoren sich werthlose Köpfe zerbrochen, um den Sinn des kurzen Spruches zu erschnüffeln, sie haben versucht, eine gar nicht vorhandene Beziehung zu dem bismärckischen Familienwappen zu konstruiren, und schließlich ist gar noch eine neckische Anekdote in Umlauf gesetzt worden, die der Sache eine scherzhafte Wendung geben sollte. Herr von Friedberg ist seit vier Jahren ein stiller Privatmann Er nahm bei dem Vater des jetzt regirenden Kaisers eine Vertrauensstellung ein und der seltsame Gedanke, den Monarchen zu reizen, ist ihm sicherlich niemals gekommen. Sollte der Kaiser es für nöthig gehalten haben, den greisen Juristen jetzt plötzlich an den nicht unbekannten Paragraphen des Strafgesetzes zu erinnern, der den Beleidiger des Landesherrn bedroht? Dieser Einfall konnte nur in der papiernen Welt der Zeitungen entstehen, wo man gewöhnt ist, das Selbstverständliche und das Ueberflüssige täglich mindestens zweimal zu sagen und leider auch zu drucken. Die Kommentatoren und die Geschichtenträger mögen sich beruhigen: die Deutung des Spruches ist viel einfacher, als ihre Schulweisheit sich träumt. Der Kaiser liebt es offenbar, mit seinen Inschriften sich in den Geist und in das Amt des Empfängers seiner Bildnisse zu versetzen. Davon wissen nicht nur die Herren von Goßler und Friedberg zu erzählen. Herr Francesco Crispi zeigt heute noch manchem Besucher ein Bild Wilhelms des Zweiten, auf dem die Worte stehen: A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi; und auf dem Portrait, das einem andern Minister der im Dreibund vereinigten Mächte verliehen wurde, kann man den Lieblingsspruch des Caligula lesen: Oderint, dum metuant. Den wichtigsten Beweis aber bewahrt das Bismarck-Museum in Schönhausen: eine Photographie des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Widmung: „Zum Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit und herzlichsten Verehrung. **Cave, adsum!** 1. April 1884.“ Drei Monate vorher hatte Prinz Wilhelm dem Fürsten Bismarck eine selbst ausgeführte Kreidezeichnung geschenkt, mit der Unterschrift: „Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler zum Zeichen wärmster Verehrung und treuester Freundschaft zum Weihnachtsfest verehrt.“ Es ist daher wohl nicht anzunehmen, daß der Prinz dem Manne, den er noch vier Jahre nachher als den großen Fahnenträger des Deutschen Reiches feierte, damals schon eine Warnung ertheilen wollte, als er schrieb: Cave adsum — Hüte Dich, ich bin da. Hüten sollten sich — damals — wohl die Gegner des Kanzlers und eben so sollte jetzt wahrscheinlich die Widmung an den früheren Vertreter der Justizpflege nur den alten Satz wiederholen, daß die Gerechtigkeit nicht ungestraft verletzt wird.



Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Berlin, 18. Februar 1893.

Die neue Reichsglocke.

Am 16. Mai 1890 — sieben Tage vor dem ersten geheimen Erlaß gegen den Fürsten Bismarck — erklärte Herr von Caprivi im Reichstage, sein Amtsvorgänger habe ihm in der auswärtigen Politik die denkbar glücklichste Erbschaft hinterlassen. „Ich habe Verhältnisse vorgefunden, die fürs Erste mich zu keiner Aktion, zu keiner persönlichen Theilnahme nöthigen, weil die Verhältnisse so klar und einfach liegen, daß sie eben weiter laufen können." Am 23. November 1892 erklärte Graf Caprivi im Reichstage, Deutschland habe „seine militärische Suprematie über Europa verloren", es müsse „als den wahrscheinlichen Fall" einen kommenden Krieg mit zwei Fronten annehmen und der Dreibund sei „vielleicht in keiner der drei Nationen so populär wie bei uns". An die fürchterlichen Panoramen, die der Reichskanzler seitdem entworfen hat, braucht kaum erinnert zu werden, denn die erschreckten Blicke haben sie noch nicht vergessen. Wohl aber sollten die Herren, die angeblich das deutsche Volk vertreten, mit allem Nachdruck deutliche Antwort auf die Frage verlangen, durch welche Umstände in den drei letzten Jahren die politische Lage sich so sehr zu unseren Ungunsten verändert hat. Denn um diese politische Frage, nicht um ein militärisches Bedürfniß, handelt es sich im Grunde bei der Erörterung der Heeresreform, deren Horoskop noch immer die Geister beschäftigt.

Es ist der außerordentliche Vortheil des Grafen Caprivi, daß diese Frage im Parlament nicht gestellt worden ist und menschlicher

Voraussicht nach auch nicht gestellt werden wird. Auch die Gegner der Militärvorlage, die bei ihren Rundgängen durch die Berliner Restaurants und Spezialitätentheater von der Stimmung im Lande nichts erfahren und gar nicht zu ahnen scheinen, daß ihre geschätzten Mandate auf dem Spiele stehen, auch sie haben nicht die geringste Lust, über die Segnungen des neuen Kurses etwa bange Zweifel aufkommen zu lassen. Der Thiergartenfreisinn sucht durch zierliche Apportirkünste sich zu künftiger Regirungfähigkeit empor zu läutern und auch die ernstere Opposition Derer um Richter und Lieber hütet sich, in erbittertem Bismarckhaß, ängstlich, die Bilanzen von 1890 und 1892 öffentlich zu vergleichen. Das klägliche Niveau, auf dem sich unsere Parlamente jetzt bewegen und das sich neuerdings erst, in dem Biertischgeschwätz über den Sozialismus, so herrlich offenbaren konnte, thut noch ein Uebriges, um jede höher führende Debatte unmöglich zu machen. Man feilscht um Ziffern, man sucht in der Coulisse für das liebe Fraktiönchen einen Vortheil zu ergattern und mit peinlichster Sorgfalt geht man der allein entscheidenden Frage aus dem Wege, ob es überhaupt möglich ist, Deutschland dauernd so stark zu machen, daß es einer Koalition von Frankreich und Rußland gewachsen ist.

Hinter den Volksvertretern aber steht noch ein Volk und hinter den Gewählten lauern die Wähler. Mit ihnen hat das Ministerium Caprivi noch nicht zu thun gehabt, und da ihm die Befürchtung aufdämmern mag, diese Leute könnten am Ende nicht ganz so rücksichtvoll sein wie die scherzhaften Mandatare in der Leipzigerstraße, ist es jetzt eifrig bemüht, den Wählern von übermorgen amusante Geschichten zu erzählen. Diese von „beachtenswerthen Federn“ — meistens wohl ohne Honoraransprüche — geübte Erzählerkunst bewegt sich nach zwei nur äußerlich verschiedenen Richtungen: erstens preist sie den leitenden General, seine „nicht zu übertreffende Geschicklichkeit“, den „trefflicheren Instinkt des klugen und überlegenen Geistes“ und rühmt in allen Tonarten „die Zähigkeit des überzeugten, schlichten und ehrlichen Mannes“, der immer nur die Sache sprechen läßt, „die Sache schlechtweg“; zweitens sucht sie den Fürsten Bismarck als den Vater aller vorhandenen und noch zu erwartenden Uebel hinzustellen. Der erste Theil dieser epischen Künste ist harmlos und mag den Gläubigen selig machen; der zweite Theil hat die „beachtenswerthen Federn“, die, wenn

sie noch nicht offiziös sind, doch gern offiziös sein möchten, nachgerade zu Leistungen angespornt, die lebhaft an die Zeiten erinnern, da an der Wiege des Deutschen Reiches das gar nicht liebliche Geläute der Reichsglocke des Heren Joachim Gehlsen erklang.

Als im vorigen Sommer beiläufig an die Beziehungen erinnert wurde, die der jetzige Reichskanzler zu einzelnen den Kreisen der „Reichsglocke" nahe stehenden Persönlichkeiten unterhalten haben sollte, da brachte der Reichsanzeiger eine scharfe Abwehr solcher Gerüchte und Graf Caprivi ließ amtlich erklären, er habe sich bis zu seiner Ernennung zum Kanzler niemals an dem politischen Getriebe betheiligt. Auch wenn sie in weniger feierlicher Weise erfolgt wäre, müßte man dieser Erklärung Glauben schenken. Der zufällige Umstand, daß der General von Caprivi viel und gern im Hause des Herrn von Lebbihn verkehrte, genügt sicher nicht, um weiter reichende Beziehungen zu konstruiren, die ein Soldat von untadelhaftem Ansehen gewiß vermieden hätte. Daß der jetzige Kanzler in früherer Zeit seinen Amtsvorgänger mit einer nicht immer zu verbergenden Antipathie bedachte, das ist dem Fürsten Bismarck seit dem Tage nicht unbekannt geblieben, wo ihn der Feldmarschall von Manteuffel fragte: „Was haben Sie denn mit Caprivi gehabt, er ist auf Sie gar nicht gut zu sprechen." Von solchen Gefühlen bis zu heimlicher Anfeindung mit bedenklichen Waffen dehnt sich aber ein weiter Weg, den ein vornehm denkender Mann nicht beschreiten konnte. Später entstand zwischen dem Kanzler und dem Chef der Marine dann ein durchaus angenehmes Verhältniß; Bismarck war immer bereit, alten Hader zu vergessen, und nach seiner Entlassung erging an die „Hamburger Nachrichten" die Bitte, bei der Kritik des neuen Reichskanzlers jede schonende Rücksicht walten zu lassen. Graf Caprivi konnte den schweren Fehler begehen, den Mann, dem die Hohenzollern und das Deutsche Reich mehr als irgend einem Andern verdanken, mit der papiernen Aechtung der schlimm berühmten Erlasse zu treffen; aber man braucht nicht zu seinen Bewunderern zu gehören, um ihn eines hinterhaltigen Intriguenspiels für unfähig zu halten.

Es scheint aber, daß während der kritischen Zeiten, die das junge Reich nun seit drei Jahren durchlebt, noch andere, von Vorurtheilen freiere Persönlichkeiten thätig gewesen sind. Sonst wäre es z. B. unverständlich, wie in der kaiserlichen Urkunde, die den Fürsten Bis-

marck seiner Aemter enthob, von „weiteren Versuchen, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen", die Rede sein konnte, während thatsächlich doch nicht der geringste Versuch gemacht worden war, den Fürsten zu halten, der im Gegentheil erst auf wiederholtes Drängen das leider noch nicht veröffentlichte Gesuch um seine Entlassung schrieb, weil er unter den gegebenen Verhältnissen es für feig ansah, von seinem schwierig gewordenen Posten zu weichen. Diesen Coulissenschiebern nun — es ist heute noch nicht nöthig, Namen zu nennen — wäre am Ende die Absicht wohl zuzutrauen, den frisch geschmeidigten Strang der Reichsglocke zu ziehen. Es genügt ihnen nicht, daß Bismarck entfernt ist; sie möchten auch das allzu lebendige Andenken seines Wirkens einsargen und den Erlaß des Grafen Caprivi vom Mai 1890 dahin ergänzen, daß auch der Bismarck von früher im Grunde mehr geschadet als genützt habe. Deshalb erzählen sie jetzt der erstaunten Welt, an dem schlechten Verhältniß zu Rußland trage nur der alte Kanzler die Schuld, er habe mit seinem „langen Bleistift" die großartigen Pläne der militärischen Leitung durchkreuzt, uns leichtfertig um den Erwerb von Belfort gebracht, durch die Windbeuteleien seiner von Moltke belächelten Strategie immer Unheil gestiftet und er bekämpfe jetzt, nach der Art eines Taschenspielers, die Militärvorlage, die doch nicht so weit gehe wie das von ihm gebilligte Projekt der Generäle Waldersee und Verdy. Womit denn bündig bewiesen sein soll, daß der neue Kurs eigentlich schwer nur unter der Sündenlast des alten Kurses zu leiden hat.

Die „beachtenswerthen Federn", die, mit oder ohne Auftrag, dergleichen verbreiten, werden von militärischen Herren geführt und deshalb ist ihre Unkenntniß politischer Vorgänge begreiflich. Sie kennen die Veränderung nicht, die sich unmittelbar nach Bismarcks Abgang in unserem Verhältniß zu Rußland vollzogen hat, und sie wissen nicht, daß der alte Kanzler, als ihm das 117 Millionen verlangende Projekt des ohne sein Zuthun berufenen Kriegsministers von Verdy vorgelegt wurde, ohne eine eigene Meinung zu äußern, nur die zunächst praktisch wichtige Frage stellte: „Was sagen die Finanz-Autoritäten dazu?" Interessant aber ist es, daß gerade militärische Herren sich zu der neuesten Bismarckhetze hergeben, während doch die Armee und der Offizierstand nur Ursache hat, dem Entlassenen dankbar zu sein. Als Bismarck kam, war demokratisch

Trumpf, der Fall Sobbe-Putzki hatte mit seinem Säbelklirren die Gemüther erregt und die Offiziere waren vor öffentlicher Beschimpfung kaum sicher; als Bismarck ging, war des Königs Rock zu so hohem Ansehen gelangt, daß ein General für die Leitung der höchsten Reichsgeschäfte ausersehen werden konnte. Drei ruhmreiche Kriege waren geführt, die bei dem am Hofe lebendigen augustenburgischen und österreichischen Sympathien nur Bismarck zu verantworten den Muth und die Kraft hatte, und der deutschen Armee war die Bewunderung selbst bei dem Feinde gewonnen. Die Offiziere und ihre Kameraden a. D. und z. D. sollten daher die Preßhetze gegen den Gutsherrn von Friedrichsruh getrost den militärfeindlichen Mannesseelen des Freisinns überlassen; vielleicht haben sie Beziehungen zu einem Juristen und legen diesem einmal die Frage vor: Cui bono?

Schon vor der Begründung des Reiches, daran muß man sich jetzt erinnern, hatte sich in gewissen militärischen Kreisen eine Abneigung gegen den Leiter der preußischen Politik eingestellt. Selbst König Wilhelm war anfangs mit dem Nikolsburger Frieden, der nach den raschen und glänzenden Erfolgen des Feldzuges ihm für Preußen nicht genügende Vortheile zu bieten schien, höchst unzufrieden und es gab damals Offiziere, die nicht müde wurden, zu behaupten, die Feder habe schmählich verdorben, was das Schwert glorreich erobert hätte. Der König überzeugte sich bald, wie richtig sein Minister gerechnet hatte, als er auf dem Schlachtfelde von Königgrätz schon an ein künftiges Bündniß mit Oesterreich dachte und noch vor der drohenden napoleonischen Intervention einen für beide Länder ehrenvollen Frieden schloß. Wäre es damals nach den Wünschen der Militärpartei gegangen und Oesterreich gedemüthigt worden, dann war — ganz abgesehen von der drängenden Gefahr eines französischen Eingriffes — die deutsch-österreichische Verständigung, der wir seit fünfzehn Jahren den Frieden verdanken, für absehbare Zeit unmöglich geworden. Das hielt aber einzelne Offiziere nicht ab, sehr laut über den strategischen Dilettanten zu schimpfen und vor dem Beginn des Krieges gegen Frankreich vom König das Versprechen zu erbitten, daß diesmal Bismarck auf die Kriegführung und auf den Friedensschluß keinen Einfluß erlangen sollte. Als der Eisenbahnzug den Bundeskanzler über die Grenze führte, konnte er selbst vernehmen, wie im Nebencoupé die Generäle einander beglückwünschten, weil der uniformirte Civilist sie diesmal nicht stören würde.

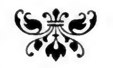
Wie es schließlich dann doch anders kam, wie Bismarck, in der „Sorge vor der Einmischung der Neutralen", auch ohne das in seiner Bedeutung jetzt fürchterlich vergrößerte Belfort, übrigens im Einvernehmen mit Moltke, den Frankfurter Frieden schloß —: das ist in Aller Gedächtniß und braucht hier deshalb nicht wiederholt zu werden. Der Blick des Staatsmannes sah über die zunächst liegenden militärischen Erfolge hinaus und umfaßte die politischen Konsequenzen jedes Geschehens und Unterlassens, während im Generalstab und in der Armee der begreifliche Wunsch vorherrschend war, die Vortheile der Ueberlegenheit mit möglichster Beschleunigung auszunützen. Wenn die „beachtenswerthen Federn" gegen Bismarck aber jetzt Moltke citiren, so machen sie sich einer beachtenswerthen Entstellung der Wahrheit schuldig. Moltke sah die Dinge als Soldat und er hielt es für nöthig, 1867 wegen Luxemburg und 1878 wegen Schnaebele-Boulanger loszuschlagen, wie er auch um die Mitte der siebenziger und achtziger Jahre wiederholt zur Ausnützung der militärischen Suprematie drängte; willig aber fügte er sich immer wieder den politischen Erwägungen des genialen Genossen und dankbar empfand er noch die Segnungen eines zwanzigjährigen Friedens. Ein Mann von dem Gefühl für Verantwortlichkeit, wie es Moltke besaß, wäre auch nicht eine Stunde länger im Amte geblieben, wenn nach seiner Ueberzeugung die deutsche Diplomatie das Reich zukünftigen Gefahren entgegen geführt hätte. Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit kann man heute nicht oft genug als Beispiel anrufen — nur nicht gerade gegen den Fürsten Bismarck.

Die Verhältnisse, die Herr von Caprivi 1890 so einfach fand, sind, freilich unter veränderten Umständen, heute nicht weniger klar. Die Reichseinnahmen sind durch die Handelsverträge sehr beträchtlich verringert worden und die Reichsausgaben für militärische Zwecke müssen sehr beträchtlich vergrößert werden, weil das diplomatische Prestige Deutschlands zurückgegangen ist und neue, gefährliche Koalitionen sich gebildet haben. Der Vortheil für die Regirung besteht darin, daß ihr diese Rechnung nicht offen präsentirt wird; ihre Stellung wird aber dadurch wiederum erschwert, daß sie das wichtigste Argument für die Nothwendigkeit ihrer Militärforderungen verschweigen muß; sie kann nicht zugeben, daß des Einen Mannes Fehlen 100 000 Mann mehr nöthig macht. Daher auf der Oberfläche die Unklarheit der Situation, daher das unaufhörliche Gelärme von Reden und

glissirten Leitartikeln, die bestrebt sind, die Bilanz des politischen Triennats mit einem großen Aufwand von Tinten-Strategie zu verhüllen. Die Kanzlerreden vom Frühling des Jahres 1890 und vom Winter des Jahres 1892 sind nicht leicht zu vereinen, die politische Begründung der militärischen Ansprüche füllt ein heikles Kapitel, und damit das liebe Publikum sich nicht in diese gefährliche Lecture vertieft, wird die Kanonade gegen Bismarck eröffnet.

Das mag man sich gefallen lassen, so lange es dabei reinlich zugeht. Wenn aber die Hauptleute des freiwilligen Söldnerheeres in den Stil der Reichsglocke zurückfallen und aus ihrer gedeckten Stellung den alten Kanzler der Windbeutelei, der Taschenspielerkünste und des Landesverrathes bezichtigen, dann darf auch der Schein nicht aufkommen, als ob dieses neue Delatorenthum aus irgend einer amtlichen Krippe gespeist wird. Man spricht jetzt viel von einem militärischen Preßbureau, das im Auswärtgen Amt seinen Sitz haben soll. Die Befürchtung, daß etwa dort auch der Strang der neuen Reichsglocke hängt, ist schon deshalb ausgeschlossen, weil ja im Auswärtigen Amt erfahrene Juristen sitzen, die aus ihrer kriminalistischen Thätigkeit gewiß noch die Frage kennen: Cui bono — Wer hat den Vortheil davon?

Das Deutsche Reich sicherlich nicht. Schon in Kissingen sprach Fürst Bismarck davon, daß ihn die offiziösen Blätter als einen gefährlichen und verdächtigen Menschen behandelten, vor dem gewarnt werden müsse, und er fügte hinzu: „Es schadet dem Buch, wenn man seinen Verfasser schlecht macht. Wenn sie den thätigsten Mitarbeiter an der Herstellung des Reiches und seiner inneren Einrichtungen in dieser Weise herabsetzen, so vergessen sie, daß sie auch dessen Werk beschimpfen und Alle, die daran mitgearbeitet haben." Das Buch aber, dessen Verfasser jetzt das Sturmläuten der neuen Reichsglocke umheult, ist am Ende doch mehr noch werth als die Verkürzung der Dienstzeit und die Erhöhung des Rekruten-Kontingents.



Fortschritt.

I.

Der interessanteste Zug in all den landesüblichen sozialen und politischen Zukunftbetrachtungen ist der ausgemachte Glaube, daß es im Reiche der Menschheit ein Naturgesetz oder mindestens eine Tendenz gebe, die wenigstens im Ganzen, auf lange Zeiträume hin den allgemeinen Fortschritt unserer Rasse sicher stellten. Daß man eine besonders klare Vorstellung von dem Wesen, der Wirkung und den anzunehmenden Schranken dieses Gesetzes oder dieser Tendenz hätte, wüßte ich nicht, aber sie liegen nach der allgemeinen Ansicht klar zu Tage oder sind doch angedeutet in dem allgemeinen Gang der Geschichte und befinden sich in Uebereinstimmung mit der modernen Errungenschaft der Lehre von der Entwickelung.

Die geschichtliche Begründung dafür ist in der Regel etwa die folgende. Der Mensch, so argumentirt man, hat sich in zahllosen Generationen sein Geschick erarbeitet, und von der ältesten belegbaren Zeit bis hernieder zur Gegenwart ist seine Bahn, obwohl mancherlei Wechselfällen unterworfen, doch im Ganzen eine Bahn zu stetiger und unermeßlicher Hebung gewesen. Richtet man den Blick allerdings nur auf eine Rasse, nur auf einen Zeitraum, so ist nicht zu leugnen, daß es auch lange Perioden ohne jede Bewegung oder gar mit einer solchen nach rückwärts gegeben hat. Aber die Starre, die hier einen Zweig der Menschenfamilie paralysirt hat, ist doch durch die jugendliche Kraftbethätigung eines anderen wieder aufgewogen worden. Hat auch bald dieses, bald jenes Volk den Wagen gezogen, so ist es doch immer vorwärts gerückt; und hat es gleich in der Weltgeschichte auch Zeiten gegeben, wo selbst den aufmerksamsten Beobachtern die Fortschrittskräfte erschöpft schienen, wo scheinbar die Kultur der Barbarei und die bürgerliche Ordnung wilder Anarchie wich: noch immer haben Zeit und Erfolg gezeigt, daß jene Propheten Unrecht hatten, und aus den Trümmern der alten Ordnung hat sich noch immer eine neue erhoben, vollendeter und an Verheißung reicher als die, welche sie ablöste.

Diese Ausführung mag verführerisch scheinen; aber bei dem Fehlen jedes klaren Gesetzes, das diese Verallgemeinerung einer einfachen Beobachtung stützen könnte, hat sie doch nur geringen Werth. Denn dieselben Thatsachen kann man leicht so wenden, daß sie das Gegentheil eben so nahe legen. Ein Blick über die Welt zeigt uns eine sehr große Zahl wilder Gemeinschaften offenbar auf einer Kulturstufe, die von der des prähistorischen Menschen in — nach dem Maße unserer Geschichtepochen

gemessen — sehr entfernten geologischen Perioden in keiner tief greifenden Weise verschieden ist. Weiter berichtet uns die Geschichte von einer ganzen Reihe von Civilisationen, die emporsprossen und eine Zeit hoher Blüthe durchmachten, um dann elend unterzugehen. Und wie dies, so zeigt sie uns Beispiele plötzlichen Stillstandes, und, soweit wir das beurtheilen können, auch dauernden Stillstandes auf einer bestimmten Entwicklungstufe. Was weist denn von alledem darauf hin, daß ein Volk oder eine Völkergruppe, die man zufällig während des Zeitraums kräftigen Aufsteigens beobachtet, gerade eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetz sei, oder gar mit Nothwendigkeit in einer anderen Rasse eine Erbin für die Fortführung ihres Werkes finden müsse? Der Fortschritt der Civilisation ist keine Form unvernichtbarer Kraft, die, hier niedergehalten, dort hervorbrechen muß, die, wenn sie sich so nicht verkörpern kann, dies mit Sicherheit anders thun muß. Sie ist vielmehr eine zarte, schwer fortzubringende und leicht zu vernichtende Pflanze, die nur in einem Boden blüht, den es nicht überall und zu allen Zeiten giebt, und den es, soweit wir sehen können, nicht einmal immer überhaupt zu geben braucht.

Wer also eine Zeit ununterbrochenen und so zu sagen unausbleiblichen Fortschrittes erwartet, der sollte für seinen Glauben etwas bessere Gründe anzugeben haben, als einen rein empirischen Ueberblick über ein paar Lehren von der Oberfläche der Geschichte. Er sollte noch in den Dingen selbst wurzelnde Tendenzen aufweisen können, von deren allmählicher Wirksamkeit das erwünschte Ergebniß zu erwarten wäre. Und dies ist allerdings eifrigst versucht worden. Zwei solche Ursachen oder Ursachengruppen, die besondere Beachtung verdienen, sind angegeben worden, die eine außerordentlich bezeichnend für die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die andere für die zweite Hälfte des achtzehnten. Die erste oder biologische beruht auf der stufenweise vorschreitenden Verbesserung des menschlichen wie sozialen Organismus durch die fortdauernde Wirksamkeit jener Gesetze, welche eine Entwickelung im Allgemeinen geschaffen haben. Die zweite beruht auf der Ausbreitung der Aufklärung, der Zerstörung der Vorurtheile, der bewußten Anwendung der schrankenlosen Kritik auf soziale Probleme, des wohlüberlegten Neubaus des ganzen Baues der Gesellschaft auf vernunftgemäßen Grundsätzen. Beide Lehren schließen sich keineswegs gegenseitig aus. So wird jeder Vertreter der Entwickelunglehre zugeben, daß das planmäßige Schaffen von Einrichtungen, die auf eine gewünschte Wirkung hinzielen, in der Entwickelung eines sozialen und vernünftigen Lebewesens eine Rolle, ja möglicherweise eine bedeutende Rolle spielen muß. Trotzdem gehen diese beiden Wege der Geschichtbetrachtung und Inangriffnahme des großen Zukunftproblems im Buchstaben wie im Geiste so weit auseinander, daß sie getrennte Behandlung erfordern.

Wohl niemand wird heute mehr ernstlich den Satz bestreiten, daß die selben Gesetze, welche in der organischen Welt der Thiere und Pflanzen gewirkt haben, wohl eben so viel gethan haben, dem Menschen sein Geschick zu modeln, ja, daß sie etwas dazu gethan haben müssen. Natürlich sind wir hinsichtlich der Ursachen, die lange vor dem ersten Dämmern der Geschichte die verschiedenen physischen und geistigen Eigenschaften der verschiedenen Rassen der Erde hervorgerufen haben, nur auf schwache Vermuthungen angewiesen. Aber schwerlich ist die Vermuthung falsch, daß während des ungeheueren Zeitraumes, wo der blinde Kampf mit den Naturgewalten und unter einander die Hauptbeschäftigung der Menschen war, wo Unterliegen in beiden Kämpfen Tod bedeutete, die Ausrottung ungeeigneter Individuen wie Einrichtungen ein wirksames Mittel zur Schaffung der Grundzüge des Menschen war, wie es noch heute eines zur Schaffung derer der niederen Thiere ist. Wir können uns ohne Schwierigkeit vorstellen, ja wir können uns kaum der Annahme entziehen, daß der „Mensch der Natur" — d. h. der Mensch, wie er geboren wird, im Gegensatz zu dem Menschen, zu dem er sich später selbst macht und durch die Umwelt gemacht wird — in dieser Weise durch Ausscheidung und Auslese einer weiteren tiefen Veränderung werde unterzogen werden; daß in der Fähigkeit seiner Muskeln, ja noch mehr in der Denkkraft seines Hirnes eine ungeheuere Hebung eintreten werde; ja daß sogar besondere soziale Eigenschaften mit Einschluß einer angeborenen Eignung zu Aufnahme moralischer Gebote, ohne die soziales Leben nun einmal unmöglich ist, der physischen Organisation der höchsten Rassen eingeboren werden könnte. Aber ohne Zweifel ist diese besondere Quelle des Fortschrittes heute fast ganz verstopft. Und wenn einige Naturforscher Recht haben und es wirklich des schonunglosen Hinschlachtens aller inferioren Glieder einer Art bedarf, um deren Güte auch nur auf ihrer bereits erreichten Höhe festzuhalten — die Windschnelle der Antilope nicht zu verkürzen und das Auge des Adlers nicht zu trüben —, dann können wir uns auch der Anschauung nicht mehr verschließen, daß die allgemeine Hebung der Rasse in mancher Hinsicht zu einer Verschlechterung der Konstitution der Individuen führen muß. Menschlichkeit, Civilisation, Fortschritt müssen die Tendenz haben, die grausame Art und Weise zu lindern, durch welche die Natur die Fülle und Vollendung des organischen Lebens erzeugt hat. Und wie viel auch der Mensch, wie er durch die Gewalten seiner sozialen Umwelt endlich gemodelt wird, gewinnen mag, der Mensch, wie er geboren wird, muß etwas verlieren. Der Verlust an der Güte des Rohmaterials wird so zu einem kleinen Abzug an den Vorzügen, die durch eine vollendete Bearbeitung in der Fabrik gewonnen werden.

Dagegen haben Andere gemeint, daß biologische Ursachen wirksam

sind, welche den Verlust in Folge der stark verminderten Wirksamkeit von Ausscheidung und Auslese ausgleichen, ja mehr als das thun. Die Mehrzahl der Naturforscher ist der Ansicht gewesen und ist es wohl noch, daß während ihres Lebens in dem physischen Bau von Lebewesen entstandene Veränderungen auf ihre Nachkommen übertragen werden, und daß durch die Häufung solcher Uebertragungen in den Grundzügen einer Gattung tiefgreifende Aenderungen eintreten können. Und wir haben in unseren Tagen einen Fachphilosophen, der diesen Grundsatz so durchgreifend auf jedes Feld seiner Lehre vom Menschen angewandt hat, daß, wenn dieser Grundsatz sich als falsch erwiese, mit ihm sicherlich auch seine gesammte Ethik, Psychologie und Anthropologie zusammenfiele. Trotzdem ist diese Lehre lange Jahre von einem großen englischen Gelehrten in Frage gestellt und von einem der größten lebenden deutschen Biologen direkt bestritten worden. Jedenfalls aber ist es längst bekannt, daß die Ursachen, welche die Arten verändert haben, durchaus nicht unvereinbar sind mit der Unveränderlichkeit des Typus ganze geologische Perioden hindurch. Eben so steht fest, daß diese Ursachen gerade so gut zu dem führen können, was wir Rückgang als was wir Hebung nennen. Und sicherlich ist die Annahme unmöglich, daß Auslese und Ausscheidung in der weiteren Entwickelung der civilisirten Menschen noch eine sehr bedeutende Rolle spielen könne. Somit haben sich die schwersten Zweifel erhoben, ob andere physiologische Ursachen in Wirksamkeit sind, welche jene Entwickelung mit einiger Wahrscheinlichkeit gewährleisten würden.

Wenn nun dem so ist, so müssen wir das Rohmaterial der Civilisation, wie ich mich ausgedrückt habe, als jetzt auf seinem Höhepunkte befindlich betrachten und für die Hebung der Menschheit uns ganz auf die Güte verlassen, welche die Bearbeitung in der Fabrik ihm zu geben vermag. Und niemand soll meinen, daß deren Früchte unbedeutend seien. Sicherlich hängen sie mit von der Güte des zu bearbeitenden Stoffes ab. Sicherlich ist diese Güte in den verschiedenen großen Menschenfamilien wesentlich verschieden. Sie sind alle aus der düsteren Werkstätte der Natur hervorgegangen, die in fernsten Zeiten mit ihren primitiven Werkzeugen in jede ihr unveräußerliches Erbe an natürlichen Gaben und Fähigkeiten hineingearbeitet hat; — und diese müssen auch ihr Wesen und die Grenzen ihrer Fähigkeit zur Entwickelung theilweise bestimmen. Aber wir wollen auf diese Wahrheit nicht mehr bauen, als sie wirklich tragen kann. In unseren sozialen und politischen Spekulationen rechnen wir sicherlich heute zu viel mit der Völkerkunde und zu wenig mit der Geschichte. Aus Gedankenlosigkeit und aus Hochmuth, ja bisweilen auch nur, weil die „Gesetze der Erblichkeit“ uns nun einmal immer auf den Lippen schweben, setzen wir

Züge, die in Wirklichkeit nur der Verschiedenheit der Umwelt entspringen, oft genug auf Rechnung des Blutes. Wir bemerken, und zwar ganz richtig, die bunten Schattirungen des Nationalcharakters, und schieben sie, oft ganz unrichtig, den Verschiedenheiten der Abstammung in die Schuhe. Die Bevölkerung einer Gegend ist eine germanische und thut daher dies, die einer anderen eine keltische und thut daher das; jüdische Abkunft erklärt eine Eigenheit, griechische eine andere u. s. f. Solche Annahmen sind von mehr als zweifelhaftem Werthe. Die Erfahrung lehrt uns, daß in einem Volke sehr wohl der Glanz eines schöpferischen Genies plötzlich aufleuchten kann, auch wenn seine Vergangenheit nur sehr schwach darauf hingewiesen hat, und ohne daß seine Zukunft davon mehr als eine schwache Spur zeigt. Ein großer Wendepunkt in ihrem Geschick kann einer Rasse Merkmale aufprägen, die weder Zeit noch Wechsel der Verhältnisse auszutilgen vermögen. Reiche steigen aus der Barbarei zur Civilisation auf und sinken aus dieser in so kurzer Zeit in jene zurück, daß, ganz abgesehen von unseren Anschauungen von der Uebertragbarkeit erworbener Fähigkeiten, die Erblichkeit ganz sicher gar nicht erst Zeit gehabt hätte, in Wirksamkeit zu treten. Wenn aber die Verschiedenheit eines einzigen Volkes zu verschiedenen Zeiten so offenbar nicht aus der Verschiedenheit ererbter Eigenschaften entspringt, — ist es da nicht doch etwas voreilig, hypothetische Verschiedenheiten in ererbten Eigenschaften heranzuziehen zur Erklärung oft viel geringerer Temperamentsabstände, die man an Menschengemeinschaften verschiedener Abkunft unterscheidet? Rechnen wir wirklich nicht oft der Erblichkeit an, was der Bildungsgang geschaffen hat, und der Natur, was in Wirklichkeit Menschenwerk ist?

So sind wir denn bei dem Doppelschlusse angelangt, daß wir einmal keinen genügenden Grund zu der Annahme haben, die Natur werde unsere Nachkommen mit einer besseren Organisation ausrüsten als uns selbst, daß es aber andererseits wieder nicht ansgeschlossen ist, daß sie im Stande sein werden, sich selbst mit einer ihnen weit zuträglicheren Umwelt zu versehen. Und das ist doch immer etwas. Verbietet es uns auch, uns Phantasiebildern von dem Anbruch eines tausendjährigen Reiches hinzugeben, in dem es nicht nur einen neuen Himmel und eine neue Erde, sondern auch eine neue Varietät der Menschenrasse giebt, und sich derer zu freuen, so gestattet es uns dafür wieder die Hoffnung, daß die Arbeit einer Reihe von Generationen die Umgebung, in die hinein die Menschen geboren werden, so verbessern werde, daß die Gemeinschaft einer fernen Zukunft trotzdem uns so hoch überragen kann wie wir unsere barbarischen Vorfahren.

Unsere Erwartungen auf die Verwirklichung einer solchen Hoffnung jedoch hängen in hohem Maße von der Wirksamkeit ab, die wir

der „Arbeit einer Reihe von Generationen“ zuzusprechen berechtigt sind. Und das bringt uns auf die zweite, „rationalistische“ Fortschrittstheorie, die ich bereits erwähnte. Oft wird es ausgesprochen oder doch stillschweigend vorausgesetzt, daß die Thätigkeit eines Gemeinwesens sich eben so unmittelbar auf die Erzeugung eines Fortschrittes lenken lasse wie die Thätigkeit eines Erdarbeiters auf das Heben einer Last. Was zu thun ist, ist klar; wie, ist sicher leicht zu finden. Was es also gilt, um das Ziel zu erreichen, ist nur thatkräftiges und einheitliches Arbeiten. Leider ist aber das in Frage stehende Problem kein Problem der Elementarmechanik, sondern ein so verwickeltes, daß es sich in seiner Ganzheit nicht einmal ohne Weiteres formuliren läßt. Aber auch ein paar flüchtige Bemerkungen können zeigen, daß in vielen Fällen das Arbeiten durchaus nicht genug ist, auch wo es wirklich geschieht. Z. B. in der Kunst. Spencer schmeichelt sich mit dem Gedanken, daß sein „voll entwickelter Mensch“ ästhetischen Genüssen weit mehr Zeit widmen würde als unsere abgearbeitete Generation. Wir wollen es hoffen. Aber was für Kunst wird er genießen? Muße und Mode werden ja sicher Zuhörer und Beschauer schaffen. Aber was die Komponisten und Maler schaffen wird, das — wissen wir nicht. Und wenn Spencers „voll entwickelter Mensch“ jemals ins Dasein treten sollte, so könnte ihn vielleicht die „vollendete Harmonie mit seiner Umwelt“ unsäglich anwidern und ihn in die erniedrigende Lage bringen, in seinen höheren Genüssen in Dichtung und Malerei von seinen „noch unvollkommen entwickelten“ Vorfahren abzuhängen, bei denen die Harmonie mit der Umwelt — vielleicht zum Glück für die Kunst — noch nicht so vollendet war wie bei ihm.

Oder in der Wissenschaft. Zunahme der Erkenntniß kann, wie Reichthum an Kunstschöpfungen, kaum eine andere direkte Folge haben als Förderung des Fortschrittes. Aber im Gegensatz zu jenem wird sie eher in gewissem Maße berechenbar sein. Allerdings sind die größten Entdeckungsthaten wie die größten Kunstschöpfungen in hohem Grade von dem individuellen Genie abhängig, d. h. abhängig von etwas jetzt und wohl auch künftig völlig Zufälligem und Unberechenbarem. Trotzdem aber wird eine Gemeinschaft, die im Einzelnen wie in ihrer Gesammtheit der Wissenschaft genügende Aufmerksamkeit schenkte, gewiß eben so sicher einen jährlichen Ertrag an wissenschaftlichen Forschungen und industriellen Erfindungen zu verzeichnen haben wie der Bauer heute seine jährliche Weizen- und Gersten-Ernte; und innerhalb gewisser Grenzen wird das sogar ziemlich sicher der Fall sein. Aber bemerken muß ich doch, daß der sogenannte Hunger nach wissenschaftlicher Erkenntniß und das Verlangen nach industrieller Erfindung in der Geschichte doch nur spärlich vertreten gewesen sind; daß hoch

entwickelte Civilisationen ohne sie ausgekommen sind, und daß wir sicher nicht genug über die Ursachen ihrer Entstehung wissen, um auch nur mit einiger Sicherheit behaupten zu können, daß sie an ihren heutigen Stellen bleiben oder an künftigen sich zeigen werden. Aber angenommen, sie blieben erhalten, können wir selbst dann ein schrankenloses Wachsen der Erkenntniß annehmen? In einer Hinsicht gewiß. Fraglos wird der Mensch das Feld wissenschaftlicher Entdeckung zu allen Zeiten bebauen können, ohne es zu erschöpfen. Aber wird er es eben so sicher unbegrenzt erweitern? Die industrielle Erfindung braucht niemals aufzuhören. Wird aber unsere allgemeine Theorie des Weltalls noch einmal einer Revolution unterzogen werden wie die der letzten vier Jahrhunderte? Das ist doch mindestens unsicher. Allerdings scheinen wir gerade im gegenwärtigen Augenblick am Vorabend einer großen Zusammenfassung der Naturkräfte zu stehen, und in vielleicht schon meßbarer Zeit auch eines Einblickes in die Schwerkraft und das Wesen des Aethers, des Licht-, Magnetismus- und Elektrizität-Trägers. Trotzdem treffen wir in jeder Richtung, nach der hin wir unsere Forschung lenken, auf Schranken, die, wie es scheint, wir nie hoffen können, zu übersteigen. Z. B. in der Astronomie, dem Felde der Forschung, auf dem die bereits erzielten Ergebnisse am wenigsten zu erwarten waren und am überwältigendsten sind. Weitreichend, wie sie scheinen, sind die Theorien über die Beschaffenheit, die Bewegungen und Entwickelung der Himmelskörper doch ausnahmelos alle in ihrem letzten Grunde auf irdische Analogien und auf Gesetze gegründet, über die wir wenigstens in einigen ihrer Erscheinungsformen irdische Erfahrungen besitzen. Trügen sie uns, dann sind wir völlig hilflos und müssen es immer bleiben. Eben so machen uns auf dem Felde der Physik die bereits erreichten staunenswürdigen Erfolge blind für die Thatsache, daß, wo wir etwas erreicht haben, dies bei Erscheinungen ist, die, obgleich in ihrer Wirklichkeit niemals wahrnehmbar, dennoch anderen Erscheinungen der Sinneswahrnehmung parallel laufen und für uns darum leicht, wenn auch nicht genau zutreffend, vorstellbar sind, ja uns Hypothesen über sie gestatten, so einfach, daß sie sich mathematisch anfassen lassen. Kein Mensch wird je sehen, was in einem Gas vorgeht oder wie sich der Aether verhält, aber wir alle können uns Zusammenstöße und Schwingungen vorstellen, und Einige von uns können sogar mit diesen Begriffen spekuliren. Aber wie rasch wächst nicht die Schwierigkeit des Verstehens, sobald keine sinnlichen Analogien da sind, wie bei manchen elektrischen und magnetischen Erscheinungen! Und wie rasch wird die Schwierigkeit zur Unmöglichkeit, wo, wie bei den wichtigsten organischen Vorgängen, die zu beobachtenden Geschehnisse zu verschwindend klein sind, um je sichtbar, oder zu verwickelt, um je berechenbar zu sein. Es ist nicht

die Unvollkommenheit unserer Werkzeuge, die uns hier scheitern läßt; es ist die unverbesserliche Unvollkommenheit unserer eigenen Anlagen. Unsere Sinne sind nur gering an Zahl und sehr unvollkommen, und zu unserem Unglück wurden sie uns nicht für Forschungszwecke entwickelt. Wohl mögen wir staunend stehen vor dem wissenschaftlichen Riesenbau, den der Mensch auf der schwachen Grundlage seiner Sinneswahrnehmung aufzuführen vermocht hat, — aber wir können schwerlich hoffen, ihn schrankenlos erhöht zu sehen. Und die Zeit braucht keineswegs mehr fern zu sein, wo wir uns bescheiden müssen, entweder die Einzelheiten von dem auszuarbeiten, was in den Grundzügen bekannt ist, oder trügerische Vermuthungen über das aufzustellen, was wissenschaftlich überhaupt nicht erkennbar ist.

Mögen diese flüchtigen Zweifel an den künftigen Triumphen von Kunst und Wissenschaft nun gut oder schlecht gestützt sein —: in keinem Falle brauchen sie unsere Werthhaltung der Errungenschaften anzufressen, die wir auf anderen Gebieten menschlicher Thätigkeit von der „Arbeit einer Reihe von Geschlechtern“ zu erwarten haben, errungen durch diejenige Maschine, durch die allein die Gemeinschaft in ihrer Gesammtheit den wohlerwogenen Versuch eines Fortschrittes machen kann — durch den Staat. Ich brauche nicht erst an die unermeßlichen Erwartungen zu erinnern, die man an den Eingriff des Staates geknüpft hat und noch knüpft. Es giebt zahlreiche Menschen, denen politische Veränderungen das Hauptinteresse an der Vergangenheit sind und die Haupthoffnung für die Zukunft; die auf die Frage, was ihnen Fortschritt bedeute, erwidern: Reform; auf die Frage, was sie unter Reform verstehen, antworten: eine Veränderung der Staatsverfassung, und auf die Frage, warum sie eine Veränderung der Staatsverfassung ersehnen, die Entgegnung bereit haben: um das Werk des Fortschrittes rascher und gründlicher durchführen zu können.

Für diese Ansicht ist natürlich die landläufige Betrachtung der Geschichte zum Theil verantwortlich zu machen. Sie besteht zum größten Teil aus einem Bericht über die Art und Weise, in welcher die politischen Einrichtungen von Zeit zu Zeit verändert worden sind, um den veränderten Wünschen und Bedürfnissen der Gemeinschaft oder eines Teiles von ihr gerecht zu werden. Sie ist voll von Berichten über heftige, ja oft leidenschaftliche Wortkämpfe, in deren Entscheidung die wichtigsten Interessen der Gemeinschaft beschlossen lagen, — wie wenigstens beide Parteien zu ihrer Zeit und der Geschichteschreiber hinterher geglaubt haben. Wenn diese Annahme überhaupt wahr ist, so ist sie doch sicher nicht wahr in dem Sinne, wie man sie gewöhnlich nimmt. Wie verschieden ist z. B. die politische Geschichte von Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Holland und Belgien gewesen, und wie ähnlich sind sich heute ihre sozialen Ver-

hältnisse! Obgleich diese fünf Völker zum größten Theile nicht die selbe Sprache sprechen, nicht die selbe Religion bekennen, nicht der selben Abstammung sind; obgleich die Ereignisse, durch die sie gemodelt und die Einrichtungen, durch die sie beherrscht worden sind, offenbar weit aus einander gehen —: so ist doch ihre Kultur im gegenwärtigen Augenblicke praktisch die selbe; ihre Ideenwelt bildet ein gemeinsames Ganze; die sozialen Fragen, mit denen sie es aufzunehmen haben, sind die selben; und die Verschiedenheiten in der materiellen Lage und dem Wohlstand der Bevölkerung fallen fraglos mehr den wirthschaftlichen Ungleichheiten in Lage, Klima und natürlichen Hilfsquellen des Landes zur Last, als den Krisen, die sie in den politischen Kämpfen, die ihre Glieder so bitter mit einander verfeindeten, von Zeit zu Zeit durchzumachen gehabt haben. Natürlich ist daraus nicht zu schließen, daß politisches Leben oder politische Starre überhaupt keinen Einfluß auf den breiten Strom menschlichen Fortschrittes habe, und noch weniger, daß sie nicht den Lauf seiner kleineren Wogen und Nebenflüsse zum Guten oder zum Bösen stark bestimmen könne. Ganz sicher aber ist, daß wir die Verschiedenheiten in der politischen Geschichte dieser fünf Gemeinschaften — so interessant sie dem Geschichtschreiber, ja so wichtig sie im Augenblick für das Glück der betreffenden Völker sein können —, wenn wir sie mit dem Maßstab messen, den wir augenblicklich an die menschlichen Verhältnisse anlegen, so gut wie vollständig unberücksicht lassen können; und daß der Schwerpunkt ihrer politischen Systeme bei den Punkten zu suchen sein muß, in denen sie übereinstimmen.

Dieser Schluß braucht weder befremdlich noch paradox zu erscheinen. Denn so groß die neueren Veränderungen sind, die in der Civilisation des Abendlandes Platz gegriffen haben, so verdanken wir sie doch fast ausschließlich wissenschaftlichen Entdeckungen, industriellen Erfindungen, Handelsunternehmungen, der Besetzung neuer Erdtheile durch Europäer und der langsamen und doch in der Hauptsache konsequenten Veränderung unserer Ueberzeugungen, Ideen und leitenden Vorstellungen. Zu diesen Ursachen gewaltiger Bewegungen hat der Staat jedoch in den angeführten Fällen nichts beigetragen als höchstens die äußeren Bedingungen, unter denen sich die Arbeit des Einzelnen hat ungehindert vollziehen können — Bedingungen, die in der Hauptsache in einem mäßigen Grade von Sicherheit und einem mäßigen Grade von Freiheit bestehen; und die großen politischen Bewegungen, mit denen sich der Geschichtschreiber wesentlich abgiebt, sind vielmehr als Symptome statt als Ursachen der grundlegenden Veränderungen zu fassen, die sich vollzogen haben.

London. Arthur James Balfour.



Der Sozialistendrusch im Reichstage.

Glossen aus der Provinz.

Wir Provinzler sind geistig arm. Doch haben wir dann und wann unsere eigenen Gedanken und lassen uns das geistige Brot vom hohen Bundesrathstische, auch von den Bänken der Reichsabgeordneten aus nicht immer gern vorschneiden. Wir fühlen uns selbständig und machen — Glossen.

So entrüstet haben wir das kaum je gethan, wie aus Anlaß der jüngsten Nothstands- und Zukunftstaats- oder vielmehr Zukunftnichtstaats-Debatten, die den Reichstag soeben fünf Tage seiner werthvollen, diätenlosen Zeit gekostet haben. Ich sage entrüstet; denn wir empfinden es, daß die Herren bereits in ihrer Neuwahlbrunst, in juckenden Walpurgisnacht-Empfindungen durchs Fenster hinaus zu uns reden wollen, und daß sie meinen, wenn sie leeres Stroh dreschen, sei es gut genug für uns, denen doch gewöhnlich nur mit dem Drusch voller Halme gedient ist. Daher komme ich zu Ihnen, um in dieser Zeit, da von den Herren in den „Zukunft-Staat" oder vielmehr in die „Zukunft-Gesellschaft" so entsetzlich hinein geredet wird, ein wenig in die „Zukunft" hinein zu raisonniren. Es ist gut, auch die Glossen vom Lande her zur Kenntniß zu bringen.

Bevor ich jedoch kritisch glossire, muß ich eine Anerkennung, die hier allgemein ist, vorurtheilslos aussprechen. Dramatischer hätte das „Theaterstück" nicht arrangirt werden können! Kommunismus, Kapitalismus, Ultramontanismus und Christensozialismus traten gestiefelt und gespornt auf mit dem vierblättrigen Debatter-Quartett: Bebel, Richter, Bachem, Stöcker, wenn ich Hitze und Frohme und Liebknecht nicht zählen will. Das ist dramaturgisch viel. Persönlicher konnte die Regie nicht ausfallen. Und dabei ist gar noch der Berg diesmal zum Propheten gekommen; denn die Bundesräthe sind, wie wir leider nur aus den Zeitungen, nicht durch

eigenes Schauen wissen, von der hohen Estrade der großen Bundesstaats=Ministerbank herabgestiegen und haben zu den Füßen eines kapitalistischen Sozialistentöters gesessen und gelauscht. Das war uns Provinzialen um so interessanter, weil es ursächlich sofort etwas verdächtig war. Aus den Blättern wußten wir nämlich bereits, daß Herr Richter zwei Schriften geschrieben hat: ein politisches „A=B=C=Buch“ und außerdem „Zukunftbilder“. Und von der zweiten dieser Schriften war zuvor auch an unser Ohr die Kunde gedrungen, daß Se. Majestät der Kaiser sie nicht nur gelesen, sondern auch gelobt habe. Und daher fiels uns nun wie Schuppen von den Augen. Wir hörten das Gras wachsen.

Der Bundesrath, Herrn Boetticher an der Spitze, an dessen Staats=sekretariatsgehalt die ganze Debatte sich anscheinend anknüpfte, wirklich oder angeblich zu Füßen des Herrn Richter, des Herrn E. Richter als Gesellschaftsretters! So etwas frappirt. Wollten die Herren Stacheln oder Feigen vom Erkenntnißbaum des Herrn Richter lesen, Witze oder Ideen hören? Das aber war mir eigentlich Nebensache, wie es mir auch gleichgiltig ist, was sie eingeheimst haben. Viel schwerer fiel mir wieder der arge Wechsel der Zeit und die Veränderung des Menschen in der Zeit aufs Herz. Ich war nämlich dann und wann nach Berlin gereist, so lange ich da noch den bösen Otto sehen und hören konnte, und zweimal hatte sichs getroffen, daß, als Herr Richter anfing zu reden, der Mann vom Sachsenwald hinausging, um Akten zu lesen, und daß Herr Richter rief: „Jetzt geht Er schon wieder!“ Dieser vorausgehend „fortlaufende“ Beifall hatte Herrn Richter wirklich geärgert. Und nun denke ich: o quae mutatio rerum! Wie haben sich doch die Zeiten geändert. Würde wohl Bismarck — an die sozialpolitische Gedankenkost von Lassalle und Bucher gewöhnt, jemals zum Propheten der „Zukunftsbilder“ heruntergekommen sein? Würden, wenn Bismarck noch droben säße, die Herren vom Bundesrath es sich haben angelegen sein lassen, bei dieser Egeria ihre Körbe zu füllen? Ich kanns nicht glauben. Das ist meine erste Glosse, zu welcher jedoch weitere von hoffentlich viel größerer Bedeutung hinzukommen werden.

Zu einer zweiten veranlaßt mich das besagte Gerücht, daß Se. Majestät der Kaiser das Buch des Herrn Richter nicht blos gelesen, sondern sogar auch gelobt habe. Das ließ uns in Hinsicht auf die Ursachen des Sozialistendrusches tief blicken. So oft ich auf unseren Provinzialfesten eine russische Schaukel zu Gesicht bekam — ja, oft kam das freilich nicht vor —, so hat es mir immer imponirt, wie so eine von einem verborgenen Bewegungscentrum ausgehende Kraft auch procul a Jove in der Peripherie bei allerlei Leuten höchste Schaukelungen hervorzubringen vermag. Wenn die Hofdamen niesen und husten, lachen oder weinen, sobald es die

Königin thut, so ist das bei Bundesräthen und Reichstäglern etwas Anderes, falls der Kaiser ein Beispiel giebt. Aber höchste Bewegungen müssen auch sie überhaupt machen. Also warum sollen nicht auch die Herren Bachem und Stöcker, und namentlich Herr Richter, jeder in seinem besonderen Kütschchen, die russische Reichstagsschaukel besteigen, so daß nicht blos ihnen selbst, sondern auch allen Zuschauern das Mühlrad im Kopf herumgeht?! Daß sie die Herren Bebel und Liebknecht dabei nöthigen, mitzufahren, um über den Zukunftstaat allerhand nicht zu sagen, ist dann auch nur natürlich; auf einer solchen Schaukel kann man nicht positiv denken. Es wunderte mich auch nicht mehr, daß nun der Bundesrath, obenan Herr von Boetticher, über dessen Gehalt der Drusch losgegangen ist, die „Zukunftbilder" direkt von den Lippen des Herrn Richter naschen wollte. Also begreifen wir selbst in der Provinz wenigstens das Außergewöhnliche, was man uns bietet. Dies ist meine zweite Glosse!

Das Alles betrifft aber nur die äußere Staffage des erneuten Sozialistendrusches. Ich muß diesen nun selbst kritisiren.

Und da muß ich zuerst erklären, weshalb ich die fünftägige Nothstands- und Zukunftstaats-Debatte überhaupt einen neuen Sozialistendrusch zu nennen wage. Das geschieht vor Allem deshalb, weil ich der Meinung bin, die ich in diesem Artikel weiterhin zu beweisen gedenke — also weil ich der Meinung bin, daß dabei Stroh, nur Stroh und sogar leeres Stroh von allen Hauptdreschern, d. h. von allen Stimmführern des Debatter-Quartetts gedroschen worden ist. Doch nicht blos deshalb! Auch noch aus anderen Gründen. Es wurde überhaupt gedroschen. Fürst Bismarck zweifelte einmal daran, ob der kleine seelige Lasker, der trotz allen demosthenischen Anwandlungen und Exercitien seine Zunge doch niemals ganz in die Gewalt bekommen konnte, eine Mahd machen könnte. Ich möchte glauben, daß Aehnliches von den Arbeitern des Sozialistendrusches nicht gesagt werden könnte. Dreschen können sie! Und gedroschen haben sie und gedroschen sind sie auch worden. Einer wie der andere, mindestens aber Herr Bachem als der „Blechschmied" des Herrn Klinkenfabrikanten Bebel. Der Blechschmied hat — beiläufig gesagt — uns in der Provinz ganz außerordentlich gefallen und Herr Bebel hat nach unserem Urtheil weitaus den Vogel vor Herrn Richter abgeschossen. Dieser imponirte am meisten dadurch, daß er in seinem Kütschchen nicht so beißbärig saß, wie sein „verehrter Herr Kollege" Bebel.

Zum Dreschen gehört nicht eben so viel Stärke wie zum Mähen. Eine Mahd kann nicht Jeder machen, aber im Parlamente doch einen Drusch, einen Zungendrusch nämlich. Und da kam mir eine weitere Glosse. Die Drescher auf den Tennen können, nur müssen sie nicht etwas gemein

haben mit den Dreschern des Parlaments: die Grobheit. In der Provinz ist es nun aufgefallen, daß die Sozialistendrescher ohne Ausnahme wirklich ungewöhnlich grob gewesen sind. Das gilt natürlich zuerst von Herrn Bebel, weil er dem Herrn Bachem auf eigenes Befragen um seine Kondition im Zukunftstaate einen Blechschmied zugedacht hat. Und etwas grob, gröber wenigstens als früher, kam mir diesmal auch Herr Stöcker vor; die Entfernung vom Hofe zu den anderen Menschenkindern herab hat offenbar etwas Vergrobendes, was wir in der Provinz jedoch nicht übelnehmen. Es giebt dann eine Grobheit der Zudringlichkeit; die hatte der katechisirende Herr Bachem gegen Bebel geübt, und er darf sich daher nicht beklagen, daß er auf Einen Schelmen anderthalbe, à corsaire corsaire et demi, kurz daß er den Blechschmied, der meines technologischen Wissens den Grobschmieden zugezählt wird, durch Herrn Bebel dekorationsweise angeheftet erhalten hat. War denn aber schließlich Herr Richter besonders urban, um Herrn Miquels Ausdruck aus der Steuerpolitik zu wiederholen? In der Provinz wird auch dies nicht anerkannt. Zwar war Herr Richter gehoben durch die bewegende Kraft, in deren Schaukel er sozialpolitische Bewegungen vollzogen hat, und wenn man im Parlament Reklame für seine Schriften macht — nicht wegen des Buches für politische ABC-Schützen, das auch unsere Approbation nicht hat —, muß man immerhin etwas höflicher sein. Allein ganz hat er sich der Grobheit auch nicht enthalten. Ich denke nur daran, daß er Keulenschläge sein sollende Ausdrücke der Verdammung gegen die Sozialisten geschleudert und, wie ich soeben lese, weiter gesagt hat: „In der großen Rede Bebels habe ich nur wenige Brocken gefunden, welche eine Erwiderung fordern; man wirft mir gute und schlechte Witze vor, Bebels Witzchen waren nur von Einer Sorte!“ Ist das fein?! Und ist denn der ganze, — nein, nicht der ganze, sondern nur der allein nicht davon gelaufene Zehntels-Reichstag — nicht auch grob gewesen, indem er vielen Grobheiten seiner Drescher lebhaft applaudirte, obgleich die Bundesräthe mit zu Füßen saßen? Haben nicht alle zusammen Unrecht gehabt, da selbst Zeus immer Unrecht hat, wenn er direkt oder indirekt grob wird? So spiegeln sich die Reichstagsdinge in einem Provinzialgehirn!

Eine weitere Glosse, die in der Provinz zwar alt ist, aber jetzt wieder besonders neu wird, betrifft die Diäten. Ich speise manchmal, nicht oft, auswärts und habe dann einen liebenswürdigen Tischnachbarn. Er heißt mit dem Vornamen Dietrich, und ist gebürtig aus Bern in der Schweiz. Er ist Versicherungsagent und macht viele Diäten. Oft habe ich mit ihm die Frage besprochen, ob die Mitglieder des Reichstages nicht eben auch Diäten erhalten sollten. Ich war gegen Diäten und sagte ihm immer, Fürst Bismarck habe durch die Diätenlosigkeit eine mittelbare Schutzwehr gegen

völlige Demokratisirung der deutschen Volksvertretung errichtet. Allein er war und blieb für Diäten. Da sagte ich ihm, der große Theodorich von Verona mit seinen Ostgothen habe in seiner Weise auch Diäten von den Römern genommen, und nannte meinen Freund Dieterich nun den Diäterich von Bern. Mein Diäterich wurde aber nicht böse, und gestern, als wir wieder zusammenspeisten, war er fast bekehrt. Wenn ein diätenloser Reichstag fünf Tage so debattiren könne — meinte er —, sei es schon genug; wie würde es erst bei Diäten zugehen! Wie? Er nannte das Gebäude, wo der Reichstag sitzt, redet und applaudirt, eventuell eine „Blechschmiede“. Da Herr Bebel keinen Ordnungsruf für diesen Ausdruck erhalten zu haben scheint, darf ich wohl wagen, ihn auf einen künftigen Reichstag mit Diäten anzuwenden, ohne mit der Staatsanwaltschaft in Berührung zu kommen. So eine Blechschmiedbebatte wirft eben alle festen Begriffe über den Haufen. Mein Freund Dietrich aus Bern berichtete mir übrigens auch noch aus einem Kleinstaate, in dem er gewohnt, daß daselbst endlose, unnöthige Debatten aus reiner Diätenschnapperei geführt worden seien, weshalb ein Spaßvogel das Landtagsportal mit der Aufforderung angekreidet habe: „Bleibe im Lande und rede Dich **nährlich**!“ Ja, was würde — meinte er — am grünen Holze der Diäten werden, wenn am dürren Holze des diätenlosen Reichstages ein so langer und langweiliger Zungendrusch stattfinde. Man solle eventuell die Beschränkung einführen, welche mein Freund auf einer Reise nach Amerika in Nebraska — ich glaube Nebraska — kennen gelernt habe. Die Abgeordneten erhalten dort Diäten nur für vierzig Tage, können aber das ganze Jahr dreschen, auch leeres Stroh, und Blech schmieden, so viel sie wollen, und sich zum Fenster hinaus bei kapitalistischen oder sozialistischen **Partei**diäten nährlich reden, so viel es ihnen beliebt.

Wir haben dann gestern noch eine andere Glosse über oder gegen den hohen Deutschen Reichstag gemacht. Obwohl meist in der Provinz, hat mein Freund doch „vieler Menschen Städte gesehen und Sinne erkannt“. Er ist ein Odysseus wie jeder Schweizer. Auch das Sinnigste und Sinnvollste der Nationen, die Parlamente, die dazu da sind, mit oder ohne Zungendrusch durch Vielheit der Ansichten die Einheit und Gescheitheit des Gesammtwollens und Gesammthandelns einer Nation herzustellen, auch wohl Regirungen ein- und abzusetzen, hat er überall studirt mit heißem Bemühen. Nun las er den dreitägigen Sozialistendrusch. Und jetzt behauptet er, daß in keinem andern Parlamente der Welt dergleichen möglich wäre. Das sei keine Parlamentsdebatte, das sei eine Disputation wie zwischen Dr. Eck und Dr. Luther, oder wie zwischen Professoren und Privatdozenten in einer aula academica. Ja, er ging so weit, an den von Herrn Stöcker doch

wohl allzu sehr verachteten Heinrich Heine zu erinnern, und auf das Viergespräch des Sozialistendrusches wenig modifizirt das Urtheil anzuwenden, das Heine über den Disput zwischen Rabbi und Christenpriester von unbefangener Seite fällen läßt. Der deutsche Reichstag hat für uns im Lande nicht auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden, indem er diese pseudoakademische Debatte durch fünf Sitzungen hindurch überhaupt fortsetzte. Durch die Art, wie er sie pflog, hat er zur Klärung der öffentlichen Meinung, zur Förderung der positiven Sozialreform nicht das Geringste beigetragen. Er hat leeres Stroh dreschen lassen, und läuft, wenn es so weiter geht und noch öfter vorkommt, ernstlich die Gefahr, den Namen Blechschmiede auch ohne Diäten zu erwerben. Bei der Reklame des Herrn Richter, daß seine „Zukunftbilder“ in so und so viele Sprachen übersetzt seien, und des Herrn Bebel, daß seine „Frau“ bereits in 11, bald in 13 Sprachen übersetzt sein werde, daß Herr Bebel Stiefel gewichst und sogar Böden gescheuert habe, kommt für Nation und Reich nichts heraus, und ob Herr Bebel den Herrn Richter oder Herr Richter den Herrn Bebel gewichst habe, das bleibt auch nicht blos unentschieden, sondern für den positiven Fortschritt der Sozialreform völlig bedeutunglos.

Ist denn aber dieses Urtheil über den fünftägigen Sozialistendrusch nicht vielleicht dennoch zu hart? Ich muß und will noch beweisen, daß dem nicht so ist.

Man erwartete, daß die Sozialdemokraten nun ihren Zukunftstaat endlich proklamiren werden. Sie haben es nicht nur nicht gethan, sondern auch bei ihren Gläubigen durch die Reden, für die sie das letzte Wort erhielten, keinen Zweifel an der Möglichkeit ihres Zukunftstaates, bezw. Zukunft-Nichtstaates hinterlassen. Diese Gläubigen werden eher dem Herrn Bebel glauben, wenn er die Möglichkeit schon binnen fünf, ja selbst drei Jahren durchschimmern ließ. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste. Viel schlimmer erscheint es mir, daß auch die Retter der bestehenden Gesellschaft gar nichts Positives, Klärendes vorzutragen gewußt haben. Hätten im fünftägigen Sozialistendrusch die Herren Bebel und Liebknecht den Flegel umgekehrt und gesagt: „Wie verbessern denn Sie, Herr Richter, positiv Ihren Kapitalistenstaat? Sie schweigen sich bis jetzt darüber aus!“ — so wären sie eben so im Recht gewesen, wie die Herren Bachem und Richter mit ihren ähnlichen Herausforderungen an die Herren Bebel und Genossen. Man ist auf beiden Seiten im Negiren und Kritisiren, beim leeren Disputiren hängen geblieben. Wir auf dem Lande brauchen aber für die nächsten Wahlen positive Glossen, und da man sie uns im Reichstag nicht giebt, machen wir sie uns selbst. Einige davon will ich hier vorführen.

Herr Bachem mußte, wenn er den „Blechschmied“ heimgeben wollte,

den Herrn Bebel bei dem Worte festnageln, daß es gar nichts schaden würde, wenn auch die Reichskanzler Stiefel wichsen müßten, was also demnächst, wenn der Zukunft-Nichtstaat in drei bis fünf Jahren durch die „Diktatur des Proletariats" hindurch hereingeschneit sein wird, zweifellos dem ersten Reichskanzler, nämlich Herrn Liebknecht, beschieden sein würde. Herr Bebel hat damit verrathen, daß in den Stunden, in denen Jeder als Produzent thätig wäre, Jeder der Reihe nach das Gleiche thun müßte, jetzt als Stiefelputzer mit oder ohne Maschine, dann als Reichskanzler; denn sonst könnte ein Kopf wie Liebknecht nur Reichskanzler und nicht zugleich Stiefelputzer werden. Der ganze Kommunismus, wie er im Kopfe des Herrn Bebel spukt, verneint alle und jede Berufsgliederung — einem völlig atomistischen, neidentsprungenen Freiheit- und Gleichheit-Begriffe zu Liebe. Er macht sich hierdurch, das läßt sich dem Schlichtesten im Volke klar machen, praktisch einfach unmöglich. Würde aber Herr Bebel die Nothwendigkeit und Zulässigkeit der Berufsgliederung nach ächt sozialen Freiheit- und Gleichheit-Begriffen zugeben, wie er es sogleich für den Anfang durch Festhaltung der Großbetriebsbeamten, durch Uebernahme des lebenden Kapitalisten-Inventars thun zu wollen scheint, dann könnte sich auch ein verbesserter Kapitalistenstaat neben dem sozialdemokratischen Kommunismus sehen lassen und noch sehr zukunftsicher ausspielen. Herr Bachem hätte, was ihm vorläufig in der Kehle geblieben ist, sagen müssen: „Lieber Kollege Bebel! Sie werden einem von zwei Berufen sich zuwenden müssen, die Sie jetzt viel zu dilettantisch betreiben: entweder werden Sie Produzent von Klinken für die Thüren, an denen die Kandidaten des Zukunftstaates anklopfen, oder ein wirklich geschulter Professor der Sozialökonomie. Als „Alter" aber werden Sie keinesfalls wichsen, sondern eher von den Jungen gewichst werden!"

Ein Zweites, was selbst Richters Dialektik nicht eingefallen ist, hätte gesagt werden müssen, als Herr Bebel dem Reichstag die Grobheit ins Gesicht warf: „Meine Herren! Sie vermögen zwischen Staat und Gesellschaft nicht zu unterscheiden". Nein! das Nichtunterscheiden ist diesmal nur bei den Sozialdemokraten, und auch bei ihnen nur in Folge ihrer „Mauserungen". Die Anhänger jeder positiven, auch einer kollektivistisch positiven Ordnung müssen am Bestande positiven Rechtes und staatlicher Einheit-Organisation der Gesellschaft, also an der Trennung des Staates von der übrigen Gesellschaft, festhalten. Nur die Sozialdemokraten haben, weshalb mir Herrn Bebels Wort nicht blos grob, sondern überaus — keck vorgekommen ist, in ihren jüngsten Programmen den Begriff Staat und Gesellschaft ineinandergewurstelt, nicht die übrigen Herren vom Reichstag. Sie thaten es aber wieder nur, um dem durch Neid, nicht durch Brüderlichkeit

eingegebenen atomistischen Freiheit- und Gleichheit-Begriff der Proletarier zu schmeicheln. Nicht einmal, wenn Alle jemals oder sogar plötzlich brüderlich gesinnt wären, könnte Freiheit und Gleichheit ohne Rechtsordnung und Staatsautorität bestehen. Nur durch festere Ordnungen ist in jedem Falle überhaupt die Freiheit und die Gleichheit möglich; ohne sie hindert Jeder den Anderen und wird der Stärkere thatsächlich Meister —: homo homini lupus — nach Hobbes. Würden aber die sozialdemokratischen Programme eine Ineinanderwurstelung von Staat und Gesellschaft wieder für Umkehr zum positiven „Volksstaat" halten, dann ließe sich abermals zeigen, daß ein verbesserter Kapitalismus, — selbst was Freiheit und Gleichheit betrifft, wenigstens in weitem Umfang, das Bessere, jedenfalls das Wirthschaftlichere ür noch längere Zeit sein würde.

Die Herren Bachem und Stöcker haben ihren Berührungspunkt mit dem Sozialdemokratismus doch wohl nicht genügend betont. Ich meine den Idealismus. Sie sind Idealisten. Aber jeder edle Sozialdemokrat ist es auch, weil er an die freie Brüderlichkeit eben so glaubt, wie Andere an die Kraft der christlich religiösen Nächstenliebe glauben. Die Frage ist nur die, ob auf die Brüderlichkeit oder Christenliebe allein die größte Wirthschaftlichkeit des Hervorbringens nach dem Maße aller besonderen Arbeitsanlagen und das bescheidenste Genießen nach dem blos vernünftigen Bedürfen mit Sicherheit begründet werden kann, ob nicht in Beidem viel mehr herauskommt, wenn auch alle anderen Motive der Wirthschaftlichkeit und der Moral organisatorisch zu verwerthen gesucht werden? Ob man der Versorgung nach besonderem Bedürfen nicht leichter durch die Ausbildung besonderer Einrichtungen der Fürsorge — in allerdings zu erhöhendem und verbesserndem Maße — gerecht werden kann? Der durch Christenthum und Moral einerseits, durch positiven Arbeiterschutz und durch Arbeiterversicherung andererseits verbesserte, christlich gemilderte und verjüngte Kapitalismus kann sich bei dem gesunden Menschenverstand des Volkes neben einem Nichtstaat, dessen Brüderlichkeit in fleißigstem Hervorbringen Aller nach allen Kräften und dessen allgemeine Bescheidenheit aus völlig freiem Willen aller Einzelnen so höchst problematisch ist, sehr wohl sehen lassen!

Wir in der Provinz mußten uns aber namentlich darüber wundern, daß nichts über den Kommunismus für die Landwirthschaft gesagt worden ist. Das lag ja um so mehr nahe, als die Sozialdemokraten die angebliche oder wirkliche Angst der Ultramontanen und der Christlichsozialen vor der Ausbreitung der Sozialdemokratie auf das Land und auch vor dem Zulauf des Landvolkes zur rothen Fahne höhnend hervorhoben. Man hätte ihnen schlagend antworten können: nicht die Aufhebung des Privateigenthums am Boden brauchen und wollen die Bauern und Landarbeiter sammt ihren

Angehörigen, sondern gerade umgekehrt die Verallgemeinerung dieses Eigenthums durch Rentengüter und andere Maßregeln auch zu Gunsten der ländlichen Tagelöhner; namentlich aber die Herstellung des wirklichen Privateigenthums durch Beseitigung der Schuldknechtschaft, wie solche dem herrschenden Immobiliar-Erb- und dem übrigen Immobiliar-Verkehrsrecht nothwendig entspringt, ist das „Allheilmittel" für die Landwirthschaft, welches mit der Zeit auch alle Agrarzölle überflüssig machen dürfte! Reformire man auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft dieses Recht in der Richtung, daß die Bewerthungen der Grundstücke im Grundbesitzverkehr nach dem Ertragswerth — also ohne verschuldende Ueberzahlungen — stattfinden! Befestige man das Privatgrundeigenthum! Befreie man es von unproduktiver Ueberschuldung! Stelle man es erst wirklich wieder her, so wird dem Sozialdemokraten — eben durch mehr und wirkliches Privateigenthum — der Laufpaß vom Lande her ganz von selbst gegeben sein. Der Sozialdemokratismus hätte dann jede Anziehungskraft für die weitaus größte Masse produktiver Arbeit, die Eigenthümerarbeit des Bauernstandes, eingebüßt. Unter dieser Voraussetzung sagen wir auf dem Lande ruhig: „Bange machen gilt nicht!" Wenn nur die fragliche Voraussetzung verwirklicht wäre, so ist das private Grundeigenthum für die Landwirthschaft vollständig gesichert, und für das ganze bäuerliche Volk wäre es weit beglückender als die beste Kollektivproduktion. Es mag ja sein, daß jetzt schon oder mit der Zeit für den in das Monopol ausschlagenden Theil der Großindustrie, auch für den Bergbau, selbst für einen Theil des Handels wirklich kollektivistische, nicht blos staatssozialistische Gestaltung unter staatlicher Einwirkung und Aufsicht als das Bessere, als das zur Bannung des demokratischen Widerstrebens gegen „Lohnknechtschaft" allein Geeignete sich darstellen könnte, nachdem schon viel Waldbesitz, das große Verkehrswesen, die Fiskalindustrieen, das Beleuchtungwesen u. s. w. seit langer Zeit mehr oder weniger verstaatlicht und vergemeindlicht sind. Allein, was das landwirthschaftliche Privateigenthum betrifft: hands of! Vollere Herstellung, nicht Aufhebung macht hier die positive Sozialreform aus. Neubildung und Verallgemeinerung des individuellen und genossenschaftlichen Privateigenthums in der Form der Sparguthabens- und der Versicherung-Kapitalantheile ist ja selbst bei unserer Industriebevölkerung in vollem, großartigem Laufe begriffen.

Was uns in der Provinz auf Grund praktischer Anschauung und auf Grund fleißigerer Lektüre der ernsten Literatur weiter auffallen mußte, ist dies, daß im Reichstag zwischen Kapitalismus und Kollektivismus ganz unnöthig das Tafeltuch völlig entzweigeschnitten worden ist. Die kollektivistische Produktion könnte ja für einzelne Zweige der industriellen, mon-

tanistischen und anderer Großproduktion einmal das volkswirthschaftlich Richtigere werden; sie wäre nämlich das Richtigere wirklich geworden, sobald sie und insoweit sie dem Volke wirthschaftlichere Produktion der betreffenden Güter, dem Produzenten bessere Versorgung, auch größeren Antheil an den idealen Lebensgütern, namentlich aber Befriedigung des mächtig anschwellenden demokratischen Selbstgefühles sichern würde. Was diesen Punkt betrifft, so brachten selbst die Christlichsozialen doch wohl viel zu wenig das in der Industrie schon sehr verbreitete Selbstgefühl der Arbeitermassen in Rechnung, das sich aufbäumende Widerstreben gegen das, was die Arbeiter im weitesten Sinn das „Königreich Stumm“ — natürlich allen unsern Respekt vor Herrn Stumm selbst! —, den stummen Gehorsam gegen private Geldherrschaft nennen. In unserem demokratischen Zeitalter kann es ja wohl geschehen, daß ein theilweise kollektivistischer Betrieb zugleich zur wirthschaftlichen Möglichkeit und zur politischen Nothwendigkeit wird. Das wäre ganz ungefährlich, wenn der Prozeß ruhig unter der sicheren und kräftigen Hand einer guten Staatsregirung und Volksvertretung verlaufen würde. Ein gesunder und gereinigter Kapitalismus mit Marktpreisen und ein ebensolcher Kollektivismus mit Taxen können sich eventuell durchaus vertragen und sich in ein wirthschaftlich und sonst vortheilhaftes Gleichgewicht setzen. Für die Nation wäre da gar nichts zu fürchten. Nach verschiedenen Programms-„Mauserungen“ auf beiden Seiten könnten kapitalistische und kollektivistische Ordnung in einander verwachsen. Daher von allem Anfang an nur keine Unversöhnlichkeit! Surtout pas trop de zèle auf beiden Seiten! Hats nicht schon der schlaue Talleyrand gesagt?

Noch viele andere positive Gedanken, welche beim Sozialistenbrusch durch Abwesenheit geglänzt haben, würden im einfach ländlichem Gemüthe und Verstehen des Volkes Anklang finden. Ich muß aber solche wenigstens für heute verschweigen. Denn ich bin Herrn Richters Rede noch nicht positiv gerecht geworden.

Meine Bedenken gegen diese lassen sich in dem kurzen Wort zusammenfassen: er hat zu viel vom Mausern und zu wenig vom Mausen gesprochen und dadurch die beste Wirkung für seine nicht durchaus schlechten, durch ihre Bonhommie gegen den „verehrten Herrn Kollegen Bebel“ mich erstmals gewinnenden „Witze“ verloren.

Es war nicht erfreulich, als den Sozialdemokraten die Mauserung — sei es die evolutionäre, sei es die revolutionäre — so stark vorgeworfen wurde, daß sie durch Bebel mit dem „lebendigen Petrefakt“ antworten mußten.

Bedeuten denn die neulichen Mauserungen in dem Programme der Sozialdemokratie eine zweifellose Verschlechterung? Was ist geschehen,

wodurch Herr Richter das Recht erhalten hätte, sich da so gewaltig in die Brust zu werfen? Früher hieß es allerdings sozialistisch: „Jedem möglichst den vollen Ertrag seiner Arbeit!" und jetzt heißt es kommunistisch: „Jedem Arbeit nach seiner Fähigkeit und Gütergenuß nach seinem vernünftigen Bedürfen!" Richtig ausgelegt ist die letzte Formulirung grundsätzlich keine Verschlechterung, obwohl sie durch den marxistischen Kommunismus ohne Rechtszwang und staatliche Obrigkeit meines Erachtens absolut undurchführbar ist.

Eigentlich ist die Forderung, daß Jeder nach Kräften im Dienste des ganzen Volkes arbeite, aber auch mit allem vernünftigen Bedürfen seitens des Volkes Versorgung finde, nicht nur ein sehr positiver, sondern der einzig richtige sozialökonomische Grundgedanke. Jeder durch Religion, Moral, Recht und Staat gezügelte Kapitalismus hat die Pflicht, den selben Gedanken praktisch zu verwirklichen. Wenn nun in ihrer Ausführung dieses obersten Grundsatzes die Lohnarbeitermassen so viel Idealismus haben, mit den Führern oder wenigstens nach deren Programm zu glauben, ihren Kommunismus direkt und ohne Zwang, unstaatlich, nur durch Brüderlichkeit, durch freies Ueberzeugen und Sichüberzeugenlassen, sowie durch die Macht moralischer Gewöhnung durchführen zu können, so ist das meines Dafürhaltens zwar ein nachweisbar unpraktischer Gedanke, aber ein solcher, der wenigstens dem Herzen des wirklich gläubigen Proletariates Ehre macht. Es handelt sich ganz allein um weitere praktische Mauserungen, sei es auf kommunistischer, sei es auf kapitalistischer Seite. Mausert sich der Kommunismus des Erfurter Programms immer und immer weiter, bis er, woran ich nicht glaube, praktisch wird, so hat es ja keine Gefahr. Mausert sich dagegen der Kapitalismus dahin, daß er durch positive Sozialreformen in der Richtung des Arbeiterschutzes, der Wohnungsreform, der Volkshygiene, der Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit und Erwerbslosigkeit, der Kreditfortbildung, der Erbrechts-, der Kaufrechts-Pachtrechts-, Miethsrechts-Reform, durch intensivste Reform des Armenwesens und der Armenbeschäftigung auf mittelbare Weise es besser zu Stande bringt, Alle nach der Befähigung zum Arbeiten und nach dem vernünftigen Bedürfen zum Konsumiren zu bringen, so würde der Kapitalismus genau soweit, wie er das zu Stande bringt, es dem Kommunismus abgewonnen haben.

Die positive Sozialreform im weitestem Umfang wollen nun zwar die Herren Stöcker, Bachem und Hitze. Allein Herr Richter will sie in seinem versteinerten Altliberalismus und Manchesterthum auch heute noch nicht. Jedenfalls hat er über die Reformation des Kapitalismus an Haupt und Gliedern kein Sterbenswörtchen verloren und Positives hat die Nation von ihm mindestens eben so wenig erfahren, wie von dem anscheinend sich

stets mausernden Herrn Bebel. Dieser hätte seinen Gegner vollständig in den Sand strecken können, wenn er beim Sozialistendrusch den Flegel nochmals umgedreht und auf Herrn Richter mit der Bemerkung losgedroschen hätte: „Sagen Sie mir erst die positiven Reformen am Kapitalismus, die Sie vorhaben! Beweisen Sie uns, daß Sie solche wollen. Zeigen Sie, wie Sie und wie weit Sie glauben, das von uns erstrebte, Alles sagende, hoch-positive Grundprinzip: ‚Jedem Arbeit nach seinen Kräften im Dienste des Ganzen und Jedem Versorgung durch die Gesammtheit nach vernünftigen Bedürfen‘ auf andere mittelbare oder unmittelbare Weise besser zu verwirklichen! Kurz: mausern Sie sich zuerst rechtschaffen und sorgen Sie dafür, daß der Kapitalistenstaat selbst sich so mausert, damit es darin Alle als freie Selbstwesen aushalten können! Hic Rhodus, hic salta!“

Dann wäre Herr Richter ganz gewiß von selbst vom Mausern auf das viel praktischere Thema des *Mausens* gekommen!

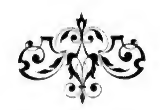
Die marxistische „Kritik des Kapitals“ behauptet, daß der Kapitalismus ein Mausen und nichts als Mausen, daß er Diebstahl, Mehrwerthsaneignung darstelle. Das ist die grandioseste Uebertreibung, die wissenschaftlich als widerlegt angesehen werden darf. Diese Uebertreibung abzuweisen, dem Volke zu sagen, welch ungeheuren Dienst das Kapital auch der Gesammtheit durch konkurrenzirte wirthschaftliche Durchführung des Prozesses der sozialen Produktion und Cirkulation leistet oder innerhalb guter Rechtsordnungen leisten *kann*, kurz den eminent sozialen Charakter des Kapitals auch noch für Gegenwart und Zukunft von der Tribüne aus nachzuweisen —: das ist immerfort ein Verdienst und wäre ein solches auch beim Sozialistendrusch gewesen. Man hätte den Sozialisten auch dabei ganz ruhig zugestehen können, daß in der kapitalistischen Gesellschaft katerhaft gemaust wird, nicht blos in Paris, sondern auch in Berlin, namentlich aber an der Börse. Man hätte der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen können, daß die großen alten Kater, wenn sie bei den Arbeitern ausgemaust haben, sogar die jungen und kleinen Katzen, z. B. die Kleinspekulanten, und auch einander selbst auffressen. Dann hätte weiter desto unbefangener der Nachweis gelingen können, daß man diesem Mausen durch positive Reformen auf dem Boden des Privateigenthums sehr starke Schranken entgegensetzen könne und wolle. Die letzte Frage wäre dann noch gewesen: *Würde denn im Kommunistenstaat nicht viel kolossaler gemaust werden oder doch gemaust werden können?*

Fleiß im Produziren und Bescheidenheit beim Konsumiren sind sehr schöne Dinge. Aber auf die Brüderlichkeit allein lassen sie sich nicht basiren. Das Mausen durch Arbeitunterschlagung, durch massenhaftes Faullenzen wäre eine große Gefahr und das Mausen durch Unbescheidenheit im frei

„vernünftigen" Konsumiren wäre eine desto größere Gefahr, als wenigstens der marxistische Kommunismus allem Anschein nach bindende Rechtsordnungen, jedenfalls aber den Staat abgeschafft haben will. Namentlich, was das blos vernünftige Konsumiren Aller aus freiem Antrieb betrifft, möchte es gar arg hapern. Eben im Kommunistenstaat könnte es nach der ganzen Art des Menschen heißen: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr" und: „Bescheidenheit, Bescheidenheit verlaß mich nicht bei Tische und mach, daß ich zu jeder Zeit das größte Stück erwische". Wer würde denn dafür bürgen, daß Jeder aus freiem Antrieb nach allen Kräften produziren, Jeder nur vernunftbescheiden konsumiren würde? daß nicht vielmehr das Mausen zugleich im Produziren und im Konsumiren einen Umfang erreichen würde, gegen den das kapitalistische Mausen der reine Pappenstiel wäre?

Hätte also Herr Richter weniger vom Mausern und mehr vom Mausen gesprochen und hätte er vorurtheilslos untersucht, ob das kapitalistische oder das kommunistische Mausen mehr Gefahr droht, ob im Kapitalisten- oder im Sozialisten-Staat dem Mausen leichter gesteuert werden könne, — dann hätte er wahrscheinlich eine durchschlagende Wirkung erzielt, hätte er den Vogel abgeschossen. Nur hätte seine „lebendige Versteinerung" zuvor auch viele und starke Mauserungen nothwendig gehabt.

Damit sind nun auch die positiven Glossen einer Einfalt vom Lande beendigt. Gewonnen hat ihnen zufolge die Nation bei diesem Drusche von allen Seiten her eigentlich nur an Spreu. Wie würde heute ein Mann wie Lassalle, „bewaffnet mit der Bildung des Jahrhunderts", diese parlamentarische Spreu der „ökonomischen Juliane" aller Reichstagsparteien in den Sturmwind seiner Kritik zerstreuen? A. Sch.



Das Gesetz gegen die Cholera.

Aus einem Colloquium beim **Professor Schweninger.**

Im Sommer des Jahres 1818 segelte die Fregatte Topaze von Ceylon, wo die Cholera hauste, nach Isle de France. Während der Ueberfahrt starben drei Mann von der Besatzung an der Cholera, und drei Wochen nach der Ankunft des Schiffes brach auf der Insel die Epidemie aus. Der Gouverneur der Nachbarinsel Bourbon untersagte sofort jeden Verkehr mit Isle de France, und als trotzdem durch einen heimlichen Schiffsverkehr die Krankheit verschleppt worden war, ließ er um den verseuchten Stadttheil einen Cordon ziehen, schickte alle verdächtigen Personen zur Beobachtung ins Lazareth und brachte die Seuche wirklich zum Stillstand. Mindestens glaubte er das und man glaubte es ihm. Ob es nicht am Ende die Beschaffenheit des Bodens und der Bevölkerung, der Grundwasserstand und andere Momente waren, die der Insel Bourbon die Epidemie ersparten, danach wurde nicht geforscht, und als in den dreißiger Jahren dann die Cholera auf ihrem weiten Marsche von Ostindien bis in die Hauptstädte aller europäischen Länder gelangt war, da galt beherrschend und lange unangefochten die Meinung, durch strenge Absperrung sei die Seuchengefahr zu bannen.

Diesem Gouverneur von Bourbon sollten die starren Kontagionisten eigentlich ein Denkmal setzen; in fünf und siebenzig Jahren sind sie über seine Anschauung kaum wesentlich hinaus gekommen, und wenn es nach ihren Wünschen gegangen wäre, dann hätten wir längst ein Reichs-Seuchengesetz, das durch Absperrung und Desinfektion allem Elend der Epidemien ein Ende machen sollte. Dabei konnten sie sich auf zwei starke Regungen der sogenannten Volksseele stützen: auf die Trägheit und auf den Egoismus. Der Trägheit ist es immer willkommen, wenn ihr der Schutzmann als Vorsehung gesetzt wird; und der Egoismus mag von humanen Erwägungen seine Kreise nicht gern stören lassen. Eine Weltauffassung, die menschliche Schwäche früh erkannt und mit ihr schlau zu rechnen verstanden hat, machte deshalb den Priester zu einer Art von geistlichem Polizeisoldaten und gab ihm durch den Ablaßzettel die Macht, mit dem trägen Egoismus bequeme Kompromisse zu schließen. Soll der Staat auf diesem Wege folgen und für die Volks-Hygiene nun das System annehmen, das dem Sünder den Ablaßzettel in Gestalt eines weltlichen Gesetzes bereit hält?

Es wird sich die Gelegenheit bieten, den Entwurf eines Seuchengesetzes, den Preußen beim Bundesrath eingebracht hat, im Einzelnen zu prüfen. Einstweilen handelt es sich hier nur um die Fragen: Wie ist dieser Entwurf entstanden? War er nothwendig? Und wird er, wenn er Gesetzeskraft erhält, den seinen umständlichen Vorschriften entsprechenden Nutzen bringen?

Der wachsende Glaube an die Allmacht des Staates hat, in Verbindung mit den schon erwähnten Momenten der Trägheit und der Selbstsucht, das Verlangen nach einem Reichs-Seuchengesetz hervorgerufen, und der Schrecken, den die Cholera-Epidemie bis tief in diesen Winter hinein verbreitete, hat diesem Verlangen rascher, als es sonst zu erwarten war, Erfüllung verschafft. In den letzten Septembertagen trat die Seuchen-Kommission zusammen und drei Monate später war das Gesetz für und fertig. In der Kommission waren wohl beide epidemiologischen Richtungen vertreten, aber sie stand doch vermuthlich ganz unter dem Einfluß und der Autorität Kochs, und da die Anhänger Pettenkofers vielleicht einsahen, daß sie mit ihren Ansichten nicht durchdringen würden, mag es ihnen richtig erschienen sein, alle Wünsche ihrer wissenschaftlichen Gegner zu unterstützen und etwa vorhandene Lücken sorgfältig auszufüllen. Eine Theorie, die man für unrichtig hält und die man doch auf ihrem gefährlichen Wege in die Praxis nicht aufhalten kann, muß man versuchen, durch die Gewährung aller geforderten Bedingungen ad absurdum zu führen. So ist Hals über Kopf, nicht zum ersten Male in unserer mitunter allzu eilfertig auf Symptome kurirenden Gesetzgebung neuester Zeit, ein Gesetz entstanden, das sich erstens beinahe ausschließlich gegen die Cholera richtet — das Uebrige hat fast nur ornamentale Bedeutung — und das zweitens mit bedenklicher Einseitigkeit die Ansichten der bakteriologischen Schule zum Ausdruck bringt. Wenn nachträglich, unter dem Eindruck der namentlich in Süddeutschland zunehmenden Gegenströmung, die blinde Vergötterung der Bacillentheorie zu Gunsten der Anschauung durchbrochen worden ist, die, ohne die wissenschaftliche Bedeutung der Entdeckung Kochs irgendwie zu verkleinern, für die Praxis doch an der Wichtigkeit des zeitlichen, örtlichen und individuellen Momentes fest hält, so ist durch diese vereinzelten Kompromiß-Versuche das Gesetz sicher nicht besser und pilzdichter geworden.

Die Wissenschaft, deren Lebensprinzip die fortschreitende Bewegung ist und die morgen vielleicht schon verwerfen muß, was sie heute noch als der Weisheit letzten Schluß empfiehlt, hat zur Gesetzgebung keinen Beruf. In der ersten Begeisterung hätte man am liebsten die Behandlung der Schwindsucht mit Tuberculin gesetzlich verordnet; heute ist man bereits zu einer wesentlich nüchterneren Betrachtung dieses „spezifischen Mittels" gelangt, denn es hat sich gezeigt, daß auch hier Robert Koch der Wissenschaft zwar einen kaum zu überschätzenden Dienst geleistet hat, daß aber vom Reagensglase bis zum lebendigen Menschen der Weg doch weiter ist, als der in sein Laboratorium gebannte Gelehrte sich ihn mitunter denkt. Gegen die Cholera sind, von der homoeopathischen Ipecacuanha bis zu den herzförmigen Kupferplättchen, die ein mecklenburgischer Landrath noch in diesem

Spätherbst an seine Gutsleute vertheilt hat, schon so viele Mittel empfohlen und wieder verworfen worden, daß ein plötzliches Aufhören dieser Heilversuche eben so unwahrscheinlich ist wie ein Stillstand der Wissenschaft beim Bacillenfund. Schon jetzt behauptet der Stuttgarter Professor Jäger, er habe zu dem X Kochs und dem Y Pettenkofers das erlösende Z gefunden: das Selbstgift, das Hüppe (in Prag) sogar im Urin entdeckt haben will; und daß der Bacillus keine Etiquette trägt und durch kein Schellengeklingel seine Anwesenheit im Organismus verräth, ist eine Wahrheit, vor der auch die gläubigsten Kochianer verstummen müssen. Die Wissenschaft sieht mitunter in vornehmer Geringschätzung auf die Praxis herab; dieser Hochmuth ist kaum irgendwo unverständiger als gerade in der Medizin, die — wie die Politik — eine Kunst ist. Gut und klug aber wird die Wissenschaft immer handeln, wenn sie dem lauten Markte fern bleibt, wo das Menschengewimmel sich regt und die Gesetze gemacht werden. Auch Faustens Famulus trieb auf seine Weise Wissenschaft; und doch hätte eine Regirung übel daran gethan, seinem Homunculus-Rezept gesetzliche Kraft zu verleihen.

Die Heilkunst hat zunächst humane Aufgaben zu erfüllen und des Wortes eingedenk zu bleiben: medicus curat, natura sanat. Der Arzt hat dem leidenden Menschen Trost, Hilfe und Linderung zu gewähren und ihn in die Lebensbedingungen zu bringen, in denen seine individuelle Natur sich am leichtesten selbst zu helfen vermag. Diese humanen Aufgaben sind während der letzten Epidemie in bedauerlichem Maße vergessen worden: wie Verbrecher hat man die Menschen verfolgt, die aus verseuchten Gegenden kamen und in pharisäischer Ueberhebung eigenes Verschulden durch ein überlautes Zetergeschrei zu vergessen gesucht. Solche Ausschreitungen der durch alberne Zeitungschrecknisse irre geführten Angst hat jeder Besonnene verurtheilt; aber er hat auch mit Beschämung gesehen, daß vielfach ganz direkt die Bestimmungen umgangen wurden, die zum Schutze der Freizügigkeit in die Verfassung aufgenommen sind. So lange das im Wege der Verordnung geschieht, kann von höherer Stelle sofort Abhilfe geschafft werden. Schlimm aber wäre es, wenn irgend eine Art dieses Egoismus jemals durch Gesetz und Recht geheiligt werden sollte.

Der etwas eilig in Paragraphen gebrachte Entwurf war nicht nothwendig, und es ist sehr fraglich, ob man mit ihm nicht noch schlimmere Erfahrungen machen wird als mit den Gesetzen über den Verkehr mit Nahrungsmitteln und über den Impfzwang, dem eine vorläufig noch unberücksichtigte Bewegung sich entgegenstemmt. Die harten Eingriffe in die persönliche Freiheit, die unseren sonst so empfindlichen Liberalismus merkwürdig wenig geniren, die erheblichen Kosten, die durch den bureaukratischen Apparat und durch die Einrichtung zahlreicher neuer Brotstellen verursacht werden, die

unaufhörlichen Belästigungen des Publikums könnten am Ende die Frage entstehen lassen, ob die Wirkungen einer Seuche so sehr viel schlimmer sind als die steten Scheerereien dieses Gesetzes. Wenn es jemals einen Gegenstand für eine internationale Konferenz gab, so war es die Seuchengefahr. Anstatt aber diesen jetzt doch beliebten Weg zu beschreiten, ist das Deutsche Reich im Begriff, auch auf diesem Gebiet für die anderen Nationen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die Engländer haben unter allen Europäern zuerst mit der Cholera zu schaffen gehabt, und sie hätten als Inselbewohner die Absperrung sehr bequem. Ihnen verdanken wir den werthvollsten Theil unserer frühesten hygienischen Erfahrungen, aber ihnen ist es bis zum heutigen Tage nicht eingefallen, ein Seuchengesetz zu geben. Sie befürchten mit Recht die Unterbindung des Verkehrs, den persönlichen Zwang und die soziale Stockung; bei uns aber sind manche Herren aus den Bureaux gleich bei der Hand, um dem deutschen Volke die Rolle des europäischen Versuchsthierchens aufzudekretiren.

Es ist gelungen, in Städten wie München und Danzig das lokalistische Moment so weit als möglich zu überwinden und sie — immer in den Grenzen der Möglichkeit — gegen gewisse Seuchen immuner zu machen. Die Seuchengefahr zieht der faulfähige Ort und der faulfähige Körper herbei. Sind die Städte nach den Erfahrungen der Hygiene vernünftig sanirt, sind die Menschen in ruhigen Zeiten zu einer der Fäulniß nicht zugänglichen Lebensführung gebracht, dann brauchen wir keine papiernen Paragraphen und keine Richter mit Strafvollmachten. Ein Gesetz gegen die Cholera, mag es nun im Sinne der starren Kontagionisten erlassen oder aus lauwarmen Kompromissen hervorgegangen sein, wird immer wie ein Ablaßzettel wirken: das ganze Jahr hindurch wird die Unreinlichkeit lustig floriren und alle Welt wird sich mit der Beruhigung trösten, daß die wohllöblichen Behörden im Bedarfsfalle schon das Nöthige besorgen werden. Um so schlimmer wird beim Erwachen aus diesem trägen Traum dann der Katzenjammer sein.

Auch der Staat aber hat alle Veranlassung zur Vorsicht. Unter den russischen Bauern besteht der Aberglaube, das Nahen der Cholera lasse sich an den Schlangenzeichnungen in den fallenden Blättern vorher erkennen. Als nun in diesem Sommer wieder von diesen Schlangenzeichnungen die Rede war, ließ ein besonders schlauer Beamter die Blätter sammeln und fortschaffen. Bald darauf kam die Cholera und der Beamte entging mit knapper Noth einer Mißhandlung. Es ist immer gefährlich, wenn der Staat den Schein erregt, als könnte er seine Bürger vor Gefahren beschützen, über deren Auftreten und Verschwinden am Ende doch eine viel höhere Obrigkeit zu entscheiden hat.

England in Uganda.

Nach etwas hartnäckigem Widerstande hat Gladstones Kabinet sich endlich genöthigt gesehen, die Instruktion an den Kommissar für Uganda auf den Tisch der Häuser zu legen; es geht daraus mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß das Land in einer oder der andern Form unter britische Obhut genommen werden wird. Die Entscheidung ist für alle Europäer wichtig, sie illustrirt aber besonders die hiesige Politik in dem in diesen Blättern erst neulich angedeuteten Sinne. Wenn der englische Parlamentarismus ein Sport ist, so ist es immer besser, daß ausgezeichnete Spieler am Werk sind, und nicht papierne Dilettanten, die stets nur mit den selben ausgedroschenen Phrasen um sich werfen. Montaigne sagt, daß kein Wind für denjenigen wehe, der nicht weiß, nach welchem Hafen er steuert; die hiesigen politischen Yachtsmen wissen das ganz genau, während unsere parlamentarischen Spreesegler immer im Schlepptau von anonymen remorqueurs daherfahren.

Uganda ist nach den letzten Abmachungen in der britischen „Einflußsphäre"; gegen ein Protektorat, eine Annexion — oder wie sonst der Name sein sollte — von Seiten Englands haben also die Mächte nichts einzuwenden. Außerdem aber ist wohl zu bemerken, daß, was England nimmt, stets für den Welthandel offen bleibt, während alle anderen Kolonialmächte ihre Erwerbungen sofort mit Zollschranken und Protektionsmauern aller Art umgeben. Wir Deutschen können also noch froh sein, wenn die Engländer Uganda nehmen und dort die Eisenbahn bauen und wir können uns mit rein artistischem Interesse die Art und Weise betrachten, in der die kleine Episode von den konservativen Führern ins Werk gesetzt worden ist.

Lord Salisbury wollte, als gegen das Ende seines Ministeriums die „British East Africa-Co." ihm erklärte, sie müsse Uganda jetzt räumen, wenn die Regirung ihr nicht helfe, sich zu nichts weiter verstehen als zu einer Verlängerung des Termins auf drei Monate und er blieb fest dabei, trotz des Hohnes der liberalen Presse, selbst trotz der Unzufriedenheit der eigenen Partei, die ein sofortiges Entfalten des Union-Jack und entscheidendes Gebrüll des britischen Löwen von ihrem Führer verlangte. Man sieht heute, was für ein ausgezeichneter Zug das war: so läßt der Schachmeister

eine exponirte Figur stehen, die der Gegner nehmen muß und die ihn ohne Wahl in die Falle lockt.

Die konservativen Spieler wußten damals schon, daß sie bei den bevorstehenden Wahlen unterliegen würden; sie wußten aber auch, daß Lord Rosebery und kein Anderer auswärtiger Minister werden konnte, dessen Ansichten über „imperial questions" bekannt sind. Ohne ihn hätte der Alte keine Woche regiren können, und das zeigt sich an den Opfern, die er bringen mußte, um Rosebery zur Annahme des Portefeuilles zu bewegen: der ganze Flügel Labouchere mußte abgeschnitten werden, und das ganze liberale Programm der auswärtigen Angelegenheiten oder vielmehr der Enthaltung von auswärtigen Angelegenheiten wurde über Bord geworfen.

Es war also keine Gefahr im Verzug; die Konservativen ließen die Liberalen sich in der Uganda-Debatte tief kompromittiren, über Abenteuer und Flibustierpolitik schimpfen; Gladstone und Harcourt stimmten gegen die zur präliminären Untersuchung des Eisenbahnterrains im vorigen Jahr der Company bewilligte Summe, — Alles in der süßen Hoffnung, Lord Salisbury würde Besitz ergreifen und sie würden dann mit schwerem Herzen das fait accompli annehmen müssen, gegen ihre makellose liberale Mannesüberzeugung. Als sie dann das Spiel merkten — denn auch die liberalen Chefs sind champions und verstehen alle Züge! —, fingen sie an zu schimpfen, die Regirung müsse r e g i r e n, Ja oder Nein sagen, porte ouverte ou close; es sei unmoralisch, die französischen Missionäre müßten wissen, woran sie sind — die Liberalen sind ja die großen Franzosen-Freunde —, die Tugend, die Menschlichkeit, der britische Name — Alles verlange eine Entscheidung, kurz, grand jeu mit allen Registern! Salisbury und Balfour, Onkel und Neffe, blieben ruhig und ersuchten wahrscheinlich ihre mißvergnügten Anhänger, das Ende abzuwarten. Zum Glück bilden sich die Engländer nicht alle ein, schlauer zu sein als die selbstgewählten Führer (wie die Irländer und manche Leute näher bei uns), und als das Kabinet Gladstone herankam, mit Rosebery im foreign office, da beruhigte sich Jeder; und es dauerte nicht lange, ja es war geraume Zeit vor dem Zusammentritt des Parlaments, da ernannte Rosebery den Sir Gerald Portal, Generalkonsul in Zanzibar, zum untersuchenden Kommissar. Portal hatte vor kurzer Zeit einen Privatbrief zur Veröffentlichung nach England geschrieben, worin er die Nothwendigkeit betonte, Uganda zu halten; man ann sich also schon denken, was dieser energische junge Prokonsul seinen Chefs berichten wird. Uebrigens wäre es auch Unsinn, sich zurückzuziehen und die Quellen des Nils Belgiern oder Franzosen oder reizbaren „Beachcombers" à la Sandwich-Inseln zu überlassen; mit dem Cap im Süden

und Egypten im Norden scheint es mir sicher, daß den Engländern das gros von Afrika zufallen wird, und die deutsche Kolonialpolitik der letzten drei Jahre hat ganz gewiß nichts gethan, um dieser etwas einseitigen Theilung der schwarzen Erde Hindernisse zu errichten.

Herr Gladstone und seine Leute sind also genöthigt, par la force des choses und durch das überlegene Manövriren der Gegner das zu thun, was sie vor einigen Monaten als unmoralisch gebrandmarkt haben; noch vor wenigen Tagen weigerten sie sich, die an Portal gesandten Instruktionen zu veröffentlichen: wenn sein Bericht kommt, dann werdet ihr ja sehen! schießlich aber fingen die Meister an, die Instruktionen zu fordern: Chamberlain, Balfour, im Oberhause Salisbury und Devonshire, und jetzt bei der Veröffentlichung sieht man, weshalb die Regierung sich widersetzte. Die Instruktion weist Portal an, zu berichten, in welcher Weise Uganda zu behandeln sei (to deal withs), ob von Zanzibar aus oder wie sonst, — von einem Rückzug steht nichts im Schein.

Gladstone steht somit zu seinen eigenen allerneuesten Abstimmungen und Reden (diesen unaufhörlichen Berieselungen, die selbst während seiner Eisenbahnreisen fortdauern) in totalem Widerspruch und entfremdet sich einen einflußreichen Theil seiner Anhänger — nicht nur Labouchere, der für Afrika-Anlagen Baissier und Opponent des sanguinischen Cecil Rhodes ist, des Cap-Premiers und großen Afrika-Financiers (der Koloß von Rhodus, sagte Punch) — sondern auch die fromme Dissidenten-Clique, die unverbesserlichen Radikalen, die selben, die schon wegen des egyptischen Vorgehens an der Tugend des Alten irre geworden sind. Als Chamberlain neulich im Hause den Wortlaut von Gladstones jüngsten Erklärungen über „die schleunigste Räumung dieses so lästigen Landes“ verlas, soll die liberale Phalanx einen schönen Anblick geboten haben. Ob übrigens der egyptische Putsch nicht auch ähnlich in Szene gesetzt worden ist? Jedenfalls ist das Ende fast genau das gleiche. Die Regirung ist erheblich geschwächt und ein radikales Mitglied sagte mir vorgestern, lange könne es nicht dauern, — man erwarte allgemein eine baldige Auflösung. Gladstone wird so aufgeregt, sobald man ihm widerspricht, daß der Verkehr selbst mit den Häuptlingen ein äußerst kitzlicher ist; über die entscheidenden Details der Home Rule Bill soll außer dem Alten und seinen Privatsekretären nur noch Morley informirt gewesen sein; heimische Angelegenheiten reservirt sich der Alte alle selbst. Sollte die berühmte Bill beim Auspacken nicht überall gefallen, und das ist beinahe sicher, dann wäre ein Fortbestand der Gladstonier nur durch Kompromiß mit Chamberlains Partei möglich — auch das ist schon annähernd dagewesen. Inzwischen aber giebt der Fall Uganda, den Labouchere, wenn im Budget die Gelder für Portal gefordert werden und das

Protektorat inzwischen wohl schon so gut wie fertig sein wird, noch einmal im Parlament vorbringen will, bereits einen guten Schlüssel für die Situation. Alles liberale Geschrei: wir müssen weiter, weil die bösen Tories die ersten Schritte gethan haben, in Egypten und Uganda, wird nichts helfen. Inzwischen ist bereits bei einer Neuwahl in Huddersfield der Konservative gewählt worden; die große Fabrik- und Handelsstadt hatte, seitdem sie überhaupt wählt, stets Liberale nach Westminster geschickt. Die Frage ist nur die: ob die Tories wiederkommen, oder ob Gladstone bleibt mit auswärtiger Politik à la Salisbury und Diskussionen ohne Ende über Irland. Das Land, das die situations franches liebt, wird sich à la longue wahrscheinlich doch für die Rückkehr der Tories entscheiden.

Für Deutschland, das selbst Uganda nicht brauchen kann, ist die englische Besitznahme das Beste. Und die Franzosen? Vorigen Sommer in Bayreuth war mein Wandnachbar ein junger Engländer, den ich nicht gesehen hatte, von dem aber die Wirthin und ihre Tochter mir viel erzählten; er müsse ein Graf sein, mindestens, solche Elfenbeinbürsten, Silberfläschchen, Toilettenrequisiten hätte er; da er kein Wort Deutsch verstand, so führte ich, auf seine Instruktionen, durch die Wand hindurch die Verhandlungen mit der Wirthin, hauptsächlich über die Wäsche seiner täglichen zwei Hemden, weißen Weste rc. Die Bayreuther Wäscherinnen, die sonst ein ziemlich beschauliches Leben führen, waren ohnehin durch das Zuströmen einer Menge von Leuten, die — wie Heines Polen — wirklich Wäsche haben, schon sur les dents: die Verhandlungen waren also nicht immer sehr erfolgreich; in das Morgenbad theilten wir uns täglich durch Anruf des erst Erwachenden ex cubiculo. Als ich meinen Nachbarn endlich sah, erfuhr ich aus seiner Karte, daß es einer von Stanleys Genossen bei der letzten großen Expedition war. Ein Franzose würde nach solchen Erlebnissen überhaupt nur noch im vollen Urwaldkostüm und „ganz überhaart“ erscheinen; — aber so sind die Engländer oder vielmehr ihre couche gouvernante. Diese Herren-Rasse, so dachte ich damals wieder, ist in Afrika sicher ihren gallischen Nebenbuhlern weit überlegen, und so lange sie im Stande ist den von unten andrängenden Nibelungen zu widerstehen — den nivelleurs der Mittelmäßigkeit —, so lange wird auch das britische Reich dauern. Bis jetzt florirt die Rasse noch; und die Behandlung der auswärtigen Politik hier ist beinahe stets meisterhaft, wie auch sonst die geschwätzigen Lenker der britischen Geschicke mit ihren stolzen Prinzipien und Programmen sich blamiren mögen.

London. C. Win.



Theater.

Ein König, der die Wahrheit ertragen lernt, und eine Dirne, die in ihrer Jugend schon sich zur Tugend bekehrt: so merkwürdige Gestalten haben sich nun die Gunst des berlinischen Theatergeschmackes erobert. Freilich, der König regirt im Cypern der Märchenwelt, und die Kaserne, darinnen die Dirne ihr prostituirendes Handwerk treibt, erhebt sich im alten Indien des heiligenden Buddhismus. An beiden Gestalten kann man so sich erfreuen, um beide Gestalten braucht man, weil Cypern uns fern und Indien noch ferner liegt, sich ernstlich nicht zu bekümmern. Damit ist das Theater von bitterbösen Versuchen einer Sozialkritik, die nicht leicht zu verdauen war und behaglichen Schlummer oft störte, zu seinem ursprünglichen Zweck zurückgekehrt, der immer war, ist und sein wird, der Welt einen Spiegel vorzuhalten, — aber von der verschönenden Art einen, wie kluge Modehändler sie aufhängen, alternden Damen zur Lust.

Gegen die Nothwendigkeit solcher Spiegel möchte ich ganz gewiß nichts sagen. Wenn der päpstliche Legat Caraffa, der später selbst die Tiara trug, mit dem Ketzer von Wittenberg sich in dem Worte vereinte, daß die Welt getäuscht werden will und also getäuscht werden muß, dann wäre es Frevel, so erfahrene Weisheit heute noch anzuzweifeln und etwa, wie der Auvergnat des gut gelaunten Labiche, eigensinnig darauf zu bestehen, daß Jeder Jeden auf jede Warze in seinem Gesicht aufmerksam zu machen die hehre Gewissenspflicht hat. Das Publikum hat für sein gutes Geld auch ein Recht auf gute Behandlung; im Spiegel der Modegeschäfte will es hübsch aussehen und im Theater will es vernehmen, daß die Kommerzienräthe im Grunde gute Kerle sind, und daß auch Tyrannen und Hetären während der großen Pause von zehn bis zwanzig Minuten gründlich und dauernd gebessert werden können.

Die Hetäre heißt Vasantasena und giebt einem Drama den Namen, das Herr Emil Pohl aus dem Gedicht des altindischen Königs Sudraka

zurecht gemacht hat. Was über das alte Gedicht in den Literaturgeschichten und in den „orientirenden" Artikeln, die der Aufführung vorausgeschickt wurden, geschrieben worden ist, das haben die Herren Detailverkäufer wohl assortirt ihren Lesern im Feuilleton vorgelegt, mit allen Daten und Citaten höchst stolzer Bildung. Dieses vortreffliche Beispiel lockt mich nicht; im dritten Bande der Geschichte des Dramas von J. L. Klein kann man eine sehr ausführliche Analyse des „Kinderwägelchens" vom König Sudraka finden, und es scheint mir nicht nöthig, hier eine gedrängte Uebersicht davon zu geben. Es ist mir bisher nicht gelungen, die deutsche Uebersetzung des Gedichtes zu erhalten, und bei aller Verehrung für den Dramaturgen Klein und seinen Hauptzeugen Wilson wäre es doch mindestens überflüssig, ihre Ansichten hier prunksüchtig zu wiederholen. Wer sich dafür interessirt, der mag sie selbst aufsuchen, und wenn er bei dieser Gelegenheit Wilsons eindringliche Studien der indischen Bühne und Kleins verschlungene Wanderungen durch die Weltdramatik kennen lernt, dann wird er sich nicht zu beklagen haben. Gar zu bequem muß mans dem literarischen Konsumenten doch auch nicht machen; beim Zwischenhändler der Zeitungweisheit sind die Schätze des Rig-Veda nicht zu erstehen, wenn der wackere Kommerzmann auch so thut, als sei er mit dem König Sudraka zur Schule gegangen.

Nicht mit Seiner Altindischen Majestät also, sondern mit dem bürgerlichen Herrn Emil Pohl habe ich es zunächst hier zu thun und mit dem bunten Theaterstück, das er ins Königliche Schauspielhaus geliefert hat. Erst spät ist Herrn Pohl, dem Verfasser ganz vortrefflicher Possen, die Liebe fürs alte Indien erwacht, nachdem er früher nur, als er den Operettentext von den Liedern des Mirza Schaffy schrieb, an den Treibhauswundern der künstlichen Tropik des seligen Bodenstedt gerochen hatte, und ich fürchte, er hat jetzt seine Kraft überschätzt. Schon nach den kärglichen Proben, die ich von der indischen Dichtung kenne, wirkte diese „Vasantasena" auf mich etwa wie die kümmerlichen Bananen von Sanssouci, als ich sie bei meiner Rückkehr von Afrika wiedersah, im frischen Erinnern an die betäubende Pracht tropischer Fülle. Auch unter den Palmen einer poetischen Welt wandelt man nicht ungestraft, und der routinirteste Gärtner wird nicht viel Brauchbares leisten, wenn er versucht, mit der Heckenscheere den strotzenden Ueberreichthum indischer Haine zu stutzen und zu beschneiden. Eine ragende Ruine, mag sie auch klaffende Risse und Brüche zeigen, ist immer werthvoller als ein mit Cement frisch verputztes Alterthum, und ein in seiner Technik kindlich unbeholfenes Gedicht, das oft vielleicht uns zum Lächeln zwingt, ziehe ich wenigstens einem richtig gezimmerten Theaterstück vor, das nicht in der Welt sich abspielt, sondern auf den Brettern, nicht am Tage, sondern abends zwischen sieben und zehn.

Wie das Drama jetzt vor uns erschien, wirkt es ärgerlich falsch; anstatt der erotischen Düfte sendet es uns chemisch präparirte Parfums aus nicht immer ganz reinlichen Orten, den Ueberschwang des Brahmanismus ersetzt es durch die Sentimentalitäten abgeblühter Romantik, und selbst die verstreuten Züge shakespearischer Größe können Bedauern weit eher noch als Andacht in uns erwecken. Es ist der Shakespeare des Cymbeline, von einem moderneren Holbein bearbeitet, es ist das älteste Araberviertel von Kairo, nachdem mit Kelle und Pinsel englische Maurer und Maler darin gehaust haben. Alle sozialen Voraussetzungen, auf denen das Gedicht beruht und aus denen seine tief hängenden Zweige ihren Lebenssaft ziehen, hat Herr Pohl ausgetilgt oder wenigstens verwischt und am Ende sehen wir nur, wie ein tugendsames Dirnchen nach allerlei abenteuerlichen Verfolgungen und Gefahren einen etwas melancholischen armen Teufel sich zum Manne gewinnt. Ganz so leicht aber sollte man die Rettung der Bajadere, um die Goethe einen Gott sich bemühen und ein Menschenkind sein armes Leben hingeben läßt, doch nicht machen. Diese Vasantasena, die sich Jahre hindurch im Bordell ausgeboten hat und die in der üppigen Pracht ihrer erbuhlten Geschmeide prunkt, dieses von allen Feinschmeckern beim Getafel der Liebe begehrte Freudenmädchen kann von einem Regenguß nicht so blitzblank gewaschen werden, daß es uns nachher noch tiefer bewegen soll, ob Einer mehr oder weniger ihren süßen Leib genoß. Auch liebte man im Indien der vorchristlichen Zeit nicht gar so abstrakt, gar so monogamisch und mit der Aussicht aufs staatliche Standesamt. Im Leben des Hindu-Volkes hat das staatliche Bewußtsein fast gar keine, haben die transscendentalen Ideen und der feste Glaube an seelische Wanderung die höchste Bedeutung erreicht; darin wurzelte seine Stärke, die im Buddhismus unvergänglichen Ausdruck fand, darin aber auch die Schwäche seiner sittlichen Weltbetrachtung und seine beschauliche Unthätigkeit. Dieses Volk dämmerte auch geistig in einer auszehrenden und erschöpfenden Atmosphäre dahin und mit Recht konnte von ihm Max Müller in seinem Buche über die Sanskrit-Literatur sagen: „Die Geschichte liefert kein zweites Beispiel von einer ähnlichen Aufzehrung der praktischen Fähigkeiten eines ganzen Volkes durch sein inneres Seelenleben, das dann natürlich auch alle die Eigenschaften zerstören mußte, durch die eine Nation eine Stelle in der Geschichte behauptet."

Auch ohne das alte Gedicht zu kennen, möchte ich deshalb vermuthen, daß es sich dort nicht um eine Haupt- und Staats-Aktion gehandelt hat, nicht um die Frage, ob ein alter Despot durch einen jungen Herrscher von Volkes Gnaden ersetzt wird, und auch nicht um eine bretterne Heiratherei, bei der eine indische Kameliendame einen brahmanischen Armand Duval erhält, zum Lohn für zeitweiliges Wohlverhalten. Nicht auf dem Titelblatt nur

hat Herr Pohl die holde Liebespenderin Vasantasena zur Hauptperson gemacht, während der königliche Poet sein Gedicht Mrichchakati nannte: das Kinderwägelchen aus leichtem Thon, — in früher — die Feinde des Baumeisters Solneß hörens wohl mit Entsetzen — symbolischer Absicht; denn wie die leichte Kinderhand das Thonwägelchen schiebt, daß seine Rädchen sich eilig drehen, so bewegt auch, spielend scheinbar nur und dem Bewußtsein kaum merklich, ein unsichtbares Geschick den schwanken Wagen, auf dem ein menschliches Erleben dahin rollt, dem Abgrund oder der Sonnenhöhe entgegen. Die arme Dirne hat ihren Körper zur Waare erniedert, ehe ihr sittliches Wägen erwacht war; wo die letzten Häuser sind, stand sie mit gemalten Wangen, ein verlornes, schönes Kind. Da nahte ihr — nicht Mahadöh, der Herr der Erde, dem Goethe das wunderbarste der Wunder gelingen läßt, die Erhellung einer dumpf schlummernden Seele — ihr naht ein Brahmane, dessen Wesen aus dem feinen Mitleiden des Buddha-Geistes und der lächelnd resignirten Nirvana-Stimmung in fast übermenschlicher Reine sich zusammensetzt. Ihn erbarmet des Mädchens, und nachdem er, „sie schärfer und schärfer zu prüfen," durch „Lust und Entsetzen und grimmige Pein" mit ihr geschritten ist, nimmt er die Geläuterte an seine Brust, — nicht als seine Hausfrau nach abendländischem Begriff, nur als eine Frau mehr in seinem Hause, das heitere Schwermuth dämmernd kaum erhellt. Herr Pohl wäre zu tadeln, auch wenn er weiter nichts verbrochen hätte, als daß er den beweibten Philosophen in einen grämlichen Wittwer, einen sinnlich-übersinnlichen Freier umwandelte, der zu nehmen und zu erobern glaubt, wo er doch genommen und erobert wird. Aber vielleicht hatte der fleißige und theatralisch erfahrene Bearbeiter mit seiner Verbürgerlichung Recht und mit seinem Bemühen, der Sitte des Abendlandes entgegen zu kommen; denn ohne diese erfolgreichen Anstrengungen wäre die Bajadere da höchstens geduldet worden, wo die kleine Musotte ihr in Wehen erschöpftes Leben aushauchen durfte. Wir sind sehr sittlich heute, wollen die Prostitution zwar nicht missen, doch vor Augen nicht sehen, und Dirnen lassen wir nur passiren, wenn sie uns altindisch kommen und eigentlich tugendhaft sind, trotz harter Dienstzeit im ummauerten Hause der Liebe.

Sehr tapfer hat dagegen an einer anderen Stelle Herr Pohl die Retouche gespart. Es tollt ein wüster Bursche durch das Stück, ein geiler Bube von einem Prinzen, der sich, in einem mystischen Größenwahn, der den Olympiern im Purpur nicht fremd ist, für einen Mensch gewordenen Gott hält und den Widerstrebenden entgegen brüllt, er sei „des Königs mächtiger Verwandter, dessen Laune Gesetz in diesem Lande ist." Es thut immer wohl, dergleichen auf einer Hofbühne zu vernehmen und daraus zu

erkennen, daß man auch dort die Prinzlichkeit nicht der Kritik entrückt, — wenn der Prinz und der Kritiker seit 2000 Jahren unter der Erde faulen. Modernen Dramatikern möchte ich nicht rathen, der Hofbühne ein Stück einzureichen, in dem ein echter Prinz von einer echten Dirne mit einem Fußtritt bedacht wird; die sänftigende Wirkung des Kostüms auf Theaterintendanten läßt sich nicht leicht überschätzen. Aber es war doch sehr muthig von Herrn Pohl, daß er uns diesen Vorläufer des Prinzen Cloten all in seiner Abscheulichkeit erhielt, und von Herrn Arndt, daß er ihn ganz so flegelhaft schnarren und stampfen ließ, wie der königliche Dichter ihn gedacht und vielleicht auch gesehen hat. Bedauert habe ich nur, daß die falschen Citate fortfielen, mit denen Sudraka, wie ich von Klein weiß, seinen Vetter so gern prunken läßt; das hätte zum Ganzen gehört. Aber ich vergesse immer wieder, daß ich versprochen habe, nur mit Herrn Pohl mich zu beschäftigen und nicht mit dem indischen König des alten Gedichtes.

Neben dem wüsten Prinzen des Inderstückes nimmt der Märchenkönig sich etwas gar zu — konstitutionell aus, den Herr Ludwig Fulda zum Helden seines phantastischen Dramas „der Talisman" gemacht hat. Es ist der König der alten Märchenwelt, den wir, auch wenn unser Wissen oder unser Konversationslexikon nicht bis zum Stricker und seinem rabelaisischen Pfaffen Amis reicht, aus Andersens Märchen von des Kaisers neuen Kleidern Alle kennen; aber Herr Fulda hat ihn auf seine Weise neu behandelt. Neu: dadurch, daß er aus dem Betrüger, der im Märchen das angeblich den Dummen und Schlechten nur — oder noch früher den unehelich Geborenen — unsichtbare Königskleid webt, zum Träger einer höheren, einer so zu sagen politischen und für den Monarchen erzieherischen Mission macht. Und auf seine Weise: dadurch, daß er ihn sehr sauber und glatt polirte und ihn zum Ertragen ärgernder Wahrheit allzu eilfertig reif werden ließ. Wie Herr Pohl die Wirkung eines langen Aufenthaltes im Freudenhause, so schlägt Herr Fulda die depravirende Macht höfischer Schmeichelei allzu gering an und sein König Astolf von Cypern zeigt eine Fähigkeit, den narkotisirenden Weihrauchdünsten sich beherzt zu entziehen, wie sie eben nur im Märchen gefunden wird. Aber nicht gesucht werden sollte, auch im Märchen nicht, das nicht verzierlichen und verniedlichen soll, sondern in den wallenden Falten des Fabelmantels sehr ernste Wahrheit bergen. Der Vorwurf, den ich Herrn Fulda auch diesmal, wo er sein Glück fand, machen muß, ist, daß er, vielleicht aus freundlicher Gewöhnung viel mehr als aus schlauer Berechnung, willig den Wünschen behaglicher Mittelmäßigkeit sich neigt, daß er zu gern Rücksichten nimmt und Kompromisse schließt. Die Lauen aber, so spricht der Herr, werde ich ausspeien aus meinem Munde.

Und doch kann Herr Fulda so manchem dichtenden Genossen als Vorbild und Muster dienen. Er schöpft nicht aus einem großen Eimer wie Herr von Wildenbruch und er hat nicht die amusirenden Theatertalente und das mitunter überrumpelnde Temperament des Herrn Sudermann. Sein Glas ist klein und an allen zugänglichen Quellen hat er es aufgefüllt; aber er hält es peinlich sauber und ist ängstlich bemüht, vor jedem üblen Geschmack es zu bewahren. So entstehen keine Meisterwerke von bleibendem Glanz, aber wohlüberlegte Arbeiten, hübsche Gedichte und sinnvolle Sächelchen. Was Klugheit, sicherer Geschmack und Fleiß in der Beherrschung des Kunsthandwerkes vollbringen können, das hat Herr Fulda redlich vollbracht, wo er Selbstbescheidung nicht nur predigte, sondern auch übte: in den „Satura“ und im „Talisman“. Die ausgezeichnete Aufführung, die dem dramatischen Märchen im „Deutschen Theater“ beschert ward, deckte die Schwächen mildthätig zu und enthüllte die fast poetischen Feinheiten des immer angenehmen und geistreichen Geplauders so effektvoll, daß die Begeisterung von Calderon und von Grillparzer sprach. So hoch schwindelt der Ehrgeiz des Herrn Fulda wohl nicht; ihm fehlt die ausschweifende Phantasie des katholisirenden Spaniers so gut wie die weiche, wiedertönende Seele des leise reaktionären Oesterreichers, und auch dem Gozzi möchte ich ihn nicht vergleichen, sondern dem Dóczy, der die bunten und feinen Bildchen uns gab vom „Kuß“ und der „letzten Liebe.“

Dem König Alfons von Cypern sagen die Höflinge und sagt es das Volk, daß er festlich geschmückt durch die Gassen schreite. Der König glaubt es, und als eines Kindes Stimme die Wahrheit verkündet, daß der König im Hemd einhergeht, als dieses einfältige Kind durch den gläubigen Muth seines Wortes die Menge bezwingt und überzeugt, da regt im Monarchen sich drohend der Herrscherwahn und tobend begehrt er Bewunderung für die Herrlichkeit seines Kleides, während er fröstelnd doch und von der wachsenden Unruhe seines Volkes umbrüllt, im Mantel eines Vasallen Schutz suchen muß. Giebt es für das Gefühl solcher Gottähnlichkeit noch eine reuige Umkehr? Herr Fulda sagt: Ja, und er läßt seinen wilden Alfons sich sittig fügen; aber ich fürchte, der alte König Sudraka hat die Verheerungen des Cäsarenwahnes doch besser gekannt, vielleicht weil er ihn in der Nähe sah und am eigenen Leibe empfand, wie das Geschmeiß höfischer Wichte durch winselndes Schmeicheln auch dem hoch strebenden Monarchen das Bewußtsein demüthiger Verantwortung zu rauben vermag und die Erkenntniß eigenen Werthes zu trüben.

M. H.



Unsere Banken.

In den nächsten vierzehn Tagen werden unsere großen Banken jene entscheidenden Verwaltungsrathssitzungen abgehalten haben, in denen die Direktoren ihrem natürlich noch gar nichts ahnenden Verwaltungsrath den Jahres-Abschluß unterbreiten und dieser dann die Entschließung faßt, den Aktionären, deren „Ja" natürlich noch ganz unsicher ist, eine Dividende von so und so viel Prozent vorzuschlagen.

Auch hierbei spielt das Persönliche eine weit größere Rolle, als alle Gesetzesparagraphen über Rechte und Pflichten des Vorstandes zu verhindern versucht haben. Ist einer der Direktoren von Familie, oder reich, oder gar begabt, so nimmt er sehr oft eine Stelle ein, die ihn dem Inhalte nach beständig über seinen Verwaltungsrath hebt. Vereint er die eben hervorgehobenen drei Eigenschaften, so wird er sogar unwillkürlich zu einem so absoluten Herrscher, daß eine Kollision selbst mit Lämmerherzen schließlich unausbleiblich ist. Gewöhnlich warten dann die zurückhaltenden Verwaltungsräthe irgend ein unglückliches Geschäft ihres Direktors ab, um ihn so weich und demüthig zu sehen, wie etwa Napoleon auf dem russischen Rückzug. Von diesem Moment an haben es die Anleihevermittler in der Nase, daß sie sich besser an ein ganz bestimmtes Verwaltungsrathsmitglied wenden, als (wie bisher) an jenen Direktor, und eines Tages verbreiten sich die üblichen erschütternden Nachrichten über erschütterte Gesundheit. Direktoren von Familie haben die Herren aus zwei Gründen gern: — wegen der Vetterschaft und wegen einer gewissen Versicherungsprämie gegen allzu spekulative Neigungen. Wer im Geld von Kindesbeinen an watete, hat zu viele gesellschaftliche Pflichten und ist aufs Gewinnen nicht allzu erpicht. Der Reichthum an sich spielt bei einem Bankdirektor keine große Rolle, da seine Stellung ihm doch sehr rasch große Baarmittel verschafft. Das war vor Jahrzehnten in nicht immer statutarisch vorgesehener Weise der Fall und hat sich heute bei dem Betheiligung- und Tantièmen-System ganz regelrecht ausgebildet. Etwas wichtiger steht es um einen begabten Direktor. Dieser ist heute nicht mehr wie zu den Blüthezeiten des Arbitrage- und Wechsel-Geschäfts eine vorzüglich eingeölte Rechenmaschine, er braucht nicht einmal eine Anleihe selbst ausrechnen zu können dagegen muß er Ideen haben, Kapital zu associiren verstehen und die Menschen unter seinen Einfluß bringen. Ist er dabei noch recht rücksichtlos, so sehen ihn seine Bankiers, die für sich auf ihren guten Namen halten, als besonders bequem an, ihre Interessen zu vertreten. Gewöhnlich hat ein solcher „Einsteiger" auch schon einmal vorher stark spekulirt, so daß quasi ein leiser schicklicher Vorwand zu einer höheren Beaufsichti ung vorhanden ist. Was nun den Einfluß der Aufsichtsräthe oder Verwaltungsräthe betrifft, so hängt dieser zunächst mit der lokalen Frage zusammen, nämlich wo sie sich aufhalten. Die Dresdener Bank drückt dies mit einer gewissen Gerechtigkeit dahin aus, daß ihre auswärtigen Verwaltungsräthe nicht so hohe Tantièmen beziehen wie die Dresdener und Berliner Kollegen. Ein einflußreiches Aufsichtsrathsmitglied muß vor Allem eine reguläre Thätigkeit entfalten, es muß am Platze sein, täglich in der Bank erscheinen, so zu sagen auf die Direktoren drücken. Zuweilen ist so ein Einflußreicher äußerlich ganz bescheiden, hat weder Orden noch Titel, und falls ihn ein ländlich-unzufriedener Aktionär etwa einmal: „Herr Präsident!" anreden sollte, so würde er sich sofort zu der ruhigen Erwiderung

erheben: „Mein Name ist Schultze!“ Ist die Bank gar aus einer Privatfirma hervorgegangen, so hat der betreffende Bankier ein doppeltes Gewicht. Er kennt sein Geschäft aus dem Fundament, opponirt den jüngeren Leitern, wie die ältere Zeit der modernen mißtraut, und sucht sich eventuell in seinem Aufsichtsrath durch Indogermanen besserer Kasten zu verstärken. Solche Elemente verzichten von vornherein darauf, eigene Meinungen geltend zu machen; erst wenn die Industrie einen gefährlicheren Raum im Finanzirungswesen einnimmt, wird man mit der Unternehmungluſt gerade dieser Herren zu rechnen haben und gegen sie wiederum Bollwerke der anderen Rasse aufrichten müssen. Unter den auswärtigen Aufsichtsräthen sind die wichtigen an der sorgsamen Bedienung zu erkennen, die ihnen bei ihrer Anwesenheit die Bank zu Theil werden läßt. Man stellt ihnen einen Sekretär, einen Boten zur Verfügung, die während der ganzen Zeit auch wohl im Hotel Wache zu halten haben. Mit dem Einfluß solcher Externen hängen gewöhnlich glänzende Anleihegeschäfte zusammen; das Kommissionsgeschäft, zu dem mehr Betriebsamkeit als Talent gehört, wird von ihnen mit einer gewissen Verächtlichkeit behandelt. Sehr interessant ist zuweilen das Verhältniß der einzelnen Aufsichtsräthe zu ihrem Präsidenten. Hat sich dieser durch überlegenen Verstand schon gefürchtet gemacht, so empfindet das Kollegium bei bedeutsamen Geschäftsvorschlägen oft den unbestimmten Verdacht, als ob ihr verehrter Präsident den Rahm bereits abgeschöpft habe. So etwas drückt sich aber nur durch ingrimmiges Lächeln aus, und eine einzige Einladung des gesellschaftlich höher Stehenden verweht wieder alle oppositionellen Absichten. Gesellschaften kann ein Parvenu bekanntlich dreierlei geben: für seine ältere Familie, um nicht pietätlos zu erscheinen, für seine Geschäftsfreunde wegen des besseren Einseifens, und endlich für Menschen von Rang.

Zum ersten Male geschah es voriges Jahr, daß die Banken sehr früh abgeschlossen hatten; es erfolgte dies wegen der neuen Deklaration zur Einkommensteuer. Diesmal sind bereits fünf Abschlüsse bekannt und die anderen folgen, wie gesagt, binnen Wochenfrist. Daß die Norddeutsche Bank, vielleicht das größte deutsche Konto-Korentgeschäft, diesmal wieder unter 5 pCt. bleiben dürfte, hängt mit den gewaltigen Lücken zusammen, welche die Cholera in Hamburgs Handel gerissen hat, außerdem sind die wichtigen Verbindungen des Exportes mit Südamerika noch nicht wieder entfaltet. Die Norddeutsche Bank giebt am Platze selbst, wo bekanntlich der Zahlungmodus durch Abschreiben noch eine große Kundschaft bringt, ausgedehnte Kredite, ihr auswärtiges, mehr nordisches Publikum, das sich durch die Emissionen gebildet hat, übt eine beneidenswerthe Glaubensfreudigkeit und ist durch keinerlei Zwischenfälle zu erschüttern. Die Bank mit ihren M. 60 Millionen Kapital und M. 14½ Millionen Reserve gehört zu der Diskontogesellschaft-Gruppe, hat aber für überseeische Geschäfte, so lange es nicht, wie jetzt in Buenos-Ayres, auf staatsmännische Verhandlungen ankommt, die gewohnheitmäßige Führung. Eine Krise hat sie nur 1857 durchgemacht, als die Ueberspekulation am Waarenmarkt die Kaufleute von New-York, London und Hamburg niedergeworfen hatte. Immerhin konnten in jenem Angstjahre 3⅔ pCt. vertheilt werden, und 1858 schon wieder 6 pCt., während jetzt in den Jahren 1891 und 92, wo über die Norddeutsche Bank gar nichts besonders Bedenkliches zu hören war, das allerdings größere Aktienkapital nur 4½ pCt. zu erlangen vermochte. Die höchsten Divi-

denden (12⅔ und 13⅝ pCt.) wurden in den Gründerjahren 1871/72 vertheilt, es ist aber charakteristisch, daß die Krachjahre, in denen die anderen Banken jämmerlich abschlossen, gerade hier nur wenig ausgemacht hatten. Die Leitung der Norddeutschen Bank gilt seit Jahren als höchst intelligent, aber die hanseatischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß die klugen und auch unternehmenden Hamburger Handelsherren stets ihre Hände dabei im Spiele haben.

Der zweite Abschluß kam von der Nationalbank für Deutschland, die ihr Kapital von Mk. 36 Millionen diesmal nur mit 5 pCt. verzinsen kann, während das vorige, schon schlechte Jahr noch 6½ pCt. ertragen hat. Eine Merkwürdigkeit bleibt es immerhin, daß 1892, in einem Jahr, das fast keine Emissionen erlebt hat, Effekten- und Konsortial-Gewinn, um noch 82 000 Mk. zunahm. Der Abschluß ist im Ganzen gar nicht schlecht und für das laufende Jahr, wo Bulgarien die Reihe der profitablen Geschäfte eröffnet hat, dürfte die Bank noch eine Reihe von Gewinnen einstreichen. Gerade die Nationalbank hat gewisse Verbindungen, die intelligent genug sind, nichts auf zu lange hinaus zu schieben, und das ist zu einer Zeit, wo die Börse noch unsicher erscheint, sehr werthvoll. Die bulgarische Emission war sehr geschickt inszenirt, auch die Hausse der alten Bulgaren in Wien hat sich als sehr nützlich erwiesen.

Am Samstag Abend erschien die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft, die ihr 65 Millionen Mark betragendes Kapital mit 6 pCt. verzinst hat, also ebenfalls mit 1½ pCt. weniger als voriges Jahr. Als Spezialreserve werden 778 843 Mk. abgesetzt, während voriges Jahr von einer solchen Dotirung nicht die Rede war. Wie hinderlich unter Umständen ein um 15 Millionen stärkeres Aktienkapital werden kann, beweist gerade dieser Abschluß. Der Reingewinn beträgt nämlich diesmal 1 800 000 Mk. mehr als voriges Jahr, und vertheilt müssen 1½ pCt. weniger werden. Da die Reserven im Ganzen ca. 16 Millionen Mark betragen und diese leider noch immer im Geschäfte verwandt werden dürfen, so wäre das Betriebskapital auch ohne Erhöhung genügend gewesen. Jedenfalls haben sich die Direktoren der Handelsgesellschaft gesagt, daß, ganz abgesehen von dem vielleicht größeren Gewinn, in einem so schlechten Jahre 6 pCt. genug wären. Es können stille Zeiten kommen, wo die Gesellschaft nicht so viel erträgt, als die Phantasie der Börse erwartet, und da ist es weiser, gerade jetzt vorzusparen. Denn das Eine darf man nie vergessen: dem Zauber der öffentlichen Meinung vermag heute fast keine Art von größerem Unternehmen zu widerstehen, und so wenig wie die Kohlenzechen diesmal die pessimistischen Ansichten des Publikums außer Acht lassen und einen hübschen Theil ihrer Erträgnisse zurückhalten, so wenig können sich auch die Banken von solchen Erwägungen trennen. Die Aufnahme der Handelsgesellschaft-Bilanz war übrigens ganz gut, nur war damit einer jener Zufälle verknüpft, welche die problematische Natur der Börse mitunter in nur zu helles Licht setzen. In Frankfurt war nämlich gerade der übliche Abendverkehr und es hatte sich ein so ganz ungewöhnlich lebhaftes Geschäft entwickelt, wie es die Räume der dortigen Effektensozietät seit Jahren nicht gesehen haben sollen. Inmitten dieser enragirten Hausse wurde nun die Bilanz der Handelsgesellschaft bekannt, und da es ohnedies Zeit zur Abkühlung war, so bildete jene Bilanz unwillkürlich deren Ausgangspunkt. Jedenfalls schien auf diese Weise die erste Aufnahme jenes Abschlusses eine ungünstige zu sein. Auf Montangebieten, sowie bei Gründung von Kleinbahnen hat aber gerade diese Gesellschaft sehr günstige Aussichten.

Die Genossenschaftsbank hat ihr Kapital von M. 21 Millionen, dem 3½ Millionen Reserve zur Seite stehen, mit 4⅚ pCt. verzinst. Die letzten drei Jahre ergaben 6, 7 und 8 pCt. Die Bank hat gute Verbindungen mit den Banken des Kleinkapitals, ist aber natürlich für die Physiognomie des Marktes nicht als maßgebend anzusehen. Es ist möglich, daß viele Leute den Namen dieses Institutes erst gehört haben, seitdem es die Staatsbahnaktion gegen die Bahn-Verwaltung führt. Ein Feldzug, der übrigens mehr dankbar als schwierig ist und in dessen Verlaufe sogar der naive Antrag an die Frankfurter Handelskammer gestellt wurde, den ungarischen Konversionsprospekt — die verheißungvolle Kuh, welche die Börse mit Milch und Butter versorgt — nicht zuzulassen. In Berlin hat man sich natürlich durch einen solchen Antrag gar nicht erst unsterblich zu machen gesucht.

Am 20. d. M. wird das Jahres-Resultat der Diskontogesellschaft publizirt. Diese Bank arbeitet mit einem Kapital von M. 75 Millionen und Reserve von M. 24 Millionen. Das Gerücht von 8 pCt. Dividende hat zwar einmal Kommandit um 2 pCt. in die Höhe getrieben, allein ein solcher Satz ist doch unwahrscheinlich. Die letzten Erträgnisse waren 8, 11 und 14 pCt., während vor vielen Jahren, als die Konkurrenz noch keine so heiße war, auch schon 24 und 17 pCt. vertheilt werden konnten. Bei dem diesmaligen Abschlusse kommt die Besserung der argentinischen Verhältnisse wenig in Betracht, da hiervon die Effektenbestände bereits Ende v. J. sehr geleert waren, andererseits hat sich das rumänische Geschäft erst im laufenden Jahre abgewickelt, so daß auch dieser Gewinn außer Berechnung bleibt. Es kommt eben Alles darauf an, wie die Diskontogesellschaft ihren Verlustantheil (das ist nämlich richtiger als blos Antheil) bei der Druckluftcompagnie Popp in Paris aufzunehmen gedenkt. Man kann es nun als ziemlich sicher annehmen, daß die Bank längst beschlossen hat, ihren dortigen sehr großen Schaden des moralischen Ansehens willen auf mehrere Jahre langsam zu vertheilen, daß sie aber auch sehr lange Zeit zur Redaktion des Satzes gebrauchen wird, der über die Affaire Popp in den Geschäftsbericht aufgenommen werden soll.

Am 25. d. M. kommt dann die Deutsche Bank mit 75 Millionen Kapital. Ob sie wie voriges Mal wieder 9 pCt. geben kann, ist mehr als fraglich. Sie hat aber dieses Jahr an Staatsbahnaktien, Italienern und an Goldshares ꝛc. große Summen verdient und bleibt für die Gründung neuer Hypothekenbanken sowie Versicherungsgesellschaften die kommende Bank.

Sehr befriedigend ist der Abschluß der Dresdener Bank, die ein um M. 10 Millionen größeres Kapital als voriges Jahr wiederum mit 7 pCt. verzinsen kann. Eine Bank, die im stillsten Jahre auf M. 70 Millionen 7 pCt. Dividende vertheilte, hat diese augenscheinlich nicht in den letzten 365 Tagen verdient, sondern zehrt zum Theil wohl noch von Gewinnen aus dem Vorjahre. Schlüssel? Effekten- und Konsortial-Konto, das voriges Mal nur M. 18543 Gewinn ergab (gegen M. 2 138 000 im J. 1890), also augenscheinlich einer möglichst niedrigen Bilanzirung unterworfen worden war, während es diesmal wieder auf einen Ertrag von M. 1 553 000 hinaufschnellt. Im Februar vorigen Jahres hieß es: die stets rührige Dresdener Bank habe in dem schlechten Jahre 1891 an Montanwerthen so enorm verdient, daß sie sich genire, mit dem Gewinn hervorzutreten. Sollte es nicht zuweilen auch wahre Gerüchte geben?

Pluto.

Notizbuch.

Ein ungewöhnlich vielseitiger Mann scheint Herr **Poultney Bigelow** zu sein, der sich durch seine eigentlich noch mehr kindischen als bösartigen Schmähschriften gegen den Fürsten Bismarck das zärtliche Wohlwollen deutscher Zeitungen erworben hat. Es muß ihm wohl gelungen sein, diesen bedeutenden Theil seiner Thätigkeit vor dem Kaiser Wilhelm verborgen zu halten, denn er ist eben wieder in der Lage, mit Auszeichnungen zu renommiren, die er bei den letzten Hoffestlichkeiten in Berlin vom Deutschen Kaiser empfangen haben will. Aber Herr Poultney Bigelow hat mehr als ein Eisen im Feuer. Während er in gefälligen Blättern verkünden läßt, der Kaiser habe sich mit ihm — seinem Kameraden vom Kasseler Gymnasium —, eingehend über einen Artikel unterhalten, in dem Herr Bigelow seine Ausweisung aus Rußland geschildert hat, wird er gleichzeitig in einer französischen Revue wegen seiner begeisterten Sympathie für Frankreich gefeiert. In der Revue de Famille vom 1. Februar 1893 findet man die folgenden Sätze: „Wie sein Vater, dessen Empfindungen er völlig theilt, hegt auch Herr Poultney Bigelow für Frankreich lebhafte und aufrichtige Sympathien, die, wunderbar genug, noch aus der Zeit datiren, wo er das Gymnasium einer deutschen Kleinstadt besuchte. Es war im Jahre 1870. In der Umgegend lag eine Festung, wo französische Kriegsgefangene internirt waren. So oft Herr Bigelow und sein Bruder eine Stunde erübrigen konnten, war es ihr größtes Vergnügen, nach der Festung zu laufen und den französischen Soldaten Tabak und Cigarren hinzutragen; ihr ganzes Taschengeld verwandten sie darauf". Wenn diese hübsche Geschichte, die auf Kassel und Wilhelmshöhe recht gut passen würde, nicht erfunden ist, dann hat Herr Poultney Bigelow seine Schulzeit jedenfalls nicht verloren. Nur ein Yankee konnte das Kunststück fertig bringen, die Freundschaft des künftigen Deutschen Kaisers und zugleich die Dankbarkeit französischer Chauvinisten zu erwerben.

Während die Landwirthschaft und die Industrie noch in banger Sorge auf den Handelsvertrag mit Rußland ihre Blicke richten, droht bereits einem freilich geringeren Absatzgebiet des europäischen Handels ernste Gefahr. Es scheint gewiß, daß die Vereinigten Staaten von den **Sandwich-Inseln** Besitz ergreifen werden oder schon ergriffen haben. Damit wäre für England die wichtigste Kohlenstation im Stillen Ozean verloren, denn um etwa vorhandenen Verträge werden die Monroe-Leute in Amerika sich wenig kümmern. Das könnte uns gleichgiltig sein und wir dürften uns mit der Erklärung des deutschen Generalkonsuls auf Hawaii begnügen, nach der Deutschland, ohne sich um die politische Zukunft der Inseln zu kümmern, nur seine Handelsinteressen schützen werde. Sind aber die Sandwich-Inseln erst im amerikanischen Besitz, dann wird auch der amerikanische Zolltarif eingeführt und die Inselgruppe ist für den europäischen Export verloren. Die ganze Aktion geht von den Zucker-Spekulanten auf Hawaii aus, die den amerikanischen Markt brauchen. So wird heute Geschichte gemacht. Da in England jetzt Gladstone das Steuer führt, wird die deutsche Regirung gut thun, selbständig und namentlich schnell vorzugehen, um für den ohnehin schwer geschädigten Ausfuhrhandel des Reiches und für unsere nationale Produktion zu retten, was noch zu retten ist.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Der Kampf um die Handelsverträge.

Die Besucher der Reichstagstribüne konnten am 16. Februar die Erinnerung an ein recht interessantes Schauspiel heimtragen. Herr Bamberger hatte eine eben so geistreiche wie gouvernementale Rede gehalten; und als er seine fein pointirte und der rauhen Wirklichkeit wirthschaftlicher Thatsachen vorsichtig ausweichende Plauderei beendet hatte, da konnte man sehen, wie Herr von Boetticher sich ihm näherte und mit dem freundlichen Lächeln, das diesen hohen Reichsbeamten immer ziert, dem Abgeordneten einige Liebenswürdigkeiten spendete. Der kaum bemerkte Vorgang erschien als ein sehr passendes Symbol der Lage, die während der umständlichen Debatten über die Handelsverträge und ihre Wirkungen offenbar wurde: er zeigte die von den produzirenden Klassen der Bevölkerung angegriffene Regirung in herzlicher Intimität mit dem Manchesterthum. Die Vertreter der Landwirthschaft und der für Deutschland wichtigsten industriellen Betriebe erhoben sich gegen die Handelspolitik des neuen Kurses, und als Vertheidiger der angeklagten Regirung marschirten Bankiers, Advokaten und Journalisten auf.

Herr Bamberger, der gegen seine Gewohnheit diesmal die patriotischen Accente nicht verschmähte, hatte in seiner Rede auch gesagt, der Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland sei mehr werth als eine Armee. Das ist die alte Anschauung der Manchesterleute: vollständig freier Tauschhandel zwischen allen Völkern der Erde soll uns den ewigen Frieden nebst anderen Glückseligkeiten verbürgen.

Gournay und die übrigen französischen Nationalökonomen des achtzehnten Jahrhunderts hatten den Völkern diese schmeichelnden Träume noch erspart, als sie gegen die hemmenden Beschränkungen des ancien régime die Loosung ausgaben, die als laisser-faire, laisser-passer das Andenken ihres Urhebers allzu lange überlebt hat. Erst der radikale Freihändler Richard Cobden schmückte das Banner von Manchester mit dem Oelzweig, und da ihm 1860 der Abschluß des Handelsvertrages zwischen England und Frankreich gelungen war, wurde dieser Erfolg als ein Sieg des Friedensgedankens gefeiert. Zwei Jahre später, am 2. August 1862, wurde der Handelsvertrag zwischen Preußen und Frankreich geschlossen; das bedeutete nur ein Fortschreiten in den Bahnen, die seit der Begründung des Zollvereins eingeschlagen waren, aber wieder erscholl der Ruf, nun sei der Friede zwischen Frankreich und den deutschen Stämmen gesichert. Aber der internationale Freihandel hatte ohne das Erstarken des nationalen Gedankens seine Rechnung gemacht: die wirthschaftliche Annäherung konnte nicht verhindern, daß Frankreich mit immer größerem Mißtrauen auf die werdende deutsche Einheit sah und daß der Krieg unvermeidlich wurde. An die Geschichte des Zollvereins und dieses Handelsvertrages mochte Fürst Bismarck denken, als er am 5. Dezember 1876 auf eine Interpellation des Herrn Richter über die drohende Erhöhung der russischen Eingangszölle erwiderte: „Politische und wirthschaftliche Verhältnisse lassen sich nicht vermischen . . . . . . Es würde das geradezu an die Vorgänge erinnern, die Sie von den Inhabern gewisser Geschäfte auf dem Mühlendamm hier in Berlin gehört haben, daß sie Händel suchen mit denen, die von ihnen nicht kaufen wollen . . . . . . Die politischen Verhältnisse sind viel fluktuirender als die großen Verkehrsverhältnisse.“ Damals waren die Vertreter des Freihandels, die Herren Delbrück und Philippsborn, schon zurückgetreten und die große wirthschaftliche Umkehr des jungen Reiches bereitete sich vor.

Die ersten Anzeichen einer Rückkehr zu Cobdens Lehre traten hervor, als im Dezember 1891 die neuen Handelsverträge durch den Reichstag gepeitscht wurden. Diese Verträge sollten, so hieß es vom Bundesrathstische, eine eminent friedliche Wirkung üben, sie sollten die Staaten des Dreibundes enger an einander schließen und ihnen eine Macht sichern, in deren Besitz sie jedem Angriff ruhig entgegensehen könnten. Die kühne Behauptung fand bei allen Philistern Glauben

und sie wirkte auch im Parlament so stark, daß die Verträge mit 243 gegen 48 Stimmen angenommen wurden. Heute muß man einen so eilfertigen Optimismus belächeln: von einem festeren Zusammenschluß der Dreibundsmächte kann, namentlich mit Rücksicht auf gewisse Symptome in Italien, ernstlich nicht die Rede sein, und während Deutschland sich anschickt, mit Rußland wirthschaftliche Abmachungen zu treffen, rechnet der leitende Staatsmann gleichzeitig mit der Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit zwei Fronten. Graf Caprivi muß also seine Ansicht über die friedliche Bedeutung der Tarifverträge wohl geändert und eingesehen haben, daß die politische Kraft des Dreibundes durch die wirthschaftlichen Abmachungen nicht verstärkt worden ist. Den Staatssekretär im Auswärtigen Amt aber, den Freiherrn Marschall von Bieberstein, hinderte diese Erfahrung nicht, auch jetzt noch im Reichstage zu erklären, „daß, je mehr die Interessen der Nationen Europas durch solche Tarifverträge solidarisch werden, um so mehr sie sich hüten werden, in Streit und in Krieg einzutreten“. Das ist die Ansicht der Herren Cobden und Bamberger, zu der sich nun also auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten bekennt, obwohl wir seit zweiundzwanzig Jahren mit Frankreich auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation verkehren, ohne dadurch politische Vortheile im Sinne einer friedlichen Annäherung erreicht zu haben. Die politischen Verhältnisse sind eben viel fluktuirender als die großen Verkehrsverhältnisse; und wer die Erfahrungen dreier Jahrzehnte betrachtet und die Autorität Bismarcks höher schätzt als die der Herren von Marschall und Bamberger, der wird sich der Illusion nicht hingeben, daß durch einen Handelsvertrag die politischen Beziehungen Deutschlands zu Rußland verbessert werden könnten.

Wenn man das angeblich politische Argument bei Seite schiebt, dann stößt man zunächst auf die Fragen: Kann das Reich den Ausfall in seinen Zolleinnahmen ertragen? und: Ist die Wirkung der Handelsverträge vom vorigen Jahre eine solche, daß die produzirenden Klassen der Bevölkerung damit zufrieden sein können?

Graf Caprivi hat im Reichstag gesagt, er halte es nicht für wünschenswerth, daß der Kanzler des Deutschen Reiches Großgrundbesitzer sei, und für diese Aeußerung hat ihm der freisinnige Chor Jubelhymnen geweiht. Der Freisinn hausirt ja schon lange mit der Fabel, Fürst Bismarck habe die Schutzzölle nur eingeführt, um aus

seinen Gütern höhere Erträge zu ziehen. Bei diesem dreisten Schwindel, der in der Kette alberner Fälschungen der deutschen Geschichte doch nur ein Glied ist, braucht man sich nicht mehr lange aufzuhalten. Aber vielleicht erinnert Graf Caprivi sich gelegentlich daran, daß er ohne den Großgrundbesitzer überhaupt nicht in die Lage gekommen wäre, zu einer Vertretung des geeinigten deutschen Volkes zu sprechen; und vielleicht denkt er auch darüber nach, ob ein auf dem Lande aufgewachsener Mann, der mit den Erwerbsverhältnissen der Landwirthschaft und der Industrie bis in die winzigsten Einzelheiten genau vertraut geworden war und der später auf den gefährlichsten Posten seine diplomatischen Lehrjahre durchmachen konnte, nicht am Ende zur Leitung der Reichsgeschäfte doch mehr geeignet ist als der Sohn eines dem Erwerbsleben völlig entrückten Juristen, als ein noch so vortrefflicher Soldat, der mit achtzehn Jahren zur Truppe kam und der das wirthschaftliche Leben praktisch eben so wenig kennen lernte wie die verschlungenen Pfade der europäischen Diplomatie. Dem Deutschen Reich ist es unter dem Großgrundbesitzer recht gut gegangen und kein leidlich verständiger Mensch zweifelt heute noch daran, daß die wirthschaftliche Umkehr des Jahres 1879 nicht von einem egoistischen Begehren des Fürsten Bismarck diktirt war, sondern von einem dringenden Bedürfniß des Reiches.

Das neue Reich war finanziell nicht lebensfähig; es brauchte Geld, um seine militärische Macht zu behaupten und zu verstärken, und um der wachsenden Gefahr der Sozialdemokratie durch eine ausgreifende soziale Gesetzgebung zu begegnen. Zugleich erschien es nöthig, die nationale Arbeit zu schützen und die Klassen der Bevölkerung zufrieden zu stellen, auf die der monarchische Staat, weil sie mit seinen Interessen eng verbunden sind, mit Sicherheit zählen kann, die ihm seine besten Soldaten, seine Offiziere und Beamten liefern. Die Zolleinnahmen des Reiches, die 1878 rund 111 Millionen betragen hatten, stiegen bis zum Jahr 1890 auf 395 Millionen Mark und es war dadurch möglich geworden, nach außen und im Innern eine Politik im großen Stil zu treiben. Jetzt, wo die militärischen und die sozialen Ansprüche beständig wachsen, wo neue Steuerquellen erschlossen werden müssen und jeder Staat sich ängstlich hütet, seine gesicherten Einnahmen irgendwie zu schmälern, jetzt giebt die deutsche Regirung einen beträchtlichen Theil ihrer Zolleinnahmen auf, ohne noch zu wissen, wo für den Verlust ausreichender Ersatz gefunden werden soll. Ein solcher

Schritt wäre nur zu begreifen, wenn der fiskalische Verlust durch eine Kräftigung der nationalen Produktion ausgeglichen würde. Wie weit die deutschen Landwirthe von einer solchen Hoffnung entfernt sind, das haben sie in diesen Tagen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit ausgesprochen. Die Stimmung, die in den Kreisen der Industrie herrscht, wird durch ein Rundschreiben der großen westphälischen Firma Funcke und Hueck charakterisirt, in dem es heißt: „Dieser neue Kurs, verbunden mit ungünstig abgeschlossenen Handelsverträgen und ungenügender Vertretung der Ernährer des Volkes und des Staates im Landtage und einem gewissen Streberthum, das sich vielfach kundthut und gewiß keinen günstigen Einfluß ausübt, begründet unsere Ansicht, daß eine Besserung unserer gewerblichen Lage noch nicht so bald zu erwarten ist, wenigstens so lange nicht, bis nicht ein allgemeiner Umschwung in der Anschauung stattfindet, und die Regirung zu der Erkenntniß kommt: so wie bisher geht es nicht weiter." Das ist nicht etwa eine vereinzelte Stimme, sondern der Ausdruck einer weithin verbreiteten Anschauung, die kein Geschrei liberaler Zeitungen übertönen kann. Die Einnahmen des Reiches sind verkürzt und die Produzenten sind unzufrieden: das ist bis heute das Resultat der neuen Handelspolitik.

Unter diesen Umständen ist es den deutschen Produzenten nicht zu verdenken, wenn sie nicht gesonnen sind, auch diesmal wieder eine handelspolitische Aktion über sich ergehen zu lassen, ohne ihre Interessen kräftig zu vertreten. Die Herren hätten besser gethan, den Brunnen zu schließen, bevor das Kind hineingefallen war; nachdem sie das erste Bündel der Handelsverträge bereitwillig und ohne eingehende Prüfung hingenommen haben, wird es nicht leicht sein, die Folgen dieses ersten Schrittes auf einer dunklen Bahn abzuwehren. Immerhin ist es erfreulich, daß im Preußischen Abgeordnetenhause und im Deutschen Reichstage namentlich die Landwirthe sich endlich zu einem Protest gegen die Anschauungen aufgerafft haben, die heute an den entscheidenden Stellen vorherrschend sind; nur dürfen sich die Herren darüber nicht täuschen, daß sie gegen die geradezu wunderbaren wirthschaftlichen Auffassungen des jetzigen Kanzlers und gegen die Preßmeute, die ihn jubelnd umheult, nur dann etwas erreichen können, wenn sie mit ganz anderer Rücksichtlosigkeit und Entschlossenheit vorgehen, als sie es bis jetzt gethan haben. So lange sie jedes arme Wörtchen bedauern, das irgend

einen Minister gekränkt haben könnte, so lange sie einander in loyalen Verrenkungen überbieten und immer zeigen, wie gern sie zum bösen Spiel gute Miene machen möchten —: so lange wird man ihre schüchternen Angriffe nicht ernst nehmen. Es war bezeichnend, das die Führer der Bewegung sich mit Feuereifer gegen die Ausstreuung des offiziösen „Berliner Tageblattes" verwahrten, sie hätten sich in Friedrichsruh Rath geholt, und daß in der Versammlung der Landwirthe, „um jeden Mißklang zu vermeiden", ein Hoch auf den Fürsten Bismarck nicht ausgebracht werden durfte. Die Herren wagen nicht, sich zum alten Kurs zu bekennen, und sie beklagen sich dennoch, da der neue Kurs über sie hinweg geht.

Von einer ernsthaften Widerlegung der konservativen Beschwerden kann nach dem Verlauf der Debatten nicht gesprochen werden. Die Ankläger waren Männer aus dem praktischen Leben, die eigene Erfahrungen sachgemäß und eindringlich schilderten, und ihnen gegenüber stand ein General, standen einige Juristen und Journalisten. Wie die Handelsverträge volkswirthschaftlich zu vertheidigen sind, das könnten die Minister und ihre freiwilligen Kommissare vom Freisinn aus den drei glänzenden Aufsätzen lernen, die der Staatsminister Dr. Albert Schäffle vor einem Jahr in seiner „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" veröffentlicht hat. Das ausgreifende Programm, das Schäffle dort für die wirthschaftliche Zukunft Europas aufstellt, könnte von einem genialen Staatsmann vielleicht verwirklicht werden. Wie die Dinge augenblicklich aber in Deutschland liegen, hat das Volk alle Veranlassung, jedem weiteren Versuch einer politischen oder wirthschaftlichen Veränderung mit bedenklichem Mißtrauen entgegenzusehen. Deshalb war es vielleicht gut, daß die Vertheidigung der neuen Handelspolitik gar so dürftig ausfiel und daß außer tönenden Reden und arg verspäteter Manchesterei nichts zu Tage gefördert wurde.

Die Vorbereitungen des Tarifvertrages mit Oesterreich-Ungarn stammen aus einer Zeit, wo man in Berlin gegen Rußland stark verstimmt war und vielleicht mit der Möglichkeit rechnete, durch Differentialzölle das Zarenreich ärgern zu können. Jetzt hat der russische Thronfolger am deutschen Kaiserhof einen Besuch abgestattet und eine ganz ungewöhnlich warme Aufnahme gefunden. Das ist gewiß erfreulich; aber solche vorübergehenden Stimmungen können nicht maßgebend sein, wo es sich um das Wohl und Wehe der deutschen

Produktion handelt. Die Schlauheit der russischen Diplomatie ist hoffentlich nicht schlau genug gewesen, wenn sie glaubte, durch billige Höflichkeiten sich handelspolitische Vortheile gewinnen zu können. Die Nothwendigkeit, mit Rußland gute politische Beziehungen zu unterhalten und sich um seine inneren Verhältnisse möglichst wenig zu bekümmern, wird hier, auch gegen die offiziösen Verleumdungen aus der bekannten Gegend, immer wieder betont werden, eben so aber auch die andere Nothwendigkeit, gegen die russischen Versuche, Deutschland nach allen Regeln einer orientalischen Barbierstube einzuseifen, auf der Huth zu sein. Wenn jetzt die produktiven Stände gegen einen Handelsvertrag mit Rußland gewichtige Bedenken erheben, wenn sie ferner die Befähigung einiger Herren anzweifeln, die mit den Russen verhandeln sollen, dann genügen einige humane Redensarten nicht, um diese Bedenken und Zweifel zurückzuweisen.

Die Landwirthe fürchten, daß durch eine Herabsetzung des Zolls für das russische Getreide namentlich der deutsche Roggenbau nicht mehr konkurrenzfähig bleiben würde, besonders bei den unaufhörlichen Schwankungen, denen die russische Valuta unterliegt, — und hier begegnen sich ihre Befürchtungen mit denen der Industrie. Der russische Rubel, der bei vollem Werth 3,25 Mark in Gold gilt, hat bei uns seinen tiefsten Stand Ende Februar 1888 mit 1,64 Mark, seinen höchsten Ende April 1892 mit 2,45 Mark erreicht. Diese Schwankungnn sind für die Einfuhr russischer Produkte nach Deutschland natürlich von allergrößter Bedeutung. Wenn Ende April 1891 z. B. bei uns irgend eine Waare pro 100 Kilogramm 12 Mark kostete, so erhielt derjenige, welcher diese Waare von Rußland nach Deutschland brachte, um diese Zeit dafür den Betrag von 12 Mark, dividirt durch den damaligen Kurswerth von 2,45 Mark in Gold pro Rubel, also 4 Rubel und 90 Kopeken. Für die selbe Waare würde der Exporteur auch Ende Februar 1888 den Betrag von12 Mark erhalten haben, aber dividirt durch den damaligen Kurswerth von 1,64 Mark in Gold pro Rubel, also 7 Rubel und 32 Kopeken. War der Verkäufer nun mit dem ersten Betrag zufrieden, dann konnte er seine Waare bei dem niedrigen Rubelkurs auch billiger verkaufen und dadurch die deutsche Produktion um rund 33 1/3 Prozent im Preise drücken. Im internen Verkehr Rußlands hat der Rubel immer den gleichen Werth und für den russischen Konsumenten hat der ausländische Rubelkurs keine Beden-

tung. Für die russische Ausfuhr nach Deutschland ist aber der niedrige Rubelkurs geradezu eine Export-Prämie, während er umgekehrt auf die deutsche Ausfuhr nach Rußland fast wie eine völlige Grenzsperre wirkt. Diese Verhältnisse sind im Abgeordnetenhause von den Herren von Schalscha und von Minnigerode sehr drastisch dargestellt worden, und wenn es den deutschen Unterhändlern dafür an hinreichendem Verständniß fehlen sollte, dann wäre es wirklich zu wünschen, daß ihnen von nun an ihr Gehalt in russischen Papierrubeln zum Kurse von 3,25 Mark ausgezahlt würde, damit sie — wie das der deutschen Landwirthschaft und Industrie alltäglich geschieht — die Bedeutung der schwankenden russischen Valuta am eigenen Leibe verspüren. Die Landwirthe, das betonte Herr von Schalscha mit Recht, könnten den Getreidezoll gegen Rußland gänzlich entbehren, wenn das Zarenreich durch die Einführung der Goldwährung dem Papierrubel den ständigen Werth von 3,25 Mark geben und erhalten könnte. Bis dahin wird es sich vielleicht empfehlen, durch das von den Herren von Kardorff und Szmula empfohlene System einer gleitenden Zoll-Skala die Schwankungen der russischen Valuta für die deutschen Interessen weniger empfindlich zu machen. Es handelt sich darum, stabile Verhältnisse zu schaffen; das ist ohne Berücksichtigung der russischen Valuta nicht möglich, denn die formale Beständigkeit würde durch den schwankenden Rubelkurs unaufhörlich beeinträchtigt werden, und zwar ausschließlich auf Kosten der deutschen Produzenten. Wenn Rußland ernstlich einen Handelsvertrag abschließen will, dann wird es auch die berechtigte Forderung anerkennen, die schwankende Valuta durch eine gleitende Zoll-Skala auszugleichen, die mit dem sinkenden Rubelkurs fällt und mit dem steigenden Rubelkurs erhöht wird.

Rußland hat an der Herabsetzung der deutschen Getreidezölle das allergrößte Interesse, weil es an der Roggeneinfuhr nach Deutschland in gewöhnlichen Zeiten allein mit etwa 90 Prozent betheiligt ist und weil es außerdem auch für seine jetzt schon beträchtliche Weizeneinfuhr in niedrigen Zollsätzen noch eine wesentliche Unterstützung finden würde. Für die deutsche Industrie sind daher von Rußland unbedingt große Konzessionen zu erlangen. In erster Reihe wird hier die deutsche Eisenindustrie zu berücksichtigen sein, die seit fünfzehn Jahren durch die beständig erhöhten russischen Eisenzölle beunruhigt und geschädigt worden ist. Es wäre traurig, wenn die Erfahrungen

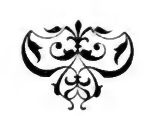
des Handelsvertrages mit Oesterreich sich hier wiederholen sollten; die Hoffnungen, dieser Vertrag würde die Einfuhr von deutschen Eisenprodukten nach Oesterreich erleichtern, hat sich nicht erfüllt; die erreichten Vortheile sind praktisch von gar keiner Bedeutung und der Konventionaltarif mit Oesterreich hat also zwar die deutsche Landwirthschaft geschädigt, aber der deutschen Eisenindustrie nicht genützt. Der Versuch des Herrn von Marschall, die vom Grafen Kanitz vorgebrachten Klagen der Eisenindustrie mit mechanisch zusammengestellten statistischen Zahlen zu widerlegen, haben auf die Kenner der Verhältnisse nicht den geringsten Eindruck gemacht. Mit der Statistik läßt sich am Ende Alles beweisen, namentlich wenn man rein äußerlich damit operirt, ohne sich in das organische Gefüge des statistischen Materials hinein zu versetzen und die thatsächlich bestehenden Verhältnisse zu übersehen. Herr von Marschall brauchte sich nur an die berufenen Vertreter der Eisenindustrie, namentlich im östlichen Deutschland, zu wenden, um die Bestätigung der vom Grafen Kanitz vorgebrachten Beschwerden zu vernehmen. Schon Cicero, der doch auch Jurist war, sagte: partibus neglectis de toto judicare stulti est.

Aber vielleicht ist Herr von Marschall auf dem Wege nach Manchester schon so weit gekommen, daß er jeden Menschen, der einen gesunden, berechtigten Egoismus vertritt und sich seiner Haut wehrt, für einen schnöden Interessenjäger hält, auf dessen Urtheil kein Werth zu legen ist. Die durch Herrn von Boetticher pantomimisch bestätigte Rückkehr der Regirung zu freihändlerischen Tendenzen hat ja bereits erhebliche Fortschritte gemacht. Graf Caprivi meint, es sei ein unabänderliches „Naturgesetz", daß die Arbeiter vom Lande in die großen Städte strömen, er sieht keine Möglichkeit, hier durch organische Heilversuche irgend welche Abhilfe zu schaffen, und er scheint auch sonst geneigt, in die liberale Melodie vom freien Spiel der Kräfte herzhaft einzustimmen. Und der Leiter der Unterhandlungen mit Rußland wie mit Oesterreich ist der freihändlerische Geheimrath von Huber, den Fürst Bismarck von Delbrück übernahm, um ihn alsbald von allen einschneidenden Materien fern zu halten. Der Charakter und die theoretische Bildung dieses Herrn begegnet nirgends einem Zweifel, aber er steht dem praktischen Leben und seinen wirthschaftlichen Ansprüchen so fern, daß ihm ein großes industrielles Unternehmen kaum seine geschäftliche Vertretung übertragen würde. Als Herr von Huber

zum ersten Male beim Fürsten Bismarck Vortrag hielt und ihm in längerer Rede seine Prinzipien entwickeln wollte, unterbrach ihn der Kanzler mit dem Satz: „Ich habe Sie eigentlich nicht hergebeten, um Ihre Ansichten zu hören, sondern um Ihnen meine Ansichten mitzutheilen." Graf Caprivi ist falsch unterrichtet, wenn er annimmt, Herr von Huber sei unter Bismarck jemals der Träger wichtiger Verhandlungen gewesen; noch im vorigen Jahre freute ja auch der ganze so zu sagen entschiedene Liberalismus sich laut, als es hieß, endlich würde dieser verdiente Beamte wieder in den Vordergrund treten. Den Bekennern des Cobdenthums war diese Freude nicht zu verargen; aber von der übrigen deutschen Menschheit kann auch nicht verlangt werden, daß sie diesem Unterhändler nach den Proben vom vorigen Jahr blind und gläubig ihr Vertrauen schenkt.

Und um eine Vertrauensfrage handelt es sich doch bei der ganzen Schlacht um die Zollpolitik. Es ist kein Zufall, daß die konservativen Parteien widerstrebend genöthigt sind, in eine einstweilen noch vorsichtige Opposition gegen die Regirung zu rücken; denn diese Regirung mag noch so laut ihre christlich-monarchischen Ueberzeugungen verkünden —: sie steht der Weltanschauung des nur sogenannten Liberalismus nahe, der Weltanschauung, die — nach Lagarde — überallher geistige Güter zusammenschleppt, in dem guten Glauben, diese Güter seien ihr Eigenthum, weil sie in ihren Truhen und Schreinen liegen. Die Regirung, das heißt hier zunächst: der Reichskanzler; und deshalb war es taktisch nicht ungeschickt, als der leitende General den Stier bei den Hörnern packte und im Reichstag erklärte, er glaube zu bemerken, daß man ihm nicht mehr überall im Lande Vertrauen entgegen bringe. Auf diese verhüllte Frage mußte die offene Antwort gegeben werden: Nein, Graf Caprivi ist nicht der Vertrauensmann der Nation, und er ist es weniger als je zuvor seit der letzten rhetorischen Leistung, für die in der gesammten liberalen Presse jetzt eine übel riechende Reklame gemacht wird und die nicht einen einzigen produktiven Gedanken enthält. Graf Caprivi, der von allen Seiten mit einer zärtlichen Rücksicht ohne Gleichen behandelt wird, glaubt, wie Goethes Regentin der Niederlande, die Gährung, die ein Volk ergreift, ließe sich durch ein freundliches Wort beschwichtigen und die widrigsten Elemente müßten sich zu seinen Füßen in sanfter Eintracht vereinen; ihm fehlt — und nach seinem Lebensgange muß es ihm fehlen — das Verständniß für

die tieferen Ursachen wirthschaftlicher Krisen; deshalb wittert er überall demagogische Gelüste und wähnt das Vaterland und den sicheren Besitz in Gefahr, weil die Schichten der Bevölkerung, auf denen das Vaterland und der Besitz beruhen, endlich mit einiger Energie die Rechte heischen, die ihren schweren Pflichten entsprechen. Die Politik der Versöhnung steht vor der Liquidation und ihr Schöpfer klagt über Unweisheit und Undankbarkeit und droht mit schrecklichen Aussichten in eine nahende Zukunft. Graf Caprivi hat geirrt, als er höchst unphilosophisch das große Wort vom Kampf gegen den Atheismus aussprach, als er in dem Ereigniß von Kronstadt eine Friedensbürgschaft zu erkennen glaubte, als er unsere besten Männer aus der Diplomatie und dem Kolonialdienst entfernte, als er die politische Bedeutung der Handelsverträge pries, die industriellen über die landwirthschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches stellte und an das ragende Denkmal des Reichsbegründers seine papiernen Erlasse kleben ließ. Das ist nur ein kurzer Auszug aus einem langen Register. Graf Caprivi irrt auch jetzt, da er annimmt, von seinem Gehen oder Bleiben hänge die ruhige Weiterfahrt des Staatsschiffes ab; die Einsicht, daß ein Wechsel der Person an der leitenden Stelle gefährlich ist, war im März des Jahres 1890 am Platz, — heute ist sie von weitaus geringerer Bedeutung, denn alle taktischen Künste und loyalen Heucheleien können die Thatsache nicht mehr verbergen, daß zwischen dem Volk und seinem ersten Vertreter die verbindenden Fäden zerrissen sind und daß gegen eine unproduktive Politik die produzirenden Kräfte der Nation sich erheben. Gewiß folgt Graf Caprivi seiner ehrlichen Ueberzeugung; aber ein ihm nicht unbekannter Großgrundbesitzer, der im Nebenamt mit einigem Glück Reichskanzler war, hat, als es sich um den Schutz der nationalen Arbeit und um die finanzielle Sicherung des Reiches handelte, schon am 2. Mai 1879 gesagt, daß man auf die Dauer Deutschland nicht zumuthen kann, in dieser Welt der wilden Interessenjagden allein die Dupe einer ehrlichen Ueberzeugung zu sein.



Fortschritt.*)

II.

Meiner Meinung nach ist der Nutzen, den staatliche Eingriffe innerhalb von Gemeinwesen je geschaffen haben und noch schaffen, in der Hauptsache mehr ein negativer als ein positiver. Sie födern in keinerlei nennenswerther Weise die Ursachen des Fortschrittes in der Welt, sondern schaffen einzig die Bedingungen und äußeren Umstände, unter denen die Welt dann fortschreiten kann. Aber auch wer dieser Werthung der allbekannten Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zustimmt, wird vielleicht der Ansicht sein, und ist vielfach der Ansicht, daß in Zukunft darin weit mehr gethan werden könne. Wenn es sicher ist, kann er sagen, daß das Geschick eines jeden Geschlechtes in einer fast unberechenbaren Ausdehnung durch die sozialen Bedingungen bestimmt ist, unter denen es geboren wurde; wenn es sicher ist, daß diese Bedingungen in der Hauptsache nur Menschenwerk sind; wenn es sicher ist, daß uns kein zweites so machtvolles Werkzeug zu Gebote steht wie das Handeln eines Gemeinwesens als Gesammtheit —: warum es dann nicht auch anwenden, um diejenige Umwelt für uns zu schaffen, die den Fortschritt, den wir ersehnen, beschleunigen und dauernd begründen kann?

Um diese Frage beantworten zu können, muß man erstens wissen, ob das Gemeinwesen, dessen Beistand angerufen wird, denn auch das erforderliche Maß von Erkenntniß besitzt; und sodann, ob es auch wirklich die Macht hat, diese Erkenntniß zu Thatsachen zu machen.

Es ist seltsam, daß sich die erste dieser Fragen ganzen Schulen politischer Denker am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts — gar nicht aufgedrängt zu haben scheint. Ihrer Ansicht nach war die Bekanntschaft mit dem „Gesetz der Natur“ ganz genügend dazu, und das „Gesetz der Natur“ konnte jeder verstehen, der dazu nur seinen Verstand ohne Vorurtheile mitbrachte. Diese merkwürdige Lehre lebt auch jetzt noch in erstaunlicher Ausdehnung fort, und noch jetzt giebt es eine große Anzahl bedeutender Männer, die sich ausschließlich der Aufgabe zu widmen scheinen, die Meinung der Gesammtheit oder was für diese gilt, möglichst rasch und gründlich auf die Staatsmaschine einwirken zu lassen, offenbar ohne daran zu denken, daß, wenn es überhaupt möglich wäre, eine rasche und gründliche Einwirkung auf diese zu erzielen, sich Zweifel erheben könnten, was denn nun eigentlich zu thun sei. Und doch haben wir noch keinen Beweis dafür, daß eine Wissenschaft vom Wesen der Gesellschaft, oder auch nur der Theil von ihr, der sich mit der Politik beschäftigt, überhaupt existire, ja je existiren

*) Siehe Nr. 21 der „Zukunft“.

werde, außer in Gestalt einer gewissen Anzahl ja ganz werthvoller praktischer Grundsätze und weniger sehr weiter und nicht sehr zuverlässiger Verallgemeinerungen. Einige sonst sehr fähige Philosophen haben sich diese Wissenschaft ausgebaut, wie sich ein spekulativer Bauunternehmer etwa ein Zukunftbad ausbaut. Aber die Straßen, Plätze, Theater und Badebrücken dieser wissenschaftlichen Stadt sind einzig in der Einbildung vorhanden und werden wohl auch so bald nicht wirklich errichtet werden. Was gewöhnlich als theoretische Politik figurirt, hat genau besehen mit einer Wissenschaft von der Gesellschaft überhaupt nichts zu thun. Der ganze Stamm der Utopien, die unzähligen von abstrakten Rechten oder ethischen Verpflichtungen der Individuen oder Gemeinschaften abgeleiteten Theorien, alle die Spekulationen, die statt sich damit zu beschäftigen, zu erklären, was ist, uns mittheilen, was sein sollte, haben, obwohl an sich bewundernswerth und ganz nützlich, doch mit der Wissenschaft in dem Sinne, wie wir das Wort hier fassen, absolut nichts zu thun. Sie haben ja bedeutende politische Folgen gehabt, nach der guten wie nach der schlechten Seite hin, und haben sie noch; sie gehören darum mit zu den Erscheinungen, die die wissenschaftliche Politik in ein System zu bringen und zu erklären hat; aber sie sind in keinem höheren Sinne ein Beitrag zu dieser Wissenschaft, als ein Erdbeben ein Beitrag zur Geologie ist.

Andere Forschungen, wie solche über Verfassungsgeschichte und Verfassungsrecht, die man gewöhnlich und nicht unrichtig als Beiträge zu einer politischen Wissenschaft betrachtet, gehören zu einer anderen Kategorie. Sie haben politische Thatsachen von hoher Wichtigkeit und hohem Interesse aufzudecken und zu klassifizieren und müßten darum, sollte man meinen, wichtige Vorarbeiten zu einer Wissenschaft der Politik sein. Aber so wie sie gewöhnlich angefaßt werden, kann man sich fragen, ob sie ihre Probleme nicht vielmehr verdunkeln, anstatt sie aufzuhellen. Gewisse Arten von Thatsachen erheben sie zu einer ganz ungerechtfertigten Bedeutung, andere vernachlässigen sie ganz, mindestens als Material zum Verständniß des wirklichen Spieles sozialer Gesetze. Die durch die Gesetze und ihre Theorien verbrieften Attribute jedes Organs im politischen Körper, die Formen und Fiktionen exoterischer Politik sind für sie die Hauptgegenstände des Interesses und bilden die einzigen Grundsätze der Eintheilung; während die ununterbrochen variirenden Gewalten, die nach einander selbst in dem selben Verfassungsmechanismus wirksam sind, ja diesem seine eigentliche Bedeutung geben, verhältnißmäßig vernachlässigt werden. Vielleicht ist das unvermeidlich. Es ist ja leicht, mit dem Rechtskundigen die schriftlichen Denkmäler und sonstigen geschichtlichen Voraussetzungen auseinander zu legen, auf die sich die gesetz- und verfassungsmäßige Gewalt jedes leitenden Elementes eines

Staates gründet; es ist nicht schwierig, mit dem Geschichtforscher das formale Wachsthum und die stufenweise vorschreitende Umbildung dieser verschiedenen Elemente durch mehrere Generationen zu verfolgen; aber die systematische Erforschung der wirklichen Folgen sozialer Erscheinungen stößt auf große, ja in weitem Maße auf überhaupt unüberwindliche Schwierigkeiten. Durch eine falsche wissenschaftliche Analogie lassen wir uns hierin nur zu leicht irre führen. Wir sprechen oft und denken manchmal sogar, als ob eine potitische Verfassung für den Staat das selbe wäre, was für das Lebewesen sein anatomischer Bau ist, und als ob wir also in dem einen Falle mit dem selben Grad von Sicherheit vom Bau auf die Funktion schließen könnten, wie wir es im anderen zu thun gewöhnt sind. Und doch besteht zwischen beiden fast keine Analogie. Der abgebrauchte Vergleich einer Gemeinschaft mit einem Organismus liegt zweifellos sehr nahe und mag manchmal selbst nützlich sein. Aber ungefährdet kann ihn nur anwenden, wer nicht vergißt, daß die Organe, deren Wesen in den Katechismen der Verfassung beschrieben, und deren Entwickelung in den Verfassungsgeschichten verfolgt wird, unter allen Organen, in denen die Lebenskräfte der Gesellschaft wirken und durch die sie bedingt werden, die *wenigst interessanten* und *wenigst bedeutsamen* sind.

Um die Folgen, welche sich aus dem Vergessen dieser Wahrheiten ergeben, zu zeigen, brauchte man nur an die thörichten Wortkämpfe zu erinnern, die vor zwei Menschenaltern in den Debattirklubs ausgefochten wurden und die jetzt immer noch nicht ganz aus den politischen Vereinen verschwunden sind: die Wortkämpfe über die relativen Vorzüge der verschiedenen abstrakten Regirungformen, der monarchischen, republikanischen, aristokratischen, demokratischen u. s. f. Aber man braucht gar nicht nach einem so groben Beispiel für diesen Wahn zu greifen. Wir alle sind geneigt, eine politische Einrichtung wie z. B. das Haus der Volksvertreter als eine Maschine aufzufassen, deren Wesen sich durch ihre verfassungsmäßige Zusammensetzung wirklich sachentsprechend ausdrücken läßt. Haben wir diese bewältigt, kennen wir die Beschaffenheit der Wähler, ihre gesetzgebenden Befugnisse, ihre Beziehungen zu anderen Körpern im Staate u. s. f., so bilden wir uns ein, auch ihre theoretische Bedeutung bewältigt zu haben und befähigt zu sein, eine Meinung über ihre praktische Wirkung zu äußern. In Wirklichkeit haben wir jedoch nur ein gewisses Maß von Verfassungsrecht in uns aufgenommen, und dies ist in mancher Hinsicht vielleicht, wie bemerkt, eher ein Hinderniß als eine Förderung zur Schaffung einer Politik als Wissenschaft. Die Wissenschaft beschäftigt sich ja mit der Wirklichkeit der Dinge, das Verfassungsrecht nur mit ihrer Form; *diese* hat zum Gegenstande das Naturgesetz, jenes die Menschensatzung. Die Verbindungslinie von der

theoretischen Bedeutung der politischen Maschine zu ihrer Wirkung ist entweder überhaupt nicht zu ziehen, oder wenigstens nicht dort, wohin Rechtsbestimmung und Rechtswirkung ausmünden. Kein Gesetz bringt es z. B. fertig, oder kann es je fertig bringen, daß eine Versammlung von Volksvertretern statt durch eine Anzahl kleiner unabhängiger Gruppen durch wenige und straff organisirte Parteien arbeite. Und doch ist ihr Verhalten in dieser Hinsicht ganz unvergleichlich wichtiger als irgend ein formaler Zug in ihrer Verfassung. Kein Gesetz bringt es fertig, oder kann es je fertig bringen, daß ihre Glieder sich aus solchen Männern rekrutiren, die die Politik nicht als ein Geschäft für sich auffassen. Und doch ist das Verhalten der Wähler in dieser Hinsicht ganz unvergleichlich wichtiger als jede reine Stimmrechtsfrage.

Aus alledem geht hervor, daß wir noch nicht im Besitze von etwas sind, das den Namen einer wissenschaftlich begründeten Politik verdiente, daß die inneren Schwierigkeiten, eine solche zu schaffen, fast unübersteiglich sind, und daß diejenigen, welche dies versuchen, meist völlig willkürliche Methoden anwenden, denen ihre Erfolglosigkeit von vorn herein auf die Stirn geschrieben steht. Und wenn es wohl zweifelhaft ist, ob eine vollständige politische Wissenschaft und noch mehr eine Gesellschaftswissenschaft je existiren wird, so ist doch ganz sicher, daß sie, wenn sie je existiren wird, sich auf einen kleinen Kreis Kundiger beschränken muß. Ist auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie je die praktischen Ergebnisse haben könnte, die so viele von ihr erhoffen? Wohl kaum. Eine Kenntniß der Naturgesetze giebt nicht immer, nicht einmal gewöhnlich, auch die Mittel, sie zu beherrschen. Erkenntniß ist selten Macht. Ein Soziologe, der die sozialen Mächte um sich eben so gründlich verstände, wie er über ihnen stände, würde deshalb noch eben so wenig im Stande sein, die Entwickelung einer Gemeinschaft zu leiten, wie der Astronom in eine Kometenbahn einzugreifen vermag.

Auf den ersten Blick kann man einwenden, daß, während der Astronom über kein Mittel verfügt, in das Reich des Sternes einzugreifen, es dem Soziologen stets frei steht, an die Vernunft der Gemeinschaft zu appelliren, der er angehört. Aber dieser Einwand entspringt doch wohl einer irrthümlichen Anschauung über den wirklichen oder möglichen Einfluß der Vernunft auf das Handeln der Menschen. Wenn man manche Menschen reden hört, so könnte man denken, die segensreiche Wirksamkeit sozialer Einrichtungen hänge eben so sehr von kühler Berechnung ab wie die Leitung einer Aktien-Gesellschaft; sie sei von oben bis unten und von rechts bis links eine reine Frage angewandter Arithmetik, und die Ueberzeugungen, Neigungen, Leidenschaften und Vorurtheile seien einzig als Hindernisse auf dem Pfade des Fortschrittes zu betrachten, die zu zerstören oder zu umgehen die Aufgabe des Politikers sei. Das ist eine ganz natürliche und in mancher Hinsicht

vielleicht sogar wohlthätige Täuschung. Eine Bewegung, ob nun nach vorwärts oder nach rückwärts, ist gewöhnlich nur zu erreichen, wenn die ihr widerwärtige Stimmung planmäßig geschwächt worden oder von selbst verfallen ist. An diesem Zerstörungprozeß und dem ihm etwa folgenden Aufbauen hat das Raisonnement, und oft ein sehr minderwerthiges, wenigstens in den Staatswesen des Abendlandes bedeutenden Antheil als Ursache, aber einen noch bedeutenderen als Sympton, in der Weise, daß der Lärm um Gründe und Gegengründe oft die auffallendste Begleiterscheinung bemerkenswerthen sozialen Umschwunges ist. Daher werden seine Funktionen im sozialen Organismus häufig falsch aufgefaßt, als ob das Raisonniren, das ja eine so deutlich wahrnehmbare Rolle in der Verbesserung und Verschlechterung menschlicher Einrichtungen spielt, geradezu die Grundlage abgeben könnte, auf die sie zu gründen wären, die Form, in die sie zu passen hätten; und so schließt man denn, daß wir nur mehr und besser zu raisonniren brauchen, um rasch die ganze Maschine, die das Glück der Menschheit sicher stellt, zur Vollendung zu führen.

Das ist eine gewaltige Täuschung. Eine auf Gründe gestützte Gemeinschaft würde bald genug keine Gemeinschaft mehr sein. Sie würde einfach in ihre Theile zerfallen. Man stelle sich nur einmal alle die tausend Bande, gewoben aus gemeinsamem Fühlen, gemeinsamem Geschmack, gemeinsamer Ueberzeugung, ja gemeinsamem Vorurtheil vor, die uns von unserer frühesten Kindheit an, unbewußt, aber eben darum unauflöslich zu einem Ganzen zusammenbinden, und denke sie sich plötzlich gelöst und ersetzt durch verständiges Raisonniren zu Gunsten des Vortheils, der nach allen nothwendigen Abzügen, noch auf der Rechnung des sozialen Lebens stehen bliebe. Man projizire nur einmal unsere Unterthanentreue und Vaterlandsliebe auf die Ebene ausgerechneter Nützlichkeit. Man denke sich nur einmal im Einzelnen unseren Gehorsam gegen die zehn Gebote so lange aufgehoben, bis wir Muße und Gelegenheit gehabt haben, uns zwischen den mit einander ringenden und mit einander unvereinbaren Systemen zu entscheiden, welche die Ehre in Anspruch nehmen, jene erst zu begründen. Wir können uns das ja einmal vorstellen, zu unserem Glück werden wir es nie erleben. Die Gesellschaft gründet sich, und muß sich nach der Natur der Menschenwesen, die sie bilden, in der Hauptsache immer gründen, nicht auf Kritik, sondern auf Fühlen und Glauben und auf das Herkommen und die Gesetze, welche jenes Fühlen und Glauben normirten und verstetigten, wie sie das immer gethan haben. Selbst da, wo diese innerhalb der Grenzen unserer Einsicht mit dem gesunden Menschenverstande übereinstimmen, sind sie in vielen Fällen weder bewußt auf diesen gegründet, noch ist ihr Schicksal nothwendig entschieden durch

die außerordentlich — nichts sagenden Gründe, mit denen von Zeit zu Zeit Philosophen, Politiker und Priester es für gut befunden haben, sie zu stützen.

Für die Civilisation des Morgenlandes mag man diese Anschauung vielleicht bereitwillig annehmen, aber sie auch auf die freien Verfassungsstaaten des Abendlandes anzuwenden, mag manchem parador erscheinen. Und doch bietet sie die einzig mögliche Rechtfertigung nicht nur für die Demokratie, sondern für jede Art von Regirung, die sich auf die öffentliche Meinung stützt. Wäre es die Aufgabe einer Regirung, in der selben Weise wie der Ingenieur aus Holz und Eisen seine Brücke aufbaut, die Tragpfeiler der Gesellschaft zu schaffen, so würde es eben so blödsinnig sein, mit Hilfe des üblichen Stimmrechtes zu regiren, als wenn man damit die Riesenbrücke über den Forthbusen bauen wollte. Ja es wäre noch blödsinniger, da, wie wir gesehen haben, die Soziologie weit schwieriger ist als die Baukunst. In Wirklichkeit haben beide Fälle aber gar keine Aehnlichkeit. Allerdings reden wir gewöhnlich so, als ob ein sich selbst regirendes oder freies Gemeinwesen ein solches wäre, das seine eigenen Angelegenheiten führte. In Wirklichkeit aber führt kein Gemeinwesen seine eigenen Angelegenheiten oder könnte sie auch nur führen. Es führt nur ein kleines Endchen seiner Angelegenheiten und auch das noch in der Hauptsache durch Abgeordnete. Nur die dünnste oberste Schicht von Gesetz und Sitte, Ueberzeugung und Gefühl kann wirklich einer planmäßigen Zerstörung unterworfen oder zum Kern eines neuen Wachsthums benützt werden, — eine Thatsache, die das scheinbare Paradoxon erklärt, daß so viele unserer gepriesensten Fortschritte in politischer Weisheit nichts anderes sind als die formelle Anerkennung unserer Ohnmacht in politischen Dingen.

Belege aus der Geschichte der wirthschaftlichen Gesetzgebung drängen sich von selbst auf; aber ein Beispiel aus der Theorie der Duldsamkeit liegt in dieser Hinsicht nicht so nahe. Wie allbekannt, ist diese Theorie erst in allerneuester Zeit hier und da von einer verfolgten Minderheit vertreten worden. Zweifellos ist sie eine der werthvollsten praktischen Grundsätze moderner Politik. Trotzdem sind die gewöhnlichen Gründe für sie meist schwach. Die Einen vergessen die offenbarsten Thatsachen der Geschichte und meinen, daß Verfolgung nie etwas erreicht habe, Andere nehmen offenbar an, daß jedes menschliche Individuum ein ihm immamentes und unveräußerliches Recht besitze, selbst beliebige Anschauungen zu haben und diese auszubreiten, — eine Lehre, die in ihrer Absolutheit praktisch und auch in beschränkter Form logisch unhaltbar ist. Wieder Andere entwickeln als Grund, daß der Verfolgende ja niemals völlig sicher sei, ob er recht habe, daß neue Wahrheiten bei ihrem Auftauchen immer unpopulär gewesen seien, und daß ein Fortschritt unmöglich werde, wenn man jede Veränderung ererbter Anschauungen und Sitten schon im Keime zerstörte.

Das ist ja Alles ganz schön. Aber den Kern der Sache trifft es nicht im Mindesten. Verfolgung ist nur der Versuch, das, was ein Gemeinwesen in Selbstvertheidigung ununterbrochen, unbewußt und im Stillen thut, offen und gewaltsam zu thun. In vielen Kreisen ist eine Fortbildung der Ueberzeugungen praktisch eine Unmöglichkeit; in anderen Kreisen ist sie nur in bestimmter Richtung gestattet. In keiner Gesellschaft, die es je gegeben oder die denkbar ist, haben alle Meinungen die gleiche Freiheit (im wissenschaftlichen Sinne, nicht vor dem Gesetze), sich beliebig in allen Richtungen zu entwickeln. Der beharrliche Druck, den Erkennen, Nachahmungstrieb, Bildungsgang, Gewohnheit und der unberechenbare Einfluß eines Menschen auf den anderen ausüben, erzeugen weit erfolgreicher als Galgen und Schandpfahl, wenn auch ohne die Grausamkeit und mit größerer Weisheit, als je öffentlichen Verfolgern nachgesagt worden sind, eine lebendige Einheitlichkeit der Ueberzeugung. Wenn jedoch der Staat nach moderner Anschauung auch an die Erzeugung einer solchen Ideengemeinschaft, wie sie nothwendig ist, um eine Lebensgemeinschaft möglich zu machen, an die Förderung nützlicher neuer Züge oder die Ausmerzung gefährlicher Absonderlichkeiten kaum rühren darf oder überhaupt nicht rührt, so geschieht das doch nicht, weil diese Dinge unwichtig sind, sondern weil wir trotz ihrer enormen Wichtigkeit für unsere Verhältnisse uns nicht länger einbilden, sie zu beherrschen.

Daraus ergiebt sich, daß diejenigen Regirungshandlungen, die in Wirklichkeit völlig als bewußte Anwendungen geeigneter Mittel zur Erreichung klar erfaßter Zwecke zu kennzeichnen sind, in allen Staaten, und nicht zum Wenigsten in denen, die wir etwas nachlässig als sich selbst regirend bezeichnen, im Verhältniß zu der Gesammtheit der Ursachen, die auf die Entwickelung des Gemeinwesens wirken, ganz verschwindend klein an Zahl und Bedeutung sind. In der jüngsten Vergangenheit haben sie sich denn auch thatsächlich in der Hauptsache auf Fragen der Verwaltung und der Finanzen oder manchmal noch, auf dem Wege der Revolution, auf Beseitigung veralteter, lästiger Einschränkungen beschränkt. Versuchen läßt sich natürlich noch weit mehr. Man kann sich ganz gut einmal eine absolute Regirung mit einer Neigung für soziale Experimente denken. Schon nicht ganz so leicht, aber doch immer noch, kann man sich eine Volksregirung vorstellen, in der die Macht von Sitte und Herkommen durch Kritik oder andere Ursachen ernstlich geschwächt ist, und in der die Gefühle, die gewöhnlich das stützen, was ist, in einer Art von umgekehrtem Konservatismus ein Ideal von dem, wie es *sein sollte*, zu nähren und zu stärken beginnen. Dann befindet sich ein Gemeinwesen eben in labilem Gleichgewicht und kommt in die Gefahr weit reichender Umgestaltungen. Niemand

wird behaupten, daß das Ergebniß solcher Umgestaltungen mit Nothwendigkeit unbefriedigend ausfallen müsse, aber wohl, daß seine Vorausberechnung unsere Fähigkeiten überschreitet. Die neue Ordnung der Dinge würde eine politische Parallele dazu sein, was Züchter und Biologen in der Naturgeschichte eine „Spielart" nennen. Solche „Spielarten" erhalten sich nicht sehr oft, noch seltener gelangen sie zur Blüthe und Ausbreitung. Es kann nur auf einem seltenen glücklichen Zufall beruhen, wenn sie in der Natur wie im sozialen Leben eine stetige und dauernde Varietät bilden.

So zwingt sich uns denn der Schluß auf, daß unsere Erwartungen auf einen schrankenlosen Fortschritt unserer Rasse so wenig durch Eingriffe der Staatsregirung zu verwirklichen sind, wie durch das blinde Walten der Gesetze der Erblichkeit. Selbst unser beschränktes Eindringen in die Umgestaltungen während des verhältnißmäßig kleinen Bruchtheils von Geschichte, über den wir genügend unterrichtet sind zeigt sie uns als entstanden aus einer Unzahl oft ganz unscheinbarer Variationen, die Einzelne in ihrer Umgebung geschaffen haben, deren Ziele, obwohl natürlich nicht immer und unbedingt selbstsüchtig, doch oft keinerlei absichtliche Beziehung auf den Fortschritt des Gemeinwesens im Großen gehabt haben. Aber wir haben nicht einmal einen wissenschaftlichen Grund dafür, daß diese individuellen Bemühungen auch künftig fortdauern müßten; wir wissen von keinem Gesetze, vermöge dessen sie, wenn sie fortdauern sollten, mit Nothwendigkeit sich zu einem gemeinsamen Ziele zusammenschließen oder in den Dienst des allgemeinen Wohles treten müßten. Wir können nicht einmal ihre ferner gelegenen Folgen ermessen, noch sagen, wie sie wechselseitig auf einander wirken oder auf lange Zeiträume hin Sittlichkeit, Religion und andere Fundamentalzüge der menschlichen Gesellschaft beeinflussen werden. Die Zukunft unserer Rasse liegt so in dichter Nacht für uns. Keine Fähigkeit der Berechnung, die wir bereits besitzen, kein Werkzeug, dessen Erfindung wahrscheinlich wäre, wird es uns ermöglichen, ihre Bahn im Voraus festzustellen oder in das Geheimniß ihres Geschickes einzudringen. Zweifellos ist es leicht, in den Wolken, die unseren Pfad verdunkeln, nach unserem Belieben diese und jene Gestalt zu entdecken, die Verheißung eines tausendjährigen Paradieses oder das Schreckbild einer endlosen und sinnlosen Wanderung durch gefahrvolle Wüsteneien. Der Weise wird auf solche Gesichte wenig geben und, in vollem Bewußtsein seiner Unfähigkeit, die Zukunft zu ergründen, und der engen Schranken, die seinem Thun gezogen sind, sich damit bescheiden, nüchtern und vorsichtig sich mit den Problemen seiner eigenen Generation abzufinden.

London. Arthur James Balfour.



Wie ich Spiritist geworden bin.

Der Spiritismus ist heute noch ohne Zweifel die paradoxeste aller Wissenschaften und er wird es wohl noch einige Zeit bleiben. Das liegt offenbar nur daran, daß ihm alle verbindenden Fäden mit dem, was heute als Wissenschaft anerkannt ist, zu fehlen scheinen, ja daß er der heutigen Wissenschaft zu widersprechen scheint. In Wirklichkeit ist das allerdings nicht der Fall. Es existiren Fäden, die den Spiritismus mit anderen Wissenszweigen verbinden; wenn man diese bloslegt, macht man ihn plausibler, nimmt ihm sein paradoxes Ansehen, und der Zweifler wird dann geneigter, davon reden zu hören. Ich will daher die Lücke ausfüllen, die den Spiritismus von unserem sonstigen Wissen zu trennen scheint; es fehlt nicht an verbindenden Zwischengliedern, nur sind sie wenig bekannt. Es sind wissenschaftliche Trittsteine, die sich benützen lassen, um das Ufer des Spiritismus zu erreichen, ohne daß man genöthigt wäre, den Sumpf des Aberglaubens zu durchwaten.

Als ich vor zwanzig Jahren durch äußere Umstände in die Lage versetzt wurde, meine Studien mit mehr Muße und Eifer als bis dahin zu betreiben, beschäftigte ich mich, wie damals alle Welt, mit Darwinismus. Von philosophischen Studien herkommend, mußte ich an dem Darwinschen Stichwort „Entwickelung“ großes Gefallen finden. Nachdem es schon für die Geologie und Geschichte ausgesprochen worden war, konnte es mich nicht befremden, daß nun auch das biologische Zwischenglied dieser Betrachtung unterworfen wurde. Daß es verspätet geschah, erklärt sich aus den die Einsicht erschwerenden großen Zeitlängen, die in der biologischen Entwickelung, gegenüber der historischen, in Betracht kommen, und daraus, daß auf dem biologischen Gebiete die Faktoren der Entwickelung sehr komplizirter Natur sind.

Der philosophische Gehalt des Darwinismus liegt darin, daß die biologische Zweckmäßigkeit, die Anpassung der Organismen an ihre respektiven Lebensbedingungen, von der Natur nicht direkt erzielt wird, sondern daß eine indirekte Auslese des Zweckmäßigen stattfindet, die, weil sie in die weiteren Differenzirungsprozesse immer wieder eingreift, Höherentwickelung, d. h. Steigerung der Lebensformen, mit sich bringt. Das Unzweckmäßige

ist nicht lebensfähig, es wird ausgeschieden, und so ergiebt sich als natürlicher Vorgang, daß das Zweckmäßige allein übrig und durch Vererbung erhalten bleibt.

Wenn nun die Entwickelung auf allen Gebieten durch indirekte Auslese Zweckmäßigkeit herbeiführt, so muß dieser Prozeß dort am durchsichtigsten sein, wo die Faktoren der Entwickelung am wenigsten zahlreich und am wenigsten verwickelt sind. Das ideale Gebiet in dieser Hinsicht muß offenbar die Astronomie sein. Hier liegt die eingeschränkte Aufgabe vor, den zweckmäßigen Mechanismus der Bewegungen der Gestirne zu erklären, und zwar — das ist die Hauptsache — haben wir es hier nur mit einem einzigen Faktor der Entwickelung zu thun: mit der Gravitation.

Ich nahm daher astronomische Studien in der Erwartung vor, auf diesem unorganischen Gebiete die indirekte Auslese des Zweckmäßigen viel deutlicher ausgeprägt zu finden, als in der Biologie. Die Schrift, worin ich das auszuführen versucht habe, führt in der dritten Auflage den Titel „Entwickelungsgeschichte des Weltalls“ (Leipzig. Ernst Günther 1882). Vielleicht der letzte, wenigstens einer der letzten Briefe, welche Darwin schrieb, ist der, worin er mir für die Zusendung dieser Schrift dankte.

Wer sich nun mit Astronomie im philosophischen Sinne beschäftigt, wird schließlich vor dem Problem stehen, von welchen Wesen andere Weltkörper bewohnt sein mögen. Darüber ist nun schon Manches geschrieben worden, aber die Phantasie hat daran mehr Antheil als der Verstand. Wie sollen wir es überhaupt anstellen, um dieses Problem wissenschaftlich anzugreifen? Die Antwort auf diese Frage hätte ich wohl nie gefunden, hätte mir nicht gerade damals Professor Ernst Kapp seine „Philosophie der Technik“ (Braunschweig, Westermann 1877) gesendet. Im Buche selbst zwar fand ich die Antwort auf jene Frage nicht, aber sie liegt auf der Verlängerungslinie des Buches, und wenn Ernst Kapp, als ich ihm das schrieb, anfänglich zu diesem Brückenschlag von der Technik zu den Planetenbewohnern den Kopf schüttelte, so war er doch nachträglich mit der Lösung des Problems ganz einverstanden.

Kapp hat nämlich nachgewiesen, daß im menschlichen Organismus verschiedene technische Probleme vorgebildet liegen, daß also das Studium des Organismus uns die Lösung technischer Probleme liefern könnte. Um nur ein Beispiel anzuführen, so konnte der Mensch das Problem des Auges erst verstehen, als er das organische Vorbild in der camera obscura frei nacherfunden hatte. Das organische Gebiet wird also durch das technische ergänzt; der Geist ist die Fortsetzung der Natur.

Für eine monistische Weltanschauung ist das nicht befremdend. Ich hatte demnach nur noch den kleinen Schritt zu thun, jene Ergänzung der

beiden Gebiete als eine gegenseitige zu erkennen. Wenn es organische Probleme gibt, die auf unserer Erde auch technisch gelöst sind, so ist es wahrscheinlich, daß für jene Probleme, die auf der Erde nur technisch gelöst sind, die organischen Vorbilder sich unter anderen Existenzbedingungen, d. h. auf anderen Planeten, finden. Es sind Wesen denkbar, welche das Teleskop, Mikroskop oder Spektroskop in organischer Form besitzen. Es sind also aus unserer Technik mindestens Analogieschlüsse erlaubt auf die physische Beschaffenheit der Bewohner anderer Sterne.

In meiner Schrift „Die Planetenbewohner“ (Leipzig, Günther, 1880) wollte ich aber auch die andere Frage, die nach der intellektuellen Natur der Bewohner anderer Sterne einer wissenschaftlichen Behandlung zuführen. Für die Lösung dieser Frage gab mir ein russischer Schriftsteller den Anstoß, Ernst von Bär, der verstorbene Präsident der Akademie in Petersburg. Sein Werk „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen“ (Petersburg, Schmitzdorff, 1864) enthält (I. 240—284) eine sehr merkwürdige Studie: „Welche Auffassung der Natur ist die richtige?“ Das erkenntnißtheoretische Problem, die Abhängigkeit unseres Weltbildes von der Beschaffenheit unserer Sinne und unseres Intellektes, wird hier dem Leser in höchst anziehender Weise zum Bewußtsein gebracht. Eine kleine Korrektur, an unserem Gehirn vorgenommen, würde das ganze Weltbild verändern. Es wäre noch immer die selbe Welt, aber anders angeschaut und nicht mehr zu erkennen. Bei dem großen Reichthum der Natur an Lebens- und Bewußtseins-Formen lassen sich unzählige Wesensarten denken, deren jede in einer anderen Welt lebt, und alle diese Welten sind doch im Grunde identisch. Unser Organismus ist nur einigen der vorhandenen Aetherschwingungen angepaßt. Wir wissen nicht, wie viele Schwingungsarten es gibt; aber Wesen, die den uns unbekannten Schwingungsarten angepaßt wären, würden ein ganz anderes Weltbild haben, ganz andere Kenntnisse und eine ganz andere Wirkungsweise.

Wie man sieht, liegt der Occultismus geradezu in der Verlängerungslinie des Darwinismus; er ist transscendentaler Darwinismus, und der Phantasie steht somit ein weites Feld offen. Wissenschaftlich aber könnten wir das Problem nur angreifen, wenn uns Thatsachen geboten wären, d. h. wenn zwischen zwei Welten, deren Bewohner von verschiedener Erkenntniß- und Wirkung-Weise wären, Grenzberührungen stattfänden, was zu Phänomenen höchst sonderbarer Art Anlaß geben müßte. Von solchen hörte man bereits damals ziemlich viel reden. Die Spiritisten sprachen gerade von dem, was ich suchte. So stand ich denn vor der Nöthigung, zu untersuchen, ob diesem Spiritismus ein Wahrheitgehalt zuzusprechen sei. Damals übrigens habe ich mich mit diesem Gebiete nur

wenige Monate beschäftigt; ich mußte alsbald erkennen, daß eine wissenschaftliche Behandlung des Spiritismus nicht möglich ist, daß er uns unverständlich bleiben muß, so lange er durch eine so große Kluft von anderen Wissenszweigen getrennt ist. Ich mußte daher nach einem Zwischenglied suchen, und da ich nur Thatsachen brauchen konnte, stellte sich die Frage ein, ob vielleicht beim Menschen selbst in außergewöhnlichen Zuständen eine abnorme Erkenntniß- und Wirkung-Weise sich beobachten läßt. Davon ist nun in der weitläufigen Literatur über Somnambulismus sehr viel die Rede, und so erschien mir denn dieser als die beste Einleitung zum Spiritismus.

Zu den Fähigkeiten der Somnambulen gehören nun auch solche, welche unbestreitbar jeder physiologischen Erklärung spotten, z. B. Fernsehen und Fernwirken. Wir sind uns dieser Fähigkeiten nicht bewußt und können sie nicht willkürlich gebrauchen. Es steckt also in uns verborgen, unserem irdischen Selbstbewußtsein entzogen, ein Wesenskern, der eine durchaus andere Anpassung an die äußere Welt zeigt als die leibliche. Er ist der Träger der occulten Fähigkeiten. Wir sind also ein Doppelwesen und die irdische Leiblichkeit bildet nur die eine Seite unserer Existenz. Damit lebt aber das Problem der Unsterblichkeit wieder auf, das für die Wissenschaft nur darum optisch verschwunden war, weil sie nur die leibliche Seite des Menschen in Betracht zog. Der Tod beseitigt nur die irdische Form der Erscheinung; wenn wir aber Fähigkeiten besitzen, die nicht an der Leiblichkeit haften, so wird deren Träger vom Tode nicht betroffen. Er lebt also mit den nicht leiblich bedingten Fähigkeiten fort. Sollten es etwa solche Wesen sein, denen die Phänomene des Spiritismus zuzuschreiben sind?

Hier nun wird es verständlich, in welchem Verhältniß der Somnambulismus zum Spiritismus steht. Der Somnambulismus läßt uns in uns selbst einen Spirit entdecken, dessen Fortleben nach dem Tode uns gewiß erscheint. Es fragt sich also nur, ob dieser Spirit, wenn er entleibt ist, in die Erfahrung, d. h. mit lebenden Menschen in Verbindung treten kann. Zur Entscheidung dieser Frage ist offenbar nur derjenige kompetent, der die abnormen Fähigkeiten des Menschen kennt, des Spirits in uns selbst. Der Spiritismus darf nicht isolirt studirt werden, sondern nur in Verbindung mit dem Somnambulismus. Erst dann werden wir die Frage entscheiden können, ob die spiritistischen Phänomene zu Stande kommen durch die abnormen Kräfte des Mediums, d. h. durch einen Spirit im Zustande der Leiblichkeit, oder durch die Dazwischenkunft einer fremden unsichtbaren Wesensreihe, oder ob endlich die Phänomene nach beiden Richtungen zu vertheilen sind.

Der Umstand nämlich, daß Somnambulismus und Spiritismus sehr viele analoge Erscheinungen bieten, beweist vorerst nur, daß wir es in beiden mit der Thätigkeit gleichartiger Wesen zu thun haben, also mit menschlichen Agenten; ob diese aber lebende Menschen sind, nämlich das jeweilige Medium oder verstorbene Menschen, das wird durch jene Analogien noch nicht und könnte erst aus weiteren Merkmalen entschieden werden. Der Agent könnte sich im Zustande der Leiblichkeit befinden, oder auch im Zustande der Entleibung; denn beide verfügen über die gleichen Kräfte. Wir stehen also am Scheideweg zwischen der animistischen und spiritistischen Hypothese. Beiden Parteien muß es aber vorweg gewiß erscheinen, daß der leibliche wie der entleibte Spirit, wenn er sich innerhalb der sinnlichen Welt kundgeben soll, sich nicht in seinem Element befindet; er ist dieser irdischen Welt nicht angepaßt, wie es der leibliche Mensch ist; er kann also kein Programm reicher Thätigkeit entfalten, sondern gleichsam nur auf Umwegen wirken, und nur auf der schmalen Grenzscheide, auf welcher das Diesseits und Jenseits sich berühren. Zwar sind diese beiden Welten nicht im räumlichen Sinne getrennt; aber die Anpassungsarten sind so verschieden, daß sich daraus ein subjektiver Dualismus der Welten ergiebt. Es liegt also physikalische Beschränkung, nicht etwa geistige Beschränktheit vor, wenn das Thätigkeit-Programm sich als ein beschränktes zeigt. Das ist aber im Somnambulismus wie im Spiritismus der Fall. In beiden Gebieten können wir es studiren, wie schwierig es ist, aus einer Welt in eine andere, der wir nicht angepaßt sind, zu wirken. Sowohl das Hineinragen des Menschen in die Geisterwelt, als das Hereinragen der Geister in unsere Welt, unterliegt naturgemäß beträchtlichen Schwierigkeiten.

Ich kann nun meine Wanderung zusammenfassen: die Astronomie lehrte mich, daß das Gesetz der Anpassung im ganzen Kosmos gilt. Der Darwinismus lehrte mich, daß es auf der Erde Millionen von Anpassungsarten der Lebewesen an die Natur giebt. Wiewohl hier das Bildungsmaterial der Wesen das gleiche ist, die Zelle, so finden wir doch schon auf der Erde Zellenwesen, die sich gegenseitig verborgen bleiben. Wir können aber unmöglich annehmen, daß diese so unerschöpflich reiche Natur nur über dieses eine Mittel, die Zelle, verfügt, um das Leben kosmisch durchzusetzen. Nichts hindert uns, Wesen sogar von ätherischer Natur anzunehmen, die eben darum auch die Fähigkeiten des Aethers besitzen.

Die Erkenntnißtheorie lehrte mich ferner, daß je nach dem Anpassungsmodus eines Lebewesens an die Natur auch seine Vorstellung dieser Natur höchst verschieden ist. Es giebt also nicht nur, objektiv genommen, Weltkörper der verschiedensten Art, deren jeder für die respektiven Lebewesen eine

korrespondirende Anpassungsart verlangt, die wiederum in zahllose Anpassungspezies zerfallen kann; sondern bei der konstatirten Abhängigkeit der Vorstellungswelt von der physischen und intellektuellen Beschaffenheit der Lebewesen ist ohne Zweifel der Reichthum an subjektiv gegebenen Vorstellungswelten noch viel größer als der der objektiven Lebensschauplätze. Aus der Verschiedenheit der Lebensschauplätze folgt also: Andere Welten, andere Wesen! Aus der Verschiedenheit der Lebewesen dagegen folgt: Andre Wesen, andre Welten! Ja, Wesen auf dem gleichen Lebensschauplatz können diesem in der verschiedenartigsten Weise angepaßt sein. Es sind also Wesen denkbar, die in der gleichen Welt leben wie wir, aber sie durchaus anders vorstellen, und durchaus anders darin wirken, und von denen wir nicht mehr wissen als von jenem merkwürdigen Wesen, das wir nur ausnahmsweise im Somnambulismus kennen lernen, und welches, wiewohl es uns selbst unbewußt ist, doch unser eigentlicher Wesenskern zu sein scheint. Dieses Wesen ist der Träger unserer occulten Fähigkeiten.

Der Darwinismus lehrt also, daß zwei Wesen in durchaus verschiedener Weise einer und der selben Welt angepaßt sein können; der Somnambulismus aber lehrt, daß ein und das selbe Wesen der gleichen Welt in doppelter und zwar so verschiedener Weise angepaßt sein kann, daß es vermöge dieser Verschiedenheit zwei Welten vorstellt, und, mit besonderer Wirkungsweise je für das Diesseits und Jenseits, in beiden gleichzeitig lebt. Der Spiritismus endlich lehrt, daß der Tod, der vom Standpunkt der einen dieser Anpassungen eine Entseelung des Körpers ist, während er sich vom Standpunkt der andern Anpassung als eine Entleibung der Seele darstellt, nur die Doppelheit dieses Verhältnisses zur Natur wieder auflöst, nicht aber das ganze Wesen.

Dies also ist das Verhältniß zwischen Somnambulismus und Spiritismus: die Agenten sind in beiden gleichartig; dort wirken sie ohne den Gebrauch der Körperlichkeit, hier ohne den Besitz der Körperlichkeit, durch Kräfte und Fähigkeiten, die vorbehaltlich der Gradunterschiede wesentlich gleich sind. Der Somnambulismus ist also der abgeschwächte Spriritismus des Diesseits; der Spiritismus ist der gesteigerte Somnambulismus des Jenseits.

Wenn wir dieses System des Occultismus in seine einzelnen Bestandtheile zerlegen, so zeigt sich, daß sein Abstand von den Naturwissenschaften bei weitem geringer ist, als es den Anschein hat.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß zwei Wesen in so verschiedenartiger Weise einer identischen Welt angepaßt sind, daß daraus ein Dualismus der subjektiven Weltbilder und Wirkungsphären entsteht.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß ein Wesen in doppeltem

Verhältniß zur gleichen Welt stünde, so daß es für Eindrücke je einer Wirklichkeitsphäre je ein gesondertes Erkenntnißorgan hätte. Sollte zwischen diesen zwei Erkenntnißheerden nur mangelhafte oder gar keine Verbindung bestehen, so wäre seine eine Wesenshälfte der andern unbewußt. Ein solches Wesen würde, ein Amphibium höherer Ordnung, zweien subjektiv getrennten Welten zugleich angehören. So gut, wie wir für unser bewußtes Leben ein Centralorgan, das Gehirn besitzen, für unser unbewußtes ein zweites, das Sonnengeflecht, so gut könnte es auch sein, daß diese beiden Hälften zusammen ihrerseits wieder nur die Hälfte unseres ganzen Wesens wären, so daß unsere übersinnliche Hälfte, das transscendentale Subjekt, seine eigene Vorstellungswelt und in dieser seinen eigenen Wirkungsmodus besäße.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß von zwei Anpassungsweisen und Erkenntnißherden seines Wesens der eine für kürzere, der andere für längere Zeit verliehen wäre, der eine provisorisch wäre, der andere definitiv, so daß also die eine Wesenshälfte die andere überdauern würde.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß zwischen dem Jenseits und Diesseits eine Verbindung eintritt, wenn damit nur subjektiv getrennte Welten bezeichnet sind, die Barriere nur vom Standpunkt eines Lebewesens gelegt ist. Eine solche Barriere ist die Empfindungschwelle des irdischen Erkenntnißorgans, und diese kann sich ständig verschieben — das beweist der biologische Fortschritt, oder momentan — das beweist der Somnambulismus.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß in einer Natur, in der, auf einen einzigen begrifflichen Ausdruck gebracht, Alles als Entwickelung und zwar Höherentwickelung sich darstellt, eine allmähliche Verbindung objektiv getrennter Welten sich so gut anbahnen wird wie etwa zwischen Ländern der gleichen Erde.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß durch Höherentwickelung der Lebewesen die subjektiv getrennten Weltbilder verschiedener Wesen und die der gegebenen Doppelwesen in einander fließen werden.

Es ist naturwissenschaftlich möglich, daß alle objektiv oder subjektiv getrennten Welten einander entgegen reifen, daß daher der ganze große Kosmos, der extensiv und intensiv weit über unsere Vorstellungswelt hinausragt, dazu angelegt ist, vermöge der Entwickelung ein organisches Ganzes zu werden.

Dagegen ist es naturwissenschaftlich unmöglich, daß dieser Kosmos eine Mosaikarbeit und trotz der Entwickelung verdammt sei, ewig eine solche zu bleiben. Soweit unser subjektives Weltbild reicht, finden wir als Thatsache die Veränderung, Anpassung, Höherentwickelung und Steigerung der Lebensformen und ihres Bewußtseins. Diese Thatsache verbürgt uns aber,

daß die Grenze des subjektiven Weltbildes immer weiter hinausgeschoben wird, bis Diesseits und Jenseits nur mehr Eine Welt ausmachen werden. Eine nothwendige Zwischenstation auf dem Wege dieser Entwickelung ist aber der Spiritismus.

Der Occultismus ist nur unbekannte Naturwissenschaft. Er wird bewiesen werden durch die Naturwissenschaft der Zukunft; aber prinzipielle Einwendungen kann schon der Naturforscher von heute nicht mehr machen. Nur die ganz plumpen Materialisten werden sich noch dagegen sträuben. Sie halten die vom menschlichen Bewußtsein vorgestellte Welt für die einzig mögliche, d. h. sie haben keine Ahnung vom erkenntnißtheoretischen Problem.

Sehen wir uns dieses Problem ein wenig an. In der Natur wirkt Alles auf Alles; es giebt aber keinen Organismus, welcher der Totalität der Natur angepaßt wäre, wir sind nur in beschränkter Weise in das Netzwerk der Kausalitäten verflochten, und unsere Sinne, vermöge ihrer geringen Anzahl und Leistungfähigkeit, sind weit mehr Schranken als Vermittler der Erkenntniß. Nehmen wir nun Anpassungen von sehr beträchtlicher Verschiedenheit als gegeben an, so folgt des Weiteren: andere Anpassungen ergeben andere Organisationen, andere Beziehungen zur Natur, andere Vorstellungswelten, also auch andere Erfahrungen, was einer Verschiedenheit der aus diesen Erfahrungen abstrahirbaren Naturgesetze gleichkommt. Organisation und Erfahrung eines Wesens bestimmen aber auch dessen natürliche und künstliche Wirkungsweise. Wird nun diese Wirkungsweise auf eine fremde Kausalitätsphäre ausgedehnt, z. B. die des Menschen, so müssen sich daraus nothwendig solche Phänomene ergeben, die eben das zeigen, was am Spiritismus getadelt wird: den Widerspruch mit unseren Naturgesetzen. Der Spiritismus ist also die logische Kehrseite des Darwinismus und des erkenntnißtheoretischen Problems, und wenn selbst der ganze irdische Spiritismus nur Schwindel wäre, so müßte es doch anderswo einen echten geben. Wenn der Materialismus diese Konsequenz nicht zieht, so kann man wahrlich sagen, daß er ein Darwinismus mit abgebrochener Spitze, ein sich selber nicht verstehender Darwinismus ist.

Das sind nun freilich sehr paradoxe Gedanken, aber doch ruhen sie auf sehr solider naturwissenschaftlicher Grundlage. Sie erfordern nur drei Voraussetzungen, und alle drei finden wir sogar auf unserer kleinen Erde gegeben: große biologische Zeitlängen, großen biologischen Reichthum und eine beständige Höherentwickelung. Es darf somit mindestens die Möglichkeit angenommen werden, daß sogar auf dieser kleinen Erde die Phänomene eines gar nicht auszudenkenden Occultismus eben so normal werden können, als sie heute noch abnorm sind. Es ist denkbar, daß auf dieser Erde Lebewesen auf einander folgen werden, wenn auch in großen Abständen,

deren Anschauungsformen sich so sehr unterscheiden, daß es einer Veränderung der subjektiven Weltbilder gleichkommt, wie der korrespondirenden Wirkungsweisen. Es ist denkbar, daß für ein Wesen auf der Erde diese verschiedenen Anschauungsformen und Wirkungsweisen gleichzeitig gegeben wären, was seine Wesenshälften wissen oder vielleicht auch nicht wissen. Das käme einer gleichzeitigen Zugehörigkeit zum Diesseits und Jenseits gleich, und das gilt — das ist wenigstens meine Meinung — gerade von uns Menschen. Ohne diese Voraussetzung wäre es ja ganz unerklärlich, daß wir neben unserer normalen Existenzweise auch noch die somnambule mit ganz anderer Anschauungsform und Wirkungsweise zeigen können, welche uns doch nicht angezaubert werden kann, etwa durch den Magnetiseur, sondern die nur aus der Latenz gehoben werden kann. Auch Kant war übrigens der Ansicht, und hat sie in den „Träumen eines Geistersehers“ ausgesprochen, daß wir gleichzeitig dem Diesseits und Jenseits angehören, ohne es als irdische Menschen zu wissen.

Endlich ist aber auch denkbar, daß auf unserer Erde die Lebewesen von anderer Anschauungsform und Wirkungsweise nicht erst in biologischer Zukunft auftauchen werden, sondern schon heute da sind und die Erde bevölkern. Wüßten wir davon auch gar nichts, so läge darin kein Beweis des Gegentheils; denn wir wissen auch nichts, oder fast nichts, von unserem eigenen transscendentalen Subjekt, das gerade ein Mitglied jener hypothetischen Wesensreihe ist und in dem selben Jenseits lebt wie diese.

Nehmen wir nun aber an, eine solche gleichzeitig mit uns lebende Wesensreihe würde vermöge der Entwickelung mit uns in Grenzberührung kommen. Das käme einer Einwirkung aus dem Jenseits in das Diesseits gleich, d. h. unsere beiderseitigen subjektiven Weltbilder und Wirkungsweisen würden beginnen, sich zu vermischen. Es würden also Phänomene eintreten, die vom Standpunkt unserer Welt Wunder wären, wiewohl sie vom Standpunkte jener Wesenskreise ganz gesetzmäßig wären. Wie aber würde der irdische Mensch das aufnehmen? Er würde, weil er von jener Wesensreihe nichts weiß, zunächst möglichst lange die Thatsachen leugnen. Wenn das wegen zu häufiger Beobachtung nicht mehr anginge, würde er sie aus einer falschen Ursache erklären, etwa aus krankhafter Einbildung des Beobachters, oder aus künstlichen Veranstaltungen eines Spaßvogels. Diese Erklärung der Phänomene würde besonders bei jenen Menschen beliebt sein, welche gebildet genug sind, zu wissen, daß es in der Natur keine Wunder geben kann. Am meisten aber würden gegen jede andere Deutung der Phänomene jene Gelehrten wettern, deren Kausalitätbegriff aus den Erscheinungen des Diesseits abgezogen ist, und die sich so in ihn hineingelebt haben, daß sie jede Erweiterung des Horizonts als eine schmerzhafte Operation

verspüren. Sie können es nicht verstehen, daß aus einer anders vorgestellten Welt auch andere Kausalitäten der Dinge abgezogen werden. Wesen aber, von denen das gilt, müssen, wenn sie in unserer Welt wirken, nothwendig Phänomene erzeugen, die zwar nicht mit der Wissenschaft, aber mit unserem Wissen in Widerspruch stehen. Jene Gelehrten aber, die beim bloßen Wort Jenseits die Augen unwillkürlich nach dem Zenith erheben, wo sie unter Berufung auf Kopernikus nichts sehen, würden nur schwer zur Einsicht zu bringen sein, sogar schwerer als die Laien, daß wir das Jenseits nur entdecken können durch Versenkung in das eigene Innere. Kurz, die Wahrheit würde auf der Erde wieder einmal mit Fußtritten empfangen werden, und zwar bis ins Einzelne genau so wie — heutzutage der Spiritismus empfangen wird.

Um uns vor der Theilnahme an diesem Empfang zu bewahren, müssen wir zunächst immer bedenken, daß vom Diesseits und Jenseits nicht im räumlichen, sondern nur im subjektiven, erkenntnißtheoretischen Sinne die Rede sein kann. Kant hat gesagt, das Jenseits sei nicht ein anderer Ort, sondern ein anderer Zustand; Hellenbach sagt, Geburt und Tod seien ein Wechsel der Anschauungsformen, und diese zwei Aussprüche lassen sich kurz und bündig in den Satz zusammenfassen: das Jenseits ist das anders angeschaute Diesseits. Die einem Wesen bewußten Beziehungen zur Natur bilden sein Diesseits; die ihm unbekannten anderer Wesen, so wiedie ihm unbewußten seiner selbst bilden das Jenseits. Es kann also zahllose Diesseits und Jenseits geben, denn in der Natur sind zahllose Beziehungen gegeben, gewiß auch zahllose Wesensreihen und wohl auch zahllose Lagen der Empfindungsschwelle, welche für jede Wesensreihe ein anderes Diesseits aus dem großen Naturganzen herausschneidet.

Man kann also wohl sagen, daß die naturwissenschaftlichen Denkbarkeiten weit über das hinausgehen, was unser normales Leben, was der Somnambulismus und der Spiritismus bieten. Daß aber alle diese Denkbarkeiten auch realiter gegeben seien, das ist bei dem Reichthum der Natur viel wahrscheinlicher, als daß nur die Phantasie des menschlichen Erdenwurms reich wäre, die Natur aber so arm, daß sie allüberall nur vierbeinige oder zweibeinige Wesen, in Männlein und Weiblein getheilt, hervorbrächte. Ich glaube im Gegentheile, daß keine menschliche Phantasie die Wirklichkeiten auch nur annähernd zu erschöpfen vermag. Darum sind wir aber auch in der metaphysischen Finsterniß, die uns umgiebt, so weit davon entfernt, zu wissen, was Wahrheit sei; so weit wie eine Motte, die in nächtlicher Dunkelheit vom Schein eines Firsterns angelockt, ihm entgegenstrebt.

Und nun kommt der Occultismus und bietet mir als Erfahrungs-

thatsachen einige jener naturwissenschaftlich denkbaren Möglichkeiten. Man muthet mir zu, ich solle sie verächtlich bei Seite schieben, blos darum, weil sie über die beschränkten Denkgewohnheiten eines Wesens hinausgehen, das im 19. Jahrhundert auf einem verschwindend kleinen Planeten lebt. Ich werde mich hüten, das zu thun; vielmehr sehe ich im Somnambulismus und Spiritismus nur eine zwar willkommene, aber sehr geringe Abschlagszahlung, die im Reiche der Erkenntniß einem irdischen Wesen werden kann.

Doch bleiben wir auf unserer Erde. Auf ihr haben wir jene drei Voraussetzungen gefunden, unter denen das normale Leben und das occulte Leben, das im Diesseits und das im Jenseits, entweder successive gegeben sein können, oder gleichzeitig vertheilt auf verschiedene Wesensreihen, oder gleichzeitig in Bezug auf das gleiche Wesen. Ist aber diese Aufeinanderfolge oder Gleichzeitigkeit gegeben, so liegt schon in der einzigen Thatsache, daß die Natur der Entwickelung unterstellt ist, eine Gewähr dafür, daß diese ganze Natur daraufhin angelegt ist, ein organisches Ganzes zu werden, mag das auch erst in noch so ferner Zukunft eintreten. Was getrennt ist, kann nur provisorisch und subjektiv getrennt sein, für Lebewesen eines räumlich beschränkten Schauplatzes und einer zeitlich beschränkten Entwickelungsperiode. Die Welt ist keine Mosaikarbeit. Sowohl die objektiv gegebenen Lebensschauplätze werden in vermehrte und nähere Beziehungen treten, als auch die subjektiv getrennten Weltbilder ineinanderfließen müssen. Wir können uns die Erde von einer Rasse bevölkert denken, die mit den Marsbewohnern Anknüpfungspunkte gefunden hat, oder auch von einem Wesen, welches die bewußte Vereinigung der Zugehörigkeit zum Diesseits und Jenseits besitzt, die heute noch getrennte Welten bedeuten vermöge der Empfindungsschwelle, deren biologische Beweglichkeit jedoch eine Thatsache ist. Wer anders denkt, gleicht dem Philister, der meint, die zebraartig gestreiften Schlagbäume eines Landes würden durch alle Aeonen der Ewigkeit hindurch immer neu angestrichen werden.

Eine solche Vereinigung der objektiven und subjektiven Welten erscheint uns heute noch kaum denkbar, weil wir uns von der Verstandesentwickelung der dazu ausersehenen successiven Wesensgenerationen keine bestimmte Vorstellung machen können; weil also eine Aufgabe vorliegt, die, mit dem Maßstab der derzeitigen Fähigkeiten des irdischen Menschen gemessen, unlösbar erscheint. Wir müssen aber bedenken, daß es auf uns Erdenbewohner gar nicht ankommt, vielleicht nicht einmal auf künftige Erdenbewohner. Die Erde ist vielleicht gar nicht berufen, den Columbus für diese Vereinigung zu stellen, sondern nur die Rothhaut, bei der er landet. Wenigstens der spiritistische Columbus ist nicht von der Erde geliefert worden. Der Spiri-

tismus entstand in Folge von Thatsachen, die uns geboten wurden; er ist eine Erfahrung, nicht eine Entdeckung der Menschheit. — —

Es gibt heute noch sehr viele Menschen, die glauben, man könne nur auf dem Wege allmählicher Vertrobbelung Spiritist werden. Man kann es aber auch auf dem Wege des Denkens werden, von der Erfahrung ganz abgesehen; ja, man muß es sogar werden, wenn dieses Denken konsequent genug ist. Ja, wenn von Spiritismus nie die Rede gewesen wäre, müßte er sich für die Zukunft prophezeien lassen. Mein spezieller Fall war nun der, daß deduktiv gewonnene Gedanken, durch die ich zu meiner eigenen Verwunderung vor den Occultismus mich gestellt fand, bei näherer Umschau auf diesem Gebiete mir induktiv, durch Erfahrungsthatsachen, bestätigt wurden. Unter diesen Umständen könnte, wenigstens was meine Person betrifft, von einer Vertrobbelung eher dann die Rede sein, wenn ich noch immer nicht Spiritist wäre; denn die höchste Gewißheit, die dem Menschen überhaupt erreichbar ist, ist dann gegeben, wenn Logik und Erfahrungsthatsachen sich decken.

Der Leser wird aus dieser Darstellung wenigstens ersehen haben, daß ich aus einer durchaus unverdächtigen Gegend herkomme, da ich von Astronomie und Darwinismus ausging. Ueber die breite Lücke, welche diese Wissenszweige vom Occultismus trennt, bin ich ferner nicht geflogen, sondern habe sie schrittweise durchmessen. Durch Schlußfolgerungen, denen — soweit ich als Richter in eigener Sache das sagen darf — die Logik nicht abzusprechen ist, bin ich schließlich beim Occultismus angelangt, und die Erfahrung hat ihn mir bestätigt.

Freilich erscheint mir erst jetzt beim retrospektiven Blick über den zurückgelegten Weg dieses etappenweise Vorbringen so klar, wie ich es hier darzustellen versucht habe, und es ist natürlich, daß ich während der Wanderung mir in meinem dunklen Drange des rechten Weges nicht immer bewußt war. Wohl aber war ich mir bewußt, daß ich über das Ziel, dem ich theils zusteuerte, theils zugetrieben wurde, ganz unbekümmert sein dürfe, so lange ich mich geleitet wußte von Logik und von Erfahrungsthatsachen.

München. Dr. Karl du Prel.



Die sogenannten Agrarier.

Als ein bekannter Berliner Nationalökonom unlängst den Osten aufsuchte, um besonders die Ergebnisse der polnischen Ansiedelungs-Kommission zu studiren, hatte er eines Sonntags Gelegenheit, die Gastfreundschaft eines biederen Gutsbesitzers zu genießen, der ein kleines Familienfest feierte. Die drei Gerichte waren aufgegessen, eine zweite Flasche „Rothspohn“ auf den Tisch gestellt worden, bei einer gemüthlichen Cigarre wurden hie und da Plätze gewechselt, als unser Gast sich vom obern Ende der Tafel her zum Gegenstand forschender und besorgter Blicke gemacht sah. Der Hausherr stand zuletzt auf, nahm ihn beiseit und sagte treuherzig und verlegen: „Herr Professor, . . Sie sind Berliner, . . Sie müssen nun blos nicht glauben, daß das alle Tage so bei uns hergeht . .“

Die kleine Geschichte ist bezeichnend; sie beruht auf der Vorstellung, die ein bestimmter Theil unsrer Presse in den Köpfen der Städter über unsre Landwirthe thatsächlich zu erwecken und zu befestigen gewußt hat. Seit Jahrzehnten gehören zum eisernen Bestand fortschrittlich-freisinniger Polemik „die Agrarier“, eine Klasse von reißenden Thieren, zu deren Befriedigung unsere Wirthschaftspolitik in unverantwortlich ungesunde Bahnen gelenkt worden sei. Um den Gegensatz zwischen der Unersättlichkeit auf der einen, der Schädigung auf der andern Seite recht grell erscheinen zu lassen, wird meistens sogar von den „paar hundert Agrariern“ gesprochen. Sehen wir einmal zu, wer diese „paar hundert Agrarier“ eigentlich sind.

Es gehören zu ihnen im Königreich Preußen zunächst 20,051 Großgrundbesitzer (im ganzen Deutschen Reich sind es etwa 25,000), deren jeder mehr als 100 Hektar besitzt. Ihnen werden die 180,246 preußischen „Großbauern“ (mit 20—100 Hektar) zugezählt werden müssen, da im Westen mit seiner intensiveren Kultur, zumal in der Provinz Sachsen mit ihrem Rübenbau, schon Güter von 10 Hektar oft einen höheren Nutzwerth haben als östliche von vier-, ja zehnfachem Umfang; am Rhein, wo in der Franzosenzeit der Großgrundbesitz zerschlagen und zersplittert wurde, dürften selbst unter den Rittergütern nur wenige den Umfang von 100 Hektaren erreichen. Das macht also in Preußen schon 200,000 Hauptbetriebe, auf die 63 Prozent der gesammten preußischen Ackerbaufläche (d. h. etwa 17 Millionen Hektar von 26½) entfallen. Rechnet man von den gewöhn-

lichen Bauerwirthschaften (mit 5—20 Hektar), deren es in Preußen bei der letzten Berufszählung 422,000 gab und die noch 20 Prozent des bebauten Grundes einnehmen, nur die Hälfte mit den größeren Gütchen hinzu, so ergeben sich als „die paar hundert Agrarier" im Ganzen an 400,000 selbständige Landwirthe, die fast vier Fünftel des gesammten preußischen Bodens besitzen, die vorgeschritten genug sind, um ihre durchaus gleichartigen Interessen mit vollem Bewußtsein zu vertreten, und die Bezeichnung „Agrarier" als einen Ehrentitel in Anspruch nehmen werden. Millionen ländlicher Arbeiter und Angehöriger sind von ihnen abhängig; werthvolle, ja unersetzliche Kulturelemente stehen und fallen mit ihnen.

Während es nun blos natürlich ist, wenn die Regirung ihre landwirthschaftliche Politik nach den Bedürfnissen der Hauptvertretung unsres Bodenbaues, nicht aber auf das überbleibende Fünftel der Ackerfläche einrichtet, hat der Freisinn ganz im Gegentheil sich bemüht, den politischen Nachdruck auf die Kleinwirthschaften (unter 5 Hektar) und landwirthschaftlichen Nebenbetriebe zu legen, die an Zahl zwar groß, an Besitz aber verschwindend sind, während schon der bloße Name Nebenbetrieb ausdrückt, daß der Inhaber den Schwerpunkt seiner Arbeit und seines Erwerbes außerhalb der Landwirthschaft sucht. Von diesen Klein- und Neben-Betrieben soll nach der freisinnigen Legende kaum einer auf Verkauf von Getreide ausgehen, ihre Besitzer sollen fast alle noch Korn zum Verbacken hinzukaufen müssen, somit gleich dem großen Heer der Fabrikarbeiter an einem Tiefstand der Getreidepreise und der Beseitigung landwirthschaftlicher Schutzzölle innigst betheiligt sein.

Auch diese Behauptung ist längst, im Reichstag z. B. vom Abg. Dr. Frege, mit schlagenden Zahlen aus dem Königreich Sachsen widerlegt worden, wo selbst der Bauer auf einem Gütchen von 5 ha noch die Hälfte seines Roggens und fast seine gesammte Hafererute zum Verkauf stellt. Ganz so liegen die Verhältnisse im Süden und Westen unseres Vaterlandes, wo der Kleinbetrieb vorherrscht, so daß eine geradezu überwältigende Mehrheit nicht blos der „Agrarier", sondern sämmtlicher deutschen Landwirthe an einem Preisstande interessirt ist, der den Anbau lohnend macht, und wenn trotzdem eine große und einflußreiche Partei in Deutschland mit aller Energie und mit Argumenten, die den Thatsachen aufs schärfste widersprechen, dahin arbeitet, jede Rücksicht auf unseren Ackerbauern niederzuschreien, so müssen die Gründe dazu tiefer liegen.

Um sie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß in Berlin eine Klasse von homines novi sich nicht blos einen ungeheuren Besitz, sondern auch entsprechenden Einfluß auf Wirthschaft und Politik unseres Landes zu erringen gewußt hat, ohne die Assimilirung mit unserem Volksthum

für nothwendig oder auch nur für erwünscht zu halten, daß Deutschland aber nicht wie Frankreich centralisirt, daß Berlin nicht in dem Sinne von Paris eine Hauptstadt ist, daß in unsrer Provinz vielmehr das eigentliche charakteristische Leben pulsirt. Deshalb ist es kein Wunder, daß neuberlinisches und altpreußisches Wesen sich vielfach scheiden wie Feuer und Wasser, daß die ehrenfeste Säuberlichkeit altpreußischer Anschauungen den Gewohnheiten unserer Börsianer anstößig ist, daß sie dieses Wesen, das einen steten Vorwurf, eine stete Unbequemlichkeit für sie bedeutet, am liebsten an der Wurzel treffen möchten.

Nicht als ob politischer Doktrinarismus dabei ganz unbetheiligt wäre, doch vorwiegend sind es eben gesellschaftliche Gründe, die den Freisinn, der im Berliner Thiergartenviertel sein Hauptquartier und sein Schatzamt hat, so erbittert gegen die deutsche Landwirthschaft machen. Waffenstudenten und Reserveoffiziere sind zwei besonders verhaßte Kategorien. Der Ehrbegriff, der in solchen Köpfen spukt, ist dem Neuberliner, dem die Welt erst vollkommen scheinen will, wenn Alles, Alles in ihr käuflich ist, derart zuwider, daß die „Nation" gelegentlich (im schönen Mai 1891) ganz offen die Parole ausgab, die Eltern zu erziehen, „die Prätensionen jener Stände, die in der Politik schon allzulange den Ton angegeben haben", einzuschränken, d. h. eben der Landwirthschaft einen Krieg bis aufs Messer zu machen, weil von ihrem Boden aus sich jene verhaßten Elemente vorzüglich rekrutiren. Daher im selben Mai die Unkenrufe freisinniger Blätter, daß Deutschland „nur noch für 3½ Wochen mit dem nöthigen Brotgetreide versehen" sei. Und als im Juni darauf ungeheure Posten von Berlin nach außerhalb abgeschoben wurden, unter dem Marktpreise, doch mit der Verpflichtung, sie nicht zur Lieferung an die Berliner Börse zu verwenden, als es einer hausse, die man auf deutsch wohl Getreidewucher nennen würde, schließlich gelang, den Roggenpreis gar über den Weizenpreis zu treiben, bis auf 260 Mk. die Tonne (heute steht er 150), da galt es immer nur, eine Panik vorzubereiten, um unter dem Druck einer künstlich erzeugten Theuerung die Getreidezölle zu Fall zu bringen und die Landwirthschaft zur Schlachtbank zu führen. Zu diesem großen Ende sind alle Mittel gerecht, insonderheit natürlich auch literarische. Die Karikaturen in den Witzblättern nehmen kein Ende, auf denen der schlampampende Agrarier gegen die bekannte spartanische Bedürfnißlosigkeit unserer Börsenjobber und Depot-Verwalter so häßlich absticht. Er trinkt „Rothspohn" und fährt dazu nach der Stadt, ja er soll sogar heimlich Whist spielen! Noch viel schlimmere Räubergeschichten wurden erst in diesen Tagen erzählt, als die „Agrarier" in Berlin tagten.

Es ist durch all dieses bald laute, bald stille Wirken noch nicht so-

weit gekommen, daß der deutsche Gutsbesitzer, wenn er von morgens 5 Uhr bis zur sinkenden Sonne seine Feldmark beschritten hat, um nach dem Rechten zu sehen, daheim sich einschließen muß, wenn er sich satt essen will, wie der französische Bauer zur Zeit der taille das that, nur damit man ihn nicht etwa für vermögend hielte. Aber die Geschichte, mit der ich begann, beweist doch, daß man sich bereits entschuldigt, wenn eine Flasche Wein auf dem Tische stand: denn Berlin ist streng. Und man hofft noch weiter zu gelangen. „Manches Rittergut" — heißt es in der selben Nummer der „Nation" —, wird nach Beseitigung der Zölle zerschlagen und eine noch größere Zahl verkleinert werden". Man erwartet aber „von einem weitern Rückgang der Preise nicht ein Verschwinden des Bauernstandes, der im großen Ganzen eine genügende Widerstandskraft bewährt hat," — genügend augenscheinlich, um ein fröhliches Experimentiren auf seine Kosten zu rechtfertigen. „Alles das geht von des Bauern Felle"; so war es in Wallensteins Lager und so kann es bleiben. Sobald im Mittelalter reiche Städte gegen die Ritter oder unter einander Fehde führten, wenn auch weiter nichts herauskam: etlichen Bauern wurden doch immer wenigstens die Augen ausgestochen; ein paar Bauernhöfe wurden doch niedergebrannt. Selbst nach den furchtbarsten Kriegen, nach Pestilenz, Mißwachs, wirthschaftlicher und politischer Unterdrückung hat der Landmann sich immer wieder erholt. Wie sollte man nicht ohne Rücksicht auf ihn, bei seiner „bewährten Widerstandskraft", den Kampf gegen die „Agrarier" durchführen? Das Endziel ist die Vernichtung der altpreußischen Familien; deshalb muß zunächst einmal der g e s a m m t e Stand der Ackerbauern unter so ungesunde Lebensbedingungen gesetzt werden, daß der am meisten gefährdete, weil im Lauf der letzte Jahrzehnte am meisten verschuldete Theil ganz sicherm Ruin entgegengeht; die „bewährten" Bauern werden sich ja schon irgendwie zurechtfinden.

Es war der Alte Fritz, der gegen „das plus, das durch andrer Leute Unglück gemacht wird", ein Edikt losließ, das mit den Worten schloß: „denn was ein kleiner verlust vohr mihr ist, ist dem Edel Man Einen großen Vortel, d e s s e n S ö h n e d a s L a n d t d e f e n d i r e n u n d d i e R a c e d a v o n s o g u h t i s t, d a s s i e a u f a l l e A r m e r i t i e r e t, c o n s e r v i r e t z u w e r d e n". Durch das Stein'sche Emanzipationsedikt von 1807, das auch Bürgerliche als Käufer von Rittergütern zuließ, durch gänzliche Aufhebung der Erbunterthänigkeit im Jahr 1809, wodurch unser heutiger Bauernstand recht eigentlich geschaffen wurde, finden sich an Stelle des spärlichen fridericianischen Landadels in Preußen heute 400,000 Männer, die man als Grundbesitzer bezeichnen muß. Aber der Freisinn ist nicht der Ansicht, daß sie „conserviret" zu werden ver-

dienten, und er hofft, durch planvolle Agitation es zu erreichen, daß der politische Verstand nicht blos, sondern auch der historische Sinn der Deutschen eines Tages einen so tiefen Stand erreichen, daß eine Mehrheit ihre Hand zur Ausrodung des deutschen Lebensbaumes bieten könnte.

Inzwischen wird der Kampf gegen das „Agrarierthum" aber auch mit ernsthaften nationalökonomischen Waffen geführt, und gerade hier ist es, wo die freisinnige Wissenschaft sich die allerbedenklichsten Blößen giebt. Sie wendet sich gegen die großen Güter, weil auf ihnen zu wenig Menschen leben, und giebt sich den freundlichen Anschein, dem Drange des kleinen Mannes nach eignem Besitz entgegenzukommen. Richtig ist so viel, daß das „Niederlegen" der Bauernhöfe durch die Ritterschaft in Mecklenburg früher systematisch betrieben wurde und den lächerlich geringen Menschenbestand dieses fruchtbaren Landes verursacht hat. Für unser Preußen muß dagegen um so energischer betont werden, einmal, daß in keinem andern Lande der Welt Groß- und Klein-Betrieb so gleichmäßig abwechseln, zweitens, daß ein Verschwinden des Großbetriebes zugleich auch ein Verschwinden rationeller Bewirthschaftung bedeuten und der Landeskultur unendlichen Abbruch thun müßte. Die preußischen Großgrundbesitzer haben etwa 8½, die Großbauern 8¼, die Bauern 5½ Mill. Hektar. Selbst in Pommern, das wegen seiner „agrarischen Junker" in der freisinnigen Presse verrufen ist, entfällt immer noch ein starkes Drittel auf den Mittelbesitz (von 5 bis 100 Hektar), wobei noch zu berücksichtigen bleibt, daß viele Bauern-, insonderheit die „Schulzengüter" mehr als 100 Hektar umfassen, also fälschlich den Junkern zugerechnet werden. In Lothringen aber sind die Erträge des an sich vorzüglichen Bodens so niedrig, weil die Großgrundbesitzer fehlen, von denen der Bauer intensive Wirthschaft lernen könnte. Das ganze Frankreich steht aus dem selben Grunde mit seinen Ernten hinter Preußen zurück.

Ganz haltlos sind vollends die Anschauungen, die vielfach über Parzellirung an sich von den Freisinnigen aufgetischt werden. Einmal, weil in manchen Distrikten des Ostens mit unergiebigem Boden der Großbetrieb allein noch Erträge liefert, dadurch, daß er den Betrieb vereinfacht und seine Kosten verringert, zweitens, weil nur solche Güter aufgetheilt werden können, die eine ausreichende Menge von Wiesen haben, um später jedem Kleinbauern die zur Viehhaltung nöthige Futtermenge zu liefern. Wer auf dem Lande erwachsen ist, weiß es zu schätzen, welche Schwierigkeiten ein Eigenkäthner, der keine Wiesen, wohl aber Kühe und Kälber hat, dem angrenzenden Gutsbesitzer macht. Leben muß das Vieh; so wird es auf fremde Weide getrieben. Nun wird gepfändet; fast allnächtlich im Sommer geht die Hetzjagd los. Das giebt Aerger und sozialen Unfrieden allerschlimmster Art, von dem sich die freisinnige Erbweisheit natürlich nichts träumen läßt. Die

„Rentengüter“ aber, die durch Abzweigung vom Großbesitz, unter Beihilfe der Rentenbanken und finanziell höchst günstigen Bedingungen neuerdings ins Leben gerufen werden, um den Kleinbesitz zu mehren und Landarbeiter seßhaft zu machen, begegnen der ganz besondern Schwierigkeit, daß in vielen Gegenden die Erbunterthänigkeit noch im Gedächtniß der Menschen ist und das erstarkte Unabhängigkeitgefühl des kleinen Mannes beängstigt. Er wird nicht leicht in ein Rentenverhältniß eintreten, wo Rittergut an Rittergut grenzt. Nur wo Rittergüter und Dorfgemeinden im Gemenge liegen und der Rentengutsbesitzer seinen Anschluß an diese bewerkstelligen kann, kommt diese Form des Kleinbetriebes vorerst in Aufnahme.

Leider steht nun die politische Vertretung der „Agrarier“ nicht immer auf der Höhe ihres guten Rechtes Das soll nicht nur dem ersten Verstoß der preußischen Konservativen am 9. Februar gegen einen russischen Handelsvertrag gelten, obwohl diese Uebereilung außer einem beschämenden Rückzuge noch die besondere Folge hatte, den Finanzminister Miquel in Harnisch zu bringen, gerade ihn, der für die Nothlage der Landwirthschaft das offenste Verständniß, für ihre volkshygienische Bedeutung den klarsten Blick hat, den einzigen Minister, der sich mit umfassenden Gedanken trägt, „daring to be great.“ Aber hier liegt zugleich der wundeste Punkt der ganzen agrarischen Agitation. Es ist dem Lande nicht so ungeheuer wichtig, immer nur von Zöllen und Preisen, von 5 Mark und 3,50 zu hören, als ob der Geldpunkt allein hier ausschlaggebend wäre. Es fehlt den Agrar-Politikern die historische und wirthschaftliche Durchdringung ihrer Sache in jenem höhern Sinne, der eine Nation als ein Individuum auffaßt, das ernstlich doch nur in seiner Persönlichkeit, in seinen leiblichen und geistigen Kräften, in seiner Gesundheit und Frische sinken, durch bloße Geldverluste niemals gefährdet werden kann. So lange die Mehrheit des Publikums in der Vorstellung befangen bleibt, daß für die zeitigen Gutsbesitzer in den Städtern ein überreicher Ersatz vorhanden sei, so lange ist es der Agrar-Vertretung eben nicht gelungen, die rechten Gedanken ins Volk zu bringen, für ihre eigne Vertheidigung den richtigen Standpunkt zu wählen. Es gilt vielmehr nachzuweisen, daß mit dem Verschwinden der heutigen Landwirthe die ganze Nation sich dauernd verändern und verschlechtern würde, daß der Volkskörper, den wir heute noch haben, geringer und weniger widerstandsfähig werden müßte. Unsre Landwirthschaft ist der große deutsche Kraftbehälter, unentbehrlich für die höheren wie die niederen Kulturelemente; solange wir ihn haben, mögen ganze Generationen von Städtern verwelken und verkümmern: wir haben Ersatz. Erst wenn die Nation behufs ihrer Regenerirung auf die Industrie allein angewiesen wäre, würden nicht blos die Tage unsrer po-

litischen Selbständigkeit gezählt sein, weil wir uns unsrer Nachbarn nicht länger zu erwehren vermöchten; sondern das deutsche Volk würde seine besten Tugenden verloren, es würde ganz andre Eigenschaften angenommen haben. Die historische Entwickelung Deutschlands würde unterbrochen nein, für immer abgeschnitten sein. Schon der ältere Mirabeau (in seinem traité de la population) verglich den Staat mit einem Baum: die Wurzeln bildet der Ackerbau, den Stamm die Bevölkerung, die Zweige die Industrie, die Blätter der Handel. Sehr richtig, denn Jedermann weiß, es kann ein Baum hundertmal seine Blätter, oft seine Zweige, doch nicht ein einziges Mal seine Wurzeln verlieren, sonst stirbt er ab. „Auch die moralischen Leiden eines Volkes", sagt Gustav Freytag, „wirken zuweilen wie herrschende Krankheiten, sie vermindern die Tüchtigkeit der Nation auf einige Zeit, sie geben ihr ein unholdes, kränkliches, ja greisenhaftes Aussehen, aber sie mögen durch die starke Lebenskraft ohne dauernde Einbuße überwunden werden. Ein Volk kann arge Verbildungen überdauern, wenn diese die idealen Empfindungen und die sittlichen Forderungen, welche das Volk an seine Guten macht, nicht wesentlich beeinträchtigen." Jawohl; aber solche idealen Empfindungen und sittlichen Forderungen haben frische Leiber, sie haben die Gesundheit des Volkskernes zur Voraussetzung. Wir haben den Verderb manches nationalen Niederganges, wir haben den dreißigjährigen Krieg und die Franzosenzeit verwunden, weil wir damals noch kein Industrievolk waren.

Es ließe sich wohl darüber streiten, ob die Latifundienbildung wirklichen Werth für uns hat, ob die nicht immer einwandfreien, diplomatischen und sonstigen Leistungen unsrer Großgrundherren in der That unersetzlich seien, zumal am ehesten auf ihre Söhne die üblen Nachreden zutreffen, die dann summarisch und mit Unrecht auf den ganzen Stand der „Agrarier" übertragen werden. Das Schlimme ist jedoch, daß es in Preußen nur 473 Betriebe mit mehr als 1000 H. gibt, die zusammen noch nicht 4 Prozent unsrer Ackerfläche ausmachen, so daß ihre Beseitigung selbst dann ein Schlag ins Wasser wäre, wenn sie überhaupt gelänge. Denn gerade diese Latifundien sind weitaus der widerstandfähigste Theil unsres Großbesitzes; gefährdet allein sind diejenigen Besitzer, die, ob adlig oder nicht, zum Kern des deutschen Bürgerthums gehören. Diese Männer sind heute verschuldet, nicht weil sie unfleißiger oder untüchtiger oder genußsüchtiger wären als städtische Kaufleute oder Industrielle — wer sie bei ihrer sorgenvollen Arbeit gesehen hat, zuckt über solche Verleumdung die Achseln —, sondern weil sie bei ganz unzuträglicher Gesetzgebung gegen die Ungunst einer neuen Zeit zu ringen hatten, während die Ansprüche an sie die selben blieben. Sie hatten unsrer Armee Offiziere, unsrer Verwaltung Beamte zu liefern;

sie mußten ihre Söhne dazu standesgemäß erziehen, oft unter den schwersten Opfern, und sollen jetzt für diese Opfer dadurch bestraft werden, daß man sie zunächst einmal ganz erwerbunfähig macht. Die radikalen Maßregeln, wie Aufhebung der Getreidezölle, die dem Landwirth ein Minimum seiner Produktionskosten garantiren und deren Beseitigung der Freisinn zu fordern nicht aufhört, sind um so gehässiger, als der östliche Mittelbesitz ohnehin mit jedem Jahr schwereren Abbruch erfährt durch den Zug nach dem Westen, durch eine zunehmende Wanderlust der ländlichen Arbeiter, die ohne Rücksicht auf Gesundheit und Lebenshaltung, nur weil sie die Eisenbahnen benutzen lernten und ungebunden sein wollen, den Industrieorten zuziehen, um sich hier verbrauchen zu lassen. Das alte Märchen von der „schlechten Behandlung", das auch Bebel neulich wieder aufgewärmt hat, ist für jeden Eingeweihten ja vollkommen lächerlich. Der Gutsbesitzer ist heute von seinen Leuten derart abhängig, daß er ihnen kaum noch etwas zu sagen wagt und die Sorge: „Herrgott, wenn der Kerl mir nur nicht kündigt!" das ewige Gespenst seiner Mahlzeiten bildet. Aber dagegen ist durch sogenannte „Maßregeln" auch nichts zu erreichen, höchstens durch eine organisch aufgefaßte, weit ausschauende Politik. Die Zuckerrübe allein hat mehr zur Auflösung unsrer östlichen Arbeiterschaft gethan als alle freisinnigen Leitartikel zusammen genommen, und es gibt auch nur ein Mittel, dem Osten einen ausreichenden Stamm seßhafter Landbevölkerung zu erhalten, d. i. unter Verzicht auf solche Velleitäten, wie Aufhebung der Freizügigkeit, lieber die natürliche Selbstsucht der Menschen, ihren berechtigten Wunsch nach eignem Besitz zum Hebel einer großartigen Kolonisation zu benützen, deren bescheidene Anfänge wir in der polnischen Ansiedlungs-Kommission begrüßen durften. Ob freilich die künftigen Inhaber solcher Kleinbetriebe dem Staat gerade das werden ersetzen können, was ihre Vorgänger, die heutigen Rittergutsbesitzer, ihm geleistet haben, ist durchaus zweifelhaft. Umsomehr würde eine gesunde und gerechte Politik zunächst das Aeußerste versuchen, um den Ruin eines Standes aufzuhalten, der dem Vaterlande seit Jahrhunderten seine besten Söhne gestellt hat. Luther und Gustav Freytag stammen von Freibauern, Bismarck und Heinrich von Kleist vom Landadel. Der Tag darf nicht kommen, da solche Männer nicht mehr bei uns wachsen.

Dr. Robert Hessen.



Deutsche Schülerhefte in Chicago.

Es war eine theure Zeit im Lande und die magern Kühe stiegen in ganzen Herden aus Elbe, Spree und Panke. Und die Bibliothekare hungerten sehr; sie traten aber vor den Kultusminister und flehten um ein wenig „Aufbesserung". Da sagte der große Herr: „Ihr dauert mich, denn ihr bedürftet wirklich einigen Silbers; auch gäbe ich Euch gern 50000 Mark, aber ein Größerer steht über mir, Miquel, der hütet die Kasse; ziehet hin in Frieden." Und als die Hilfslehrer unter den Linden nach Arbeit schrien und nach Brot, da öffnete der Gewaltige abermals seine Lippen: „Eins kann ich für Euch thun, nämlich Euch beklagen. Im Uebrigen zürnt Euch Miquel und hat bei seiner Seele geschworen: Euch keinen Groschen! Darum so gehet und wartet geduldig" Aber zum dritten kam ein Yankee vor die beiden Excellenzen, der hub an zu reden: „Sehet, ich sage Euch ein Mittel, um 90000 Thaler in den Michigansee zu werfen; denn unser Chicago ist wirklich eine wunderhübsche Gegend." Und die Minister sagten: „Lieber, zeige uns Dein Mittel."

So oder ähnlich entstand die Schulausstellung in Chicago.

Die Amerikaner scheinen plötzlich ungeheuer viel Werth aufs „Geistige" legen zu wollen. In Religion waren sie ja immer groß; aber neu ist unfraglich ihr Gedanke eines Weltkonzils. Mohammedaner, Buddhisten, Parsi, Braminen, Confucius-Diener, Juden und Christen aller Konfessionen und Sekten sind gewonnen, um in einem großen Kuppelsaal gemeinsam zu tagen; protestantischen Predigern würde ich empfehlen, vor der Abreise noch schnell in einem guten Waffengeschäft vorzusprechen! Die Wissenschaft soll möglichst viel von ihren Schätzen zusammenhäufen; Raritätenkabinette jeder Art schicken ihre Proben, unsere Büchereien wenigstens ihre Kataloge; es mag beschaulich werden im Bibliotheksaal zu Chicago! Hoffentlich waltet drin ein recht charakteristisches Exemplar von Bibliothekdiener. Man weiß, dieses ehrenvolle Amt entwickelt besonders runde Bäuche und höchst eigenartig watschelnde Beine; da möchten die Yankees doch etwas Interessantes sehen! — Und natürlich müssen nun auch unsere Schulen dran; wozu hätten wir sonst Königgrätz gewonnen?

Schade, daß ich nicht von Ort und Stelle über die Schulausstellung zu berichten vermag. Aber ich will die Augen meiner Phantasie recht weit aufthun und mir vorzumalen suchen, wie die Herrlichkeiten sich ausnehmen werden, die wir da für 270000 Mark vor den Blicken Europas, Amerikas, Australiens u. s. w. auszubreiten gedenken

In der Mitte eines langen Saales werden ein paar Modelle von Schulhäusern stehen, so groß, wie die Gelder es erlauben; vielleicht theils Abbildungen wirklicher Gebäude, theils ideale Konstruktionen. Der Beschauer wird mit dem beruhigenden Gefühl dran vorbeigehen, daß bei uns wirklich in Häusern unterrichtet wird, daß jede Klasse ein bis drei Fenster hat u. s. w. Alsdann wird er heimkehren, und aller Orten werden die Anstalten weiter so gebaut werden wie bisher.

Sodann müssen Katheder, Schulbänke, Tische, Kartenschränke dastehen. Unsere Schüler sitzen nämlich meist während der Lektion; hie und da erhalten

Sextaner sogar kleinere Subsellien als siebenzehnjährige Bengel; „sehr lehrreich" — wird sich der Yankee sagen.

An den Wänden hängen, so denke ich mir, Karten und Anschauungbilder. Nun, daran möchte sich allerlei lernen lassen. Aber, in Chicago stellt ja jedes Gewerbe aus — sollte nicht eine Abtheilung für Kartographie und verwandte Künste existiren? Muß das Unterrichtsministerium seine Doublette haben? Doch es sei! — Aber jenen Schränken kommt nicht zu nahe! Sie stecken voll von Katalogen der Schulbibliotheken, der Naturalienkabinette; ich fürchte sogar, es wimmelt darin von Osterberichten, Programmen und ähnlich gräuelhafter Lektüre. Der Laie nimmt vielleicht ein Heftchen, starrt in Zahlen und Listen, legt es erschüttert bei Seite; der Sachkenner schleicht scheu vorüber, er kennt solchen Köder. Er blättert vielleicht eher an dem gegenüberstehenden Regal, da findet er Lehrbücher, alte liebe Bekannte, am Ende sein selbst geschriebenes. „Wie gehts im fernen Westen, mein Büchlein?" Hoffentlich fehlt nicht der neueste Geschichtleitfaden von Stenzler und Genossen, der uns aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Zweiten bis auf Karl den Großen führt und also anhebt: „Freue dich, deutscher Knabe —" Das Weitere lese der Leser selbst nach. Oder jenes Geographiebüchlein, das, in konzentrischen Ringen von Deutschland ausgehend, berichtet, „da, wo die Sonne niemals steht, wohnen die Dänen; die Dänen haben auch einen König."

Aus den Fenstern des Saales sieht man einen Hof mit Turngeräthen; vielleicht können Preisturner hier alle Abend bei bengalischem Licht Vorstellungen geben und so einen Theil der 270000 Mk. wieder heimbringen; wir stiften damit ein Asyl für altersschwach gewordene Hilfslehrer, die noch keine Anstellung gefunden haben.

Eine dunkle Kammer neben dem Saal enthalte die Disziplinarmittel: jenen Normalstock, den wir auf dem Rücken böser Knaben erproben dürfen; Klassenbücher, Arrestzettel, Ordnunghefte, Zeugnißformulare.

Ist damit die Ausstellung erschöpft? Nein. Unser Ministerium hat sich auf die augenfälligen Geräthe des Schullebens nicht beschränken wollen; auch die „innere Seite" der Sache soll dargestellt werden. Was unsere Schulen leisten! — Eine Musterklasse mit ihrem Ordinarius übers Weltmeer senden, geht nicht wohl an; aber — Schülerhefte schicken wir hin! Von verschiedenen Schulen sind sie eingefordert; jede liefert gute, normale und schlechte Schülerhefte sammt der rothen Tinte des Lehrers; und zwar französische, lateinische, griechische Uebersetzungen, Rechenaufgaben, sogar ganz ernstlich —: deutsche Aufsätze! Die Fremden müssen doch sehen, daß unsere Knaben und Mädchen trotz dem Schulmeister von Königgrätz auch Fehler und Klexe machen, ganz wie ihre eigenen Würmer, und daß man in Berlin eben so anstreicht, wie in Paris oder Chicago. Hübsch und lehrreich erscheint mir die Ausstellung der Aufsätze. Hoffentlich trifft man die Auswahl mit Humor und sendet z. B. ein paar Mädchengedanken über „Die Madonna della Sedia verglichen mit der Madonna Sistina" ein, oder jenen Lohengrinaufsatz einer „höheren Tochter", von dem mir dieser Tage ein Kollege erzählte —: „Elsa weinte nach der Hochzeit unaufhörlich, denn sie konnte nicht erfahren, welchen Geschlechtes Lohengrin sei."

Nicht wahr, unsere Unterrichtsverwaltung versteht die Gelder zu verwenden, die sie ihren Beamten — nicht gewährt?

Dr. Julius Schultz.

Bleichröder.

Einerlei, ob es die Bekanntschaft Bismarcks war, oder seine gastlichen Beziehungen zu den Botschaftern, oder seine vielen, von den Laien doch vielleicht noch vergrößerten Millionen—: in Gerson v. Bleichröder ist der berühmteste Financier der Gegenwart dahingeschieden. Der Reichthum dieses Mannes war in Preußen, das allerdings keine französischen oder englischen Vergleiche verträgt, sprichwörtlich geworden, seine vorzüglichen Informationen erwiesen sich als so hoch geschätzt, daß er persönlich auch gern von dem Schaden sprach, den er durch wichtige Nachrichten, die ja im nächsten Augenblick durch noch wichtigere aufgehoben werden konnten, erlitten hatte, und endlich galt er auf seinem Gebiete, nachdem der Erfolg einmal für ihn gesprochen hatte, als eine erste Autorität. Noch heute entsinne ich mich einer Erzählung aus Ostende, wo der alte Herr alljährlich im Herbste die Seeluft mit Konsortialgeschäften durchschwängerte. Er hatte einen großen Wiener Bankier zu einer Besprechung angenommen und zeigte dabei sofort auf einen Brief: „Lange kann ich Sie leider nicht sprechen, da mich hier der König der Belgier um eine Berathung wegen seines Vermögens ersucht hat.“ Rothschild hätte es nicht der Mühe werth gehalten, davon zu sprechen. Baron Hirsch würde vielleicht versucht haben, öffentlich mit Leopold dem Zweiten „eingehakt“ zu gehen. Bleichröder begnügte sich, nur den Brief zu zeigen. Aber der Verstorbene muß in der That bei den Mächtigen dieser Erde Vertrauen und auch Sympathie erweckt haben, denn selbst der alte Kaiser Wilhelm, der gewiß vom Handel und Wandel nicht die modernsten Ideen besaß, hörte ihn gern. Dieser erfahrene Monarch war überhaupt milde und bereitwillig im Anhören fremder Meinungen, er blieb sich der Vielseitigkeit seiner Aufgaben klug bewußt und versäumte auf seinen Reisen auch keine Unterredung mit Meyer Karl v. Rothschild oder dem alten Abraham Oppenheim in Köln.

Die Grundlage des Bleichröderschen Vermögens und später auch seiner Macht haben die Rothschilds gelegt; — zum zweiten Male würden sie dies wahrscheinlich nicht thun. Diese Welthäuser waren nämlich schon vor vier Dezennien bei jenem Punkt der Uebersättigung angelangt, wo sie zumeist nur noch ihr Geld zu verwalten hatten. In Folge dessen bedurften sie täglich enormer Summen von Diskontwechseln, die sie nach ihrer Arbitrage auch an fremden Plätzen kauften. Zu dem Gardecorps von Bankiers, das dazu in einer Reihe von Großstädten so zu sagen Garnison erhielt, gehörte für Berlin neben B. Goldschmidt auch der Vater Bleichröders, und Gerson folgte seinem Vater. Nun ist ein solches Geschäft aus zweierlei Gründen nicht leicht, 1. wegen der Umsicht und Erfahrung in dem Auswählen der Wechsel, die doch nicht wie ein Fonds-Engagement nur einen Monat zu laufen haben, 2. wegen des außerordentlichen Vertrauens, das der Auftraggeber seinem Kommissionshause zuwenden muß. Man bedenke nur, daß die Rothschilds damals jeder Zeit Wechsel mit dem Indossament Bleichröders im Portefeuille hatten, deren Gesammtbetrag das Vermögen Bleichröders unvergleichlich überstieg. Diese Transaktionen gingen Zug um Zug, Rothschilds

erhielten allwöchentlich auch vielleicht ihre hunderttausend Pfund 3 Monate London von dort, und hatten sie die Zinsen bis vierzehn Tage vor der Verfallzeit genossen, so war aus dem langen London kurzes London geworden und sie verkauften das je nach den hübschen Offerten, die sie bekamen, wieder nach Deutschland. In diesem Falle, wo auf jedem Wechsel, Bleichröder erst nach de Rothschild frères oder N. M. Rothschild und Sons 2c 2c. zu indossiren hatte, riskirte er natürlich nichts, verstärkte aber durch diese fast täglich vor Aller Augen sich erneuernde Verbindung mit unsern ersten Geldmächten sein Renommee ganz gewaltig. Nur der Wechselkredit ist bekanntlich schwer erreichbar und man würde sich über die Zahl der größeren Bankfirmen wundern, denen an der Börse jeder Spekulationskredit eingeräumt wird, während man ihnen vielleicht bei 4000 Pfund London Schwierigkeiten zu machen hätte.

Aus dieser Verbindung nun, mit Paris, London, Wien, Frankfurt a. M., Neapel, die an geschäftlichen Ehren doppelt reich war, weil auch ein ganzer Maklerstab dadurch gut zu leben hatte, mochte die Firma Bleichröder, gering geschätzt, viele Jahre hindurch bis zu 200,000 M. Provision ziehen, sowohl als die Sätze noch auf $^1/_4$ pCt., als auch da sie später nur noch auf $^1/_8$ pCt. vom Umsatz lauteten. Nebenbei liefen auch für die selbe Rechnung sehr ansehnliche Effektenaufträge, besonders im und nach dem Bürgerkriege, auf United States Bonds.

So nahte das Jahr 1866, in dem, um mit Freytag zu reden, „die unungeheure Kraft eines Einzelnen“ Deutschland in die Höhe schieben sollte. Damals war James von Rothschild in Paris sehr ängstlich, und es mußte ihm ein so gut unterrichteter Mann wie Bleichröder, der noch dazu sein Vasall war, hochwillkommen sein. Ein Einziges, und zwar das Wichtigste, konnte ihm jener Berliner Bankier überzeugend nachweisen, daß es nämlich unter Bismarck unbedingt zum Kriege kommen würde; und Bleichröder konnte sich den König und dessen Minister dadurch verpflichten, daß er die vom Liberalismus im Landtag verweigerten Geldmittel zur Vorbereitung des Krieges aufbrachte. Man meint nun, daß Bleichröder derzeit in Blankoverkäufen immens verdient habe, indessen erscheint dies ziemlich unwahrscheinlich. In den entscheidenden Monaten vor der Kriegserklärung sanken die Kurse nur ganz allmählich, eine eigentliche Panik brach nur an der Berliner Mittagsbörse aus, als man von dort nach auswärts die viel vermögenden Worte hinzufügen konnte: „Mobilmachungsordre soll unterzeichnet sein“. Vor allem war es aber damals überhaupt schwer, in Berlin zu verkaufen, da man dort thatsächlich nicht sechs spekulative Adressen kannte, die für den Kriegsfall noch als unbedingt gut galten, wie denn auch in diesem Sinne Ordres von auswärts einfach zurückgewiesen wurden. Außerdem mußte sich doch ein so gescheiter Mann sagen, daß die ersten Tage eines Feldzuges unmittelbar einen Umschwung bringen konnten. In der That stiegen ja auch dann sofort die Kurse wieder, und ob dies Bleichröder so rechtzeitig erfahren hat, daß er umgekehrt à la hausse verdiente, ist nie bekannt geworden. Hat doch das „grauenhafte Glück“, wie Moltke unsere schnellen Erfolge in Böhmen nannte, selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen.

Es war nur zu natürlich, daß Preußen in seiner neuen Situation auch eines ungewöhnlichen Finanzmannes bedurfte. Unser Postklepper warf seinen alten Reiter Herrn von Philippsborn ab und lud das jüngere Talent Stephan zum Besteigen ein, unser Geldwesen behielt bei seiner Verwaltung die alten bewährten Traditionen, sah sich aber zur Leitung und jener furchtbaren Bereit-

schaft, die wir gegenüber drohenden Allianceu auch pekuniär durchzuführen hatten, nach praktischen Köpfen um. In diesem Sinne hat Bleichröder entschieden einen sehr starken Einfluß ausgeübt und wahrscheinlich zur Zufriedenstellung einer jeden unbefangenen Kritik. Daß er dabei nicht zu kurz gekommen ist, läßt sich bei seinem ausgesprochenen Erwerbssinn wohl annehmen. Während des französischen Krieges war Bleichröder als finanzieller Berather in Versailles, und es ist durch Busch bekannt geworden, daß, als der Bundeskanzler wegen der aggressiven Haltung der Pariser Rothschilds Wechsel dieses Hauses nicht als Kontributionszahlung annehmen wollte, Bleichröder sofort dahin belehrend eingriff, man könne bei den bevorstehenden Riesenzahlungen eine solche Weltfirma absolut nicht entbehren.

In dem Berlin des Deutschen Reiches gedieh nun Bleichröder bald zu so großer Macht, daß seine früheren „Herren“ (Rothschilds) ihn, willig oder nicht, bald als gleichberechtigten Konsorten anerkannten und er selbst allmählich sogar als Nebenbuhler der reinen Rothschildgruppe (Diskontogesellschaft, Kreditanstalt) auftrat. Das Geheimniß dieser fortgesetzten Erstarkung, lag in seiner Fähigkeit, 1. ungemessene Geldsummen heranziehen zu können, 2. seine Verbindungen so vorzüglich zu entwickeln, daß ihm vor allen Andern große Geschäfte zufielen. So respektirt wurde er sogar in Fachkreisen, daß man ihm, abgesehen von den Ohlendorffschen Guanowerken (die übrigens glänzend rentiren), fast niemals eine Betheiligung zurückzusenden wagte. Sogar noch auf seine Kollektivprokuristen pflegte ein Abglanz der Prinzipalssonne zu fallen, — wie einzelne ergötzliche Thatsachen beweisen könnten. Außer Zweifel steht es, daß zu seinem Ansehen auch die diplomatische Maske beigetragen hat, die er sich ganz bewußt-barock aufsetzte. Man fand es zwar komisch, wenn er sogar zu ferner Stehenden von „unsern vorzüglichen Beziehungen zu England“ sprach, aber man hielt ihn doch für einen der zahlreichen Nebenkanäle, auf denen zuweilen werthvolle Ladungen befördert werden.

Wenn man der Firma ihre oftmaligen Börsenspekulationen vorwarf — den Rothschilds hat man dies niemals vorgeworfen —, so hatte Bleichröder bei den vielen selbständigen Mitarbeitern seine Firma gar nicht so in der Faust, um für alles Geschehene verantwortlich gemacht werden zu können; sicher ist allerdings, daß er bei „Afghanistan“, als wenigstens er an einen rasch losbrechenden russisch-englischen Krieg glaubte, enorm verkauft hat, daß er damals Andere mit sich fortriß und selbst großartige Verluste erlitt.

Ueberhoben hat sich der Geheime Kommerzienrath wohl nicht allzu viel. Um eine so große Rolle zu spielen, durfte man eben weder so fein wie die Mendelssohns oder Warschauer, noch so kalt wie Hansemann scheinen, man mußte grelle Beleuchtungen lieben, aufdringlich und geschmeidig sein, Empfindlichkeit nicht einmal heucheln und vor Allem — den Menschen stets ein Wort zu sagen haben. Das hat der Verstorbene redlich verstanden, und da Fleiß die bessere Hälfte des Talentes ist, so war er auch, ganz wie Baron Gundermann in Zolas „Argent“, von regelmäßigstem und angestrengtestem Fleiß.

Nun bedecken Kränze sein Grab und gar Manche werden sich fortan den Kopf darüber zerbrechen, wie das viele Geld wieder auszugeben sei, welches das Glückskind einer großen Aufschwungszeit sorgfältig in seinen Truhen gesammelt hat.

Pluto.

Berliner Freisinnsstolz vor Königsthronen.

Es gab eine Zeit, und sie ist gar so fern noch nicht, da waren die Drähte zwischen dem Königsschloß und dem Rathhaus in Berlin so gut wie zerschnitten. Forckenbeck hatte mit der freisinnigen Partei gegen das Septennat gestimmt, und der alte Kaiser konnte ihm das nicht verzeihen: bei der großen Cour zur Feier seines neunzigsten Geburtstages wurde anstatt des Oberbürgermeisters nur Duncker, der zweite Bürgermeister, und der schon damals nicht ungewöhnliche Herr Stryck eingeladen. Und wenn Forckenbeck, dem die kaiserliche Ungnade seiner ganzen Natur nach viel tiefer ging, als uns der Thatsachen und Personen unkundige Zeitungschreiber glauben machen wollen, bei seinem politischen Handeln sicherlich nur gewissenhafter Ueberzeugung gefolgt ist, so wird man doch, zumal in der heutigen Zeit der neuen Militärvorlage, die Erbitterung des alten Kaisers Wilhelm begreiflich finden: man hatte damals den Muth, Bismarck und Moltke zu versagen, was man heute Caprivi und Schlieffen zehnfach zu geben gewillt ist. Ja, es sieht kraus genug aus im deutschen Vaterlande, und noch nie vielleicht seit der Verwundung des Trompeterschimmels von Bronzell hat man eine ähnliche Verkehrung aller politischen Verhältnisse in Preußen und Deutschland erlebt. Auch die zerrissenen Drähte sind inzwischen mit erheblicher Verstärkung wieder hergestellt, und im rothen Hause wird die angeborene Farbe des Byzantinismus — der heutige Berliner Kommunal-Freisinn ist byzantinisch bis auf die Knochen — durch keines demokratischen Gedankens Blässe fürder angekränkelt.

Die Anbahnung eines besseren Verhältnisses zwischen dem Hofmarschallamt und dem Rathhaus, die sich nach der unglücklichen Brunnenaffaire allmählich vollzog, verdankt man nicht zuletzt dem Kammerherrn Freiherrn von Mirbach. Von dem etwas cynischen Berliner Kommunal-Witz wurde jede Anwesenheit dieses Herrn im rothen Hause mit den ziemlich unartigen Worten begrüßt: „Das kostet wieder den Platz für eine Kirche!“ Schon hierin lag die typische Berliner Tartufferie. Denn wenn man in freisinnigen Berliner Kreisen überhaupt eine klare politische Meinung besitzt, dann ist es Abneigung gegen alles hyperkirchliche Wesen; verstand man sich also zu erheblichen Opfern für Kirchenbauten, so geschah dies auf Kosten ureigenster Prinzipien, Grundsätze und Liebhabereien. Auf diesem Weg ist man dann Schritt für Schritt vorwärts gegangen, und alle Konflikte der letzten Zeit, offene und latente, sind schließlich auf den Gegensatz zwischen Hofpartei und Opposition zurückzuführen.

Nun wäre es gewiß thöricht, der städtischen Verwaltung einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie auf ein gutes Verhältniß mit allen leitenden und einflußreichen Persönlichkeiten in Berlin bedacht ist, vorausgesetzt, daß sie hierbei ihre Würde und den Standpunkt vollster Parität wahrt. Noch viel thörichter wäre es, wollte sie etwa ausgesprochene und bekannte Wünsche des Landesherrn nach großartigen baulichen Anlagen einfach ignoriren. Denn, abgesehen von der dem Monarchen schuldigen Ehrerbietung, wäre es unklug, ihm den Aufenthalt in seiner Haupt-Residenz zu verleiden: er braucht nur in Potsdam oder in Charlottenburg zu residiren, und sehr viele Berliner Bürger sind in ihrer wirthschaftlichen Existenz gefährdet. Aber wozu nun das klägliche Spiel des

Magistrats, der doch offenbar seit Jahren nichts sehnlicher begehrt, als die kaiserlichen Wünsche in Bezug auf die bauliche Umgestaltung des Schloßplatzes zu erfüllen? Wenn Herr Zelle auch nur annähernd der Mann wäre, zu dem ihn sogar die illustrirten Journale, von „Ueber Land und Meer“ bis zur „Moden-Zeitung“, zum Theil durch die Feder des selben Kulis, gestempelt haben, er stände auf und sagte etwa: „Meine Herren, der Magistrat hält eine im großen Stil auszuführende bauliche Umgestaltung der Umgebung des alten Schlosses für erforderlich. Einmal entspricht das einem Wunsche des Landesherrn, und ich glaube, daß die Dynastie der Hohenzollern Anspruch darauf hat, daß ihr Stammschloß, die Residenz des Deutschen Kaisers, in würdiger Umgebung liegt. Außerdem hält der Magistrat es für eine Pflicht unserer Stadt, für die von ihr bisher so unziemlich vernachlässigten Künste, namentlich Architektur und Plastik, etwas zu thun, und durch künstlerische und dabei moderne Umgestaltung der Schloß-Umgebung eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges zu schaffen. Das erfordert nicht nur die Würde und Bedeutung unserer Stadt, es pflegt auch bekanntlich sehr gut zu rentiren, abgesehen davon, daß es auf Jahre hinaus Tausenden von Arbeitern Brot geben kann. Rufen wir also die ersten Architekten und Bildhauer zusammen und suchen wir etwas zu schaffen, an dem noch unsere Kinder und Kindeskinder Freude haben.“ Spricht Herr Zelle so, mit der nöthigen oratorischen Wärme, und zeigt es sich, daß der Magistrat weiß und sich zu sagen getraut, was er eigentlich will, es müßte höchst seltsam zugehen, wenn nicht die bewilligende Mehrheit der Stadtverordneten hinter ihm stände. Und thäte sie es nicht, die öffentliche Meinung würde sie zwingen und fortreißen. Anstatt dessen: ein trübsäliges Versteckspielen, ein Tasten und Fühlen, ein nichts weniger als muthiges Vorschieben fingirter Gründe, wie die bekannten Verkehrsrücksichten, die unter Hinweis auf die Erfahrungen anderer Großstädte hinreichend widerlegt sind.

Ueberhaupt zeugt doch der Verlauf der ganzen Schloßplatz-Angelegenheit von einer Direktionslosigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sobald die führenden Mannesseelen in beiden städtischen Körperschaften einen Schritt weiter gethan haben, knicken sie auf den Lärm des ersten besten Schwadroneurs zusammen, schwören Urfehde und versichern: es sei gar nicht so schlimm gemeint gewesen. Ein Landrath, der sich von seinem Kreistag so behandeln ließe, der so zaghaft und ängstlich vorginge, der so wenig die geistige Leitung großer Aufgaben in der Hand hätte, den würde sein Regirungspräsident sehr schlecht behandeln und Carriere würde er gewiß nicht machen. Besonders beschämend ist es auch noch, daß der Magistrat sich stets schieben läßt, daß er den Ruhm der Initiative wie bei so vielen Dingen auch bei diesem Projekt von vornherein preisgegeben hat; nur noch das wagt man vorzulegen, was der Arbeits-Minister als erforderlich bezeichnet. Früher war es doch nicht Sitte in Berlin, daß man sich von den Staatsbehörden zu den großen Dingen drängen ließ; die Geschichte des Straßenwesens, der Schlachthofanlage, der Markthallen u. s. w. zeigt ein ganz anderes Bild. Und das soll dann den Stadtverordneten imponiren, von denen ja schon jetzt Jeder weiß, daß nach und nach doch Alles kommt: die Beseitigung der Schloßfreiheit, die Terrassen und die Anlagen, die Eugen Richter, der getreue Berather des deutschen Volkes, mit dem Ekelnamen „Ententeich“ belegt hat. Nur wird, was durch einen großen Wurf auszuführen war, bei der jetzigen Taktik minder gut, minder planvoll, kostspieliger und unter

allgemeinem Mißmuth gethan werden. Aber freilich: Herr Kunze ist einstweilen beseitigt, und Herr Kunze ist zwar der gute Freund des Herrn Zelle, aber er ist der noch bessere Freund des Herrn Maaß und er galt, bis es ihm gelang, einige Sympathien beim Freisinn zu erwerben, für einen Krypto-Antisemiten. Das genügte, um ihn in Verruf zu bringen. Die jetzige Vorlage ist jedenfalls eine sonderbare Leistung; und es zeugt von der Sehnsucht der Majorität, die Angelegenheit im Sinne des Hofs zu erledigen, daß auf solche Zumuthung nicht eine runde Ablehnung erfolgte. Keine Regirung wird wagen, dem Parlament mit einem Antrage zu kommen, dessen Tragweite offiziell zu umgrenzen auch nicht einmal versucht ist: der Magistrat wählt den jedenfalls neuen Weg, um zuversichtliche Zustimmung zu einem Unternehmen zu bitten, von dem er nicht weiß, oder nicht sagt, ob es eine oder zwanzig Millionen kosten wird, von dem er nicht weiß, oder nicht sagt, welche weiteren Konsequenzen es nach sich zieht, — kurz, er bringt statt einer vollständigen und reiflich vorbereiteten Vorlage eine unvollständige und gänzlich unreife — und stellt das Weitere Gott und dem Ausschuß anheim.

Herr Zelle hat jüngst beklagt, daß man die Berliner Verwaltung am schärfsten in Berlin selbst kritisire. Wenn das der Fall ist, so wäre es nicht gerade sehr wunderbar, da man anderwärts zu einer Kritik wenig Veranlassung und Neigung hat. Im Uebrigen mag der Herr Oberbürgermeister ohne Sorge sein: auch außerhalb Berlins steht bei sachverständigen Leuten die Berliner Verwaltung nicht gar so hoch im Kurse. Herr Zelle vergißt auch ganz, daß die Angriffe gegen das rothe Haus eigentlich nur eine Vertheidigung sind, eine Art der Nothwehr Seit Jahren preist man uns mit vollen Backen die Berliner Verwaltung als das unerreichte Muster an, und bei dem letzten großen Szenen- und Personen-Wechsel wurde diese Lobhudelei in geschmacklosester Weise fo tgesetzt. Dagegen empörte sich schließlich das Gerechtigkeitgefühl und man hat demgegenüber den Nachweis unternommen, daß Berlin bei denkbar günstigsten Voraussetzungen andere große Städte in keiner Weise mit seinen Institutionen überflügelt hat, ja daß bei vielen tüchtigen Leistungen sehr vieles dort auch durchaus mangelhaft und inferior ist. Höfische Luft und höfischer Sinn ist eingezogen in die Wandelgänge und in die Säle, und ein von dem leisen Hauch der Lächerlichkeit umwehtes bourgeoises Hof-Streberthum macht dort sich breit, das man früher nicht gekannt hat. Einst war man ängstlich besorgt um die Würde und Unabhängigkeit der Verwaltung und hegte doch nie Scheu, Wünschen der Krone, soweit es irgend anging, entgegen zu kommen. Ein gewisses ritterliches Verhältniß bestand zwischen dem Schloß und dem Rathhaus, ein Verhältniß, das gestört ist, weil die Unbefangenheit fehlt; und die Thatsache, daß jetzt eine früher nicht gekannte große Zahl von Stadtvätern zu den Hoffesten herangezogen wird, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das alte, im guten Sinne patriarchalische Verhältniß nicht mehr besteht, daß an die Stelle eines unabhängigen, aber stets zuverlässigen Royalismus ein vielfach widerwärtiger und allezeit unzuverlässiger Byzantinismus getreten ist. Man sollte sich im Rathhaus vor allem frei machen von den subalternen Künsten höfischer Diplomatie, man sollte den Muth eigener Ueberzeugungen gegen Jeden, selbst gegen die Freisinnige Zeitung, haben.

Der Fall Boese.

Es sollte wieder einmal ein Denkmal gesetzt werden. Auf der Höhe bei Friesack, wo Wildenbruchs älterer Quitzow seine herrlichen Krupp-Visionen hat, sollte über einem vier Meter hohen Granitsockel sich eine drei Meter hohe Bronze-Figur Friedrichs des Ersten erheben. So wollte es der „Verein für die Geschichte Berlins", und da ihm für sein patriotisches Vorhaben nur das nöthige Geld und das auch unentbehrliche „allgemeine Interesse" fehlte, bat er sein Mitglied, den Bildhauer Johannes Boese, nach Kräften zuerst für das Interesse und dadurch auch für das Geld zu sorgen. Und Herr Boese bestellte sein Haus und machte sich auf den Weg gen Friesack und entdeckte den passenden Platz und machte Vorschläge, und seine Vereinsgenossen fanden, daß Alles gut war, was Boese gethan hatte. Nur das allgemeine Interesse war ihnen noch immer nicht wach genug, und um es endlich aufzurütteln, wurde Herr Boese ersucht, zum Zwecke weiterer Verbreitung seine Modellskizzen photographiren zu lassen. Wer die Kosten trägt, das ist unter Vereinskameraden ganz egal, und so bezahlte Herr Boese die Reisen, die Pläne, die Zeichnungen und die Photographien aus seiner eigenen Tasche. Dafür sollte aber, so wurde ihm gesagt, auch nur er zur Ausführung des Denkmals berufen sein, — wenn nur das leidige Geld erst da wäre. Nun ist aber seit einiger Zeit bei uns zu Lande die schöne Sitte aufgekommen, auch wenn man genau weiß, wer den Auftrag bekommen soll, dennoch Konkurrenzen auszuschreiben, die man zu Deutsch deshalb Wettbewerbe nennt, weil man schon vor dem Bewerb gefahrlos auf den Sieger wetten kann. Da Herr Boese diese schöne Sitte wohl kannte, ließ er es ruhig geschehen, daß am 14. April 1892 die von den Herren von Levetzow, Friedel, Hobrecht, A. M. Cohn u. A. unterzeichnete Einladung zum Wettbewerb erschien. Preise waren nicht ausgesetzt, auch wurde für die Entwürfe keine Entschädigung versprochen. Was dann weiter geschehen ist, schwankt noch, von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in der Geschichte. Sicher ist nur, daß in der engeren Wahl der Entwurf des Herrn Professors Calandrelli 2, der des Herrn Boese aber 15 Stimmen erhielt, — von der Kommission, die, wie man bis dahin annehmen mußte, über die Ausführung des Denkmals zu entscheiden hatte. Das geschah am 17. Dezember 1892, und seitdem war Herr Boese seiner Sache ganz sicher. Da besichtigte in der vorigen Woche der Kaiser mit seiner Frau die Entwürfe und er fand an dem Modell Calandrellis, das er schon vorher gekannt haben soll, Gefallen. Ganz sachgemäß fragte er, ob er in der Angelegenheit das letzte Wort zu sprechen habe, und Herr von Levetzow, der Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Präsident des deutschen Reichstages, stellte dem Monarchen die Entscheidung anheim, — obgleich die Entscheidung doch längst getroffen war. Der Kaiser entschied für Calandrelli und er soll, als man ihn fragte, ob man ihm die Sache nicht noch einmal schriftlich darstellen dürfe, kurz geantwortet haben: „Ich bin nicht für Schriftliches". Das ist der historische Verlauf der Angelegenheit; die persönlichen Streitigkeiten der Konkurrenten können uns hier, jenseits von Calandrelli und Boese, nicht interessiren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Kaiser, sobald er den wahren Sachverhalt erfährt, seine Entscheidung zurückziehen wird. Die Künstler aber können, wenn sie wieder zu Wettbewerben aufgefordert werden, nicht vorsichtig genug in der Wahl der entscheidenden Kommissionen sein.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Die Jesuiten.

Als der elfjährige Joseph de Maistre 1764 von der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich hörte, sprang er zur Mutter und rief, in kindlichem Jubel: On a chassé les jésuites! Die Mutter aber nahm ihn bei der Hand und mahnte, er solle so nicht von einem Ereigniß sprechen, das für die Religion ein furchtbares Unglück sei. Der kleine Joseph hat sichs gemerkt; im Hause seiner Eltern — in Chambéry, gar nicht weit von Ferney, wo damals Voltaire schon lebte, den de Maistre später so unbarmherzig verspotten sollte — waren die frommen Väter Jesu gern gesehene Gäste und wie sie den Knaben mit ihrem Geiste erfüllten, das kann man auf jedem Blatt seiner Schriften erkennen und an jedem Stein dieser glänzendsten Monumente neukatholischer Gedankenbaukunst. Jesuitisch ist seine beinahe noch über Bossuet hinausgehende Papst-Vergötterung, jesuitisch ist seine selbst in Frankreich kaum wieder erreichte Dialektik, jesuitisch auch sein fast fanatischer Haß gegen den Protestantismus, der ihn, als Frau von Staël seine Ansicht über die anglikanische Kirche hören wollte, den frechen Witz finden ließ: Eh bien, oui, madame, je conviendrai qu'elle est parmi les églises protestantes ce qu'est l'orang-outang parmi les singes. Und doch war selbst dieser begabteste Schüler Loyolas als Kind ganz von den Vorstellungen befangen gewesen, die lange schon, und besonders lebendig seit dem Auftreten der Jansenisten und Pascals, sich sogar in der katholischen

Welt über die Jesuiten und ihre Wirksamkeit verbreitet hatten, die heute noch die Gemüther beherrschen und die eben wieder, da das Centrum die Aufhebung des letzten Kulturkampfgesetzes und die Wiederkehr der Jesuiten verlangt, namentlich in den Kreisen des professoralen Protestantismus einen Sturm der Entrüstung erregen, der ganze Ballen beschriebenen Papiers in die Archive des Deutschen Reichstages weht.

Die Antipathie der Protestanten, die fast noch stärker übrigens von den Anhängern der griechischen Kirche empfunden wird, ist durchaus berechtigt und es war etwas unvorsichtig, daß Herr Alexander Meyer, der Erwählte des deutschen Volkes, der Berliner Kommune und der Berliner Elektrizität-Werke, neulich Judenhetze und Jesuitenhetze als ungefähr gleich verwerflich bezeichnete. Ganz so bequem sollte er seinem Kollegen Ahlwardt das Geschäft doch nicht machen. Der Jesuitenorden ist ein von den Obern zum Kadavergehorsam verpflichtetes und den außerhalb des strengsten Katholizismus stehenden Massen bewußt feindliches Kollektivum; und wenn das auch vom Judenthum gelten dürfte, dann hätten selbst die wüstesten Antisemiten jedes Recht auf ihrer Seite und der löwenkühne Rickert brauchte sich nicht durch Berufungen auf den Professor Strack zu blamiren und den Talmud zu erläutern, den selbst im westlichsten Thiergarten seine östlichsten Hörer nicht mehr verstehen. In den Jesuiten bekämpft der Protestantismus seinen gefährlichsten Feind, und nur die eine Frage entsteht, ob es für diesen Kampf irgend welche Bedeutung hat, wenn die Gesellschaft Jesu im Deutschen Reiche wieder öffentlich wirken darf, oder ob die Gedankenwelt der neukatholischen Kirche nicht vielleicht so völlig vom jesuitischen Geiste durchtränkt ist, daß eine Fehde gegen die offiziellen Jesuiten nur noch einer Gespensterschlacht gleicht, die von den Erschlagenen beider Lager in den Wolken ausgekämpft wird, während unten die lebendigen Streiter einander längst die Hand zum Frieden gereicht haben. In modernstes Deutsch übersetzt, würde die Frage lauten: Lohnt der Kampf gegen die Jesuiten das erbitterte Mühen, wenn die nächsten Geschicke des Deutschen Reiches von einer katholischen Partei abhängen, die nur auf die Loosung wartet, über die Leo und Loë sich wohl inzwischen geeinigt haben?

Der Jesuitenorden wurde gestiftet, wie man heute Vereine zur Abwehr der Sozialdemokratie und des Antisemitismus begründet; nur

hat er, weil seine Lehren auf der erstaunlichsten Menschenkenntniß beruhen, die jemals gesehen ward, sich ungleich wirksamer bewährt, als es aller Voraussicht nach den Vereinen der Richter und Rickert beschieden sein wird. Es sieht aus wie ein Zufall, daß Ignaz von Loyola, der am Hofe Ferdinands des Katholischen Pagendienste gethan hatte, durch die Wunde, die er bei der Belagerung von Pamplona erhielt, zu den geistlichen Uebungen geführt wurde, aus denen dann seine berühmten exercitia spiritualia und die Ordensstiftung entstanden. Lombroso, der Loyola getrost zu den religiösen Irren und Mattoiden zählt, scheint auch wirklich die Lexikon-Weisheit zu glauben, daß es ohne die Verwundung Loyolas und ohne die Rekonvaleszenten-Muße, die ihn zu den geistlichen Uebungen trieb, einen Jesuitenorden nicht geben würde. Das ist ungefähr so richtig, als wenn heute Einer behaupten wollte, ohne die Muße, die unser Eugen Richter in Heringsdorf fand, wäre die neue Spezies des Sozialistentöters nicht aufgekommen. Das Sehnen aber erschafft den Messias: gegen Luther mußte ein Loyola, gegen Bebel ein Richter erstehen, und es war das besondere Glück der katholischen Kirche, daß sie zur Bekämpfung des gefährlichsten Gegners auch den am besten gewaffneten Streiter fand und einen der subtilsten Seelenerkenner aller Zeiten. Noch heute bietet das Lesen der exercitia spiritualia den verführerischsten Genuß und in Paris ist das Buch durch Bourget und durch Maurice Barrès fast wieder zu einem mondänen Toilettenartikel geworden; ob aber nach dreihundert Jahren noch ein halbwegs kultivirter Mensch — wenns dergleichen dann überhaupt noch giebt — nach den famosen „Zukunftsbildern" greifen wird, darüber darf man, trotz oder wegen der vielen Auflagen der Richteriade, doch mindestens zweifelhaft sein.

Der Unterschied beruht nicht allein auf der unermeßlichen Verschiedenheit der Personen. Heute droht eine Revolution und der Gesellschaftretter möchte doch alle bourgeoisen Unsauberkeiten verewigt sehen. Joseph de Maistre sagte zum Volke: Les abus valent mieux que les révolutions, und da möchte Herr Richter wohl beistimmen; aber er hütet sich weislich, nach dem Muster des Franzosen etwa den Königen von heute, den Geldmännern, zu sagen: Les abus amènent les révolutions. Luthers Werk brachte keine Revolution, nur — fast möchte man sagen: leider nur — eine Reformation; und doch war das von den Basken Loyola und Xavier geführte Corps gleich bereit,

unhaltbare Stellungen aufzugeben, um sie dann später zurück zu erobern, wenn die alten Waffen geschärft und zu neuen Kämpfen auch neue Rüstungen geschmiedet sein würden. Pamphlete gegen die neue Lehre hätten 1540 so wenig wie 1890 genützt; Wittenberg war nur zu bekämpfen, wenn der Gemeinschaft, die geistig in Rom heimisch war, das Leben so angenehm gemacht wurde und so behaglich, daß sie ein religiöser Klimawechsel gar nicht verlocken konnte. Auch heute wird selbst die geringste Verbesserung der Gegenwartstaaten wirksamer die Zukunftstaaten bekämpfen, als es die längsten Broschüren und Reden vermögen. Da kann der erste Sozialistentöter also vom ersten Jesuiten noch etwas lernen.

Als Sankt Ignatius ist Loyola vom fünfzehnten Gregor heilig gesprochen worden, und die Ehrung war wohlverdient, denn der Baske hat in kritischer Zeit für die katholische Kirche kaum weniger vollbracht, als Paulus für das Urchristenthum. Es sind niemals die reinen Idealisten, denen die weithin wirkenden Erfolge gelingen; deren ideale Forderung stellt an die Durchschnittleistung der Menschheit zu hohe Ansprüche und über die Sektenbildung kommen sie selten hinaus. Jesus von Nazareth und Franz von Assisi konnten zu Martyrien begeistern, aber Paulus und Loyola haben die dogmatischen Massenquartiere erbaut, in denen sichs, ohne allzu erhebliche Kosten und namentlich ohne allzu drückende Entbehrungen, doch recht behaglich leben ließ, Häuser von klösterlich strengem Ansehen, wo aber als Motto doch an allen Wänden das Wort des Tartufe zu lesen war: Il y a avec le ciel des accomodements. Auch Luther hat, ob ihn zunächst auch Gewissensnöthe zum ernsten Schritt drängten, ein Bischen nach diesem Rezept gehandelt; wie Paulus die Beschneidung und die Ehelosigkeit aufgab und seiner Gemeinde, ganz unchristlich, der heidnischen Obrigkeit zu gehorchen empfahl, so mußte auch der Reformator von Wittenberg schließlich viele der dem modernen Bewußtsein anstößigsten Seiten der katholischen Kirche bestehen lassen, um durch solches Kompromißwerk seiner Lehre überhaupt erst Verbreitung zu geben. Die Weltgeschichte baut sich auf Kompromissen auf und es erinnert an das tragikomische Mühen des Edlen von La Mancha, wenn jetzt schwächliche Professoren aus Luthers klug gefügtem Bau ein Steinchen entfernen möchten, ohne dabei zu bedenken, ob am Ende nicht das ganze Gebäude dadurch ins Wanken geräth. Loyola war klüger und deshalb konser-

vativer; in ihm mischte, wie in Paulus, Schwärmerei sich sehr glücklich mit taktischer Kunst, Fanatismus, der fortreißen, mit duldsamer Nachsicht, die fesseln konnte; und diese Mischung erklärt es, daß ihm das schwierige Werk gelang, gegen einen Weltensturm für Jahrhunderte die Priesterherrschaft zu sichern und, unter Schonung alles Bestehenden, die katholische Kirche für die Bedürfnisse einer veränderten Zeit so auszubauen, daß auch die zügelloseste Weltlust in ihr sich heimisch fühlen konnte, — so lange sie zur anbefohlenen Stunde vor dem entsündigenden Priester ihr Haupt in Demuth zu beugen bereit war.

Die Epoche der Ritterlichkeit ging zu Ende, an die Stelle der Einzelgefechte, die persönliche Tapferkeit entschied, traten die Massenkämpfe, die Futter für Pulver und blinden Gehorsam verlangen, und auch an den römischen Bischofsstuhl trat allmählich die Nothwendigkeit heran, anstatt der Märtyrer und der Paladine nun Soldaten zu werben, eine Kolonial-Armee, die den Kampf gegen Ketzer und Heiden in fest geschlossenen Gliedern aufnehmen könnte. Um die geistige Potenz der Papststreiter war es damals nicht sonderlich bestellt, die Wittenberger hatten mit ihrem überlegenen Wissen gegen die pfäffische Beschränktheit leichtes Spiel und selbst dem ehrwürdigen Bossuet kommt der Zorn nicht so recht vom Herzen, wenn er ausruft: Ces prêcheurs des nouvelles opinions n'avaient rien de plus plausible dans leurs déclamations que de reprocher à l'Eglise Romaine l'Ignorance des Ecclesiastiques, comme s'ils se fussent rendus seuls les Maîtres de toutes les Sciences du Monde. Da rückte Loyola in die Bresche, mit einer kleinen Armee zunächst, doch mit einer, die aus gründlich gebildeten Kämpfern bestand, und Papst Paul III. konnte nicht zögern, dieser stattlichen Leibgarde seinen apostolischen Segen zu spenden. Rom hatte Soldaten, auf Leben und Tod ergebene, und der neue Feldhauptmann brachte auch eine neue Strategie fix und fertig mit, die den Papstkönig schmeichelnd verlocken mußte.

Trotzdem wurde anfangs den Jesuiten der Erfolg nicht ganz leicht; sie waren zu gefährliche Konkurrenten, um nicht gegen sich die ganze geschäftige Pfaffenheit zu waffnen, und es erging ihnen, wie es heute einer neuen Partei oder Zeitung ergeht, zu deren Vernichtung auch die Feinde von gestern sich eilig verbünden. In solchem Streit siegt die Stärke allein und Loyolas verwegene Jagd war gerüstet, den brutalsten wie den perfidesten Feind zu bestehen. Die Soldaten Jesu hatten ge-

lobt, allen irdischen Schätzen zu entsagen, denn die Reformatoren wetterten schon gegen die Sucht des Klerus nach den Reichthümern dieser Welt; allgemach aber führten die frommen Väter bezahlte Unterrichtkurse ein und durch kluges Haushalten und durch eine ergiebige Kolonialpolitik gelang es ihnen, im Laufe der Zeit mehr Schätze aufzustapeln als jemals ein anderer Orden. Heiden, Juden und Lustdirnen, so sagten sie, wollten sie bekehren und wirklich errangen sie namentlich in Asien, wo sie, trotz allen päpstlichen Bullen, geschickt mit dem Fetischismus zu paktiren und nebenher ihre Kassen zu füllen verstanden, außerordentliche Erfolge; aber diese Thätigkeit hatte doch mehr dekorative und finanzielle Bedeutung und die Hauptsache blieb immer die Begründung und Festigung eines neuen Katholizismus, der, nach dem paulinischen Wort, sich in die Zeit schicken sollte, denn wieder war böse Zeit. Und dieses Bemühen gelang so vollkommen, daß der Petitionsturm der anderen Orden bald aufhörte und anstatt der Gegnerschaft nun die Nachahmung der Jesuiten die Parole wurde.

Darüber gingen annähernd hundert Jahre hin, bis das große Ungewitter von Port-Royal hereinbrach, bis gegen die Jesuiten sich die Jansenisten erhoben und, Allen voran, Blaise Pascal seine unbarmherzigen „Briefe an einen Provinzialen" schrieb. Aus den Büchern der Escobar, Lessius, Sanchez, Vasquez und anderer jesuitischer Führer bewies Pascal, mit unwiderleglicher Schärfe und in einer Sprache von zwingender plastischer Kraft, wie grauenhaft die Moral war, die von den Nachfolgern Loyolas gepredigt wurde. In gehäufter Menge und mit der peinlichen Sorgfalt eines Archivars bringt der Ankläger die Beispiele herbei und man würde die Ungeheuerlichkeiten, die er berichtet, nicht glauben, wäre bei jedem Citat nicht deutlich das Buch und die Seite bezeichnet, wo man es nachprüfen kann. Das berüchtigte Wort von dem Zweck, der die Mittel heiligt, wird man freilich vergebens suchen; mit so derber Dialektik arbeitet der Jesuitismus nicht; aber das ganze System der reservatio mentalis, des methodus dirigentiae intentionis, des Probabilismus tritt aus dem tiefster Gewissensempörung entsprungenen Pamphlet doch so deutlich, trotz seiner frivolen Verhüllung, hervor, daß der Schlag zunächst vernichtend erschien. Der Versuch, die Lehren Einzelner als für den Orden unverbindlich hinzustellen, konnte einer Gemeinschaft nicht gelingen, deren Mitglieder zu blindem Gehorsam verpflichtet waren —: perinde ac

si cadaver essent. Wenn Pascal bewies, daß ein Jesuit den Meuchelmörder, der um Geld nicht, der um „höherer“ Interessen willen nur gemordet hatte, des kirchlichen Schutzes nicht für unwürdig hielt, daß ein Anderer jeden Betrug, der eine Art von sozialem Ausgleich herbeiführte, zu rechtfertigen bereit war, daß ein Dritter die Simonie und die schlimmste erotische Verirrung beschönigen konnte, immer nach der Methode des distinguendum est, — dann hatte er nicht den Einzelnen nur an den Pranger gestellt, sondern die Sittlichkeitlehre des ganzen Ordens. Der Schlag schien vernichtend; und dennoch hat er ernstlich den Getroffenen nicht geschadet und so rasch führte der Siegesmarsch die Jesuiten vorwärts, daß selbst Voltaires königlicher Freund, den man doch den erleuchtetsten Despoten genannt hat, bald darauf ihnen bereitwillig seine Schulen öffnete. Die liberalen Mannesseelen, die gar so laut für die fridericianischen Grundsätze schwärmen, sollten doch nicht vergessen, daß Friedrich II. an den Königlichen Schulen die Jesuiten wirken ließ, — allerdings unter der Bedingung, daß sie ihr Ordenskleid ablegten. Aber der Rock hat noch niemals den Küster gemacht.

Friedrich hatte in seinem Preußen kaum etwas zu befürchten und er war, wie auch sein über die Geschichte der Emser Depesche doch wohl noch weit hinausgehendes Drängen zur blutigen Eroberung Schlesiens beweist, von zärtlichen Vorurtheilen nach jeder Richtung frei. Den anderen Monarchen aber, und nicht zuletzt gerade den katholischen, wurde der jesuitische Einfluß allgemach doch verdächtig. Sie sahen sich hier einer neuen, einer täglich wachsenden Macht gegenüber, deren revolutionirenden Geist ihr Instinkt wohl mehr als ihr Verstand witterte; sie fühlten, daß da eine priesterliche Weltherrschaft bereitet wurde und zugleich eine Demokratisirung der Kirche, die anstatt so vieler großer und kleiner Gottesgnadenthümer künftig nur das Gottesgnadenthum der Nachfolger Petri anerkennen mochte, zu dem einst Jesus gesprochen hat: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Lange vor der großen Revolution gaben die Jesuiten das gefährliche Stichwort von der Souverainetät des Volkes aus und so eifrig unterminirten sie die leise schon schwankenden Throne, daß Ganganelli, der als Papst Clemens XIV. hieß, dem Drängen der Monarchen endlich nachgeben und 1773 den Jesuitenorden aufheben

mußte. Bald darauf starb er sehr plötzlich und der Volksglaube, der Pascals Anklagen inzwischen vergrößert und vergröbert hatte, beharrt bis heute dabei, der Papst sei von den Jesuiten vergiftet worden. Das ist Legende; sicher aber ist, daß auch in dieser Zeit äußerster Fährniß der Jesuitenorden konsequent blieb, daß er, in weiser Voraussicht, mit dem absterbenden Absolutismus jedes Kompromiß verschmähte und die Aenderung seiner Regeln durch den General Lorenz Ricci mit dem selbstbewußten Wort weigern ließ: Sint, ut sunt, aut non sint, — lieber nicht sein als anders sein. Auch da können moderne Fraktionen noch mancherlei lernen.

Dem frohen Heidenthum waren die festlichen Spiele im sonnigen Tag von Olympia, dem asketischen Christglauben war der nächtig düstere Oelberg bei Gethsemane ein Symbol. Weil aber zu heiterer Lust die Menschheit sich lieber als zu schmerzlicher Entsagung verlocken läßt, weil sie fremde Kraft lieber nützt als eigenen Vortheil zum Opfer bringt, deshalb konnte ein Welterfolg auch der Kirche nur gelingen, die frühzeitig zwischen der Lust von Olympia und dem Leid von Gethsemane ein Kompromiß zu finden verstand. Die Aufgabe war, die Menschheit im Zügel zu halten, durch den Glauben an die unüberwindliche Stärke des Christengottes sie vom Götzendienst, von Jahwe und den asiatischen Himmelsbeherrschern, abzuziehen, durch die evangelischen Drohungen sie einzuschüchtern, und ihr immer die Lehre ins Bewußtsein zu brennen, daß nur der Priester dem Laien den Stab zu bieten vermag, der den Irrenden sicher an den gähnenden Pforten zeitlicher und ewiger Verdammniß vorüberführt. Dieser Aufgabe konnte alles geopfert werden, weltliche Legitimität und Autorität konnten in Scherben fallen, wenn nur der Fels Petri erhalten blieb, in ragender Pracht; das Volk mochte immerhin seine zeitlichen Geschicke bestimmen, Throne stürzen und Privilegien niederrennen, wenn es die sündige Seele fein fromm nur in die Hände des Priesters befahl. Der Weg von der entsagenden Lehre des Galiläers bis zu den Beschlüssen des Tridentinischen Konzils war gewiß nicht leicht zu entdecken, denn er sollte die beiden Pole der Weltbetrachtung verbinden: das Begehren und das Verzichten; daß dieser Weg dennoch gefunden und mit zäher Ausdauer verfolgt wurde, darin wurzelt die magische Kraft der Zauberer von Rom. Nicht umsonst gilt der römische Stuhl als ein Erbtheil Dessen, der dreimal den Herrn ver-

leugnet hatte und der dennoch selig ward. Solches Kunststück mußte die Bewunderung der streitbaren Männer erregen, die der Menschheit den Himmel verhießen und ihr auf der Erde doch das Leben bequem und behaglich zu machen verstanden.

Die Trace zu diesem Weg fanden die Jesuiten schon abgesteckt und sie brauchten ihn nur zu ebnen, mit dem gleißenden Kies ihrer Dialektik zu bestreuen und auf beiden Seiten feste Grenzsteine zu errichten. Das hatte Blaise Pascal im Uebereifer des Pamphletisten nicht beachtet, das beachten auch heute noch nicht die Eiferer wider Loyola und seine Jünger. Auf eine leicht verdauliche Kompromiß-Moral war fast immer und überall schon das Bemühen der Kirchenväter gerichtet, von Sankt Augustinus, der jeder Lüge ein zierliches Kleid anmaß, bis zu Sankt Thomas von Aquino, dem aus dem Dirnenhandwerk sogar der Gewinn nicht unlieblich duftete und der für den Mord eines Tyrannen duldsame Auslegung fand. Was Pascal den Jesuiten vorwarf, das hatten längst vor Loyola Päpste, Dominikaner und Franziskaner gelehrt und geübt, und den Jesuiten blieb nur das Verdienst, eine alte, verzettelte Praxis in ein neues und haltbares System zu bringen und damit für Rom die Möglichkeit zu schaffen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Die Doktrin fanden sie, die Bereitwilligkeit, eingewurzelter Begier und volksthümlichen Vorstellungen auf halbem Wege entgegenzukommen; aber sie wurden die praktischen Aerzte, die das Rezeptgeschäft erst in Schwung brachten und für jeden Bedarf die Mittel bereit hielten, narkotische und anaesthetische und die ganze Apotheke der Palliative. Wenns verlangt wurde, konnten sie sogar mit einer wohl assortirten Auswahl von Märtyrern aufwarten; aber die Nachfrage soll nicht sehr stark gewesen sein und dieser Geschäftszweig ging allmählich ein.

Die Unkenntniß der katholischen Geschichte brachte uns den Lärm um die Unfehlbarkeit des Papstes und sie bringt uns heute den Jesuitenlärm. Das vatikanische Konzil von 1870 war nicht der Anfang, sondern der Abschluß einer neuen römischen Evolution. Daß dem Vermögen des Papstes keine Grenze gesetzt ist, daß er Alles kann — extra jus, supra jus, contra jus, — das hatte schon das kanonische Gesetz verkündet, das Tridentinische Konzil hatte es feierlich bestätigt und der ganze Streit um die Unfehlbarkeit war überflüssig, nachdem vorher schon Bonifaz VIII. die Bulle Unam

Sanctam mit dem Satze geschlossen hatte: „Wir sagen, erklären, verkünden und erhärten, daß die Unterwürfigkeit aller menschlichen Kreatur unter den römischen Papst für das Seelenheil absolut nothwendig ist.“ Und auch Bonifaz war nicht einmal der früheste Verkünder solcher Gottähnlichkeit.

Genau so verspätet ist heute die Jesuitenfurcht. Es ist niemals nützlich, erwachsene Menschen mit dem Schreckbilde schwarzer Männer zu verängstigen, mit Ritualmördern und Jesuiten, die auf leisen Sohlen einherschlurfen, den Dolch und das Gift im Gewande. Solche Wahnvorstellungen lenken die Aufmerksamkeit nur von realeren Gefahren ab, denen man mit aller Kraft doch begegnen müßte. Der im üblen Sinne jüdische Geist hat heute den größten Theil des im Zwischenhandel thätigen Kapitals infizirt, auch des unbeschnittenen, und der jesuitische Geist hat die katholische Kirche seit den Tagen von Wittenberg und Trient so völlig durchtränkt, daß jetzt ganz offiziell die Väter Jesu die Meister des römischen Stuhles sind. Und wenn im frommen Wupperthal neulich ein professoraler Protestant, nicht allzu geschmackvoll die Jesuiten mit der Cholera verglichen hat, gegen die man sich wehren müsse, so sollte er erstens bedenken, daß wir den Bacillus dieser Seuche längst schon im Lande haben, und zweitens, daß auch die Cholera wirksamer durch rechtzeitige Sanirung des Ortes und der Menschen bekämpft wird als durch Strafparagraphen und Desinfektion.

Als Bismarck das Werk Luthers fortsetzen wollte, wurde er von der irre geleiteten Nation im Stiche gelassen und er mußte sich mit pädagogischen Erfolgen begnügen. Es mag zweifelhaft sein, ob er, auch wenn eine nationale Fluth ihn getragen hätte, gegen das Riesenwerk der bewundernswürdigsten Menschenerkenntniß etwas erreicht hätte. Aber mit Kleinigkeiten hat er sich nie abgegeben, die überließ er Herrn Falk und dessen juristisch-bureaukratischen Genossen, und nie hat er ernstlich zwischen jesuitischem und neukatholischem Geist unterschieden. Er hatte noch den delikaten Genuß, mit dem feinsten und großartigsten Vertreter des Jesuitismus, mit Leo dem Dreizehnten, verhandeln zu können, und für zwei kluge Männer, die auch äußerlich den welthistorischen Gegensatz germanischen und römischen Wesens repräsentiren, fand sich bald ein erträglicher modus vivendi. Es war dem Grafen Caprivi vorbehalten, gegen die Jesuiten zu demon-

striren und doch einen polnischen Erzbischof in die Lage zu bringen, daß er dem Deutschen Kaiser das hochmüthige Wort zurufen konnte: Stat crux, dum volvitur orbis.

Höher als jemals zuvor ragt heute das römische Kreuz empor. Mit dem griechischen Schisma hat Leo XIII. seinen Frieden gemacht, er ist der Freund des Zaren und hat doch die bewußte Taktik des Neukatholizismus fortgesetzt, die auf heimlichen Pfaden aus dem von schützenden Wällen allmählich entblößten Lager der Fürsten in die Schießgräben der demokratischen Angreifer führt. Er könnte der Erfüller des Ideals werden, das dem jesuitischen Geist immer vorschwebte: des Ideals einer Weltdemokratie unter geistlicher Oberleitung und mit nachdrücklicher Parteinahme für die unabsehbare Schaar der sozial Unterdrückten. Als Barbarossa dem Papst den Steigbügel hielt, wollte er seine demüthige Stellung mit dem Worte rechtfertigen: Non tibi, sed Petro; der Papst aber setzte ihm den Fuß auf den Nacken und sprach übermüthig: Et mihi, et Petro. Das war die alte Taktik, die nur auf die Unterjochung der Fürsten bedacht war; heute gilt das strategische Bemühen den Völkern: die sollen dem Petrus und seinen Nachfolgern sich willig neigen, und wenn sie nur da fügsam sind, dann mögen sie immerhin einige Throne stürzen und die Vertheilung der Güter mit schwieligen Fäusten antasten. Rom stand stets auf der Höhe der Zeit und der Mode, und während er das schlaue Symbol der Gefangenschaft sorgsam aufrecht erhält, läßt der Statthalter Petri sich von Madame Séverine für den „Figaro" interviewen.

Die gute Mutter Josephs de Maistre hatte gewiß nicht Recht: auch ohne die Jesuiten kann die Religion und namentlich die jesuitisirte katholische Kirche herrlich bestehen. Aber auch die Petenten und Protestanten haben nicht Recht und verschwenden nützliche Kraft, wenn sie gegen die Gesellschaft Jesu sich tobend erheben, in dem Augenblick, wo im Deutschen Reich katholisch Trumpf ist und die politischen Auguren nicht eher die Zeichen der nächsten Zukunft zu deuten wagen, als bis sie wissen, was Leo mit Leë beschlossen hat.



Militärisches Beschwerderecht.

Von Zeit zu Zeit bringt die Kunde von empörenden Soldatenmißhandlungen ins Publikum. Das ist bei den bestehenden Einrichtungen nur auf illegalem Wege möglich. Um so heftiger erregen solche Vorkommnisse den Unwillen der Bevölkerung, die Unterdrückung solcher Ausschreitungen verlangt. Die Militär-Behörden hegen diesen Wunsch auch; ihr Unwille über solche Mißhandlungen wird nur überboten von der Scheu vor ihrem Bekanntwerden. Diese Scheu hat ein System gezeitigt, dem man nicht den Vorwurf ersparen kann, einer erreichbaren Beschränkung solcher Vorkommnisse hinderlich zu sein. Daß solche Ausschreitungen niemals *gänzlich* unterdrückt werden können, liegt an der menschlichen Unvollkommenheit und der Eigenart jeder militärischen Institution.

Es ist ganz richtig, daß die Behörden jede Mißhandlung Untergebener, *die zu ihrer Kenntniß gelangt*, nach der Strenge der Gesetze bestrafen. Wenn aber aus der geringen Zahl, die die regelmäßigen Nachweise dieser Strafen höheren Orts ergeben, gefolgert wird, daß solche Mißhandlungen im Verhältniß zum Umfang der Armee selten sind, so muß die Richtigkeit dieser Deduktion angefochten werden, denn zur Kenntniß der höheren Behörden kommen nur solche Mißhandlungen, die zur Bestrafung des Thäters geführt haben oder vom sicheren Port aus verrathen werden. Das ist aber nur ein Bruchtheil der wirklich vorkommenden Mißhandlungen, denn die meisten werden aus Furcht verschwiegen, gelangen also überhaupt nicht zur Kenntniß der Vorgesetzten.

Die genau formulirten Vorschriften über Beschwerden sollen dem Untergebenen die Möglichkeit gewähren, sich vor kränkender, unwürdiger Behandlung zu schützen, aber sie sollen zu Beschwerden nicht aufmuntern.

Die Einschränkung ist vollauf berechtigt. Soldatenhandwerk ist ein rauhes Handwerk; verwöhnte Muttersöhnchen sind schlechte Soldaten; Abhärtung des Körpers, Stählung des Willens, entsagungvolle Unterordnung, Rücksichtlosigkeit gegen sich selbst erfordern auch eine gewisse Härte und Rauheit des Empfindens. Dabei tastet jede einzelne Beschwerde die Autorität des Vorgesetzten an; gehäufte Beschwerden schädigen die Disziplin.

Einen Ausgleich zwischen dienstlichen und humanitären Rücksichten konnte man nur von einem anzuerziehenden militärischen Gefühl erhoffen.

Das ist ziemlich einseitig ausgefallen. Das Streben, zu Beschwerden nicht zu ermuntern, ist unvermerkt in schroffes Abschrecken vor jeder Beschwerde verwandelt. Das war sicher nicht die Absicht der Vorschriften, doch möchte man annehmen, daß viele Vorgesetzte diese Absicht hineinlegen, wenn man sieht, wie sie alle Beschwerden so verabscheuen, daß sie bei jeder eifrig ausspähen, irgend eine Blöße des Klägers zu entdecken, um die Beschwerde ganz zurückweisen zu können oder den Kläger zum „freiwilligen" Verzicht auf ihre Weiterführung zu bringen.

Es ist gesunder Instinkt vom Soldaten, wenn er nur im äußersten Nothfall den Beschwerdeweg betritt. Er scheut schon die Umständlichkeit des sich in vielen Windungen hinziehenden vorgeschriebenen Pfades und mißtrauisch erblickt er selbst in den Barrieren, die in der humanen Absicht, ihn vor gefährlichen Abstürzen zu schützen, errichtet sind, nur Hindernisse, die ihn vor dem Beschreiten des Weges warnen sollen. Er weiß, wenn er richtig belehrt ist, daß er durch Besprechung seines Vornehmens mit Kameraden vielleicht diese und sich selbst des schweren Vergehens der Aufreizung oder gar des Komplotts schuldig machen kann. Bei einem Unteroffizier, zu dem er vielleicht besonderes Vertrauen hat, kann er sich nicht Rath holen. Würde es bekannt, daß dieser zur Beschwerde gerathen habe, so würde ihm das als durchaus unmilitärisch schlecht bekommen; das Abrathen ist ihm aber verboten, denn es kollidirt selbst bei größter Vorsicht zu leicht mit dem Militär-Straf-Gesetz-Buch, das einen Vorgesetzten, der einen Untergebenen mit Androhung nachtheiliger Folgen von einer Beschwerde abzuhalten sucht, mit Freiheitstrafe bis zu 5 Jahren bedroht. Das Privilegium des Abrathens ist im Vertrauen auf die größere geistige Gewandtheit dem Offizier vorbehalten. „Ein Offizier, dem Anzeige davon gemacht wird, daß ein Untergebener beabsichtige, Beschwerde zu führen, ist berechtigt, sich über etwaige Grundlosigkeit derselben zu äußern, und verpflichtet, den Beschwerdeführer darauf aufmerksam zu machen, daß er sich durch Anbringung einer unbegründeten Beschwerde strafbar mache".

Das heißt in der Praxis, der Offizier soll abmahmen, aber — auf eigene Gefahr. Der Soldat hört die Warnung und — beherzigt sie.

Zu dieser Scheu vor Beschwerden gesellt sich noch die Furcht. Der gewiesene Weg ist nicht blos umständlich, sondern auch gefährlich.

Wird schon das geringste Abweichen vom Pfade gestraft, so erfordert die Formulirung der Beschwerde besondere Vorsicht. Thatsächlich beschuldigt sie den Vorgesetzten eines mehr oder weniger groben Vergehens und wirft ihm Handlungen vor, die auf seinen Charakter gerade kein günstiges Licht werfen. Es ist eine Aufgabe für einen begabten Schüler Loyolas, dies

alles zu thun, ohne durch ein unvorsichtiges, dem einfachen Sinne sich oft aufzwingendes Wort die schuldige Achtung vor dem Vorgesetzten zu verletzen. Gelingt das nicht, so wird der Kläger rauh angelassen, verwiesen, disziplinarisch oder gerichtlich bestraft.

Dieses Intermezzo soll eben so wenig wie ein Abweichen vom vorgezeichneten Wege die weitere Erledigung der Beschwerde hindern. Sie thut es auch nicht, falls die Klage Handlungen des Vorgesetzten betrifft, die eine gerichtliche Untersuchung erfordern. Kann sie aber disziplinarisch erledigt werden, dann wird vielfach nach der vorläufigen Bestrafung des Klägers abgewartet, ob er nach Verbüßung der Strafe seine Beschwerde wieder aufnimmt. Unterläßt er das, so wird angenommen, er habe die Klage überhaupt fallen gelassen. Und der Kläger unterläßt fast stets die Wiederaufnahme der Beschwerde, denn seine Energie ist nach dem ersten harten Stolpern auf dem Wege erschlafft.

Noch größere Besorgniß hegt er, ob ihm der Nachweis seiner Klage gelingen wird. Er fürchtet einfach, von den Kameraden dabei im Stich gelassen zu werden. Und das wird er meist bei nur vorläufiger Feststellung des Thatbestandes. Die vorher so sicher auftretenden Zeugen leiden bei der Vernehmung an wunderbarer Gedächtnißschwäche; sie haben Augen und sahen nichts, sie haben Ohren und hörten nichts; ihre Aussagen sind höchst unsicher, dürftig, werden ängstlich abgegeben und beschränken sich auf das, was nicht mehr abzuleugnen ist.

Das ist eine jämmerliche Schwäche, aber sie kommt, wie überhaupt im Leben, auch beim Soldaten vor, und kann in dem Ausnahmezustand des Militärlebens milder als anderswo beurtheilt werden.

Bleibt es daher beim flüchtigen Anhören der Zeugen, so ist dem zunächst entscheidenden Vorgesetzten häufig die Möglichkeit oder das Recht gegeben, die Beschwerde für eine von falschen Voraussetzungen ausgehende unbegründete, oder auf unwahre Behauptungen gestützte leichtfertige zurückzuweisen und am Beschwerdeführer zu ahnden.

Allerdings kann gegen die Entscheidung Berufung eingelegt werden. Es dürfte aber wohl kaum jemals einen gewöhnlichen Soldaten in der Armee gegeben haben, der seine Beschwerde in zweiter oder gar noch höherer Instanz weiter verfolgt hat.

So bleibt es noch das Günstigste, wenn die Zeugen ihre Aussagen gerichtlich und verantwortlich machen müssen. Unter dem Zwange des Eides kann man hoffen, ihnen die Wahrheit abzuringen. Ob immer die volle Wahrheit? — — Die Erfahrung lehrt, daß, wenn die Zeugen auch in dem, was sie aussagen, peinlichste Gewissenhaftigkeit beobachten, doch oft ihre eigene Moral über das Verschweigen haben, obwohl sich ihr Eid auch

hierauf erstreckt. Die Beschwichtigung des Gewissens mit der Ausrede, ich bin nicht danach gefragt worden, ist nicht unbekannt.

Woher kommt diese ängstliche Zurückhaltung der Zeugen? Aus dem selben Grunde, aus dem auch der Kläger sich am schwersten zur Beschwerde entschließt: Beide fürchten die Rache des Angegriffenen und seiner Standesgenossen. Die Soldaten glauben, dieser Rache schutzlos ausgesetzt zu sein. Die Wahrheit ist, daß sie vor allzu plumper Rache wohl geschützt werden können, vor vorsichtig ausgeübter, darum nicht weniger intensiver bei den eigenartigen militärischen Verhältnissen aber schwerlich.

Und wird solche Rache ausgeübt? —

Die Frage ist einfach zu bejahen. Der moralische Schrei der Empörung, daß man mit dieser Behauptung dem ehrenwerthen Stande der Unteroffiziere eine unverdiente Schmach zufüge, ist als kindisch oder heuchlerisch zurückzuweisen. Die Schmach trifft keinen Stand, sie trifft die menschliche Natur.

Religion, Philosophie, höhere Bildung heben das Rachegefühl nicht auf, beschränken es kaum, modifiziren nur seine Aeußerung; seine Stärke bestimmen Temperament, Gemüth, Charakter. Die Aeußerungen sind außerordentlich mannichfaltig, weil ganz individuell: vom momentanen Aufbrausen bis zum zähesten Festhalten; von einfacher Abneigung, von vielleicht redlich bekämpfter Voreingenommenheit bis zum bewußten, auf jede Art Befriedigung suchendem Haß; von raffinirt vorsichtiger Sättigung bis zur thierisch brutalen Ausschreitung. — In dem Grundwesen dieser Empfindung sind sich alle Menschen ähnlich, gleichviel welchen Standes sie sind.

Daß in hierarchisch abgestuften Gemeinschaften wie der militärischen die erleichterte Befriedigung des unedlen Naturtriebes seine Unterdrückung nicht besonders begünstigt, liegt auf der Hand. Jedenfalls ist trotz ehrenwerther Ausnahmen die Furcht des anklagenden Untergebenen vor künftiger Rache des Angegriffenen nicht allzu unbegründet, und eben so wenig die Furcht der Zeugen, die — was psychologisch zu erklären ist — sich oft grimmigerem Haß und zäherer Verfolgung des durch sie Ueberführten aussetzen als der Kläger selbst.

Welche Genugthuung erwartet aber außerdem den Soldaten, der den schwierigen und gefährlichen Weg der Beschwerdeführung eingeschlagen hat? Im besten und sehr seltenen Fall die Anerkennung, daß seine Beschwerde begründet war. Ist die Klage disziplinarisch erledigt, so erfährt der Soldat überhaupt nicht, worin die Sühne besteht — vielleicht in einem leichten Verweis, vielleicht auch nur in einem Wort des Vorwurfs —; nur wenn die Klage zum Arreste oder zur gerichtlichen Bestrafung geführt hat, merkt der Kläger eine Wirkung seines Vorgehens. Aber diese Genugthuung ver-

schwindet hinter der gesteigerten Furcht vor späterer Rache, wenn der Kläger nicht gleichzeitig der Machtsphäre des Bestraften entzogen wird.

Die Hauptsache aber ist, daß die für alle Militärpersonen ohne Unterschied des Ranges gleich bindend und giltig erlassene Beschwerdevorschriften dem Untergebenen gerade den Boden entziehen, auf dem die häufigsten und heftigsten Antriebe zu Beschwerden erwachsen. Man hat nicht anders gekonnt, man hat der höheren Idee der militärischen Unterordnung diese Konzession auf Kosten des idealen Rechtsgefühls machen müssen.

Als berechtigte Gründe zu einer Beschwerde werden nur anerkannt: a) Vermeintlich zu Unrecht erlittene Disziplinarstrafen; b) Handlungen des Vorgesetzten, durch welche man sich persönlich oder im berechtigten Standesbewußtsein, oder c) in seinen dienstlichen Gerechtsamen und Befugnissen verletzt fühlt.

Welchen Werth hat für den Soldaten der erste Grund, selbst angenommen den abnormen Fall, daß dieser Punkt einmal von ihm zum Gegenstand einer Beschwerde gemacht wird? Erreicht doch selbst der Offizier hierbei im besten Fall nur die Anerkennung der Begründung seiner Beschwerde und die Zusicherung, die verbüßte Strafe werde ihm nicht angerechnet; ja es ist schon eine ungewöhnlich günstige Erledigung der Beschwerde, wenn der Entscheid lautet, daß die Strafe für das angegebene Vergehen nicht ganz gerechtfertigt oder zu hart erscheint, daß der Kläger sich aber anderer Vergehen schuldig gemacht habe, für die die erlittene Strafe als eigentlich viel zu milde Sühne substituirt wird. Und dafür das gewaltige Risiko aller Gefahren, vielleicht der Existenz!

Die Freude, die unter c aufgeführte difficile Nuß zu knacken, bleibt auch wohl ein ausschließliches Vorrecht der Offiziere. Für Soldaten könnte es sich hier nur um Entziehung der materiellen Kompetenzen handeln, und dieses Vergehen ist, wo es bei den sonst vortrefflichen Einrichtungen und der musterhaften Gewissenhaftigkeit der Feldwebel noch je einmal vorkommen sollte, nicht zum Gegenstand einer Beschwerde, sondern einer gerichtlichen Untersuchung zu machen.

Es bleibt also nur der Punkt b übrig, der für den Soldaten Beschimpfungen und Mißhandlungen bedeutet.

Wörtliche Beschimpfungen, besonders wenn sie nur in drastischen, mit derbem Humor gewürzten Bezeichnungen und Vergleichen bestehen, geben an sich dem gewöhnlichen Soldaten nie Anlaß zu Beschwerde. Mißhandlungen umfassen das weite Gebiet von den rohsten, gemeinsten Ausschreitungen eines wollüstig-tyrannischen Machtkitzels bis zum gelegentlichen Schlag oder zur derben, handgreiflichen Nachhilfe.

Wenn der Soldat über gröbere Mißhandlungen sich aus Furcht nur selten beschwert, so unterläßt er eine Beschwerde über leichtere Mißhandlung oft aus Zuneigung zu dem Vorgesetzten. Weniger die Mißhandlungen selbst als der Charakter seines Vorgesetzten bilden das Motiv seiner Beschwerde. Der Soldat hat dafür einen überraschenden Instinkt. Erkennt er in den einzelnen Schlägen und Püffen, die er für Ungeschicklichkeit, Trägheit, Nachlässigkeit gelegentlich erhält, nur den Ausbruch eines heftigen Temperaments, übertriebenen Eifers seines sonst wohlwollenden, gerechten Vorgesetzten, so verklagt er ihn deshalb nie, ja er vertheidigt ihn, wenn der Vorgesetzte dieser Schwäche wegen gefährdet erscheint, mit Eifer, wohl gar auf Kosten der Wahrheit. Selbst eine etwas derbe, nicht allzu sparsame Brevimanu-Justiz erbittert ihn nicht. Das geschieht erst, wenn solche verbotenen Handlungen zu Mißhandlungen im engeren Sinne ausarten, das heißt, wenn sie ihre impulsive Natur verlieren, Gewohnheit werden, ohne vom Soldaten innerlich zugegebenen Anlaß erfolgen und aus länger dauernder Thätigkeit bestehen.

Den Vorgesetzten aber, von dem der Soldat fühlt, daß solche thätlichen Ausschreitungen ihm als Ausfluß seiner überlegenen Macht Vergnügen bereiten, den möchte er gern verklagen, wenn er es wagte. Aber gerade bei solchen fürchtet er die spätere Rache am meisten.

Rafft er sich endlich zu einer Beschwerde auf, so ist das an sich schon ein Beweis für den gefährlichen Charakter und die niedrige Gesinnung des Verklagten, denn dessen Brutalität ist nur Vorwand und Anlaß, auf diesen Charakter, diese Gesinnung hinzuweisen.

Denn gerade über das, was den Soldaten am meisten erbittert und oft elend macht, darf er sich **nicht** beschweren. So nicht, wenn ihm besonders häufig und zu ungelegenen Zeiten die angreifendsten, unangenehmsten Dienstverrichtungen aufgebürdet werden, wenn er trotz aller Mühe und Eifer seinem Korporalschaftführer nichts recht machen kann und von ihm, nicht in einmal gefaßter Voreingenommenheit, sondern mit Absicht hart und ungerecht behandelt und den weiteren Vorgesetzten in falschem Licht dargestellt wird. Mit einem Wort: über dienstliche Nörgeleien, wenn sie auch augenscheinlich sind, darf er sich **nicht** beschweren, oder er macht sich von vornherein strafbar, weil er damit dienstliche Handlungen und Ansichten seines Vorgesetzten einer unerlaubten Kritik unterzieht. Daher nimmt er zuweilen in Momenten besonderer Erbitterung plötzlich an sich unbedeutendere Vorgänge zum Anlaß einer Beschwerde, in der Hoffnung, den Compagnie-Chef aufmerksam zu machen und ihn zur strengeren Ueberwachung gewisser Persönlichkeiten zu veranlassen.

Und was erreicht er damit?

Im besten Fall ein gewisses Nachlassen, meist nur ein vorsichtigeres Ausüben der Nörgeleien, gleichzeitig aber auch eine schärfere, lauernde Beobachtung. Das Leben wird ihm sauer gemacht. Ist er — abgesehen davon, wenn er ein leichtsinniger, zur Unzufriedenheit häufiger Anlaß gebender Soldat ist — eine cholerische Natur, so geht ihm vielleicht doch einmal die vorsichtige Besonnenheit aus, und es kommt ein Augenblick, wo er — hineinfällt. — Die Folgen brauchen nicht immer tragisch zu sein, aber es ist nicht zu leugnen, daß auf diese Art mancher Soldat ins Unglück gekommen ist.

Die Neigung des Soldaten zu Beschwerden ist mithin an sich sehr gering; die Bestimmungen schrecken ihn noch mehr davon zurück; eine nur selten zu erlangende Genugthuung steht in keinem Verhältniß zu den Gefahren einer Beschwerde.

Um so energischer muß der Soldat vor schlechter Behandlung geschützt werden. Das will auch jeder Militär in redlichster Weise. Nur ist die Ausführung weit schwieriger, als der Nichtmilitär glaubt.

Mißhandlungen im engeren und weiteren Wortsinn können nur dann auf das erreichbar geringste Maß eingeschränkt werden, wenn gegen die Uebelthäter konsequent, offen und schonunglos vorgegangen wird. Geschieht das etwa nicht?

Wir wollen, statt die Frage direkt zu beantworten, einmal ein Stück aus der Praxis vorführen.

Ein Hauptmann, ritterlich, hochherzig, gelobt sich bei Uebernahme der Compagnie, diesen wunden Punkt rücksichtlos zu beseitigen. Er paßt selbst scharf auf, daß seine Leute nicht geschimpft oder mißhandelt werden und veranlaßt seine Organe zu gleicher Thätigkeit. Er selbst straft jedes geringere und meldet zur weiteren Bestrafung bezw. gerichtlichen Untersuchung jedes größere derartige Vergehen. Sein Strafbuch, das der periodischen Einsicht der höheren Instanzen unterliegt, giebt zu folgender Skala von Bemerkungen Veranlassung. „Mit Freude gesehen, wie gewissenhaft auf richtige Behandlung der Leute geachtet wird." Der Hauptmann ist erfreut und stolz.

Dann: „Es ist anzuerkennen, daß der falschen Behandlung der Leute streng entgegengetreten wird, was bei der Compagnie auch nöthig scheint." — Dieses Lob (?) muß den Hauptmann genügend entschädigen für den Verlust seines besten Unteroffiziers, den er entlassen muß, nachdem er bestraft ist, weil er einem Soldaten ein paar Ohrfeigen gegeben hat. Es thut dem Hauptmann leid, daß es, und dazu um solch schlechtes Subjekt, gerade diesen Unteroffizier getroffen hat, der nicht allein tüchtig, sondern auch bei den Untergebenen beliebt ist.

Später: „Die Strafen wegen unrichtiger Behandlung der Leute häufen sich bedenklich; ein Beweis, das nicht Alles so ist, wie es sein soll."

— Der Hauptmann hat schon keine besondere Anerkennung für die ihm von seinen Organen gemachten Meldungen; auch er selbst ist weit zerstreuter als sonst.

Noch später: „In der Compagnie scheint es an der nöthigen Aufsicht zu fehlen, wie die vielen Strafen wegen falscher Behandlung beweisen." — Dann: „Es muß ernstlich verlangt werden, daß da Wandel geschaffen wird." — Endlich: „Ja, wenn Sie keine Ordnung hineinzubringen verstehen — —"

Der Trieb der Selbsterhaltung zwingt den Hauptmann, Ordnung zu schaffen. Sein Strafbuch weist immer weniger, endlich keine derartigen Strafen mehr auf. Wems beliebt, der kann den Schluß daraus ziehen, daß auch die Vergehen aufgehört haben. — — Der Hauptmann wird auf Grund solcher Schlußfolgerung wieder anerkannt. —

Die Vorgesetzten sind Eingeweihte; sie kennen die wirklichen Verhältnisse genau; sie haben auch nur die Sprüche an den Hauptmann weiter gegeben, die ihnen von ihren Vorgesetzten mitgetheilt sind. Wirklich getäuscht ist Niemand dadurch; aber der Zweck ist erreicht. Die periodischen Berichte über Bestrafungen wegen Mißhandlungen oder vorschriftwidriger Behandlung von Untergebenen glänzen durch Dürftigkeit und geben einen unanfechtbaren Beweis von der militärischen Tugend.

So bleibt schließlich Alles beim Alten und der Grundsatz ewig lebendig: „Nur nichts Unangenehmes aus dem engeren Verbande heraus lassen!" — Alles ist befriedigt — bis auf die Mißhandelten.

Soll daher in diesem wunden Punkt eine wirkliche Wandlung zum Besseren herbeigeführt werden, so muß der leitende Grundsatz nicht blos aufgestellt werden, sondern auch in Fleisch und Blut übergehen: „Die größere Anzahl von Bestrafungen wegen schlechter Behandlung der Untergebenen darf niemals zum Nachtheil der verantwortlichen Personen ausgelegt werden!" Damit schon wird die Versuchung, solche unangenehme Vorkommnisse zu verheimlichen, weit seltener werden. Auch eine zweite Veranlassung zur Vertuschung kann beseitigt werden.

Wird ein Unteroffizier wegen Mißhandlung von Untergebenen ordnungmäßig verfolgt, so harren seiner empfindliche Strafen, zu deren Abmessung das Gesetz weiten Spielraum gewährt. Mag man hiervon mit Strenge Gebrauch machen — der Schuldige hat es sich selbst zuzuschreiben. Aber die gesetzliche Strafe zieht außerdem Folgen nach sich, deren verhängnißvolle Wirkung Nichtmilitärs meist übersehen. Es sind überall Bestimmungen erlassen, wonach mit derartig bestraften Unteroffizieren nicht mehr kapitulirt werden darf, ohne Rücksicht darauf, ob die Mißhandlung eine schwere oder leichte, eine einmalige oder wiederholte war, ob sie niedriger Gesinnung oder schwerer Reizung entsprang. Das ist in seiner Allgemeinheit zu hart.

Die Bestimmung will die Soldatenmißhandlungen unterdrücken. Das thut sie aber weniger, als sie die Versuchung zur Vertuschung des Vergehens nahe rückt. Ihre Ausführung ruinirt die Existenz des Unteroffiziers, sie bringt ihn um die Früchte einer jahrelangen, mühevollen, aufopfernden Thätigkeit im nahezu schwersten aller Berufsstände.

Sie trifft nicht immer verworfene, niedere Naturen, denn gerade diese vereinigen häufig mit abscheulicher Tyrannei raffinirte Schlauheit, gestützt auf ein Schreckensregiment, das ihre Entlarvung lange oder ganz verhindert. Oefter trifft sie tüchtige Unteroffiziere, die sich nur momentan vom Temperament oder Eifer haben hinreißen lassen, und die selbst von den Mißhandelten geachtet und in ihrem Unglück bedauert werden.

Ist es nicht menschlich begreifbar, wenn man diese den schweren Konsequenzen einer offenen Verfolgung ihres Vergehens zu entziehen sucht?

Einen Unterschied zu machen in der Art, in den Motiven der Mißhandlungen ist nicht leicht, aber möglich. Dazu muß man aber den wahren Charakter beider Parteien genau kennen.

Man stelle sich daher nicht von vornherein dem Beschwerdeführer gegenüber auf einen feindlich abwehrenden Standpunkt. Da schon der erste Schritt des Untergebenen zur Beschwerde ein zweifelhaftes Licht auf den Verklagten zu werfen geeignet ist, so suche man durch unbefangene Prüfung dieses Licht aufzuhellen, ohne dabei den Einen oder Andern gefährden zu wollen. Schon das giebt dem Verletzten eine Genugthuung, für die er williger sein formales Recht den höheren Interessen unterordnet.

Das ist der beste Weg, solchen ekeln Vorkommnissen, wie sie zuweilen, und neuerdings in Schwerin, zu Tage traten, möglichst vorzubeugen. Die endliche und überraschende Enthüllung solcher gemeinen, zum Glück nur selten vorkommenden Kreaturen erregt einen Sturm des Unwillens, der Empörung, der nicht blos die Schuldigen trifft, sondern unter dem der ganze, in Wahrheit durchaus achtbare und ehrenwerthe Stand der Unteroffiziere und die Armee selbst, die doch eine volksthümliche Institution sein soll, mit Unrecht schwer leidet.

Sonst nehme man dem Soldaten das so verklausulirte Beschwerderecht überhaupt — er verliert nichts dabei — und verweise ihn auf den durch das patriarchalische Verhältniß, in welchem der Compagniechef zu seinen Leuten steht, natürlichen Weg und lasse ihn seine Klagen direkt und ungehindert bei diesem anbringen; das wird die Liebe und das Vertrauen des Soldaten zu den Vorgesetzten, die Freudigkeit für seine oft schwere Pflicht, die Hingabe und den Opfermuth für das Vaterland stärken.

Hannover. Major z. D. Tottleben.

Der Staatssozialismus.

In meiner letzten Arbeit „Die Geschäftskrisis“*) habe ich versucht, die Ursache und das Wesen der gegenwärtig die ganze Kulturwelt heimsuchenden Krise zu ergründen. Wir haben erkannt, daß soziale Frage und Geschäftskrise seit zwei Jahrzehnten nur zwei verschiedene Benennungen für den gleichen Begriff bilden und daß der Zustand, den sie bezeichnen, der einer sogenannten Ueberproduktion, von entsprechender Arbeitlosigkeit begleitet, in Wirklichkeit dem Unterkonsum zu verdanken ist. Wir haben ferner gesehen, das dieser Unterkonsum dadurch entsteht, daß die Mehrheit der Konsumirenden, die arbeitenden Volksmassen, immer weniger in ihrem Verbrauch mit der in Folge der technischen Fortschritte ständig zunehmenden Gütererzeugung Schritt halten können, weil ihre Betheiligung am Produktionsertrag eine sich verhältnißmäßig verringernde ist. Wir haben ferner gesehen, daß die glückliche Minderheit, der der Löwenantheil am Produktionsertrag zufällt, einen immer größeren Theil dieses Ertrages weder konsumirt, noch überhaupt in Arbeit bethätigender Weise verwendet, sondern zum Ankauf von weiteren Tributerhebungsrechten, deren Ertrag meist wieder in gleicher Weise Verwendung findet.

Wem die im vorigen Artikel angegebene Ziffer von 18 Milliarden jährlichen Zuwachses an dem aus Tributrechten bestehenden Kapital als ungeheuerlich erscheint, dem sei hier mit einigen Daten gedient. Das englische Nationalvermögen hat sich nach Giffen während des letzten Jahrzehnts um etwa vier Milliarden Mark per Jahr vermehrt. Ich bin sehr bescheiden, wenn ich nur die Hälfte dieses Zuwachses dem imaginären Kapital (dem aus dem Marktwerth von Tributrechten bestehenden) zuschreibe; denn mehr als die Hälfte des englischen Nationalvermögens besteht aus solchen Werthen. Man vergleiche die Klassifizirung der Einkommen im diesjährigen „Financial Reform Almanac“, unter denen natürlich der Grund und Boden die Hauptrolle spielt. Wir haben also für England allein (ich verstehe unter England hier immer Großbritannien und Irland) eine jährliche Zunahme der keine Arbeit in Bewegung setzenden Tributwerthe um 2 Milliarden. Wir dürfen für die Vereinigten Staaten mit ihrer beinahe doppelt so großen Bevölkerung wohl mindestens die Hälfte mehr annehmen, also 3000 Millionen. Nach einer Aufstellung Thomas G. Shearmans besitzen dort 55 000 Menschen mehr als das halbe Nationalvermögen, nämlich 67 Milliarden Dollars. Nehmen wir an, daß diese von den 5 Millionen Mark, die auf den Kopf kommen, bei dem hohen Zinsfuß, der drüben meist erlangbar ist, 5 pCt. Einkommen besitzen und von den 250 000 Mark Einkommen, das so auf den Kopf kommt, nur ein Drittel zurücklegen, so erhalten wir 4½ Milliarden Kapitalzunahme per Jahr. Eine Schätzung, die hiervon nur zwei Drittel in den gesicherten Tributrechten anlegen läßt, ist sehr mäßig; denn gerade die Millionäre sind viel zu schlau, um Anlagen in Industriewerthen zu machen, außer in solchen, die durch Monopole geschützt sind, wie

*) In Nr. 18 der „Zukunft“.

Eisenbahnwerthe, Bergwerke &c. Wir haben hier bereits die Hälfte des geschätzten Betrages in nur zwei Staaten erreicht (unter deren Milliardären, nebenbei bemerkt, außer Rothschild kein einziger Jude sich befindet), und es bleiben uns noch die reichen Länder Frankreich, Deutschland, Holland, Rußland, alle Kolonieen, die Südstaaten Amerikas und sämmtliche kleineren Länder übrig, die wohl insgesammt mehr als die zweite Hälfte ergeben dürften. Die Rothschildsche Familie wird allein auf 4—8 Milliarden geschätzt, von deren Einkommen von sagen wir nur 200 Millionen doch höchstens 20 per Jahr verbraucht werden und schwerlich mehr als 20 weitere in Arbeitwerthen Anlage finden. Diese einzige Familie erhöht das aus nicht in Arbeitbethätigung befriedigten Tributrechten bestehende Kapital um 160 Millionen per Jahr, um $^1/_{60}$ der Gesammtsumme.

Der Zuwachs der Staatsschulden der Welt beträgt nach dem 10. amerikanischen Census etwa 2 Milliarden Mark per Jahr. Die Gesammtschuld beträgt heute über 100 Milliarden. Mit anderen Worten heißt dies, daß die Hälfte der Zinsen unserer Staatsschulden durch neue Schulden bezahlt wird. Nun nimmt aber außerdem allein die deutsche Hypothekenschuld um 1 Milliarde per Jahr zu. Nehmen wir nur an, daß die Hälfte dieser Schuld für neue Häuser und sonstige Meliorationen verwandt wird, so bleiben immerhin noch 500 Millionen, die als eine reine Belastung des Bodens erscheinen.

Hier haben wir nur die Mehrverschuldung eines einzigen Staates gegeben und nicht die Anlagen in direktem Grundbesitz in Betracht gezogen, d. h. in Land, das aus dem Besitz von kleinen Leuten, welche die Grundrente konsumirten, in den von Reichen übergeht, die schon ihr früheres Einkommen nicht aufbrauchten, also ein Prozeß, der ohne Arbeit in Bewegung zu setzen (außer der des Grundbucheintragers), die Einen zu Einschränkung nöthigte, ohne daß die Anderen mit eigener Ausgabe dafür eintraten. Will man sich ein klar zu den Sinnen sprechendes Bild dieses Verhältnisses machen, so nehme man den Verbrauch eines Mannes mit 50 Millionen Einkommen in Schuhwerk und Kleidern in Betracht. Er kauft vielleicht zehn Paar Schuhe und Stiefel und zwanzig Anzüge per Jahr, gegen 100 000 Paar Schuhe und Stiefel und 50 000 Anzüge Verbrauch, wenn das betreffende Einkommen auf 50 000 Menschen vertheilt wäre. Zu diesem Verbrauch kommt aber noch der der Lieferanten der betreffenden Waaren, und ähnlich geht es mit allen Bedarfs- und Luxusartikeln.

Wenn die im vorigen Aufsatz gegebene Diagnose richtig ist — und trotzdem ich sie zum ersten Mal 1888 in meiner damaligen Zeitschrift „Deutsch Land", dann in „Der einzige Rettungsweg" (Pierson, Dresden 1890) gegeben hatte (mein erstes 1884 erschienenes Buch „Auf friedlichem Wege" (Pierson) zeigte nur einen Anlauf zur vollen Erkenntniß), trotzdem ich manche öffentliche Diskussion darüber mit Fachmännern hatte, erwarte ich bis jetzt noch den ersten stichhaltigen Einwand —, wenn diese Diagnose richtig ist, so kann die Rettung unseres Staatswesens nur in Reformen gefunden werden, die dahin wirken, daß auf der einen Seite die hindernde Macht des Kapitalismus gebrochen wird und auf der anderen hierdurch die Konsumfähigkeit der Volksmassen Erhöhung erfährt oder — was freilich ein kulturfeindlicher Weg wäre —, daß, sei es durch Zurückhalten der technischen Entwickelung, sei es durch Stimulirung der Güterzerstörung eine größere Annäherung des Konsums an die Produktionsmöglichkeit erreicht wird. In einer Reihe von Betrachtungen gedenke ich nun die Reformwege vorzuführen, welche in die Richtung dieses

Zieles führen und beginnen heute mit den vom Staatssozialismus angestrebten.

Als Staatssozialismus im üblichen Sinne können wir die Richtung bezeichnen, die dem Staate die Aufgabe zutheilen möchte, in das wirthschaftliche Getriebe direkt einzugreifen, statt sich auf den Schutz der Person und des Eigenthums zu beschränken, ohne daß hierbei jedoch die Grenze überschritten wird, die zum sozialistischen Staate führt. Genaue Grenzbestimmungen sind nun freilich unmöglich, es ist daher nicht zu verwundern wenn der Manchestermann uns in Folge mancher Gesetze der Neuzeit bereits mit vollen Segeln im sozialistischen Fahrwasser erblickt, während der Sozialist die Wogen des Kapitalismus immer mächtiger über das Staatsschiff hereinbrechen sieht.

Das sehr weite Gebiet des Staatssozialismus könnten wir in zwei Abtheilungen zerlegen. Die eine schließt die verschiedenen Gesetze für Arbeiterwohlfahrt in sich, die andere die staatlichen Betriebe. Die erste Frage muß also sein, in wie weit die Gesetzgebung über die Krankenkassen, Unfallversicherung, Alters- und Invalidenrenten, Arbeiterschutz und Gewerbeordnung auf die Frage der Gütervertheilung einwirken kann, d. h. wie sie die Kaufkraft der Volksmassen beeinflußt. Hierbei ist zuerst ins Auge zu fassen, aus wessen Tasche die Leistungen kommen, welche die betreffenden Gesetze den Arbeitern bieten. Ein erheblicher Theil wird von den Arbeitern selbst bestritten. Dieser Theil kann selbstverständlich die Kaufkraft des Arbeiters nicht stärken, denn auf den Totalkonsum innerhalb größerer Zeitabschnitte kann eine einfache zeitliche Verschiebung des Konsums keinen Einfluß ausüben. Auch der Beitrag des Unternehmers kann nur dann einen Einfluß ausüben, wenn er einerseits nicht in einem Lohnabzug seinen Ausgleich findet, oder andererseits in Ausgabeersparnissen des Unternehmers. Aber auch wenn Beides nicht der Fall ist, müßte erst festgestellt werden, ob nicht der betreffende Beitrag auf den Waarenpreis abgewälzt wurde und ob der so erhöhte Preis nicht im gleichen Verhältniß die Kauffähigkeit der Arbeiter mindert, wie sie durch die Beiträge erhöht worden ist. Es handelt sich hier um eine sehr wichtige Frage, eine Frage, die auch von wesentlichem Einfluß auf die noch zum größten Theil nicht in Angriff genommene Gesetzgebung über den Normalarbeitstag, das Verbot der Sonntagsarbeit und die Einrichtung eines Minimallohns ist, eine Frage, die demnach hier in erster Linie behandelt werden muß. Nichts zeigt mehr die Oberflächlichkeit und Unwissenheit unserer Tagespresse in wirthschaftlichen Fragen als die Ansichten, die man in Bezug auf diese wichtige Frage sogar in ihren bedeutendsten Organen ausgesprochen findet.

So fand ich z. B. in der Londoner Times die Behauptung aufgestellt, daß Lohnerhöhungen schließlich ihren Ausdruck im erhöhtem Waarenpreis finden müßten und daher illusorisch seien, weil der Arbeiter auf der einen Seite zulege, was er auf der anderen mehr empfängt. Der Arbeiter sei sogar zu warnen, daß er auf diesem Gebiete nicht zu weit in seinen Ansprüchen gehe weil das betreffende Land dann nicht mehr konkurrenzfähig im Weltmarkt wäre, wodurch die Arbeitgelegenheit abnehmen müsse. Ich bemerke, daß ich der Einfachheit halber hier nur kurzweg von Lohnerhöhung spreche, weil die Wirkung aller hier zu betrachtenden Reformen doch nur dann für uns maßgebend sein kann, wenn sie eine direkte oder indirekte Lohnerhöhung bewirkt. Ob der Arbeitgeber, oder der Staat, einen Theil der Leistungen übernehmen, welche in der Pflege während Krankheit und Unfällen oder in der

Versorgung im Alter ihren Ausdruck finden, oder ob der Lohn als entsprechend erhöht gedacht wird, um den Arbeiter sich die betreffenden Wohlthaten selbst leisten zu lassen, kommt auf das Gleiche heraus. Wenn der Lohn der einzige preisbildende Faktor wäre, ließe sich derartigen Behauptungen die Berechtigung nicht absprechen, denn ob A eine Mark Lohn erhält und dafür eine bestimmte Waare zum Preis von einer Mark kauft, oder ob er zwei Mark erhält und dann zwei Mark für das betreffende Objekt zahlen muß, kommt auf Eines heraus. Wenn aber der Lohn der einzige preisbildende Faktor wäre, dann hätte diese ganze Abhandlung ungeschrieben bleiben können; denn dann müßte ja die Kauffähigkeit des Arbeiters im exakten Verhältnisse zu der Produktionsteigerung zunehmen. Werden für eine Milliarde Waaren erzeugt, so wäre der Lohn als alleiniger Bestandtheil des Preises eine Milliarde und die Kauffähigkeit des Arbeiters natürlich ebenfalls eine Milliarde. Steigt die Produktion auf 100 Milliarden, so hieße dies, daß der Lohn ebenfalls auf 100 Milliarden gestiegen wäre, und wieder würden sofort alle Waaren absorbirt. Die Krise ist jedoch, wie wir gesehen haben, dadurch entstanden, daß der Antheil des Arbeiters am Produktionsertrag immer weiter hinter diesem zurückgeblieben ist, daß also seine Kauffähigkeit nicht Schritt mit dem Waarenangebot halten konnte. Welches ist nun in Wirklichkeit heutigen Tages der Antheil des Arbeiters am Produktionsertrag, d. h. wie viel produktiver Arbeitlohn steht einem bestimmten Waarenpreis gegenüber? Ich sage „produktiver Arbeitlohn", weil aus gleich ersichtlichen Gründen der im kaufmännischen Vertrieb verausgabte Lohn für sich betrachtet werden muß. Der Lohn, der bei der Herstellung der Waaren betheiligten Arbeiter beträgt heute zwischen einem Fünftel und einem Sechstel des Detailpreises dieser Waaren -- und nur der Detailpreis darf uns beschäftigen, wenn man Kauffähigkeit und Waarenpreis für den Arbeiter vergleichen will. Wenn nun der Lohn des Arbeiters, sagen wir ein Fünftel des Detailpreises beträgt, so würde selbstverständlich erst eine Versechsfachung des Lohnes eine Verdoppelung des Preises erzielen lassen, wenn die anderen Aufschläge unverändert blieben, d. h. bei einer Versechsfachung des Lohnes würde der Arbeiter zwar nicht das sechsfache Waarenquantum kaufen können, aber doch immerhin das dreifache. Nun werden wir aber noch obendrein sehen, daß diese Preissteigerung nicht einmal im Verhältniß des gestiegenen Lohnes vor sich gehen würde, denn die übrigen Aufschläge würden sich verringern, statt gleich zu bleiben oder gar sich zu vergrößern. Vor Allem wird dies in Bezug auf den bedeutendsten Theil der Fall sein, in Bezug auf die Aufschläge im Zwischenhandel. Diese sind heute geradezu enorm, im Durchschnitt mindestens 100 pCt. über die Quote hinaus, die nöthig wäre, um die betreffende Arbeit, wenn sie ökonomischer geleistet würde, reichlich zu bezahlen.

Es giebt einzelne Artikel, bei denen der Aufschlag 1000 pCt. beträgt. In „Der einzige Rettungsweg" gab ich das Beispiel der französischen Gemüsegärtner, die $8\frac{1}{2}$ Centimes für den Blumenkohl erhalten, den der Krämer bis zu 70 verkauft, und nun bedenke man noch, daß die $8\frac{1}{2}$ Centimes Grundrente, Kapitalzins Unternehmerlohn, Ausgaben für Dung, Viehfutter 2c. und Unternehmergewinn zu decken haben, daß wir also höchstens die Hälfte für reinen Arbeitlohn rechnen können. Aus der eidlichen Aussage von William Godwin Moody vor dem Senat-Komittee der Vereinigten Staaten (1885) entnehme ich, daß, während der amerikanische Farmer vom Zwischenhändler 40 bis 60 Cents für den Bushel

Weizen erhält (wobei also höchstens die Hälfte als Arbeitlohn zu rechnen ist, seinen eigenen inbegriffen) dieser Weizen den Konsumenten 1.50 kostet. Kommen wir zu Luxusartikeln, so erhalten wir noch ganz andere Verhältnisse. So kostet eine Straußenfeder im Detail 15 Franken, während der bei ihrer Produktion verausgabte Arbeitlohn noch keinen Franken beträgt.

Bei alledem verdient der einzelne Zwischenhändler nicht nur nicht zu viel, sondern viel zu wenig, wie uns die vielen kaufmännischen Bankerotte beweisen. Der Nutzen vertheilt sich unter zu viele Köpfe, weil zwanzigmal so viel Menschen im Zwischenhandel thätig sind, wie bei richtiger Organisation nöthig wären. Denken wir uns die Post — die, trotzdem sie uns den Brief aus dem eigenen Lande für zehn Pfennige, den aus dem Ausland für 20 Pfennige liefert, ein ganz rentables Geschäft ist, das dem Unternehmer einen erheblichen Ueberschuß abwirft, wobei seine Beamten nicht schlechter bezahlt werden als die in Privatbetrieben — denken wir sie uns der freien Konkurrenz übergeben. Denken wir uns zu der gleichen Stunde zwanzig Briefträger zwanzig verschiedener Gesellschaften die gleiche Straße besorgen, ein jeder von ihnen in jedem Hause einen Brief abgebend, so ist es doch keine Frage, daß sogar bei zehnfachem Porto nicht so viel verdient würde wie heute von der Staatspost, wenn ihr Briefträger ganz allein in der gleichen Zeit die betreffende Straße begeht und in jedem Hause zwanzig Briefe abgiebt. Ist das Verhältniß etwa ein günstigeres, wenn wir in einer Stadt in der gleichen Straße zwanzig Spezereihändler etablirt sehen mit zwanzig Ladenmiethen, zwanzig Heizungen und Beleuchtungen, zwanzig Kommis, zwanzig Prinzipalen, zwanzig Annoncen und Reklamen 2c. 2c., während ein einziger mit wenig mehr Spesen als er vorher hatte, die Arbeit aller zwanzig ganz gut und besser besorgen könnte, besonders wenn eine bessere Soziallage der Kunden diese in Stand setzen würde, in größeren Mengen auf einmal zu kaufen?

Auch ohne eine Verstaatlichung des Handels würde die Konkurrenz, d. h. die Vergeudung, sich sehr verringern, wenn die Schwierigkeit, lohnende Arbeit auf irgend einem Erwerbsgebiete zu erlangen, nicht die Ueberfüllung auch dieses Gebietes erzwänge. Wenn der Arbeitlohn so erhöht wäre, wie ich es in meinem Beispiel annehme, so daß jeder Arbeiter gegen heute das Dreifache konsumirte (15—20 Milliarden Mehrkonsum für Deutschland allein), dann müßten überall neue Arbeiter eingestellt werden, um der riesigen Nachfrage zu entsprechen, und nicht nur ein guter Theil der heute als Kaufleute Darbenden würde sich der lohnenden produktiven Arbeit zuwenden, sondern vor Allem der Nachwuchs würde sich unbedingt für dieses Gebiet entscheiden, besonders wenn, wie ganz natürlich, dessen soziale Stellung im Verhältniß zur Rentabilität stiege.

Aber würde denn nicht eine auf dem Gebiete der Vertheilung, des Handels, bewirkte Ersparniß an und für sich schon die gewünschte Lohnerhöhung bewirken? Unter heutigen Verhältnissen würde sie es eben so wenig thun, wie irgend ein Kraft ersparender Fortschritt dies bewirkte. Haben wir nicht die Erhöhung der Leistungen der Menschenarbeit in Folge der technischen Fortschritte weit größere Kraftersparnisse machen sehen, als die Verstaatlichung des Handels erzeugen könnte, so riesig diese auch sein würden? Und haben wir nicht trotzdem ein ständig zunehmendes Zurückbleiben des Lohnes hinter dem Arbeitertrag konstatiren können? Wie sollte dann die genannte Reform an und für sich eine günstige Wirkung haben können? Grundrente und Zins

würden allein den ganzen Vortheil haben. Die Krise würde nur heftiger werden, weil ohne erhöhten Lohn der Volkskonsum und also die Produktion nicht steigen könnte, die 19/20 überflüssig gewordenen Kaufleute also die Armee der Arbeitlosen nur vermehren würden, wenn nicht eine neue Militärvorlage für ihre Absorbirung in einer anderen Armee und ein neuer Krieg für ihre Entfernung aus der Reihe der Lebenden sorgte. Im Gegentheil würde eine solche Reform die Krise auch noch aus einem anderen Grunde verschlimmern: weil nämlich die Ueberschüsse der Reichen und also ihr nicht Arbeit bethätigendes Einkommen durch die billigeren Waarenpreise sich vergrößern würden. Die Löhne würden auf das in Folge der niederen Preise im Geldbetrag gesunkene Erhaltungsniveau herabgehen, resp. unter dieses Niveau, unter dem sie heute schon stehen; denn das eherne Lohngesetz kann keine Giltigkeit haben, wenn die Erhaltung und ungeschmälerte Fortpflanzung der Arbeiter immer weniger nothwendig, ja sogar schädlich erscheint; wenn ein solcher Ueberschuß von Arbeitern vorhanden ist, daß die Vereinigten Staaten Gesetze berathen, um ihre Einwanderung zu beschränken. Eine wirkliche Reform kann also durch solche Maßregeln nur bewirkt werden, d. h. sie können nur dann lohnsteigernd wirken, wenn vorher andere grundlegende Reformen eingetreten sind, die auf Zins und Rente einwirken. Ohne solche können nur unnatürliche, ja vom Standpunkt einer rationellen Sozialpolitik verwerfliche Maßregeln, wie die hier in Betracht genommenen, helfen. Wer sich gegen die natürlichen Lebensbedingungen seines Körpers versündigt, dem kann oft nur ein Gift helfen und so kann auch auf wirthschaftlichem Gebiete, wenn wir nicht zur Natur in jeder Richtung zurückkehren, nur die Unnatur uns gegen die Unnatur helfen.

Es ist etwas Unnatürliches, den Staat sich in das freie Vertragsverhältniß mengen oder gar dem freien Arbeiter Vorschriften über seine Arbeitzeit machen zu sehen, und die Abneigung vieler Nationalökonomen gegen eine derartige Gesetzgebung ist sehr begreiflich. Nur vergessen sie, daß wir auch auf anderen Gebieten zur Unnatur gelangt sind und daß wir entweder dort zuerst Ordnung schaffen oder auch hier das Unnatürliche, das Falsche als das in der Praxis Geeignetste erkennen müssen. Wenn ich Jemand der Freiheit beraube, bin ich auch verpflichtet, ihm Nahrung zu verschaffen. Mich nun auf die jedem Menschen zukommende Verpflichtung, sich selbst sein Brot zu suchen, zu berufen, wäre mehr als thörichte Prinzipienreiterei, wäre Mord. Können wir dem durch unsere Gesetze der Grundrente und dem Zins gewährten Vorrecht nicht direkt entgegenwirken, oder vielmehr wagen wir es nicht, so giebt es nur ein Mittel, um ihre gefährlichen Wirkungen zu beschränken, und das ist die Schaffung eines Gegenvorrechts. Wenn das Gesetz durch Beschränkung der Arbeitzeit, durch Zwangskassen oder gar durch Minimallohn direkt oder indirekt höhere Löhne erzwingt, nöthigt es Rente und Zins mit einem kleineren Antheil vorlieb zu nehmen und es macht auf diesem verkehrten Wege Platz für Ersparnisse auf dem Gebiete der Produktion und der Vertheilung. Die auf diesen Gebieten möglichen Ersparnisse sind aber so riesig, daß wir, wenn wir nicht sehr bald wieder Rente und Zins das Verlorene einholen sehen und dann mit ihren beschriebenen Wirkungen die Krise aufs Neue in alter Heftigkeit vermehren lassen wollten, wir zu immer neuer Verschärfung der Arbeitergesetzgebung schreiten müßten, bis die Resultate uns in ihrer Groteskheit derart ad absurdum führen würden, daß wir zur Einsicht gelangten, wie nur auf dem Wege einer

natürlichen organischen Reform vernünftige und dauernd erträgliche Zustände möglich werden können.

Die Arbeiter reklamiren heute den achtstündigen Arbeitstag, eine an und für sich gerechte und billige Forderung, aber schon bei heutiger technischen Entwickelung ungenügend, um den Hauptzweck zu erreichen, nämlich den, der unbeschäftigten Reservearmee Arbeit zu gewähren, besonders wenn nebenher eine Verminderung der Vergeudung im Zwischenhandel oder gar eine Reduktion der stehenden Heere erreicht würde. Wir würden bald zum 7=, zum 6=, 5=, 4=, 3=, 2stündigen Arbeitstag kommen müssen, um Alle beschäftigen zu können, vorausgesetzt, daß die Taglöhne die gleichen blieben. Mit anderen Worten: wir müßten die Arbeiter den größten Theil der Zeit gezwungen müssig erhalten, um nicht einen Theil davon ganz ohne Arbeit zu sehen. In der Wirklichkeit würde sich die Sache freilich anders gestalten, denn wenn einmal die Armee der Arbeitlosen entfernt ist, werden sehr bald die Arbeiter durch unter solchen Bedingungen sicher erfolgreiche Strikes Lohnerhöhungen erzwingen, wenn nicht schon mit der Beschränkung der Arbeitzeit zugleich der Minimallohn festgesetzt werden sollte

Wir kommen nun zu der zweiten Abtheilung der in das Gebiet des Staatssozialismus fallenden Organisationen, nämlich zu den staatlichen Betrieben. Auf diesem Gebiete berühren sich Staatssozialismus und Sozialstaat am innigsten; doch bleibt immerhin die Hauptgrenze bestehen, die ich da finde, wo der bestehende Staatsorganismus nicht mehr beibehalten werden könnte.

Was den Sozialstaat von dem heutigen wesentlich unterscheidet, ist die Uebertragung der individuellen Leitung der Produktion an staatliche Organe, und zwar der Produktion in ihrer Gesammtheit. Der Staatssozialismus dagegen beschränkt sich darauf, in der Produktion dem Staat, ohne Monopol, gewisse Produktionen zu übertragen, die für den Staatsbedarf thätig sind, wie z. B. die Waffenfabrikation; andere, ebenfalls ohne Monopol, die mit der Verwaltung staatlichen Besitzes in Verbindung stehen, z. B. Kohlenbergwerke, Eisenwerke &c. und mit Monopol nur solche Produktionen, die wichtige fiskalische Zwecke zu erfüllen haben, (Tabak= und Salzmonopol) oder die nur dann ohne zu große Vergeudung ausführbar sind, wenn sie ein Monopol besitzen (Gas= und Wasserbeschaffung.) Dieser letzten Kategorie reihen sich dann die nicht der eigentlichen Produktion gewidmeten Betriebe an, die aber als Hilfsmittel der Produktion eine wichtige Rolle spielen, hauptsächlich jedoch dem Gebiete der Vertheilung, der körperlichen und geistigen Verbindung der Menschen unter einander gewidmet sind. Hierher gehören die Eisenbahnen, der Telegraph, das Telephon, die Post; ferner Straßen, Brücken, Kanäle, und hierher würde die Verstaatlichung des Handels gehören.

Ein Staatsmonopol empfiehlt sich überall, wo seine Nachtheile von den Vortheilen überwogen werden. Die Nachtheile bestehen hauptsächlich in der Herrschaft der bureaukratischen Schablone, des Mangels an dem intensiven Interesse, das der Eigennutz dem für sich selbst Wirthschaftenden verleiht und in der eine Uebersicht erschwerenden Ausdehnung des Betriebs.

Unsere Post ist gut verwaltet, aber ich bin überzeugt, daß sie als Privatgeschäft in der Hand tüchtiger Kaufleute weit besser und ökonomischer geleitet würde, wenn die, wie gezeigt, bei freier Konkurrenz unvermeidliche Kraftvergeudung nicht so unendlich größer wäre, als daß die

Vortheile nicht weitaus von den Nachtheilen verschlungen würden. So ist mir auch von fachmännischer Seite bestätigt worden, daß der Privatbetrieb der Eisenbahnen, trotzdem die Aktiengesellschaft nicht so sparsam arbeiten kann wie der einzelne Unternehmer, wirthschaftlicher und besser ist als der des Staats. — Anders muß es werden, wenn einmal der Staat von den Vortheilen der Einheitlichkeit wirklichen Gebrauch machen wird, wenn es den Anstrengungen tüchtiger Männer, wie Engel, Hertzka und Perrot gelingen wird, die Schablone zu besiegen und dem sehnsüchtig darauf wartenden deutschen Volk die Segnungen eines billigen Zonentarifs zu verschaffen; dann wird es sich zeigen, daß die Vortheile des staatlichen Monopols dessen Nachtheile auch auf diesem Gebiete weit in den Schatten stellen werden

Das Hauptargument gegen den Staatssozialismus, und zugleich das Moment, das ihn mehr als ein anderes von dem eigentlichen Sozialismus trennt, ist die Angst vor der Verwaltung im volksfeindlichen Sinne, im Interesse einer unwissenden, selbstsüchtigen Clique, und dadurch die freiheitfeindliche Macht, die einer herrschenden Minderheit gewährt wird. Wir brauchen dabei noch gar nicht an monarchischen Absolutismus zu denken. Das uns durch das freie Amerika gebotene Bild zeigt eine sich wesentlich auf die Ausbeutung der staatlichen Erwerbsstellen gründende Cliquenherrschaft, im eminent volksfeindlichen Sinne, gegen die sogar die wohlwollendsten und energischsten Präsidenten machtlos sind, wie Clevelands letzte Administration gezeigt hat und auch wohl die kommende zeigen wird.

Dieser Angriff gegen den Staatssozialismus ist daher ein sehr berechtigter; aber er ist es nur, weil eben der heutige Staatssozialismus eine Halbheit ist, oder vielmehr noch nicht einmal eine Achtelheit Der Einwand würde nicht mehr zutreffen, wenn der Staatssozialismus das ganze Gebiet umfaßte, das er einnehmen sollte, und ohne Zweifel einst einnehmen wird, gerade so wenig wie er dem wirklichen vollen Sozialismus gegenüber berechtigt wäre. Der Staatssozialismus in heutiger Ausdehnung züchtet eine volksfeindliche Bureaukratie, ohne doch tief genug in das Volksinteresse einzuschneiden, um die zur Gesundung nothwendige Gegenströmung in genügender Kraft hervorzurufen. So wichtig auch die Interessen sind, welche Bahn- und Post-Verwaltung vertreten, den Einzelnen, besonders den Mann aus dem Volke berühren sie bis jetzt doch noch nicht tief genug, um seine warme Mitbethätigung hervorzurufen. Der Gedanke, daß der Zonentarif bei den Wahlen ausschlaggebend sein könnte und daß ein auf ihn hin gewähltes Parlament der Volksunterstützung sich so sicher fühlte, daß es bis zur Steuerverweigerung, bis zum Generalstrike vorginge, ein solcher Gedanke ist zu absurd, um nur diskutirt werden zu können. Weniger absurd wird er aber, wenn der ganze Handel und das Eigenthumsrecht am Grund und Boden in der Hand des Staates wären. Es würde dann absolut unmöglich, aus diesen Monopolen eine bloße fiskalische Einnahmequelle und eine Basis volksfeindlicher Beamtenwirthschaft machen zu wollen. Es würde unmöglich, sie als Machtmittel dem Volke gegenüber zu verwenden. Im Gegentheil, sie würden den Parlamenten das geben, was ihnen heute fehlt, um sie zu wirklichen Vertretern des Volkes zu machen: das hinter ihnen stehende Volksinteresse, das nur ganz sporadisch für ideelle Dinge zu haben ist, das aber stets lebendig auftritt, wo wichtige Brotfragen in Betracht kommen. Unter hundert Fabrikanten und Kaufleuten giebt es heute keine zwei, die den

Abschluß eines wichtigen Geschäftes wegen einer Wahl versäumen würden; unter hundert Bauern nicht einen, der einen besonders günstigen Getreideverkauf oder Ochsenkauf fahren lassen würde, um zu wählen und wenn unser Arbeiterstand hier eine glückliche Ausnahme macht, so beweist dies erst recht das Gleiche, denn er geht zur Wahl, weil er in ihr ein Werkzeug zur Verbesserung seiner materiellen Lage erblickt. Mit mindestens der gleichen Hingabe und Opferfähigkeit werden die zu erst genannten Klassen wählen und für ihre Abgeordneten einstehen, werden sie die Proportionalwahl und das Referendum erlangen, mit den Arbeitern zusammen irgend welche Macht, die sich ihnen in den Weg stellt, zerschmettern oder sie zum Gehorsam zwingen, wenn die Staatsverwaltung ihre wichtigsten Lebensinteressen direkt in der Hand hat.

Aber wird uns denn nicht die Verstaatlichung des Handels den reinen Sozialstaat bringen? Nein; denn es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Verstaatlichung der Produktion und der des Handels. Nur da wird stets Bedeutendes in der Gütererzeugung geschaffen werden, wo die Individualität sich frei entwickeln kann. Daß dies auch einst im Sozialstaat der Fall sein kann, will ich nicht bestreiten; doch ich glaube nicht, daß eine solche Aussicht vorhanden ist, so lange wir mit dem bestehenden Menschenmaterial zu rechnen haben. Aber gehört denn zum Handel nicht auch die vollste Anstrengung der menschlichen Schaffenskraft? Hat der Kaufmann nicht beständig seinen Geist anzustrengen, um neue Absatzwege zu finden, um die Kauflust des Publikums zu wecken und auf seine Waare zu lenken? Gewiß, so lange es sich um den Einzelkaufmann handelt; nein, sobald ein Gesammtkaufmann in Betracht kommt.

Die ganze kaufmännische Arbeit wird eine rein mechanische, sobald ihr wichtigster Theil, der des Einkaufs und der Gewinnung und Erhaltung der Kundschaft, wegfällt. Denken wir uns die Post dem Privatbetrieb überlassen, so würde genau die gleiche besondere Tüchtigkeit wie in dem kaufmännischen Berufe erforderlich werden, um in dieser Branche zu prosperiren. Wir sehen dies bei der amerikanischen Packetbeförderung, die dem Privatunternehmerthum überlassen ist, bestätigt. Die Expreß-Company, die es am Besten verstanden hat, alle kaufmännischen Hilfsmittel in Bewegung zu setzen, hat am meisten Erfolg gehabt. Ein gleich frappantes Beispiel bietet das Tabakgeschäft. Wohl kein kaufmännischer Zweig verlangt größere persönliche Tüchtigkeit als dieser. Welcher Aufwand von Scharfsinn ist in einem so von der Konkurrenz gedrückten Artikel nöthig, um besondere Erfolge zu erzielen, oder um nur nicht zu Grunde zu gehen. Und in Frankreich kann jeder Esel einer Tabaktrafique vorstehen! Die Qualitätfrage gehört in das Gebiet der Produktion, die in den Ländern des Tabakmonopols ebenfalls verstaatlicht ist, die aber gerade so gut und besser, wenn es sich nicht um rein fiskalische Zwecke handelt, der Privatkonkurrenz überlassen werden könnte. Wenn der ganze Handel verstaatlicht ist, werden die staatlichen Magazine die Waaren aller Fabrikanten ausstellen und das Publikum wird das Beste und Billigste zu wählen wissen. Die einzelnen Fabrikanten werden gerade wie heute jeden Beweggrund haben, das Beste und Billigste zu liefern und den Beamten der Magazine bleibt nichts übrig als eine rein mechanische Thätigkeit, die kaum mehr Geschicklichkeit erfordert als das Sortiren von Briefen in der Reichspost.

Obgleich es sich für uns hier nur um die Beleuchtung des wichtigsten Vortheils handeln kann, den wir von der Verstaatlichung des Handels

erwarten, nämlich, unter der Voraussetzung anderer später zu besprechender Reformen, ohne Preiserhöhung eine bedeutende Erhöhung der Löhne zu ermöglichen und damit eine größere Kauffähigkeit der Volksmassen, so kann es immerhin nichts schaden, in kurzen Zügen auf einige andere Errungenschaften hinzuweisen, die uns von der betreffenden Reform gebracht würden.

1. Ließe sich damit der Verfälschung wirksam entgegen arbeiten. Sachverständige haben alle eingelieferten Waaren zu prüfen und gefälschte unnachsichtlich zurückzuweisen.

2. Hat man den großen Vortheil, im ganzen Reich für das gleiche Geld die gleiche Waare erhalten zu können, ein Vortheil, der so groß ist, daß ich Raucher aus den Monopolländern dafür die Nachtheile des Monopols in den Hintergrund habe setzen sehen.

3. Das Feilschen fällt weg; man ist gewiß, überall so billig zu kaufen wie der Raffinirteste.

4. Das Kreditgeben mit seinen schädlichen Folgen verschwindet.

5. Das Hausirerthum und seine nachtheiligen Wirkungen sind beseitigt.

6. Eine fiskalische Einnahmequelle ist erlangt, deren Ertrag ein ungeheurer ist, trotzdem Alles weit billiger verkauft werden kann als heute, besonders dem kleinen Mann, der jetzt ganz riesige Aufschläge zahlen muß. Der private Handel ist die ungeheuerlichste Mehrbesteuerung des Armen zu Gunsten des Reichen, gegen welche die in ähnlicher Richtung gehende Wirkung der indirekten Steuern zurücktreten muß.

7. Ein ansteckendes Beispiel des Müßiggangs verschwindet. Im staatlichen Betrieb würden nur so viele Kräfte thätig erhalten, wie nothwendig sind. Der heutige Privatbetrieb des kaufmännischen Gewerbes (die Wirthschaften sind selbstverständlich inbegriffen) unterhält eine Armee von Müßiggängern, d. h. von Leuten, die in einer Tagesarbeit oft keine halbe Stunde wirklicher Arbeit leisten und dadurch dem von morgens bis nachts schwer arbeitenden Fabriksklaven das verderblichste Beispiel bieten. Dieser fängt dann, sobald er nur irgendwie kann, selbst ein kleines Lädchen oder Wirthschäftchen an und die Zahl der Drohnen ist wieder um eine vermehrt.

8. In politischer und ethischer Beziehung würden wir sehr gewinnen, wenn mit den heutigen Ladenbesitzern eine der servilsten Klassen der Bevölkerung aus der Welt geschafft würde, servil gegen oben, hochmüthig gegen unten, die oft genug zugleich durch Aufrechthaltung eines gewissen äußeren Luxus korrumpirend auf die produktive Klasse wirkt.

Das Vorgeführte genügt, um zu zeigen, daß sich auf dem Gebiete des Staatssozialismus noch manche festen Wälle gegen die vordringende Armee der Umstürzler aufwerfen ließen. Umstürzler nenne ich sie deswegen, weil sie keinen Weg sehen, ohne Umsturz ihre Verhältnisse bessern zu können. Es giebt ein sicheres Mittel, die Ausschüttung des Kindes mit dem Bade zu verhindern, nämlich das Kind heraus zu nehmen. Man nehme aus dem vom Volke Verlangten das Durchführbare heraus und es wird sich bald dabei beruhigen, wenn es sieht, daß das erhoffte Ziel auch so, und zwar noch besser, erreicht wird

Lugano. Michael Flürscheim.



Der Talmud.*)

Als Israel nach Galilaea zurückgekehrt war, das ihm seit der Ausrottung vom Jahre 67 schon verloren schien, nahmen die aus Judaea Vertriebenen auch die Lebensweise wieder auf, die ihrer Neigung immer am meisten entsprochen hatte: ein zurückgezogenes, von geistiger Arbeit erfülltes Leben, das zwischen der Familie und der Synagoge still sich abspielte. In diesem ruhigen Lande verzichtete Israel auf seine irdischen Träume; es suchte das Reich Gottes, aber nicht, wie Jesus, im Ideal, sondern in der strengen Beachtung des Gesetzes. Während dieser langen Ruhe schuf das jüdische Volk den Talmud. Die alten Gelehrten hatten das Gesetz niemals in logischer Ordnung verkündet; sie hatten sich damit begnügt, von Fall zu Fall zu entscheiden, und erst später hatte man in der Lehre die Ordnung des Pentateuch befolgt. Mit Rabbi Akiba begann eine neue Eintheilung, eine Art von stofflicher Klassifizirung mit Abtheilungen und Unterabtheilungen nach dem Muster eines corpus juris. So entstand neben der Thora ein zweiter Kodex, die Mischna. Von nun an war nicht mehr die Bibel die Grundlage der Lehre, und die Bibel war auch wirklich beinahe überflüssig geworden, seit der Geschmack an willkürlichen Auslegungen aufgekommen war. Schon längst handelte es sich nicht mehr darum, den Willen des Gesetzgebers klar zu erkennen, sondern, für die traditionellen Entscheidungen und Gebräuche in der Bibel um jeden Preis stützende Argumente zu finden. Es ist das Schicksal der Religionen, daß so immer wieder das heilige Buch vom Kommentar erstickt wird. Nicht die heiligen Schriften bilden die Religionen, sondern die äußeren Umstände, die Macht der Thatsachen mit ihren tausend Bedürfnissen, an die der ursprüngliche Gesetzgeber nicht denken konnte. Deshalb deckt sich der Geist der heiligen

*) Da das Gezänk über den Talmud nicht verstummen will, schien es nützlich, die in Deutschland fast völlig unbekannte Studie des größten Kenners der altjüdischen Geschichte für diese Blätter zu erwerben.

Bücher niemals vollkommen mit dem Wesen des religiösen Bewußtseins einer Epoche; das Kleid will der Gestalt nicht recht passen und die Kommentare und Traditionen bemühen sich, es zurecht zu stutzen. Von einer gewissen Epoche an hat man es immer vorgezogen, statt der heiligen Schrift selbst sie in den Gesetzbüchern zu studiren, die man aus ihr gezogen, oder besser: die man ihr angepaßt hatte. Gegen das Ende des Mittelalters lasen die theologischen Scholastiker kaum noch die Bibel, die Juristen kaum noch die Quellenwerke des Rechts. Uebrigens wurde auch der Talmud später zu Gunsten der mehr methodischen Traktate des Maimonides und der anderen jüdischen Kanoniker vernachlässigt.

So schufen zur selben Zeit wie die Christen auch die Juden sich eine neue Bibel, die dann die alte etwas in den Schatten stellte. Die Mischna wurde ihr Evangelium, ihr neues Testament. Der Abstand vom jüdischen zum christlichen Buche ist ungeheuer. Die Geschichte kennt kaum eine merkwürdigere Erscheinung als die des gleichzeitigen Entstehens dieser zwei Bücher in einer Rasse: des Evangeliums, das an Vornehmheit, Leichtigkeit und sittlicher Feinheit ein Meisterwerk ist, und des lastenden, aus Pedanterie, kläglicher Kasuistik und religiösem Formalismus gefügten Gebäude, das wir im Talmud erkennen. Niemals hat eine Mutter so ganz unähnliche Zwillinge geboren. Ein barbarischer Zug, eine bis zur völligen Unverständlichkeit gehende Verachtung der Form und der Sprache, ein absoluter Mangel an Unterscheidungvermögen und Talent machen den Talmud zu einem außerordentlich abstoßenden Buche. In ihm spürt man die unheilvollen Folgen des größten Fehlers, den das jüdische Volk jemals begangen hat, die Folgen der Abwendung von der griechischen Disziplin, dieser Quelle aller klassischen Kultur. Dieser Bruch mit der hellen Vernunft führte Israel in eine traurige Vereinsamung. Ein fremdes Buch zu lesen galt als Verbrechen; die griechische Literatur wurde als ein Spielzeug betrachtet, ein Weiberschmuck, ein Amusement, das der ernste Mann, den das Studium des Gesetzes erfüllt, verschmäht, eine Wissenschaft für Kinder, für die Zeit, „wo weder Tag noch Nacht ist“, nicht für Erwachsene, denen gesagt ist: „Du sollst Deine Thora bei Tag und bei Nacht betrachten.“ Die Thora erschien als der Inbegriff aller Philosophie und Wissenschaft, und wer sie gründlich kannte, der bedurfte anderer Studien nicht. Das Christenthum war weniger exklusiv; es öffnete sein Gelände dem Strom der hellenischen Ueberlieferung, während Israel, von dieser gewaltigen Lebensquelle getrennt, in einen Zustand der Armuth oder eigentlich der geistigen Verirrung verfiel, aus der es erst durch die sogenannte arabische Philosophie erlöst werden sollte, also unter der Wirkung eines wunderlich gebrochenen Strahles griechischen Lichts.

Ganz gewiß kann man unter dem Plunderhaufen des Talmud auch kostbare Perlen, wundervolle Grundsätze finden, von der Art derer, die Jesus idealisirte und aufnahm und die von den Evangelisten vergeistigt uns aufbewahrt sind. Im Sinne der Erhaltung der jüdischen Volksindividualität war der Talmudismus ein heroisches Unternehmen, wie man seines Gleichen kaum ein zweites in der Geschichte einer Rasse finden wird. Das über die Welt verstreute jüdische Volk hatte keine andere Nationalität mehr als die Thora; um dieses versplitterte Werk aber zu erhalten, ohne Klerus, ohne Bischof, ohne Papst, ohne eine heilige Stadt und ohne ein theologisches Centrum, dazu bedurfte es einer eisernen Kette, wie sie die Erfüllung gemeinsamer Pflichten bietet. Der Jude trägt seine Religion mit sich herum, er bedarf für seinen Gottesdienst keines Tempels und keines Priesters, und deshalb hatte er stets eine unvergleichliche Freiheit in seinen Wanderungen. Er ging ganz im Geistigen auf und blieb vor den materiellen Dingen gleichgiltig; die treue Bewahrung der Tradition seiner Rasse, das Glaubensbekenntniß (das schema) und die Gesetzesübung genügten ihm.

Es war ein sehr verständiger Zug, daß als Grundlage der religiösen Gemeinschaft nicht die Dogmen gewählt wurden, sondern die Praxis. Der Christ ist dem Christen durch die Gleichheit des Glaubens, der Jude dem Juden durch die Gleichheit der Glaubensregeln verbunden. Das Christenthum begründete die Seelengemeinschaft auf metaphysische Wahrheiten und bereitete so die niemals endenden Spaltungen vor; das Judenthum reduzirte das Glaubensbekenntniß auf das schema, das heißt auf das Bekenntniß zur göttlichen Einheit und auf das äußerliche Band eines Rituals, und deshalb blieben ihm theologische Streitigkeiten erspart. Die Exkommunizirung hat bei den Juden fast immer nur Handlungen, sehr selten Meinungen bestraft. Die Kabbala blieb stets das Feld freier Spekulation; sie wurde niemals ein verpflichtender Glaube; die Unsterblichkeit der Seele wurde nur als eine tröstliche Hoffnung betrachtet und bereitwillig gab man auch zu, daß die Religionsübungen in den messianischen Zeiten, wenn Israels Grundsätze erst die Welt erobert hätten, abgeschafft werden würden. Sogar die Glaubenssätze, die sich auf den Messias beziehen, konnten von einem berühmten Gelehrten angezweifelt werden, und der Talmud verzeichnet diese Ansicht, ohne sie zu tadeln. Das war ungemein klug, denn die bindende Verpflichtung, an irgend etwas zu glauben, ist eigentlich sinnlos, während die größte äußerliche Strenge sich mit völliger Gedankenfreiheit vereinen läßt. Darauf beruht auch jene philosophische Unabhängigkeit, die während des Mittelalters und bis auf unsere Tage im Judenthume geherrscht hat. Berühmte Gelehrte, auf die wie auf Orakel die Synagoge blickte, Männer wie Maimonides und Mendelssohn, waren doch Rationalisten vom reinsten Wasser. Daß ein

27

Buch wie die Iccarim (Grundprinzipien) von Joseph Albo, das verkündete, die Religion und die Prophezeihung sei ein zur sittlichen Besserung des Menschen bestimmtes Symbol, die Offenbarung solle nur in ihrer Art die inneren Vorgänge der Vernunft darstellen, alle göttlichen Gesetze seien der Veränderung unterworfen und alle individuellen Belohnungen und Strafen im zukünftigen Leben seien nur Bilder —: daß ein solches Buch zu hohem Ruhm gelangen und von keinem Bannstrahl getroffen werden konnte, dafür, meine ich, giebt es in keiner anderen Religion ein Beispiel. Und die Frömmigkeit litt darunter keineswegs.

Aber die Vortheile dieser strengen Disziplin, der sich Israel, um seine Rasseneinheit zu bewahren, unterwarf, wurden durch schwere Nachtheile aufgewogen. Unter einander verband der Ritualismus die Glaubensgenossen, aber er schloß sie von der übrigen Menschheit ab, und verdammte sie zu einem Leben fern vom Umgang der Welt. Die Ketten des Talmud schufen die Ketten des Ghetto. Das jüdische Volk, dem bis dahin jeder Aberglaube fremd geblieben war, wurde nun der entschiedene Typus des Aberglaubens; die Verhöhnung der Pharisäer durch Jesus wurde gerechtfertigt. Jahrhunderte hindurch beschäftigte die Literatur sich vorwiegend mit den Fragen der äußeren gottesdienstlichen Formen und des Schächtens. Die zweite Bibel wurde zum Gefängniß, in dem bis zum heutigen Tage das neue Judenthum das Leben einer trübsäligen Abgeschlossenheit fortsetzte. In dieser ungesunden Encyclopädie wurde der jüdische Geist schließlich so spitzig, daß seine Wahrhaftigkeit verloren ging. Die jüdischen Gelehrten lebten in dem selben Wahn wie die Juristen, die im sechzehnten Jahrhundert eine ganze geistige Kultur im römischen Recht finden zu können glaubten. Heute kann die riesige Sammlung des Talmud, die in Ungarn und Polen noch immer als Basis der jüdischen Erziehung dient, als die Quelle der hauptsächlichsten Fehler bezeichnet werden, die man bei den Juden dieser Länder beobachten kann. Der Glaube, die talmudistischen Studien könnten alle anderen ersetzen und jede Geschicklichkeit lehren, ist die tiefste Ursache des Dünkels, der Spitzfindigkeit und des Mangels an allgemeiner Kultur, die bei vielen Juden die werthvollsten Eigenschaften lähmen und zerstören.

Der jüdische Geist besitzt eine außerordentliche Macht. Jahrhunderte lang hat man ihn in einen engen und unfruchtbaren Ideenkreis gesperrt und ihn so zu einer Art von Raserei gezwungen. Er hat in dieser Enge eine Thätigkeit entwickelt, als hätte er ein weites und fruchtbares Erdreich zu beackern gehabt; und das Resultat jeder hartnäckigen Arbeit an einem trockenen und undankbaren Stoff ist die Spitzfindigkeit. Wer in einem Text Alles finden will, gelangt mit Nothwendigkeit zu kindischen Gewaltstreichen: wenn man

den natürlichen Sinn erschöpft hat, sucht man die mystischen Bedeutungen und schließlich fängt man an, die Buchstaben zu zählen und sie wie Ziffern zu überrechnen. Dieses gehäufte Bemühen, durch die subtilsten Disputationen zur besten Gesetzeserfüllung zu gelangen, bewies einen brennenden Glaubenseifer, aber man kann darin auch eine Art von Amusement, von geistiger Spielerei entdecken. Kluge und thätige Männer sahen sich zu einer sitzenden Lebensweise verdammt, von der öffentlichen Geselligkeit ausgeschlossen, und sie versuchten deshalb, durch die Anwendung dialektischer Kombinationen auf gesetzliche Texte ihre Langeweile zu vertreiben. Noch heute sogar ist in den Ländern, wo die Juden unter sich abgeschlossen leben, der Talmud, wenn man so sagen darf, ihre Lieblingszerstreuung; sie finden Vergnügen daran, Vereinigungen zu bilden, in denen dann dunkle und schwierige Stellen eingehend erörtert werden. Diese nach meiner Ansicht unheilvollen Spitzfindigkeiten schienen und scheinen noch immer Tausenden von Menschen die anziehendste Geistesbethätigung.

Seit jener Zeit besitzt Israel alle Fehler der einsamen Menschen; es wird mürrisch und übelwollend. Bis dahin war der Geist Hillels niemals völlig verschwunden; einige Thüren der Synagoge mindestens waren dem Bekehrten offen geblieben. Von nun an will man keine Proselyten mehr. Israel behauptet, das einzig wahre Gesetz zu haben, und es behauptet gleichzeitig, allein für dieses Gesetz ausersehen zu sein. Mit rauhen Worten wird Jeder zurückgestoßen, der sich dem Volke Gottes anschließen will. Gewiß war es gut, daß der Neophyt vor den ihm drohenden Gefahren und Nachtheilen gewarnt wurde; dabei aber blieb man nicht stehen, vielmehr wurde jeder Proselyt bald wie ein Verräther angesehen, wie ein Ueberläufer, der das Judenthum nur als Durchgangsstation zum Christenglauben betrachten würde. Man hieß die Proselyten den Aussatz Israels und verkündete, diese Lästigen müßten mit Mißtrauen betrachtet werden, bis ins vierundzwanzigste Glied. Da man auch den Zwang der Beschneidung nicht aufgab, die im ersten Jahrhundert nur als für Abrahams Sprossen unerläßlich gegolten hatte, so verbot sich die Propaganda von selbst; denn es war klar, daß die griechische und römische Gesellschaft sich nicht einem alten afrikanischen Brauche fügen würde, der ursprünglich aus hygienischen Rücksichten begreiflich, für ein anderes Klima aber völlig unpassend war, und den die Juden selbst nur noch als einen lästigen und sinnlosen Zwang empfanden.

Unter solcher Widernatürlichkeit mußte allmählich auch die Sittlichkeit leiden. Der Talmud enthält keine schlechten Rathschläge, er betont sogar mit merkwürdigem Nachdruck die Vorsichtmaßregeln schüchterner Schamhaftigkeit, aber er spricht zu häufig von schlüpfrigen Dingen, als

daß man nicht bei seinen Redakteuren eine ziemlich erregte Phantasie voraussetzen müßte. Ganz besonders aber erscheint in diesem verfallenden Israel die Vernunft geschwächt. Mit dem Uebernatürlichen wird eine unsinnige Verschwendung getrieben und das Wunder gilt als eine so einfache Sache, daß ihm, wie dem alltäglichsten Ereigniß, ein besonderes Gebet, ein hallel, gewidmet ist. Niemals hat ein Volk nach einer Periode außerordentlicher Thätigkeit einen so erschreckenden Niedergang erlebt.

Eine kleine Sekte, im Banne zahlreicher Vorschriften, die ihr verbieten, das Leben der Allgemeinheit zu theilen, ist von Natur aus ungesellig. Sie wird mit Nothwendigkeit gehaßt und ist selbst zum Haß sehr geneigt. In einer weiten Gesellschaft von großen, freiheitlichen Grundsätzen, wie es die moderne Civilisation ist und wie es in mancher Beziehung die arabische Civilisation der ersten Hälfte des Mittelalters war, ist das nicht besonders gefährlich; in einer Gesellschaft aber, wie es die christliche des Mittelalters war und wie es heute noch die des Orients ist, entstehen daraus ganze Fluthen gegenseitiger Antipathie und Mißachtung. Der talmudistische Jude, der überall fremd, ohne Heimath, ohne ein anderes Interesse als das seiner Sekte war, wurde oft eine Geißel für das Land, in das ihn sein Schicksal verschlagen hatte. Man braucht nur an den Juden des Orients und der Barbaresken-Küsten zu denken, an seine Hinterlist, wenn er sich verfolgt, an seine dreiste Ueberhebung, wenn er sich beschützt fühlt. Ganz gewiß trägt die Erbärmlichkeit der sozialen Zustände im Orient die Hauptschuld, aber auch der exclusive Geist des Judenthums ist daran betheiligt. Jedes Ghetto-System ist verhängnißvoll. Und ich muß es wiederholen: die Praktiken der Pharisäer und der Talmudisten machten dieses Regime der Absperrung zum natürlichen Zustand des jüdischen Volkes. Das Ghetto war für den Juden weniger ein äußerer Zwang als eine nothwendige Folge des talmudistischen Geistes. Jede Rasse wäre darin zu Grunde gegangen und nichts vielleicht zeigt mehr die sittliche Kraft der jüdischen Konstitution als die Art, wie sie dieser ertötenden Lebensweise widerstanden hat.

Jeder höher empfindende Geist muß mit Sympathie auf eine Rasse blicken, deren weltgeschichtliche Rolle eine so außerordentliche war, daß man sich absolut keine Vorstellung davon machen kann, was aus der Geschichte der Menschheit geworden wäre, wenn ein Zufall die Geschicke dieses kleinen Stammes aufgehalten hätte. In der Beurtheilung der furchtbaren Krisis, die das Judenthum beim Beginn unserer Aera durchzumachen hatte, der Krisis, die durch die Begründung des Christenthums auf der einen, durch die Zerstörung Jerusalems und durch das Entstehen des Talmuds auf der anderen Seite bedingt wurde, sind sehr viele Ungerechtigkeiten wieder

gut zu machen. In den Evangelien sind die Pharisäer mit allzu stark aufgetragenen Farben gemalt; die Evangelisten scheinen unter dem Eindruck des gewaltsamen Bruches zu schreiben, der sich zur Zeit der Belagerung durch Titus zwischen Juden und Christen vollzog. Dennoch muß man unbedingt und entschlossen sich auf die Seite der Hillel, Jesus, Paulus stellen und mit den Agadisten gegen die Halakisten sein. Nicht die Halaka (die Gesetzesforschung), sondern die Agada (die volksthümliche Verkündigung des Wortes) hat die Welt erobert. Auch nach der Zerstörung des Tempels ist das sich wehrende und abschließende Judenthum, hinter der doppelten Hecke seines Gesetzes und des Talmuds, noch immer groß und imposant. Es hat der Menschheit einen Dienst ersten Ranges geleistet, als es die hebräische Bibel, die wahrscheinlich von den Christen nicht beachtet worden wäre, vor der Vernichtung bewahrte. Das verstreute Judenthum hat der Welt ausgezeichnete Männer gegeben, Charaktere von höchster moralischer und philosophischer Erhabenheit, und häufig ist es ein kostbares Hilfsmittel für den Fortschritt der Civilisation gewesen. Und doch ist es nicht mehr das große und fruchtbare Judenthum aus der Zeit des Jesus und der Apostel, das in seinem Schooße das Heil der Welt trug; es zeigt uns vielmehr das ehrwürdige Greisenalter eines Mannes, in dessen Händen einmal das Schicksal der Menschheit lag und der dann lange lichtlose Jahre sah, eines Mannes, der immer noch Achtung verdient, dessen ihm von der Vorsehung angewiesene Rolle aber ausgespielt ist.

Deshalb waren Paulus und seine Genossen auch im Recht, als sie zwar den Grundgedanken des Judenthums aufrecht erhielten, seine praktischen Uebungen aber verwarfen. Diese Praktiken hätten jede Bekehrung unmöglich gemacht und ihre skrupulöse Bewahrung durch den größten Theil des Volkes war und ist noch immer ein wahrhaftes Unglück für dieses Volk selbst und für die Länder, wo es sich in größerer Anzahl niederläßt. Die Zukunft des hebräischen Volkes mußte von dem weiten Gesichtskreis der Propheten ausgehen, nicht von einem engen Gesetz und seinen knebelnden Vorschriften. Jesus entstammt den Propheten, nicht dem Gesetz. Der Talmud hingegen ist die Gesetzesanbetung bis zum Aberglauben. Israel hatte gegen den Bilderdienst in allen seinen Formen einen erbitterten Krieg geführt, um an seine Stelle endlich einen Fetischdienst zu setzen: den Fetischdienst der Thora.

Ernest Renan.



Home Rule.

Die erste Lesung der sehnlichst erwarteten Bill über die künftige Selbständigkeit Irlands ist vorbei, und die Chancen der Bill haben sich inzwischen so erheblich gebessert, daß die Annahme in zweiter Lesung als sicher angenommen wird. Nicht etwa haben die Details des nunmehr gedruckt vorliegenden Entwurfes ihm neue Anhänger geschaffen — im Gegentheil. Nicht etwa haben die Debatten bei der ersten Lesung, die Argumente der Regirungredner bisherige Unionisten bekehrt — im Gegentheil. Der Entwurf dieser Verfassung zeigt sich desto unausführbarer, verwickelter, gefährlicher, je mehr man ihn studirt; und die Debatte hat auf separatistischer Seite nichts irgendwie Bedeutendes gebracht, während auf der anderen die meisterhaften Reden Balfours, Chamberlains, Lord Randolph Churchills u. s. w. alle Punkte der Einführungsrede Gladstones durch eine unbarmherzige Kritik geradezu vernichteten. Aber was hilfts? In den Sprechanstalten, die doch sonst herzlich wenig thun, ist auch das Sprechen, d. h. das Vorbringen vernünftiger Argumente pro und contra, jetzt zwecklos geworden. Wenn der Erzengel Raphael vom Himmel herabkäme, so würde Jeder doch mit seiner Partei votiren, und votiren müssen, um nicht als „Wilder“, als „freelance“ dem Gespött gut trainirter Landsknechte der Parteien rettunglos zu verfallen. Die Reden werden notorisch für das Publikum gehalten, aber auch dort ist ihre Wirkung gleich Null, denn Jeder liest nur die Zeitung seiner Partei, und diese giebt natürlich ihren Lesern zunächst einen guten breiigen Leitartikel mit reichlichen Verleumdungen der Gegner, und präsentirt dann den schon abgestumpften Appetiten den Sitzungbericht, der die Parteireden gesperrt gedruckt und in extenso bringt, die der Gegner aber geschickt verstümmelt und abgekürzt. Ein offizieller Sitzungbericht existirt, wird aber vom Publikum nicht gelesen; der Bericht der Times ist genau so gut und sehr unpartheiisch, — die Times aber ist dem Durchschnittsbriten zu theuer, zu lang und zu langweilig; — überhaupt bemerkt man in unserer kulturgesättigten Zeit mehr und mehr, daß die Leute das für zu schwere Nahrung halten, was unsern Vorfahren als Unterhaltungលektüre galt. Mehr als eine oder zwei Zeitungen und die gewöhnliche Roman- und Eisenbahn-Literatur liest kaum Einer, und selbst die Zeitungen müssen, um sich nur ihre Leser zu erhalten, alles gründliche Erörtern fallen lassen, Bilderchen bringen von Allem, was vorgeht, kleine Theelöffel von Artikeln mit sauce piquante, deren Inhalt am Kopfe mit sehr fetten Lettern angegeben ist, damit ja der Leser nur das sehe, was ihn gerade neugierig macht, und sich nicht etwa an zu viel Literatur den Magen verderbe. Ein jüngerer Mann, der etwa die Times gründlich liest (wozu nebenbei viel freie Zeit gehört), wird als ein monumental ernster Forscher angestaunt, wohl auch als ein „prig“ oder Pedant bemitleidet, während sich seine Altersgenossen an den in nuce gegebenen Tageswitzen, Skandalgeschichten, Sport- und Theater-Nachrichten ihrer Zeitungen ergötzen. So zerfällt also England auch jetzt wieder in zwei Lager, die einander

nicht verstehen noch verstehen können oder — wollen; denn es gilt ja leider noch immer für eine Schmach, wenn man seine Ansichten ändert oder gar seine Partei wechselt, und wo der Zufall der ersten Eindrücke den Heranwachsenden hingeführt hat, da muß er sein Leben lang bleiben — ruat coelum!

Allerdings sehen wir, daß sich manchmal die Zunge der Waage langsam neigt; das ist aber ein langwieriges Geschäft, und es muß zuvor Sr. Majestät Demos einleuchtend gemacht werden, daß wirklich einige seiner Interessen auf dem Spiele stehen, daß das Vaterland (resp. die Tasche der Steuerzahler) in Gefahr ist. Dies ist bis jetzt noch nicht erreicht; aber es wird hoffentlich gelingen — ich sage hoffentlich für Jeden, dem der Bestand des britischen Reiches, wie mir, wünschenswerth erscheint. Bei den Debatten der zweiten Lesung, bei den ungleich wichtigeren Berathungen im Komitee — bekanntlich das ganze Haus nur ohne den Speaker —, wo ein Paragraph nach dem andern erledigt werden muß, später im Oberhause, das die Bill natürlich ablehnen wird, dann bei den darauf unvermeidlich folgenden Neuwahlen wird schließlich Jedem nach und nach klar werden, um was es sich handelt. Fällt dann die Entscheidung doch für Home Rule, was ich nicht glaube, so möchte man sagen: Finis Britanniae. Andre glauben, daß selbst dann noch nicht Alles verloren sein dürfte, daß ein Bürgerkrieg und eine gewaltsame Wieder-Einverleibung Irlands die Folge sein müßte. Vielleicht ist aber bis dahin auch alle Politik überhaupt veraltet, und die Sozialisten und Anarchisten geben uns ganz andere Nüsse zu knacken.

Die Chancen der Bill haben sich, jedenfalls für die zweite Lesung, gebessert, und zwar einfach deshalb, weil sich jetzt zeigt, daß Gladstone die Zustimmung der Irländer und seines eignen linken Flügels bereits in der Tasche hat. Er wird also seine Majorität fest gegliedert ins Treffen führen; allerdings im Komitee werden die beiden irischen Parteien (Nationalisten und Parnelliten d'outre-tombe) sehr bedeutende Amendements stellen und eben so auch der linke Flügel (Labouchere), und die labour party, deren Vorkämpfer Sir Charles Dilke bekanntlich nach dem berühmten Prozesse erklärte, er zöge sich vom öffentlichen Leben zurück, bis seine Unschuld auch öffentlich bewiesen sei, der es aber jetzt auch billiger gemacht hat. Gladstone hat sich schon in seiner Eröffnungsrede bereit erklärt, Verbesserungen dankbar annehmen zu wollen; ja es schien nach seinen Aeußerungen unzweifelhaft, daß er selbst die Anwesenheit irischer Abgeordneter in Westminster als eine offene Frage betrachte. Später wurde ihm aber klar gemacht, daß er beim Fehlen der Iren eine Minorität von über 80 Stimmen haben würde, und darauf erklärte der Kriegsminister Campbell-Bannermann (ein reuiger ehemaliger Unionist, der in den Schooß des allein selig machenden Gladstonismus zurückgekehrt ist, wo es Ministersessel giebt) daß die Beibehaltung der irischen Repräsentanten eine Lebensfrage sei. Man sieht, wie billig es die Irländer hatten, in der Debatte zu erklären — wie schon 1886 —, ihnen käme es nicht darauf an: nur Home Rule, und sie blieben ruhig in Dublin! Dies geschah aber sehr ernsthaft, und eben so ernsthaft rühmte es Gladstone als einen Beweis wahrhafter Vaterlandsliebe — biederer Greis! biedere Hibernier! sie sind Alle beinahe zu gut für diese Welt.

Dies zeigte sich besonders rührend bei einem „Incident“, den die Iren in Szene setzten, gerade vor Anfang der Rede des gefürchteten Randolph Churchill, und der auch wirklich das Interesse daran beträchtlich schwächte. —

Bekanntlich sind die Iren zu arm, um in London auf eigene Kosten zu leben sie werden also von der Partei unterstützt. Gegen eine Bezahlung durch die eigenen Wähler ist ja nichts einzuwenden; vor zwei Jahren aber wurde es vor der sogenannten Parnell-Kommission erwiesen und in deren offiziellem Bericht an das Haus gesagt, daß die Unterstützung der irischen Mitglieder von zwei amerikanisch-irischen Gesellschaften ausgehe, deren eine der berüchtigte clan-na-gael, die Dynamit-Propa anda, sei. Seit dem Tode Parnells ist diese Quelle versiegt, denn die amerikanischen Fenier wollen nur von gänzlicher Una hängigkeit Irlands hören und haben sich zu sehr an Dynamit gewöhnt, um auf ihre alten Tage davon abzulassen. Die irischen Parlamentarier sind aber seitdem nicht Hungers gestorben — also muß doch eine andere Quelle ihnen fließen —, und nach dem bewährten: Cui bono? kann nur eine Gladstonesche Wünschelruthe diese entdeckt haben; giebst du mir eine Majorität, so gebe ich dir das tägliche Brot und was man so braucht, um in der Londoner Gesellschaft als viel umworbener M. P. eine Rolle zu spielen. Reiche Kapitalisten giebt es ja genug im liberalen Heere, und hier wie auf dem Kontinent haben die Reichen bis jetzt noch nicht eingesehen, daß der Liberalismus der Phrase, der Gefühlsluxus begüterter exploiteurs, jetzt schon tot ist, und daß ihr Platz, wenn sie etwas behalten oder konserviren wollen, bei den Konservativen ist.

Daß also der irische Parlamentsfonds jetzt von liberalen souteneurs (im wahren Sinne des Wortes: qui soutient, nicht qui est soutenu) käme, sagte neulich in einem Meeting ein bekannter Unionist. Und es erhob sich Sexton, ein Führer der Iren, dessen keltische Beredsamkeit besonders die Gabe besitzt, sittliche Entrüstung schnell zu entfalten — so wie viele Frauen die Thränendrüsen absolut in der Gewalt haben — und erklärte, ja, sie seien arm, aber ehrlich; und nicht einen Pfennig hätten sie, haben sie, würden sie 2c. — Lord Wolmer konnte natürlich keine Beweise beibringen; die Checkbücher liegen nicht vor, und daß $2 \times 2 = 4$ ist, hatte er nicht zu beweisen; aber wenn man von den sich selbst so nennenden „Feinden Englands“, dem clan-na-gael, Geld nimmt, warum nicht von respektablen Liberalen, die lauter gute Patrioten sind? Der Lord revozirte also — obgleich der Speaker sagte, daß außerhalb des Hauses gefallene Aeußerungen seiner Jurisdiktion nicht unterliegen — und nun wandte sich der Strom irischen Hasses gegen die „Times“, die in einem Artikel die Sache amplifizirt und namentlich auch den schon erwähnten Bericht der Parnell-Kommission wörtlich citirt hätte, und es wurde beschlossen, daß die „Times“ sich eines Bruches des Privilegs schuldig gemacht hatte. Ein solcher Bruch liegt, nach einem jener alten Gesetze, die niemals angewendet und daher niemals annullirt werden, stets dann vor, wenn sich die Presse mit irgend einem Mitgliede beschäftigt. Die Irländer hüteten sich aber, selbst im höchsten Affekt der ungerecht verklagten Unschuld, sehr, dieses brutum fulmen wirklich einschlagen zu lassen und wie sie konnten, zu verlangen, daß der Herausgeber an der Barre erscheine und sich entschuldige, — denn dann hätte man ihn hören müssen, und wer weiß, was so ein unskrupulöser Wicht Alles hätte sagen können. Macbeth erstach die beiden Kämmerlinge Duncans, denn es wäre doch zu arg gewesen, wenn sie das Verbrechen gar noch geleugnet hätten! Hatte sich doch die böse „Times“ es £ 200 000 kosten lassen, um die berühmte Parnell-Kommission zu erringen; es war also besser, die Entrüstung an dieser gefährlichen Stelle etwas einzudämmen. Die Tugend triumphirte

ja, und Jeder las freudig am nächsten Morgen, daß die Iren weiß wie Schnee dastünden, zur selben Zeit, als das Orakel Reuter aus Berlin meldete, Eugen Richter habe die Sozialisten so aufs Haupt geschlagen, daß es mit diesen Leuten nun auf ewig aus sei.

Was eigentlich diese Home Rule-Bill zu bedeuten hat, davon haben sehr wenige Leute hier einen Begriff, und wohl noch weniger Leute in Deutschland haben daran auch nur ein Interesse. Man stelle sich einmal vor, daß für die Provinz Posen ein besonderes Parlament dekretirt würde, zwei Häuser, mit einem Vicekönig und einem Ministerium und mit einer Wahlordnung, die der (wie ich freilich glaube) numerisch nicht vorherrschenden polnischen Bevölkerung die Majorität unbedingt zusicherte und dem Parlament, die innere Verwaltung, die Steuern, Polizei und Gerichtsbarkeit übergäbe. Die Analogie ist ziemlich vollständig, denn die Polen sind eine Nation wie die Iren, mit denen sie ja oft genug verglichen worden sind; in beiden Fällen existirt eine große Menge von Nicht-Iren und Nicht-Polen, die die Industrie, den Grundbesitz und die höheren Berufe (in Irland mit Ausnahme der Advokatur) fast ausschließlich in Händen haben und die ferner Protestanten sind, während die anderen strenge und der Hierarchie ergebene Katholiken sind. Eine Home Rule dieser Façon könnte in Posen nur nach dem Untergange oder der gänzlichen Niederlage Preußens und Deutschlands eintreten; man fragt sich also, weshalb die Engländer, die doch sonst nicht so dumm sind und die sich, wie das Fichtesche Ich, sehr gern selbst setzen, sich auf diese Sache einlassen.

Die Antwort lautet, daß die neue irische Parlamentspartei so verderblich auf die Maschinerie der englischen Verwaltung und Gesetzgebung gewirkt hat wie ein Ferment, das man in eine sonst unschuldige Flüssigkeit wirft, — so daß viele Engländer, um nur die Sache loszuwerden, ihre Angelegenheiten wie früher en famille abmachen zu können, zu einer Amputation bereit sind und deren Folgen riskiren wollen; — ich spreche von den Denkenden, denn für die Andern ist es genug, daß der grand old man sich dafür erklärt.

Es ist um die englische Konstitution ein eigen Ding: sie funktionirt nur dann pünktlich und praktisch, wenn sie wirklich von reinen Angelsachsen gehandhabt wird. Alle anderen Nationen, die den Artikel importirt haben, sind dabei bedenklich gefahren, besonders die Lateiner, deren Staatensysteme alle nach einander dadurch zersetzt zu werden scheinen. Ob die Deutschen weise thun, nach völliger Einführung englischer Formen zu streben, können Die besser beurtheilen, die im Lande leben; — bis jetzt ist es ja noch nicht so weit. Selbst die Amerikaner, die doch die nächsten dazu sind, haben damit kein Glück gehabt; jeder gebildete Yankee sagt dem, der es hören will, daß seine Regirung die schlechteste der Welt sei; er wird hinzufügen, daß er die Form in abstracto sehr bewundere, und um keinen Preis eine andere haben wolle; er selbst aber kümmert sich nicht um Politik, denn das ist in Amerika kein anständiges Handwerk. Wenn die Kinderstube sehr groß ist — ein Kontinent —, so können die Kinder schon unartig sein, die Mama hört es nicht. In Amerika ist eben nur wenig rein englisches Blut, die Einwanderung hat eine ganz neue Rasse geschaffen, und der Maschinenpolitiker, das Geschöpf kontinentaler Nachahmungen Englands, beherrscht das Land, mit lobbies, caucuses, Presse, und einem Beamtenthum, das alle vier Jahre zugleich mit dem Präsidenten wechselt, bis auf den Nachtwächter herab.

Die irische Bewegung hat nun eine neue Klasse von Parlamentariern nach Westminster gebracht. Statt der früheren, meist der protestantischen Minderheit oder doch der versöhnten und anglifizirten Schicht von Edelleuten und Industriellen angehörigen Irländer erschien jetzt der Parlamentarier von Profession, der davon leben will; diese Klasse erfüllt ja bereits bei den lateinischen Völkern die Parlamente; bis auf Argentinien, wo jeder Präsident, Minister oder Oppositionschef ein Doktor ist (alle anderen sind Generäle), sind es meist Advokaten und Journalisten, gewöhnt, nur für die Jury resp. die Abonnenten zu sprechen und zu handeln. Während früher das Spiel von gentlemen nach allen Regeln der Kunst gespielt wurde, erscheinen jetzt Leute, denen es nicht darauf ankommt, den Ball mit den Händen statt des Fußes zu schleudern, oder einen Faustſtoß unterhalb des Gürtels zu führen, worüber sich alte football-Spieler und Boxer entsetzen. Also heißt es: fort mit ihnen — laßt uns wieder unser schönes Spiel beginnen, das wir seit Jahrhunderten zur Bewunderung der neidischen Menschheit gespielt haben! Es wird aber nicht gehen, denn die Irländer werden auch nach der Separation noch immer in Westminster thronen — das amputirte Glied wird noch hängen bleiben, werthlos als solches, aber eine tötliche Last und ein Hinderniß für den übrigen, gesunden Körper. An dieser Klippe wird auch diesmal, glaube ich, die Bill zu Grunde gehen, denn wenn die Amputation doch nichts nützen soll, so trägt man sich lieber mit einem kränklichen Bein, besonders da es, unter der resoluten Behandlung Balfours, der in der „Zukunft" jetzt ja ein Bekannter ist, schon sehr deutliche Zeichen der Genesung gegeben hatte. Schlösse man die Irländer aber vom englischen Parlament aus, so ist es ja klar, daß sich das Dubliner Parlament nicht eine selbst noch so milde Oberherrschaft von London gefallen lassen würde Die Gladstonianer, die ihren Wählern gegenüber die Fiction die Reichseinheit aufrecht erhalten wollen, müßten also auf der Beibehaltung bestehen, selbst wenn ihre eigne Majorität und politische Existenz nicht davon abhinge. Wenn Gladstone — oder eigentlich Morley und Asquith, die heute die wirklichen Regisseure sind — jetzt bestimmen will, daß die Irländer nur über Reichsangelegenheiten und nicht über englische und schottische votiren dürfen, so ist das die reine Spielerei, denn sie können jederzeit verlangen, daß irgend eine Maßregel auf Irland ausgedehnt werde, und sie dann zu Falle bringen; und sie werden das natürlich stets thun, sobald sie den kleinsten Vortheil davon erwarten, und sie werden also das Geschick jedes englischen Kabinets nach wie vor in der Tasche haben.

Die anderen Fragen sind kaum minder schwierig: das Kommando der Truppen, die oberste Gerichtsbarkeit, besonders die finanzielle Auseinandersetzung, die ganz aus englischer Tasche bestritten werden müßte; — aber an der Repräsentation in Westminster wird die Bill zerschellen, wenn nicht früher, dann bei den nächsten Wahlen; das wenigstens glauben hier die Gegner und sehr, sehr viele der Anhänger dieser neuesten Papierkonstitution.

London. Charles Win.



Schweizer Bahnen.

In Basel lebten einstmals zwei Merians; der Eine galt als ein fünfundzwanzigfacher Millionär, während der Andere auf nur zehn Millionen geschätzt wurde. Kam man nun zu dem Zweiten mit einem gemeinnützigen oder wohlthätigen Anliegen, so lautete die stereotype Antwort: „Sie irren sich, Sie wollten gewiß zu dem reichen Merian, ich bin nur der arme Merian!“ In einem gewissen Sinne charakterisirt das die Schweizer überhaupt. Sie sehen selten ihren eigenen Wohlstand, sondern vergleichen ihn stets mit dem benachbarter Länder, und da Frankreich und Deutschland ihrer Einwohnerzahl nach eine größere geldliche Kraft zusammenballen können, so fühlen sich die Schweizer geschäftlich zurückgesetzt, wittern beständig Ausbeutung ihres durch kein Vergrößerungsglas erkennbaren Schwächezustandes und entwickeln gegenüber allen wirthschaftlichen Entscheidungen eine gar nicht zu übersehende Hartnäckigkeit.

An sich besitzt die Schweiz einen wohlgepflegten Stamm von Menschen mit vergoldeten Ohren. Zürich ist keineswegs der reichste Kanton und doch sprach seine jüngste Statistik von nicht weniger als 96 Millionären, während 305 arme Merians nur ein Vermögen von Fr. 250,000 bis 500,000 versteuern und 951 verschämte Arme gar nur auf Fr. 100 000 bis 200 000 kommen. Diesen Reichthümern stehen auch die relativ noch nicht hohen Ausgaben liebreich zur Seite. Man kann einen überaus glänzenden Haushalt in der Eidgenossenschaft nur schwer entfalten. Der Raum hierzu ist zu eng, bei jeder stärkeren Luxusbewegung würde man sich an unbequemen Faktoren stoßen. Auch ist die in harter Arbeit groß gewordene Schweiz schon an sich sehr sparsam, sie liebt die Sperlinge in der Hand und geht z. B. in der Solidität ihrer amtlichen Aufnahmen so ängstlich vor, daß sie Felsen, Gletscher 2c., die doch gerade dort glänzend rentiren, einfach als unfruchtbares Land bezeichnet.

Nur da, wo der Fremdenverkehr seine tiefen Furchen gezogen hat, ist ein jäher Hang zum Spiel hervorgetreten — die alte Erfahrung, daß die Leichtigkeit großer Baareingänge zum Riskiren verlockt. So war es vor wenigen Jahren möglich geworden, die Baseler Börse allmählich zu einer wilden Spekulation zu entfachen, deren Sünden zwar 1889/90 aufgeschoben, aber wie der Verlauf des Jahres 1892 bewies, nicht aufgehoben waren. Einen Hauptgegenstand dabei bildeten die einheimischen Eisenbahnaktien, und da der Aufschwung der deutschen Plätze gegenwärtig zu einer eigenthümlichen Wiederbelebung auch des Schweizer Marktes geführt hat, so dürfte es vielleicht ganz nützlich sein, diese Bahnen und das Geschäft darin näher anzusehen.

Zur Deckung nothwendigen Bedarfes aus dem Auslande muß die Schweiz alljährlich mehrere hundert Millionen ihrer industriellen Erzeugnisse exportiren. Das ging den Staat wenig an und er hatte dieserhalb nicht auf Er-

höhung seiner Einnahmen zu sehen, etwas Anderes war es aber, als die Heeresausgaben sich verschärften. So viel Völkerrecht begreift schließlich Jeder, daß die Neutralität eines Landes nur so lange gilt, als dieses Land die Macht entfalten kann, sie zu behaupten. Demgemäß hatte der Bund seine Armee zu modernisiren und zu verstärken, seine Pässe besonders da, wo Frankreich und Italien ihre Grenzen verzwicken, zu befestigen. Das sind regelmäßige schwere Lasten, für die ein Ausgleich absolut gefunden werden muß, und nur die Bahnen, respektive ihre Verstaatlichung, können hierzu, wenigstens wie man meint, den würdigen und großen Stoff liefern. So geschah denn zweierlei: das Schweizer Eisenbahn-Departement begann seine großen Transportunternehmen zu drakonisiren, — die deutschen Börsen eröffneten in den betreffenden Aktien ihre an Aufregungen, Ausdauer und Wechselfällen gleich reiche Spekulation

Weshalb die Strenge des Eisenbahn-Departements? Da der Staat die Linien ablösen wollte, so bereitete er möglichst billige Kaufpreise vor; er suchte also die Vertheilung hoher Dividenden zu verhindern und setzte dafür enorme Abschreibungen in den Bilanzen durch. Daß für die Verbesserung des Materiales bei solchen schönen Gelegenheiten nichts geschehen ist, beweisen leider die unverantwortlichen Unglücksfälle der letzten Jahre Indessen war die ganze Bewegung nur möglich, weil der derzeitige Chef jenes Departements, der vielgenannte Herr Welti, auch der politische Gegner mehrerer Eisenbahnkörper war.

In jenem Eldorado der Freiheit und des Verdienens bilden nämlich die Bahnen politische Faktoren ersten Ranges, und dieser ungesunde, nur aus der Gehirnwindung für den Besitz emporgefaulte Zustand brachte es mit sich, daß die ganze Verstaatlichungfrage, ebenso wie das frühere etwas tyrannische Verfahren in der Kontrole der Bahn-Bilanzirungen, zunächst Objekt nicht wirthschaftlicher Gegensätze wurde sondern politischer. Allerdings spielte auch das Geldinteresse der einzelnen Kantone mit, unter denen so manche einen Haufen von Eisenbahn-Aktien in ihren Kassen haben.

Als sich vor nunmehr acht Jahren und mit immer unterbrochenen, aber immer wiederkehrendem Interesse Berlin und Süddeutschland in Schweizer Werthen zu engagiren begannen, hatten einerseits einige deutsche Bankdirektoren in Zürich, Basel und Bern „gewinkt", andererseits war es die Schweizer Hochfinanz selbst, die, gewiß schweren Herzens — da sie am liebsten allein verdient — aber doch in klarer Erkenntniß der Lage, sich an unsere Geldmächte wenden mußte. Sollten nämlich die Schweizer Bahnen verstaatlicht werden, so ließ sich doch allerbilligstens nur 4prozentige Rente dafür ausgeben. So viele Hunderte Millionen sind doch aber in einem so kleinen Lande nicht unterzubringen, es müßten also Frankreich oder Deutschland zu Hilfe genommen werden, und wie die aufsteigende Richtung unseres Bankwesens einmal geht, war eine Verbindung mit Deutschland die unbedingt beliebtere.

Das war die schmale Grundlage, auf der sich unser so lebhaftes Schweizer Geschäft aufbaute. Die Hochfinanz bereitete sich vor und kaufte, unsere Spekulation kam höchst angeregt nach, und das Publikum ließ sich von den Reizen der auf- und niedersteigenden Chancen blenden, Chancen, die in dieser Farbe wenigstens, wo man die Kurse zum ersten Male vom — Volke abhängen sah, noch nicht erglänzt waren. Für die Wichtigkeit der Börse überhaupt ist es beweiskräftig, daß sie guten Muthes gerade in diese Bewegung eintrat, da der Druck des Eisenbahndepartements auf Nordostbahn am Schwersten

lastete. „Etwas muß sie doch werth sein", sagten sehr solide Geschäftsleute bei uns und legten sich die Aktien an. Dann traten rührige Mittelbanken hinzu, die in der Kursmoussade schon von **Gotthard** her Meister waren und selbst für Stimmungdepeschen die unverantwortlichen Redakteure abgaben, und es entstand in Schweizer Werthen ein enormer Verkehr. Als schließlich wieder der Zusammenbruch eintrat, weil die Opposition sogar bereits in der Generalversammlung durchdrang, hatten sich Alle getäuscht: die Hochfinanz, die von der Meinungzersplitterung und der Oppositionskraft der Schweizer noch ungeklärte Vorstellungen besaß, die Spekulation, die es gar nicht für möglich gehalten, daß eine so vortheilhafte und von den wichtigsten Kantonen betriebene Verstaatlichung scheitern könne, und das Publikum, dessen Horizont ein so schroffer Zurückweis eines nach seiner Meinung guten Eisenbahnpapieres natürlich ganz fern lag.

Scheinbar wuchs nun an jenen Stellen der Börse, wo man sich sonst um Schweizer Bahnen nahezu schlug — Gras, aber in aller Stille wurde weiter minirt und gegraben. Herrn Welti, dessen noch ganz unerprobtes savoir faire von den Eingeweihten Berlins und Frankfurts weit überschätzt wurde, ließ es angesichts der allgemeinen Finanzlage nicht ruhn und nicht rasten. An Entgegenkommen der Banken fehlte es ihm nicht und so reiste allmählich ein anderer Ablösungsmodus heran, nämlich einzelne Bahnen komplet aus den Händen eines Konsortiums zu kaufen. Nach einigen Jahren war mit einem Male Centralbahn das enfant chéri der Börse. Diesmal gab es allerdings auch gebrannte Kinder, die den festen Entschluß betheuerten, ihre Gewinne oder Verluste nicht von dem Zufrühaufstehen eines Schweizer Bauern abhängig zu machen, allein da sehr ernste deutsche Institute die Führung der Sache hatten, vor Allem Herr Dr. Siemens von der Deutschen Bank Herrn Goldberger von der Internationalen überdeckte, so hegten die Nichtschweizer ziemlich rosige Hoffnungen.

Der nun beginnende Parteikampf über diese Angelegenheit mit seiner schließlichen Steigerung bis zum Referendum ist einer der besten Lektionen gewesen, die gewiegte Geschäftsleute je erhalten haben. Diese Schweizer, die den deutschen Geldmarkt stets gebrauchen und ihn bei ihrer dereinstigen Bahnenverstaatlichung nöthig haben werden wie das liebe Brot, entfesselten gegen die „fremden Profitmacher und Ausbeuter" wahre Fluthen von Beredsamkeit. An sich blieb es ja richtig, daß die Centralbahn zu theuer angeboten war, aber die Ideen des leider zur Sache sehr ungeschickten Herrn Welti, daß damit die ganze Frage in Fluß komme, sowie daß kleinere Staaten sich dabei auf Geldmächte stützen müssen, waren gewiß die richtigen. — Es hat Alles nichts genützt, die Eidgenossen haben sichs nur **ziffernmäßig** überlegt und sodann die Centralbahnvorlage verworfen. Gelöst ist damit die Komplikation noch keineswegs und hört man einflußreiche Berliner anstatt Basler Herren, so meint man noch immer, sie schließlich siegen zu sehen.

Auch der Optimismus der Börse läßt in dieser Beziehung nicht nach; wurden doch sogar die schweren Unglücksfälle auf einzelnen Bahnen als Ansporn zur Verstaatlichung betrachtet. Natürlich machten sich in der Schweiz gerade entgegengesetzt Stimmen bemerkbar, von denen höchst uneigennützig darauf hingewiesen wurde, wie viele Entschädigungen jetzt andernfalls der Staat zu zahlen hätte, und man solle Gott danken, daß es noch Privatbahnen seien. Das Schweizervolk, das vielleicht in einem Kampf um seine Existenz Großes leisten

wird, denkt eben in seinen innern Fragen ohne Größe, mit purer Nüchternheit und ohne praktischen Weitblick.

Unsern Börsen ist, wie gesagt, der Handel in Schweizer Bahnaktien sehr willkommen. Allen voran segelt stolz die Gotthardbahn, die auch ohne ihre italienischen Weinreservoirtransporte der buntfarbigen Chancen genug bietet und in die von Wien und Frankfurt aus noch immer hineinprojektirt wird. Ob das Baukonto der Bahn zu Gunsten einer höheren Dividende geringere Rückstellungen erfahren kann, wird sich ja später zeigen. Jedenfalls bleiben Gotthardaktien ein interessantes Papier, bei dem Spekulation und Anlage gewissermaßen eine Mischehe eingehen und das, ähnlich wie Norddeutscher Lloyd, von dem ferner Stehenden richtiger beurtheilt wurde als von den lieben Nächsten.

Was die Schweiz selbst betrifft, so ist diese jetzt durchaus nicht geneigt, ihre Bahnwerthe optimistisch zu beurtheilen. Sie kennt ihr strenges Eisenbahndepartement, meint, daß die Rückstellungen von den Erträgnissen noch immer in starkem Umfange festgehalten werden und beantwortet daher jeden deutschen Börsenversuch, die Kurse hinaufzusetzen, mit Abgaben auf Abgaben. Andererseits muß dieser Widerstand bald aufhören, da die Firmen in Basel und Zürich die Gefährlichkeit der Leerverkäufe in Schweizer Aktien nur zu gut kennen. Ja es könnte unter solchen Umständen leicht vorkommen, daß Berlin auf die Schweizer Positionen hin direkt spielt. Bei uns in Deutschland meint man freilich, daß jene Bahnen durch die bisherigen Rückstellungen schon in sich beträchtlich gebessert sind und daß der Bund eintretenden Falles die vorhandenen Fonds nicht so einfach schlucken könne. Das dürfte allerdings ein heftiger Irrthum sein.

Vorläufig ist es die Strömung für Dividendenpapiere, die nicht ganz mit Unrecht unser Publikum auch auf diese Werthe bringen will und es ist merkwürdig, wie rasch es fast jedesmal unserer Spekulation gelungen ist, gerade dieses Gebiet dann zu beleben. Es begegnet sich im Schweizer Markt eine kräftige und äußerst gewandte Hausse-Partei mit ganz eigensinnigen und bei jeder Gelegenheit wieder hervortretenden Hoffnungen des Publikums. Deshalb ist es auch gar nicht nöthig, diese Schwankungen zu bedauern, denn wenn auch bei uns thatsächlich einige oft einander entgegenarbeitende Faktoren die Schweizer Kurse bestimmen, so hebt das nur die Lebhaftigkeit der Umsätze, kann aber auf Gewinn oder Verlust schließlich keinen allzu großen Einfluß üben. Außerdem ahnt man jetzt auch in weiteren Kreisen, daß finanzielle Erleichterungen für jene Bahnen im Gange sind, so z. B. eine fakultative Konversion bei der Gotthardbahn. „Gesprochen" werden ja noch ganz andere Chancen. So werden ab und zu Einführungen einzelner dieser Bahnaktien in Paris und sogar London panoramenartig gezeigt, ohne daß bisher etwas Näheres davon bekannt geworden ist. Bei der Union Suisse sollen von Zeit zu Zeit Fusionen verhandelt werden, während in Wirklichkeit das kleine Kapital dieses Unternehmens einem kecken Spekulationskonsortium große Macht verleihen kann.

Kenner der heutigen Schweiz glauben jetzt überhaupt nicht an eine Verstaatlichung. Wir schreiben heute 1893, und 1898 hat der Bund ohnehin das Recht, die Ablösung pro 1903 anzuzeigen. Laut Rückkaufsvertrag hätte der Preis nur der fünfundzwanzigfache Betrag des durchschnittlichen Reingewinnes der letzten zehn Jahre zu sein und dies wäre angesichts der vom Eisenbahndepartement erzwungenen scharfen Abschreibungen weit billiger als etwa zu den gegenwärtigen Kursen. Würde aber heute die Verstaatlichung wieder aufgenommen

werden, so ist nach Vieler Meinung der Feldzug auch noch 1898 nicht zu Ende, da Interessen und Parteiungen in der Eidgenossenschaft bekanntlich eine anderswo nicht mögliche Totalsumme erreichen.

So viel steht heute fest: kommen die Verstaatlichungen mit Hilfe von Banken zu Stande, so dürfen es nunmehr nur noch inländische sein; fremde Institute mögen wohl als „backers“ dienen, aber sie werden mit ihrem Namen und als direkte Eigenthümer großer Posten von Schweizer Eisenbahnaktien kaum mehr öffentlich hervortreten. Schließlich ist die Schweiz doch kein Balkanstaat, sie hat eine Fülle großer und reicher Firmen, und auch ihre Banken, von denen einzelne freilich tiefe Schäden abzubüßen haben, sind wichtige Faktoren; man nehme nur die solide Schweizerische Kreditanstalt in Zürich. Das Selbstgefühl des Volkes hat gewiß auch bei diesen Entscheidungen über erstklassige Wirthschaftfragen seine große Berechtigung, nur wirkt es abkühlend, wenn man die flachen Argumente nachliest, mit denen dort eine Art von Hetze gegen das fremde Kapital entzündet wird. Sich selbst genügen kann nun einmal ein so kleines Land nicht, es braucht seine Bahnen nicht zu hoch zu kaufen, müßte aber bei seiner unumgänglichen Abhängigkeit vom Auslande jedenfalls einen höheren Preis bezahlen als Preußen für seine Privatbahnen, — das übrigens heute auch mehr bezahlen müßte. Bedenkt man, wie der Kurs unserer Konsols an dem Ueberfluß unserer Eisenbahnrente laborirt, so kann man sich von der schwankenden Placirung neuer eidgenössischer Fonds einen deutlichen Begriff machen.

Die nächsten Wochen werden zeigen, was unsere Spekulation vermag. Entfalten sich in Schweizer Werthen wieder große Umsätze, so können aus einem solchen regelmäßigen und lebhaften Markt bedeutende Folgen für Konversionen bei den Prioritäten entstehen. Eilig genug hätte es, wie gesagt, die Schweiz, neue große Staats-Einnahmen zu erhalten, aber, da es bei Abstimmungen im Großen nicht einiger hergeht als bei Abstimmungen im Kleinen — z. B. in Schweizer Vereinen, wo fast jedes Mitglied seine eigene Meinung hat —, so dürfte noch mancher Brief von Berlin nach Bern eingeschrieben werden, bis es eines Tages in der Eidgenossenschaft keine Privatbahnen mehr giebt.

Epilog: Auch hier also arbeitet die Börse auf Abbruch! Deutschland, Oesterreich, Italien und endlich auch die Schweiz werden ihre Aktien aus dem Markte nehmen und so der Börse das Oel auf der Lampe entziehen. Und ringsumher kein entsprechender Ersatz zu erblicken! Denn die immer stärker anschwellende Industrie bietet ihrer innersten Natur nach zu jähe Ueberraschungen, um auch nur entfernt mit der im Ganzen ruhig fortschreitenden Entwickelung der Bahnen verglichen zu werden. Die Kurzsichtigen brauchen der Börse gar nichts Schlimmes zu wünschen, in ihrer größten und mächtigsten Form ist sie ohnedies im langsamen Absterben. Oder glaubt man vielleicht, daß Staatspapiere die Lücke ausfüllen könnten? Die bisherigen Staatsschulden waren sehr oft produktiv, denn sie beruhten sehr stark auf Bahnen, die modernen Staatsschulden sind zumeist unproduktiv, denn sie basiren auf Flinten, die schießen, und auf Säbeln, die hauen. Pluto.



Notizbuch.

Neununddreißig Stimmen für die Militärvorlage werden verlangt; Adressen sind im geschlossenen Couvert sub Montecuculi 39 abzugeben im Postamt am Wilhelmsplatz." Das ist der unter den Guirlanden schöner Reden verborgene Inhalt zahlreicher Leitartikel und Entrefilets, denen man jetzt alltäglich in der Presse begegnen kann. Ein kluger Mann, von der bekannten „hochgeschätzten Seite" Einer, hat nämlich ausgerechnet, daß von den bisherigen Opponenten nur 39 bekehrt zu werden brauchen, um eine dann einstimmige Majorität für die Militärvorlage zu erreichen, in der Bismarck eine Schwächung, Graf Caprivi aber die Sicherung der Zukunft des Deutschen Reiches sieht. Die Frage ist nur, ob die 39 aus der Mitte oder aus der Linken des Reichstages genommen werden sollen, können oder wollen. Vielleicht einigt man sich darüber so, daß die Mitte die zwischen den Schlachten überzeugten Jasager liefert — zwei Dutzend unbedingt sicherer Wahlkreise hat das Centrum ja leicht zur Verfügung —, während die Linke den hinderlichen Theil ihrer Truppe abkommandirt. Am Ende läßt sich die Abstimmung verschieben, bis wieder irgendwo ein Friedenskongreß tagt; da müssen dann mindestens 20 Freisinnige zur Stelle sein, und während sie dort die Waffen nieder reden, kann die Militärvorlage unter Dach und Fach gebracht sein. Es wäre doch gar zu schlimm, wenn um die 39 Stimmen aufgelöst werden müßte. Hoffentlich ist Graf Caprivi nicht zum Aberglauben geneigt, sonst könnte er voreilig an dem Exempel verzweifeln, das dreimal die Unglückszahl 13 enthält.

* * *

Daß es noch Kunstrichter in Berlin giebt, hat wieder einmal der Verlauf der sogenannten **Mascagni-Woche** bewiesen. Die erste Aufführung der Oper „Die Rantzau", die künstlerisch sicher kaum eine achtbare Mittelhöhe erreicht und die in Mascagnis Heimath recht unglimpflich behandelt worden ist, bot den Vorwand zu einer Art von Paroxismus, den man am besten wohl als akute Maëstro-Manie bezeichnen kann. Der Duselärm war ein Kinderspiel dagegen und ein Abglanz der Herrlichkeit verklärt sogar die ungewaschenen Stirnen der italienischen Gipsfigurenhändler und Maronenverkäufer. In demselben Hofopernhause, aus dem Hans von Bülow gewaltsam verwiesen wurde und dessen früherer Leiter verreiste, nur um nicht mit Richard Wagner zusammen zu treffen, wurde der junge Herr Pietro Mascagni nun zum Gegenstande eines förmlichen Götzendienstes gemacht, mit Kränzen bombardirt und schließlich sogar mit einem preußischen Orden geschmückt. Auch waren für die Abende, an denen der junge Maëstro leibhaftig zu sehen war, die Eintrittspreise erhöht, womit die verehrliche Intendanz wohl andeuten wollte, daß ein lebendiger Mascagni mehr werth ist als ein toter Beethoven. Wenn Herr Sonzogno, der Manager des gefeierten Italieners, zufällig die „Meistersinger" gehört haben sollte, dann wird er jedenfalls eine sonderbare Vorstellung von der Art erhalten haben, wie man in der Metropole des deutschen Geistes Hans Sachsens Mahnung befolgt: „Ehrt deutsche Meister, dann bannt Ihr gute Geister!" Schließlich hat doch Beckmessers Meisterlied eine bedenkliche Aehnlichkeit mit gewissen Abflachungen in Mascagnis Kompromiß-Musik.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.


Die Zukunft.

Berlin, 11. März 1893.

Caprivi Africanus?

Ein General, zwei Legationsräthe, ein Bankier, ein Spielwaarenfabrikant und ein Shakespeareforscher: diese sechs vortrefflichen Männer haben sich mehrere Tage hindurch im Reichstage über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Kolonien in Afrika unterhalten. Auch war eine Denkschrift da und auf dem Tisch des Hauses lagen allerlei Bilder aus dem dunkeln Erdtheil, mit denen die paar Herren, die nicht durch andere Geschäfte von der sogenannten Volksvertretung ferngehalten waren, sich ganz angenehm die Zeit vertreiben konnten. Von den sechs Rednern hat Einer einen kleinen Theil von Ostafrika gesehen: der Geheimrath und Doctor juris Kayser, der Chef der Kolonialabtheilung; auf dem schönsten Reichspostdampfer wurde im vorigen Sommer eine Kajütenwand niedergelegt, um einen behaglichen Wohnraum für Herrn und Frau Kayser zu schaffen, die sich zu kurzem Aufenthalt nach Sansibar und Umgegend begaben. Daher die Denkschrift, daher vielleicht auch die hübschen Bilder. Die fünf übrigen Männer kennen Afrika nur von der Karte der Herren Andree und Scobel oder aus dem sehr empfehlenswerthen Kolonialatlas*), den Herr Richard Kiepert herausgegeben hat, allenfalls noch aus den Büchern berühmter Afrikareisender; es ist auch möglich, daß Einer unter ihnen schon eine größere Ozeanfahrt gemacht hat, aber es wäre doch unvorsichtig, das mit Bestimmtheit behaupten zu wollen. Seit Herr Adolf Woermann, der Jahre lang einer Faktorei an der westafrikanischen Küste vorgestanden hat, nicht mehr die Wahlweihen

*) Geographische Verlagsanstalt von Dietrich Reimer, Berlin 1893.

empfängt, ist im Deutschen Reichstage kein praktisch erfahrener Afrikakenner mehr zu erblicken. Vielleicht ist das ganz gut; denn wer des fremdartigen Lebens an den Fieberküsten auch nur einen Hauch verspürt hat, der müßte beim Anhören der parlamentarischen Afrika-Palaver von ähnlichem Empfinden ergriffen werden wie Wallenstein, da ihm der Kriegsrath Questenberg vom Falle Regensburgs und von der Schlacht bei Lützen erzählt.

Es ist heute nicht ganz leicht, für die kolonialen Angelegenheiten überhaupt noch einiges Interesse zu finden; die Zeitungen aller Parteien haben es verstanden, durch thörichtes Loben und durch noch unsinnigeres Tadeln den Gegenstand gründlich in Verruf zu bringen und die Fragen, um die es sich zunächst handeln sollte, sorgfältig zu verhüllen. Nur dadurch ist es zu erklären, daß Herr Ludwig Bamberger, der auch diesmal wieder in erfreulichster Uebereinstimmung mit dem Herrn Reichskanzler erschien, im Reichstag die Behauptung wagen konnte, die ganze, nach seiner Ansicht unselige Kolonialpolitik sei nur begonnen worden, weil Fürst Bismarck die Ablehnung der Samoa-Vorlage nicht verschmerzen konnte. Herr Bamberger wollte Advokat werden und wurde dann zuerst Bankier, später Rentner und Schriftsteller; er ist außerdem der Erfinder des hübschen Wortes: „Komfort ist das beste Klima", und danach muß ihm Afrika denn freilich als ein Ort des Grauens vor Augen stehen. Ein so langjähriger Volksvertreter und erfahrener Geschäftsmann sollte aber eigentlich doch für die nationalen und wirthschaftlichen Seiten der Kolonialpolitik einiges Verständniß haben, er sollte bedauern, daß Deutschland im amerikanischen Süden zu spät gekommen ist, und wünschen, erstens, die etwa hunderttausend Auswanderer, die mit ihrer Habe alljährlich das Deutsche Reich verlassen, zum Theil wenigstens dem nationalen Wohlstande erhalten und zweitens unserer Industrie neue Absatzgebiete erschlossen zu sehen. In Gemeinschaft mit dem Grafen Caprivi glaubt er ja, nur als Industriestaat habe unser Reich eine Zukunft; da sollten die beiden Herren doch einmal die Rede lesen, die der französische Forscher Tharel im vorigen Jahre hielt und in der es hieß: „Ueberall verschließen die früheren Absatzgebiete sich unserer Industrie; die Nachbarvölker haben gelernt, selbst für ihren Bedarf zu sorgen, und Amerika, das früher von uns kaufen mußte, verkauft uns jetzt seine Produkte zu immer lästigeren Bedingungen. Nur der ungeheure afrikanische Markt kann unserem Handel eine

sichere Zukunft verbürgen; wenn wir diesen Markt erobern und die Bedürfnisse, die wir dort schaffen, auch befriedigen, dann kann Afrika uns vor den Gefahren schützen, die uns jetzt bedrohen: vor dem Blutüberfluß, der unserer Industrie die Möglichkeit des Absatzes versperrt, und vor der Entkräftung, die nothwendig eintreten muß, sobald wir nicht wissen, woher wir die primitiven und exotischen Stoffe nehmen sollen, die unserer Civilisation nachgerade unentbehrlich geworden sind." Herr Bamberger aber steht auf dem Standpunkte Ludwigs des Fünfzehnten, der, als es sich um die Erhaltung von Kanada für Frankreich handelte, von einigen amerikanischen Schneehügeln sprach, die einer ernstlichen Anstrengung nicht werth seien. Wie die Franzosen heute über diesen kurzsichtigen König urtheilen, so werden eines Tages vielleicht auch die Deutschen über Herrn Bamberger urtheilen — und über eine Regirung, die von England sich den Schlüssel zum afrikanischen Osten entwinden ließ und im schwarzen Erdtheil ihren grünen Tisch aufstellte.

Graf Caprivi meint nun allerdings, von einem Aufgeben der Insel Sansibar könne nicht die Rede sein, denn „wir hatten Sansibar nicht, konnten es daher nicht aufgeben." Das klingt ganz logisch, aber es beweist natürlich gar nichts. Wir hatten Sansibar nicht, aber England hatte es auch nicht, und die eine Thatsache, daß wir als Ersatz Helgoland erhielten, zeigt doch schon, daß deutsche Ansprüche vorhanden waren. Der Reichskanzler hätte vielleicht besser gethan, offen einzugestehen, daß die Erwerbung Helgolands einem Lieblingswunsch des Kaisers entsprach und daß Helgoland eben nicht billiger zu haben war als zum Preise von Witu und Sansibar. Das ist, nach Stanleys treffendem Wort, zwar nur ein Hosenknopf gegen einen fertigen Anzug, aber schließlich könnte man sich mit dem Tausch eher befreunden, wenn man weiß, daß damit ein Wunsch des Monarchen erfüllt wurde, als wenn man in dem deutsch-englischen Abkommen eine Probe der diplomatischen Kunst des neuen Kurses erblicken muß.

Der Reichskanzler ist mit der Entwickelung unserer Kolonialpolitik überhaupt sehr zufrieden, nur wird diese Zufriedenheit leider gerade da nicht getheilt, wo Sachkenntniß und Interesse zu finden sind. An der westafrikanischen Küste ärgert man sich über das Fehlen einer subventionirten Postdampferverbindung, denn die Frachtschiffe der glänzend rentirenden Woermann-Linie sind — mit zwei Ausnahmen — für den

Passagierverkehr nur sehr unvollkommen ausgerüstet, die Verpflegung hat bereits zu wiederholten Klagen beim Auswärtigen Amt geführt und die Pünktlichkeit des Eintreffens und Abgehens hängt bei diesen Schiffen ganz davon ab, wie viel Zeit sie in den einzelnen Häfen von Madeira bis Kamerun und St. Paul de Loanda zum Löschen und Verfrachten brauchen. Ferner sind die Offiziere und die Faktoristen von der Verwaltung des Herrn Zimmerer, des früheren Landgerichtsrathes und jetzigen Gouverneurs von Kamerun, gleich wenig erbaut, denn Herr Zimmerer scheint etwas bureaukratisch zu regiren und für die Hauptaufgabe — die Eroberung des klimatisch erträglichen Kamerun-Gebirges — kein besonders liebevolles Verständniß zu zeigen. Allerdings steht der Gouverneur in wesentlich höherem Ansehn als sein Ankläger, Herr Dr. Zintgraff, der durch seine Konflikte mit den in Monrovia angeworbenen Negern sehr böses Blut gemacht und die Anwerbung neuer Leute von der Kruküste, von Togo, Dahomey oder Liberia erheblich erschwert hat. Das behaupten wenigstens die deutschen Offiziere, die Herrn Zintgraff sehr gern scheiden sahen und die mit Erstaunen hören werden, daß der verärgerte Forscher jetzt sogar gegen den tapferen Freiherrn von Gravenreuth Angriffe richtet, den an der Seite seines Freundes von Stetten die tötliche Kugel mitten in die Brust traf. In dem hübschen Garten des Gouvernementgebäudes von Kamerun wird man über Herrn Zintgraff nun wohl noch weniger freundlich sprechen als bisher.

Dieser Garten ist eine Schöpfung des Freiherrn von Soden, dem Deutschland, nach der Ansicht des Reichskanzlers, dankbar sein muß. In Kamerun hat Herr von Soden wirklich manches Gute geleistet und sich auch da Freundschaft erworben, wo man den Vertreter des deutschen Ansehens nicht gern in Hemdsärmeln die Erde bearbeiten sah. Um so größer war das Erstaunen, als er im Frühling des Jahres 1891 zum Gouverneur des deutschen Besitzes in Ostafrika ernannt und damit in ganz andere Verhältnisse nicht nur, sondern auch vor ganz andere Aufgaben gestellt wurde. Der Major von Wissmann hatte während des Araberaufstandes die Rechnungen nicht ganz so sauber geführt, wie die Herren in den Bureaux der Wilhelmstraße sie zu sehen wünschten; er war ihnen überhaupt nicht korrekt und schmiegsam genug und außerdem galt er mit Recht als ein Liebling Bismarcks, der ihn aus dem Dienst des Kongostaates für unsere Kolonialsache

gewonnen hatte. Graf Caprivi erklärte bald nach seinem Amtsantritt, er sei ein Gegner der Kolonialpolitik gewesen und er betrachte auch jetzt noch den afrikanischen Besitz als ein ziemlich lästiges Erbe, das man wohl oder übel freilich behalten müsse. Er opferte Sansibar, Witu, die Walfischbai, den einzigen Zugang zum Damaraland, er machte gegen den Rath Wissmanns, der für Bagamoyo eintrat, Dar-es-Salâm zur Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, und er war höchst zufrieden, als der Freiherr von Soden, der bei einer Sollstärke der Schutztruppe von 1600 Mann mit einem Intendanten und fünfzehn Zahlmeistern wirthschaftete, mit einem Minimal-Budget auskam und allmonatlich die Rechnungabschlüsse nebst Quittungen und anderen Belegen pünktlich nach Berlin sandte. Daß nebenbei die meisten militärischen Unternehmungen fehlschlugen, daß die wichtige Stellung am Kilima-Ndjaro-Gebirge geräumt werden mußte und das junge Prestige der deutschen Waffen die schwersten Einbußen erlitt: darüber machten die Herren in der Schreibstube sich keine Sorge. Ostafrika hatte eine gut bureaukratische Verwaltung und das liebe Vaterland wurde aufgefordert, dem Freiherrn von Soden dankbar zu sein. Diese freundliche Aufforderung wurde allerdings nicht befolgt, und wenn Herr Bamberger jetzt behauptet, die freisinnige Presse habe Herrn von Soden nicht angegriffen, so muß er die „Vossische Zeitung" und das „Berliner Tageblatt" wohl noch immer nicht für freisinnig genug halten; namentlich im „Tageblatte" wurde der Civilgouverneur von Herrn Eugen Wolff so früh und so scharf angegriffen, daß die Regirung es für nöthig hielt, diesen einzigen sachverständigen Berichterstatter, der freilich gern in Sensationen arbeitete, aus dem deutschen Schutzgebiet zu verbannen. Seitdem sind wir wieder auf die englischen Zeitungen angewiesen und die haben keinen besonderen Grund, mit der Verwaltung des Herrn von Soden unzufrieden zu sein.

Ein neues Kolonialrecht ist formulirt, Gesetze und Verordnungen sind erlassen worden und Herr von Soden hat sich auch in Dar-es-Salâm ein prächtiges Gouvernementgebäude mit Gartenanlagen errichtet. Für die wirthschaftliche Entwickelung der Kolonie aber, für den Bau von Straßen und Eisenbahnen, ist so gut wie nichts geschehen und das deutsche Kapital kann zur Betheiligung an dem ostafrikanischen Plantagenbau sich nicht gerade ermuthigt fühlen, wenn es sieht, wie z. B. der auf deutschen Plantagen — auf dem gesunden Bergland von Usambara — ge-

baute Tabak in dem deutschen Hafen Tanga Ausfuhrzoll und in Hamburg Einfuhrzoll bezahlen muß. Daß ein so junges und mühevolles Unternehmen, wie es unsere Kolonien sind, dabei nicht gedeihen kann, ist klar und auch darüber kann kein Zweifel aufkommen, daß der unaufhörliche Personenwechsel den Verkehr mit den mißtrauischen Eingeborenen erschweren muß. Und doch stehen hier wichtige Interessen auf dem Spiel; Deutsch-Ostafrika umschließt nicht allein die werthvollsten Elfenbein-Straßen der Welt, es hat auch bereits im Jahre 1891 eine Ausfuhrziffer von 7½ Millionen und eine Einfuhrziffer von mehr als 9 Millionen Mark erreicht und der Handel würde noch eine ganz andere Ausdehnung erfahren, wenn es gelänge, durch einen Zollschutz den deutschen Baumwollenwaaren diesen Markt zu eröffnen, der einstweilen noch völlig von der indischen Konkurrenz beherrscht wird. Dazu sind aber eben Männer nöthig, die mit den besonderen Verhältnissen genau vertraut sind und die nicht auf die gewiß sehr gut gemeinten Weisungen aus der Wilhelmstraße warten.

Sehr anschaulich hat Graf Caprivi die Nothlage eines Kolonialbeamten beim Eintreffen der europäischen Post geschildert. „Zuerst greift er nach den amtlichen Erlassen. Hier wird ihm vorgeworfen oder er wird gefragt: Warum hast du das und das nicht so und so gemacht? Dann wird ihm gesagt: Probire doch einmal dies oder das; die Kolonie muß rentiren, sie muß uns mehr geben, ob wir nicht auf dem und dem Wege weiter kommen können. Es werden ihm eine Menge Ideen mitgetheilt, oft Dinge, die er sich schon an den Schuhen abgelaufen hat." Und im deutschen Reichstage fand sich kein einziger Mensch, der dem Herrn Reichskanzler sagte, daß dieses Geständniß nur dazu angethan sei, das Mißtrauen gegen eine Kolonialregirung zu verstärken, die ihren Beamten derartig das Leben erschwert und die vom grünen Tisch aus dekretiren will, was zwischen dem Victoria Nyansa und dem Kap Delgado geschehen soll. Es ist kein Wunder, daß in einem solchen System für Wissmann kein Platz war; der wollte, was er am besten kannte, auch nach eignem Ermessen leiten und es war ihm von geringerem Werth, bei den Berliner Bureaukraten als bei den Afrikanern Anerkennung zu finden. Dem Freiherrn von Soden votirt Graf Caprivi den Dank der Regirung, Wissmann aber war bis ins Innerste des schwarzen Erdtheils der gefürchtete weiße Mann, und wenn er mit seiner Truppe am Tanganyika-See erscheint, dann

werden die arabischen Menschenräuber sich erinnern, daß man ihn bwana Mkuba, den großen Herrn, genannt hat und aleili ten aschara — so schlau wie zwölf.

Fürst Bismarck wollte in Afrika den regirenden Kaufmann, nicht den regirenden Bureaukraten sehen und eine zwischen Wissmann und einem in den Tropen akklimatisirten Hanseaten getheilte Herrschaft mochte ihm vorschweben. Heute regirt der Bureaukrat und es ist fraglich, ob sich die zur Förderung unseres Kolonialbesitzes unentbehrlichen Männer überhaupt noch finden werden, wenn der Reichskanzler vor jeder größeren Ausgabe ängstlich zurückschreckt, auf gute Aktenführung das Hauptgewicht legt und den Eisenbahnbau mit Gründen bekämpft, die aufs Haar denen ähnlich sind, mit denen einst der Minister von Bodelschwingh seinen Widerstand gegen die Bahn von Berlin nach Leipzig begründete. Nach Afrika läßt die Politik der Versöhnung sich nicht importiren und auf die Dauer wird es nicht möglich sein, unter beständiger Betonung wärmster Sympathien eine Kolonialpolitik zu treiben, mit der nur die Gegner jeder Kolonisation zufrieden sind. Mag Herr Bamberger immerhin die Kolonialschwärmerei verspotten —: er hat auch die Anfänge der sozialen Gesetzgebung verspottet — ohne eine nationale Begeisterung, ohne einen impetuosen Glauben an unsere Zukunft in Afrika ist auf eine gedeihliche Entwickelung unserer Kolonien nicht zu rechnen. Die rasche Rücksichtlosigkeit, die England in Egypten und ganz kürzlich wieder beim Tode des Sultans von Sansibar gezeigt hat, ist auch das Merkmal seiner kolonialen Handelspolitik; und wenn das Deutsche Reich von der englischen Konkurrenz und von dem stilleren Wirken der französischen Pioniere Binger, Monteil, Mizon auf diesem neuen Weltmarkt nicht erdrückt werden soll, dann müßte Graf Caprivi bald einsehen, daß ein bedächtiges Abwarten, ein Zaudern, das von den Ereignissen sich treiben läßt, anstatt sie zu beherrschen, am indischen Ozean nicht angebracht ist. Dort geht es ohne eine starke Initiative nun einmal nicht, denn wilde und gewaltthätige Neger sind eben nicht wie zahme Abgeordnete zu behandeln, die, wenn sie aus den Fenstern des Reichstagshauses schauen, im Theegeschäft gegenüber früh und spät den lächelnden Chinesen vor Augen haben, der freundlich immer mit dem Kopfe nickt: Ja! Ja!

Heute.

Alle Gefahren, die sich gegen sie aufthürmten, hatte unsere Republik überwunden. Zwanzig Jahre hatte ihr langer und mühsamer Kampf ums Dasein gedauert, dann hatte der Boulangismus sie hart an den Abgrund geführt und nur der unglaubliche Mangel an Muth bei ihrem Bedroher konnte sie retten; endlich war es ihr gelungen, das Mißtrauen und die Geringschätzung im monarchischen Europa zu überwinden, und beinahe waren schon die schweren Fehler ihrer Begründer und die schwächlichen Parteitreibereien der nachfolgenden Männer vergessen. Seit drei Jahren schien eine freundliche Verschwörung an der Größe dieser Republik zu arbeiten: die Erinnerung an die Wunder der Weltausstellung und an Kronstadt schmückten sie mit dem gedoppelten Glanze des Reichthumes und der Macht; sie durfte ein ungeheures Kolonialreich begründen und nach einigen Fehlschlägen schien ihr in diesem dunkeln Erdtheil, wo die anderen Nationen so schwer zu kämpfen haben, jeder Erfolg beschieden; seit allzu langer Zeit wurden die Trauerfalten unserer Fahnen zum ersten Male wieder von einem Schauer stolzer Freude gebläht, als in den siegreichen Kämpfen von Dahomey ein neuer Feldherr sich ankündigte. Und auch im Innern zeigten sich gute Zeichen: die alten Parteien schlossen sich enger zusammen und die letzten Unversöhnlichen mußten, von ihren Wählern verlassen, die unhaltbare Festung räumen. Im Kabinet saßen erfahrene und begabte Männer, die geschicktesten politischen Veteranen hatten sich mit verheißenden jungen Talenten vereint, und dieses Ministerium hatte es fertig gebracht, den drohenden Klippen des besonders gefährlichen Strike von Carmaux und der Panik zu entgehen, die durch die ruchlosen Thaten der Dynamitarden hervorgerufen wurde. Da, ganz plötzlich, stößt das Ministerium sich an den Kadaver eines obskuren Geldmenschen —: sein stolzer Siegesmarsch stockt, es muß vom Platze weichen und nun griff die bange Furcht um sich, ob nicht am Ende der eine Stoß die ganze Maschine unseres Staatswesens zertrümmern und in eine Grube die Republik und die soziale Ordnung versenken würde.

Ist denn die Katastrophe an sich gar so fürchterlich? Wenn man die dramatischen Nebenumstände, in deren Ausmalung die Phantasie der Massen

schwelgt, bei Seite läßt, so ist eigentlich nichts Anderes geschehen, als daß man heute klar sieht, was man längst schon ahnte; ein großes Unternehmen, dessen Erfolg immer zweifelhaft war, ist der Raubgier als Jagdbeute ausgeliefert worden und es hat unter seinen Trümmern eine Menge kleiner Leute begraben, nachdem es eine stattliche Schaar von Zwischenhändlern gefüttert hatte, — darunter auch einige Vertreter des Volkes. Diese Thatsachen sind gewiß traurig, aber sie sind leider nicht neu. Die ewige Wunde aller reichen Gesellschaften hat sich enthüllt; wenn sie jetzt breiter und tiefer als früher erscheint, so darf man nicht vergessen, daß heute alle Ziffern erhöht werden müssen, um einen zutreffenden Vergleich mit der Vergangenheit zu gewähren. Die Begierden und die Veruntreuungen zeigen immer die entsprechenden Proportionen zum Wachsthum und zur Ausbreitung des öffentlichen Vermögens, zum Aufschwung der Industrie und zur Erleichterung und Beschleunigung aller Transaktionen. Panurg kannte, wie man sich erinnert, dreiundsechzig Mittel, um Geld zu verdienen; wir können dreist annehmen, daß seine Enkel deren zwanzigmal so viele kennen, daß sie zwanzigmal so zahlreich sind und zwanzigmal größere Summen einsäckeln, da der Geldbesitz sich seit den Tagen Panurgs gewiß verzwanzigfacht hat. Das Uebel ist so alt wie die Welt und sein chronisches Erscheinen sollte eigentlich nur die Gedankenlosen bewegen; warum aber war auch bei den ruhigen Leuten, bei den Kennern geschichtlicher Lehren, die Angst so brennend und so berechtigt?

Weil ein an sich nicht ungewöhnlicher Vorgang die unheilbare Schwäche unserers politischen und sozialen Organismus enthüllt hat. Die Anarchie, das Fehlen jedes festen Regiments war vor Aller Augen offenbar geworden, und selbst die achtlosesten Zuschauer erkannten nun endlich die tief reichenden Wurzeln des schleichenden Uebels.

Wären nicht die einfachsten Merkmale einer Regirung bei uns verschwunden gewesen, dann hätte man die Panama-Angelegenheit liquidirt, wie es in wohl geordneten Gesellschaften üblich ist. Der Chef des Staates hätte die kompromittirten Abgeordneten vorgeladen und ihnen, mit der doppelten Autorität seines Charakters und seines Amtes, etwa gesagt: „Mein sehr verehrter Herr, Sie werden mir das Vergnügen machen, ganz sacht zu verschwinden und Ihre Operationen im stillen Privatleben fortzusetzen. Wenn ich nicht binnen vierundzwanzig Stunden Ihre Entlassung habe, liefere ich Sie dem öffentlichen Geheul aus." Ich glaube, er hätte es nicht zweimal zu sagen gebraucht, wenn ers zum ersten Male nur mit dem richtigen Ton gesagt hätte; das Werk der Reinigung hätte sich ohne Lärmen vollzogen. Und wenn man selbst zugiebt, daß die Kammer in eigener Sache allein richten mußte, so konnte sie doch, da sie keine Strafrechte besitzt, sich höchstens als ein Ehren-

gericht konstituiren und die Mitglieder, die mit ihren Mandaten gehandelt hatten, moralisch vernichten.

Was aber haben wir erlebt? Die selben Minister, denen ich eben noch Lob spenden konnte, diese in ihren Ressorts meist ungewöhnlich befähigten Herren schienen plötzlich von einem lähmenden Blitz gebannt, als es galt, eine gemeinsame Entscheidung zu finden. Beim ersten Windstoß taumelten sie und das überraschende Ungewitter traf sie auf hastiger Flucht, wie sie und fast alle ihre Vorgänger die früheren Krisen getroffen hatten. Und nun begann die Kammer, dieser Duodez-Konvent, als einzig noch überlebende Macht, die Reihe ihrer Uebergriffe zu vollenden; sie setzte ihre Enquête-Kommission ein, etwas wie einen Wohlfahrt-Ausschuß in einer Portier-Loge, und forderte für diese wunderbare Institution Ausnahmebefugnisse, die sie vor dem entschlossenen Widerstand der Justiz dann nicht aufrecht zu erhalten wagte. Das Denunziren wurde ein Sport; und die Kommission, die ganz zu vergessen schien, daß sie nur mit den Thaten der Abgeordneten sich zu beschäftigen hatte, fing an, Alles und gegen Alle zu untersuchen: gegen Finanzleute und Rentiers, gegen Fremde und Einheimische, gegen Lebende und Tote; sie forderte einen Kutscher vor ihre Schranken und sie hätte, wie ihr gewisse Blätter empfahlen, vielleicht ganz gern auch Ballerinen vorgeladen, wenn ihr Präsident, Herr Brisson, weniger strenge Sitten gezeigt hätte.

Das Seltsamste und dabei ein Beweis für den Verfall unseres nationalen Selbstbewußtseins ist, daß gutmüthige Bürger sich wirklich dem Verlangen dieses improvisirten Gerichtshofes gestellt, daß Andere ihm ruhig ihre Bücher und Rechnungen ausgeliefert haben. Die Engländer, die zwar den Parlamentarismus erfunden haben, die aber, wenn die Unverletzlichkeit ihres home in Frage kommt, keinen Spaß verstehen, mögen ihren Augen nicht getraut haben, als sie lasen, wie bereitwillig der Franzose jeder usurpirten Macht gehorcht. Ein Ausbruch nationaler Tugend, entgegnet man mir. Zum Theil gewiß, ich hoffe es wenigstens; aber man wird mir auch nicht bestreiten, daß sich hinter dieser allgemeinen Entrüstung auch ein Ausbruch politischen Hasses und vergnügungsüchtigen Gassenjungenthums verbirgt. Es ist die alte Geschichte aller unserer Aufstände: zwei Dutzend Manifestanten, die ein Schutzmann bequem zerstreuen könnte; hundert Gassenjungen verbünden sich ihnen und zwanzigtausend Neugierige strömen hinzu, um zu sehen, was denn eigentlich geschieht; die Sache wird ernst und die Kavallerie erhält den Befehl, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Mit Entrüstung wenden wir uns von den Gladiatoren-Spielen der Alten, von den Stierkämpfen unserer Nachbarn ab, — und wir führen doch eine neue nationale Belustigung ein: die Faustkämpfe politischer Geschäftsleute

im Schmutz der Straße. Das Publikum ergötzt sich am Panama-Skandal mit der selben Leidenschaft wie an einem gut gezimmerten Feuilleton-Roman oder an einem handfesten Melodrama des Ambigu-Theaters. Jeden Morgen muß die Zeitung eine Enthüllung bringen, noch lieber eine Entehrung und am allerliebsten eine Leiche, die dann ein süßes Schaudern empfängt. Wir hatten schon solche Leichen, wir werden noch mehr haben, und wenn es keine mehr giebt, wird man doch neue erfinden. Daran wirds die Zeitung nicht ehlen lassen. Die Presse, der die Berichte über ihre Antheile an der Beute doch etwas peinlich waren, hat einen Augenblick gezögert: sollte sie das Totschweigen wählen oder die gute Gelegenheit zur Erhöhung der Auflage? Aber das Schwanken dauerte nicht lange und die Presse begann über vergangene kleine Sünden laute Verurtheilung zu verkünden; die „Pflicht ihres hohen Berufes" sprach, — das heißt, sie mußte ganz Frankreich mit einer Wolke von Mißtrauen und Verleumdung überziehen, um den unerhofften Gewinn vergrößern und ihn länger genießen zu können. Wie schnell würde der ganze Lärm verstummt sein, hätte die Enquête-Kommission sich zu dem kurzen Paragraphen des höchsten Gesetzes bekannt: „Wer sich rein fühlt von Schuld, der werfe den ersten Stein!" Bei uns hat man es vorgezogen, alle Einwürfe mit dem kindlichen Sprüchlein abzuwehren: „Klarheit um jeden Preis!" Als ob nicht jede Erfahrung dafür spräche, daß man in solchen Fällen und mit solchen Mitteln niemals Klarheit verbreitet, daß man im Gegentheil nur das Dunkel noch mehr umnebelt, wo Freund und Feind einander dann meuchlings ans Leben wollen.

Gott weiß, wie gern ich sittlich schadhafte Abgeordnete — und selbst Senatoren — bestraft sähe. So ganz sicher bin ich aber dieses Genusses noch nicht und eine ungewisse Hoffnung ist doch am Ende zu theuer bezahlt mit dem guten Namen des Vaterlandes, mit dem Umsturz der öffentlichen Ordnung, den Resten des gouvernementalen Ansehens und den Garantien des persönlichen Rechtes, die vielleicht unser letzter Schutz sein werden, wenn die Willkür der Parlamentsherrschaft die ultima ratio in unserem Lande geworden sein wird.

Es ist noch nicht lange her, da galt man für einen düsteren Philosophen, einen trübsäligen Geist, wenn man die schwächliche Unbeständigkeit unserer politischen Organismen aus dem trügerischen Gleichgewicht einer Gesellschaft erklärte, deren ganzes Gewicht auf einem Pfeiler, dem aus gemünzten Silber, beruht, und wenn man die engen Zusammenhänge aufsuchte, die diese soziale Kränklichkeit mit dem Positivismus der Wissenschaft, dem Nihilismus der Geister und dem Materialismus der täglichen Gewohnheit verbinden. Jetzt, vor dem grellen Licht der Ereignisse, öffnen sich die Augen: Jeder denkt, sagt und druckt, was bisher nur von Predigern

in der Wüste verkündet wurde. Noch kürzlich wurde man beschuldigt, der schlimmsten Demagogie Vorschub zu leisten, wenn man die Wiederaufrichtung einer feudalen Herrschaft signalisirte, die diesmal von industriellen und finanziellen Lehnsherren geübt werden sollte. Jetzt sehen wir, wie ernsthafte und ruhige Männer der selben Erscheinung den selben Namen gaben.

Durch Ereignisse, die in Aller Gedächtniß sind, hat sich seit hundert Jahren der wirkliche Reichthum ganz wunderbar vermehrt und in noch höherem Maße hat der fiktive Reichthum zugenommen. Die frühere Ordnung der Dinge stellte der künstlichen Macht des Geldes die ideale Macht des Glaubens und die natürliche Macht der Kraft gegenüber, und die beiden letzten Mächte hatten zahlreiche Gegengewichte geschaffen: Privilegien und hervorragende Stellung des Priesterthums, des Militärs, des Adels, der Hofchargen und der Beamtung. Nun sind diese Gegengewichte verschwunden, und nachdem die Revolution sich bemüht hatte, eine theoretische Gleichheit herzustellen, ist das Geld mit unaufhaltsamer Schnelle auf die Spitze des sozialen Körpers gelangt, wie ein saftreicher Baum über das Buschwerk emporschießt, wenn die Nachbarn beseitigt sind, die ihm bis dahin Licht und Luft geraubt hatten. Jede Gemeinschaft von Menschen schafft sich, bewußt oder unbewußt, stets eine Aristokratie, deren Quellen dann in den Kräften entspringen, die zur Zeit ihres Entstehens die mächtigsten sind.

Auf der anderen Seite hat der mechanische Betrieb der Arbeit, der geschäftigste Agent wachsenden Reichthums, die thatsächliche Macht der Bereicherten erhöht, weil er ihnen auf Gnade und Ungnade die Arbeitermassen auslieferte; der Arbeiter hängt von der Maschine ab und nur das Kapital kann heute die Maschine erbauen und speisen. Unter diesen Umständen war die Wiederaufrichtung einer an feudale Zeiten erinnernden Lehnsherrschaft unvermeidlich. Daß heute an die Stelle des Schwertes das Geld gerückt ist, macht für den verständigen Beobachter keinen Unterschied; die organischen Funktionen sind gleich, nur das äußere Gewand ist verschieden. Und wenn die Lage des Vasallen des Kapitals günstiger ist als die der Leibeigenen früherer Zeit, so haben sich eben die Sitten gesänftigt, nicht aber hat die beherrschende Macht wesentliche Vorrechte geopfert. Sobald das Kapital seine Macht mißbrauchen will, tritt das deutlich hervor, denn zwischen der Möglichkeit, einen Menschen ungestraft niederzustechen, und der anderen, ihm ungestraft Arbeit und Brot zu entziehen, wird man nicht leicht einen wesentlichen Unterschied finden. Ich beurtheile hier den Umfang der verborgenen Macht, nicht aber deren offene Ausübung. Das Netz, das der neue Feudalismus über die Menschheit geworfen hat, ist zugleich dünner und schmiegsamer, dichter und weiter reichend als das frühere; dieses bestand aus ungleichen

und harten Eisenmaschen, die den Gefangenen blutig rissen, die aber viele Andere auch wieder entwischen ließen; das neue Netz verwundet selten und seinen Druck spürt man weniger, doch nicht ein Einziger kann seiner Umschlingung entgehen. Es ist der Unterschied zwischen dem heftigen Ruck des Armes und der gemessenen, glatten und doch so unerbittlichen Bewegung der Maschine. Die Herrschaft des Geldes arbeitet wie diese Maschine, die ihr Werkzeug ist; es zeigt sich auch darin, daß in jedem Augenblicke der Geschichte eine merkwürdige Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Einrichtungen, seiner Arbeit und seinen Instrumenten besteht.

Man wird mir entgegnen, daß an dem Felsen der Rechtsgleichheit auch die Privilegien der einzigen noch überlebenden Lehnsherrschaft zerschellen müssen. Vor dem Gesetze sind alle Bürger gleich, sagt man, und mit Recht. Aber, wenn wir selbst das Unmögliche annehmen und allen Ernstes glauben, das Gesetz beuge sich nicht den Sitten und zeige sich niemals dem Vermögen gefällig, — so ist doch der Schutz, den das Gesetz gegen die modernste Großmacht gewährt, nicht viel bedeutsamer als ein Aufschub; denn alle sozialen Verhältnisse sind einer gegebenen Thatsache unterworfen: der Nothwendigkeit zu leben, und diese unterwirft den Angestellten immer wieder der Willkür des Prinzipals. Bedarf es noch eines Beweises, daß die höchste Weihe der Kraft, das politische Ansehen, direkt oder indirekt vom Großkapital verliehen oder verweigert wird? Trotz den Skandalen von gestern und heute halte ich die Bestechung, im brutalen und verbrecherischen Sinne des Wortes, doch für eine Seltenheit. Aber ein großer Einfluß schafft politisches Ansehen; und kann ein großer Einfluß in einer Zeit der Geldherrschaft anders erworben werden als durch eine lange Reihe von durchaus erlaubten Bestechungen?

Es fällt mir nicht ein, hier gegen das Kapital zu plaidiren. Ich plaidire eher dafür, wie Jeder einsehen muß, wenn er zugiebt, daß der Feudalismus einen Daseinszweck, einen Nutzen und eine gewisse Größe hatte, da er den europäischen Völkern die zusammenhanglosen Elemente der zurückgebliebenen Kulturen angliederte und so unsere Civilisation vorbereitete. Diese Civilisation wird nun durch den finanziellen und industriellen Feudalismus fortgeführt; er bot, so wird man von ihm eines Tages sagen, dem materiellen Fortschritt ein wundervolles Werkzeug; durch ihn konnten die magischen Träume der Wissenschaft Wirklichkeit werden und ihm danken wir einen großen Theil der Umwandlungen, die wir staunend erleben. Wenn eine Macht alle anderen beherrscht, so war sie, und darin schon beruht ihre Rechtfertigung, für den Gang der Geschichte unentbehrlich. Nur die Einfalt oder die Gewaltthätigkeit kann die brutale Vernichtung solcher Macht ersehnen. Für uns handelt es sich heute darum, sie gegen ihre eigenen

Ausschreitungen zu beschützen und sie vor der drohenden Reaktion zu bewahren; deshalb muß ihr Machtbereich verengt, deshalb müssen ihr gegnerische Kräfte, die das soziale Gleichgewicht wiederherstellen, entgegen gethürmt und die Schwachen, die das Räderwerk ihrer Maschine oft zermalmt, allmählich aus der Umklammerung befreit werden.

In den amtlichen Einrichtungen unseres öffentlichen Lebens ist das Mittel zur Eindämmung der Geldmacht nicht zu finden. Wer soll es uns bieten? Die Wissenschaft? Ihre neuesten und am weitesten verbreiteten Lehren unterstützen das elementare Naturgesetz, die Vernichtung des Schwachen durch den Starken. Der Volksunterricht? Eine gebieterische Nothwendigkeit drängt ihn immer mehr in die Bahnen eines flachen Utilitarismus. So bleibt denn nur die Religion der Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts, der verführerische Traum von 1789, so bleiben nur die großartigen Grundsätze der Revolution. Aber auch deren idealen Werth hat die Evolution der dazwischen liegenden Zeit erheblich vermindert. Das schöne, verschwimmende Götterbild unserer Väter, die Freiheit, ist in die Requisitenkammer der Romantik verbannt worden; Advokaten, die eilig nach Erfolgen strebten, haben kleine Fetische daraus gemacht, die Freiheiten, die man eben braucht, um alle Regierungen stürzen zu können. Die Champions dieser Freiheiten im Sinne parlamentischer Streber kommen mir immer wie fanatische Schachspieler vor, die am liebsten behaupten möchten, ein schönes Schachbrett mit allen Figuren und festen Spielregeln genüge vollkommen zum Heile der Völker. Das Volk aber kümmert sich nicht um die glänzenden Partien, in denen Ihr Eure Künste entfaltet; es weiß zu gut, daß es dabei niemals die wahren Gegenstände seiner Wünsche gewinnen kann: nationale Unabhängigkeit, gesichertes Brot und die befriedigte Ruhe der Seele. Diese Luxus-Freiheiten sind mehr und mehr Instrumente der Unterdrückung geworden und zeigen sich mitunter als recht brauchbare Rädchen im neuen feudalen Maschinenwerk.

Auch die Freiheit der Presse war einst ein Artikel im liberalen Credo. Heute besteht zwischen dem Leser und seiner Zeitung ein ungeheuerliches Mißverständniß: die Gewohnheit, die sich nicht leicht verliert, treibt den Leser noch immer, da geistige Leitung zu suchen, wo längst doch ein riesiges Industrie-Unternehmen errichtet ist. Anfangs war die Zeitung eine reine Idee, die kostbare Waffe im politischen und literarischen Kampfe; jetzt ist sie, die Umwandlung war unvermeidlich, ein blühender Industriezweig geworden. So oft in dieser Welt eine neue Kraft erscheint, rastet und ruht das Interesse, der wirksamste Sporn des Menschen, nicht, bis er diese Kraft eingefangen und sie seinen Zwecken dienstbar gemacht hat. Die Presse wurde sich früh ihrer Macht bewußt und es gelang ihr bald, mit der Hilfe des Utili-

tarismus, der Alles und Alle ergriff, in der neuen Lehnsherrschaft sich einen breiten Platz zu sichern; im engsten Gang, im schmalsten Rinnstein verstand sie hohe Zölle zu erheben, und heute hat sie, wie zu den Zeiten der großen Raubzüge die unternehmenden Barone, sich alles Lebendige tributpflichtig gemacht. Das ist eine Konstatirung, nicht eine Kritik. Es versteht sich von selbst, daß auf dem Gipfel der Macht alle Kräfte im eigenen Interesse gebraucht werden. Alle Monarchien haben das Gleiche gethan und der Betrug, der Dolus, beginnt erst, wenn der Souverain falsche Münze prägt, wenn er mehr als den Zehnten erhebt und mit schädlicher Waare die Unterthanen vergiftet.

Wir haben den Rundgang um den letzten Thurm der modernen Festung zurückgelegt: auf Sand war er gebaut, schon nach einem kaum abgeschlossenen Jahrhundert ist er ins Schwanken gerathen und allgemach verlassen ihn die träge zaudernden Vertheidiger. Vor zehn Jahren bereits sagte der kluge Verfasser des Problème de la France contemporaine: „Die Bourgeoisie kann der Logik des Sozialismus um so weniger widerstehen, als sie der eigenen Legitimität nicht recht sicher ist und immer zweifelt, ob nicht vielleicht der Sozialismus doch das Richtige ist; zwischen den Vertheidigern und den Angreifern der sozialen Ordnung ist in Frankreich der grundsätzliche Unterschied sehr gering; beide vertreten ungefähr das selbe Recht, beide haben den selben sozialen Ausgangspunkt, und oft genug sind auch die politischen Schlußfolgerungen sehr ähnlich.“ So lange der revolutionäre Sozialismus allein die Festung belagerte, war der Sturm nicht allzu gefährlich. Heute hat sich die Situation verändert. Ich habe mich hier nicht mit dem langsamen und unwiderstehlichen Anwachsen des Sozialismus zu beschäftigen, der seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit Europas erregt. Ich will nur auf die Quelle seiner steigenden Macht deuten: der Sozialismus hat die idealistische Strömung einzufangen verstanden, die während der letzten Jahre überall hervorbrach. Eine geheime, unbewußte Verschwörung hat Menschen verbunden, die Alles trennen mußte, von dem Proletarier, der sich blind gegen die soziale Maschine wälzt, bis zu den amtlichen Hütern dieser Maschine; die Verschwörung beginnt unten beim Haß und endet oben in ein vages Mitleiden, sie nähert unbewußt Denen, die unter der bestehenden Ordnung leiden, die Andern, die von ihr Genüsse haben und die sie dennoch verachten. So ist der Strom einer idealistischen Reaktion, der uns fortreißt und der vom Sozialismus eingebettet worden ist, der Bewegung, die 1848 die Geister ergriff, in allen Stücken ähnlich geworden: er geht aus den selben Quellen hervor, der selbe Ekel hat ihn geschwellt und das selbe Bedürfniß leerer Seelen. Aber vor vierzig Jahren stammelte die Demokratie noch und die folie rationelle hatte noch nicht

ihren Beweis der Ohnmacht vollendet. Heute findet der Strom ein besser bereitetes Bette und Dämme, die zum Widerstand nicht mehr fähig sind; die weiter reichende und gewaltsamere Bewegung gemahnt deshalb auch an den Zusammenbruch des vorigen Jahrhunderts, wo eine ganze Gesellschaft den gefährlichen Sprung ins Dunkle that, weil sie müde war und in den Trümmerstätten einer abgestorbenen Welt nicht mehr leben mochte.

Nicht dem Sozialismus allein fallen die reifen Früchte unserer unruhigen Sehnsucht in den Schoß; auch den alten Tempel, den sie lange gemieden hatte, beginnt die irrende Menschenheerde wieder zu umkreisen. Lange erloschene Lichte werden im Tempel wieder entzündet. Noch mißtrauisch, doch schon mit gespannten Fragen auf der Lippe, treten die Vorübergehenden heran und betrachten die längst vergessene Helle. Werden sie in Schaaren noch einmal das Haus des Friedens betreten, noch vor einer der großen Katastrophen, die immer die Menschheit zum Ueberirdischen zurückgeführt haben? Gott allein weiß es. Doch selbst, wenn die Kirche ihre alte Macht wieder gewinnen sollte, sie würde sie nicht mehr zur Stütze einer sozialen Ordnung gebrauchen, die ihre eigenen Grundsätze verleugnet hat. Die Kirche hat sichtlich das Interesse an dem verloren, was sie verurtheilt fühlt; mit einer vorsichtigen und kaum merklichen Wendung geht sie zu den Belagerern über und bereitet sich, sie nach ihrem Siege zu empfangen, — an dem Tage, wo die Sieger sich machtlos fühlen werden, das eroberte Land nun auch zu organisiren. Schon versuchen die kühnsten Diener der Kirche, dieser Alliance der Zukunft die Wege zu bahnen, und sie machen sich zu Verfechtern der Massenansprüche. Eine baldige und vollkommene Vereinigung beider Strömungen ist dennoch wenig wahrscheinlich; aber es genügt, daß sie an einigen Stellen einander begegnen, um der zerstörenden Fluth eine neue Kraft zu verleihen.

Auch von anderer Seite noch wird sie verstärkt, sogar von dem atavistischen Rückfall, den man Antisemitismus getauft hat. Er wurde zuerst von den Irrenden verlacht, die da wähnen, der menschliche Fortschritt habe den Grund menschlicher Leidenschaften und Gefühle merklich verändert. Rasch aber ist der Antisemitismus einer der wichtigsten Träger der sozialen Evolution geworden, in Wien, in Berlin, in Paris, in den russischen Steppen wie in den Donau-Ebenen. Vor dieser Erscheinung müssen wir uns mit dem ganzen Rest unserer Menschlichkeit, unserer Vernunft und unserer Unbefangenheit waffnen. Menschlichkeit und Vernunft brauchen wir, um dem Neid, der Gewaltthat, der Aechtung von Kaste und Rasse zu widerstehen; Unbefangenheit, um zu erkennen, daß die populäre Bewegung nicht ganz grundlos ist und daß man auch sie nach dem Worte Pascals beurtheilen muß: La vérité est bien dans leurs opinions, mais non pas au point où ils

se figurent. Der sonst gegen weit reichende geistige Verbindungen so wachsame Staat hat eine zum Schaden aller anderen begünstigt; wenn er in seiner Parteilichkeit für einen einzigen Faktor der nationalen Kräfte verharrt, wenn er ohne sicheren Takt fremde oder schlecht assimilirte Elemente sich einverleibt, dann werden ihm in nicht zu ferner Zeit die Waffen fehlen mit denen er seine Schutzbefohlenen gegen den unwiderstehlichen Ansturm der Volksbewegung vertheidigen könnte.

Der Strom schwillt an und er bedroht das Gebäude, wo wir so sicher gewohnt hatten; dem Elend und dem dumpfen Groll der Niederungen ist er entsprungen, der belebende Hauch idealen Sehnens trieb ihn von oben her vorwärts, zahlreiche Nebenflüsse nahm er auf und nun findet er bei uns nicht einmal mehr den Damm einer einigermaßen festen Regirung. Unsere ganze Hoffnung beruht auf den Hilfskräften, die sich noch immer im Schoße unseres Volkes verbergen; dieses Volk aber wird eher Alles opfern als das Wort Republik. In dieses Wort, dessen muß man gedenken, in diese mystischen Silben hat es Alles verscharrt, was ihm an idealen Regungen noch blieb, die ganze Glaubenskraft also, die wir nach Außen und im Innern zu seinem Wohl nutzbar machen können. In dieses Dogma hat es die Ergebenheit, die Loyalität, die naive Zärtlichkeit übertragen, die seine Vorfahren an eine Dynastie verschwendeten. Und doch sieht es fast so aus, als hätten Freunde und Feinde des Wortes sich verschworen, um es in seinem Werth herabzusetzen: die Einen durch ihren eigensinnigen Glauben an die Möglichkeit, das republikanische Dogma noch heute aus der Seele des französischen Volkes zu reißen, die Andern durch den hartnäckigen Versuch, dieses Dogma in eine Parteischablone zu zwängen. Sehr leicht aber läßt sich aus diesem übel tönenden Lärm, der unser Babel, wo über öffentliche Angelegenheiten Jeder einen Rath in Bereitschaft hat, heute erfüllt, das allgemeine Bedürfniß und Sehnen heraushören: eine feste und einheitliche Staatsleitung fordert man, und man glaubt, sie nur von einem Manne erwarten zu dürfen. Die große Masse unseres Volkes vereinigt den Abscheu vor Revolutionen mit dem Wunsche nach einem starken Schutz nationaler und sozialer Güter; und diesen Schutz glaubt sie, im Banne unvergessener Traditionen und eines sicheren Rasseninstinkts, der dem Fordern des gesunden Menschenverstandes begegnet, wirksam nur da finden zu können, wo sie ihn in einem Namen, in einer deutlich erkennbaren Physiognomie und besonders in einem Herzen lebendig werden sieht. Aehnlichem Empfinden begegnet man auch in der Oberschicht, die sich der eigenen Schwäche und Rathlosigkeit bewußt ist und in der deshalb auch das Gefühl der Kraftlosigkeit noch stärker ist als in den Massen. Nicht Alle geben das zu; in

der Oeffentlichkeit hält Viele die Menschenfurcht zurück, die Angst, sich der Gemeinschaft mit schlimmen Abenteurern neuesten Datums verdächtig zu machen, und der ganze Balast stilistischer Gewöhnung aus der Zeit der Opposition gegen „die Tyrannei". Alle aber denken so, auch die offiziell anders sprechen, schreiben und drucken. Wer hat nicht unter seinen Bekannten einen Publizisten, der, nachdem er kaum einen wüthenden Artikel über die Gefahren des persönlichen Regiments beendet hatte, die Feder hinwarf und, noch heiß vom Schreiben, im Freundeskreise ausrief: „Wann endlich erscheint der rettende Mann?" In den kritischen Zeiten, die wir jetzt durchzumachen haben, fallen die Masken und die heimliche Erwartung wird zum drängenden Ruf nach dem unbekannten Messias. Unsere Gesellschaft kann heute in dem schönen Bilde Plotins manche Analogie mit ihren eigenen Stimmungen finden: auch sie gleicht jenen im nächtlichen Dunkel verirrten Reisenden, die schweigend und bang am Ufer des Meeres sitzen und angstvoll der Stunde harren, da endlich die Sonne sich aus den Fluthen erheben wird.

Ich erblicke darin keineswegs eine Stimmung, deren wir uns zu schämen hätten. Schämen müßten wir uns, wenn wir unser Vaterland so gering schätzten, um a priori anzunehmen, das nationale Bedürfniß könne in Frankreich nur noch einen unheilvollen Diktator erschaffen, einen politischen Streber oder einen militärischen Abenteurer. Ist die Geschichte dieser fruchtbaren Rasse denn schon abgeschlossen, die Geschichte, die uns von Karl Martel zu Jeanne d'Arc und von Heinrich dem Vierten bis zu Gambetta geführt hat? Wohl haben wir es erlebt, daß Unzufriedenheit und Erbitterung eine Republik beinahe einem Boulanger ausgeliefert hätte; aber sahen wir nicht auch einen Cavaignac, einen Washington als Retter und als Erhalter von Republiken? Heute ist man allzu sehr geneigt, nur die Befürchtungen zum Wort kommen zu lassen und die möglichen Hoffnungen zu unterdrücken. Wohl aber bleibt uns die Hoffnung auf einen Unbekannten, eine starke Seele, die sich jetzt noch im Dunkel der Stille verbirgt, die eines Tages aber die zersplitterten Kräfte Frankreichs sammeln wird. Ich habe das feste Vertrauen: Gott wird uns diese Offenbarung nicht versagen, wenn erst die Zeit sich erfüllet hat.

Paris. Vicomte E. M. de Vogüé.
Mitglied der Französischen Akademie.



Heine in Düsseldorf.

Dem Dichter war so wohl daheime
In Schilda's theurem Eichenhain.
Heinrich Heine.

Der Bürgermeister und Magistrat
Zu Düsseldorf am Rheine
Die saßen zusammen und hielten Rath
Ueber den Heinrich Heine.

Und Einer sprach: Ehrsame Herrn,
Es ist nicht länger zu leiden,
Daß wir die Sach' ins Blaue zerr'n,
Wir müssen uns heut entscheiden.

Zeit ist's fürwahr, daß rings im Land
Das schnöde Geschwätz verstumme.
Beisammen ist, wie allbekannt,
Das Geld, eine schöne Summe.

Auch ward mit hastigem Unbedacht
Ein wackrer Künstler gewonnen,
Der hat ein trefflich Modell gemacht
Für einen Loreley-Bronnen.

So weit wär's gut, ich sag' es frei,
Wenn man nicht drauf bestände,
Daß auch der Dichter der Loreley
Am Sockel ein Plätzchen fände.

Doch man verdirbt das ganze Spiel
Mit dieser Heine-Ekstase.
Und zeigt man auch nur sein Profil:
Er hatt' eine Judennase.

Die säh'n mit äußerstem Verdruß
Die biederen Antisemiten.
Man weiß, der foetor judaicus
Ist hier nicht wohlgelitten.

Auch äußert' über Altar und Thron
Der Heine sich oft blasphemisch.
Er war der Grazien Lieblingssohn,
Doch ungezogen und hämisch.

Und Alle sagen: er hatte Talent,
Doch leider keinen Charakter.
Sein Vers war häufig insolent,
Sein Leben nicht intacter.

Im Eifer des Gefechtes schlug
Er hin und wieder daneben.
Mein Gott, die Zeit war auch nicht klug,
Drum möchte man's ihm vergeben.

Würd' uns ein hübscher Brunnen bescheert,
Das könnt' uns wohl gefallen.
Doch wir sind Deutsche und legen Werth
Auf die Gesinnung vor Allen.

Das Geld, so man gesammelt hat,
Kann andre Verwendung finden.
Man könnte dem großen Fastenrath
Ein würdiges Denkmal gründen.

Und wollte man weiter um sich schaun,
So wär's fürwahr kein Schade,
Den Ehrn Stöcker auszuhaun
Auf unsrer Promenade.

Zwar offen betreibt er das Dichten nicht,
Doch übt er's wohl im Geheimen,
Sonst könnt' er christliche Liebespflicht
Und Judenhaß nicht reimen. —

Die Väter der Stadt, sie lauschten stumm
Und wiegten ernst die Köpfe.
Auf ihren Rücken tanzten herum
Verstohlen die langen Zöpfe.

Und wieder trat ein Redner auf
Und sprach: Meine Herren Kollegen,
Das Ding nimmt einen üblen Verlauf.
Ich bitte zu erwägen:

Der Heine — mit Kummer sprech' ich's aus —
Ist populär geworden
Weit über Deutschlands Grenzen hinaus,
In Ost, Süd, West und Norden.

In alle lebenden Sprachen ward
Sein Liederbuch übersetzet;
Ein Factum ist's betrüblicher Art,
Wie sehr man ihn überschätzet.

Engländer, Spanier, Dänen sogar,
Franzosen und Italiener —
Kein Zweiter der deutschen Dichterschaar
Ist weltberühmt wie Jener.

Was soll'n wir sagen, wenn Einer fragt,
Gekommen aus fremdem Lande:
Wo steht ein Heine-Denkmal? Sagt!
Nirgends? O Schimpf und Schande! —

Die Väter der Stadt sie lauschten verstimmt
Und rieben sich die Nase.
Das Wort ein dritter Redner nimmt
Mit sittlicher Emphase:

Was schiert uns aller Hohn und Spott,
Mit dem uns Fremde beluden?
Wir Deutsche fürchten nichts als Gott,
Doch nicht den Gott der Juden.

Schätzt man in Frankreich Heine's Stil,
So dien' uns das zur Warnung!
Man weiß, wie schmachvoll er verfiel
Erbfeindlicher Umgarnung.

Wär' er im Leben und Gedicht
Ein Patriot gewesen,
Ihn würden mit solchem Eifer nicht
Die fremden Völker lesen.

Zur Strafe, daß er sich erfrecht,
Nichtdeutsche zu erbauen,
Soll man in Deutschland nun erst recht
Kein Heine-Denkmal schauen! —

Ein allgemeines Bravo scholl,
Ein wüthendes Beifallstoben.
Der Bürgermeister sprach würdevoll:
Die Zweifel sind gehoben.

Nach diesem schlagenden Argument
Wird sich's von selbst verstehen,
Daß über das Heine-Monument
Zur Tagesordnung wir gehen.

Das Geld — ich denk', es findet sich wohl
Ein Zweck für die reichen Mittel,
Vielleicht für Dichter, gesinnungsvoll,
Doch ohne Talent, ein Spittel.

Mag immerhin ein Studentenhauf
Die Lieder des Juden plärren,
Was thut's? —Ich hebe die Sitzung auf.
Wünsch' guten App'tit, ihr Herren! —

Sie nahmen die Hüte und gingen fort,
Die wackeren Bürger und Gatten.
Man sagt, es sei am Rathhaus dort
Vorübergehuscht ein Schatten.

In den verklärten Augen stand
Ein schmerzlicher Hohn zu lesen:
„Einst hatt' ich ein schönes Vaterland;
's ist nur ein Traum gewesen!"

München. **Paul Heyse.**



Zur Naturgeschichte des sozialen Schmarotzerthums.

Sie fordern mich auf, über einige sehr betrübende Erscheinungen der Gegenwart, die das gemeinsam haben, parasitisch zu sein, sozialwissenschaftliche Aufklärungen von praktischer Anwendbarkeit zu geben. Ich soll mich darüber äußern, ob es richtig ist, daß in der Gegenwart außer der Klasse der schwieligen Handarbeit nur das reine Parasitenthum lebt, das „die Arbeit aussaugt". Ueber die besonderen Parasiten der lex Heinze soll ich auch Bescheid geben. Ich soll Farbe bekennen zur Frage, ob es wahr sei, was die Antisemiten behaupten, daß wenigstens die Juden sammt und sonders oder doch mit ganz wenigen Ausnahmen Schmarotzer im Pelz und am Blut unserer unnatürlichen Neuzeit-Gesellschaft darstellen. Ich soll namentlich die Spezies des Panama-Parasitismus auf sozialwissenschaftliche Gesichtspunkte zurückführen. Ich soll mich darüber äußern, ob im Zukunftstaat kein soziales Schmarotzerthum denkbar wäre und wie in Gegenwart und Zukunft dem sozialen Schmarotzerthum, dem kapitalistischen von heute und dem kommunistischen des Zukunftstaates, gründlich vorzubeugen wäre. Ihre Fragen führen weit, namentlich was parasitisches „Mausen" im Zukunftstaate betrifft. Dennoch will ich versuchen, Ihr Vertrauen zu ehren und, noch vor dem Einbruch des Zukunftstaates, der „die auf das Leben angewandte Wissenschaft" sein wird, das soziale Schmarotzerthum der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer praktischen Anwendung der Sozialwissenschaft zu unterziehen.

Bevor die Hauptformen des Parasitismus einzeln vorgeführt werden, möchte ich eine allgemeine Betrachtung über das *Wesen des menschlichen Schmarotzerthums überhaupt* vorausschicken. Die Klassifikation des furchtbar zahlreichen sozialen Bazillen- und Wanzenheeres kann sich nur daraus und sie wird sich hieraus in einem nächsten Briefe ergeben.

Am ehesten gelingt die allgemeine Charakteristik, wenn ich dem organischen den sozialen Parasitismus gegenüberstelle. Natürlich weiß ich sehr gut den ungeheuren Unterschied festzuhalten, der zwischen organischem, d. h. pflanzlich-thierischem Müssen in der Natur und der parasitischen Willensfreiheit in der menschlichen Gesellschaft besteht. Diese Willensfreiheit äußert sich in einem überaus schändlichen Thun der sozialen Schmarotzer, sowie in einem erst unnatürlichen Geschehenlassen und dann brutalen Reagiren des sozialen Schmarotzerwirthes gegen den Schmarotzer, also in zwei Dingen, die zurechenbar sind und sich auch insoweit, als der Strafrichter nicht da-

zwischentreten kann, an beiden Theilen wie alle Schuld auf Erden rächen. Meine zeitgemäßen Studien zur Naturgeschichte des sozialen Schmarotzerthums sind und bleiben sich dieses Unterschiedes genau bewußt.

Die merkwürdige Aehnlichkeit der Erscheinungen des schuldlosen, natürlichen, organischen und des sittlichen oder vielmehr höchst unsittlichen sozialen Parasitismus ist mir durch des geistreichen M. Perty Beitrag zu Holtzendorffs Sammlung populärer Vorträge (Nr. 91) erstmals recht klar geworden. Nach Perty vollziehen die Natur-Parasiten die „Aufgabe" — Perty war noch ein etwas teleologisch gefärbter Naturforscher — die Parasiten vollziehen die Aufgabe, die selbständigen, d. h. diejenigen Organismen, die für sich leben können, während die Parasiten nur von diesen selbständigen Organismen, ihren „Wirthen" leben können, in Schranken zu halten und ihrer verfehlten Lebensführung und Ausbreitung entgegen zu treten. Insofern vollziehen sie im großen, aber auch unendlich grausamen Haushalt der Natur die selbe Funktion, wie viele selbständige Organismen sie durch ihre größere Energie und Kraft vollziehen, wenn sie schwächere Lebewesen vernichten, wie im Thierleben alle Raubthiere es thun. Was die Raubthiere durch offene Gewalt und rasch vollbringen, wie in der menschlichen Gesellschaft die Eroberer, Räuber und Einbrecher, das erreichen die thierischen Schmarotzer in nicht gewaltsamer Weise, sie töten durch schleichendes Aussaugen mit der Folge des Siechthumes und Unterganges für den Schmarotzerwirth. Beide aber, Raubthiere und Schmarotzerthiere, produziren nichts für den wirthlichen Organismus Förderliches, beide nehmen nur und geben nicht.

Der Schmarotzer erreicht den „Zweck" gegen seinen Wirth auf „perfide und schleichende" Weise, um nochmals mit Perty zu reden. Die sozialen Parasiten, die Gauner, die Diebe, die Hehler, die Prostituirten, die Wucherer jeder Sorte, die Betrüger, die Schwindler, die Bestecher, die Panamisten, die mit Freund Reinach zwischen Licht und Dunkel verkehren, offenbaren sich prima vista für praktische Studien über sozialen Parasitismus auch als Schleicher und haben dafür, wenn sie ihre Sache dennoch ungeschickt treiben, Schweres zu gewärtigen, gleich dem vom Wirthe ertappten thierischen Schmarotzer.

Den Leser darf ich jedoch von der Orientirung über den organischen, pflanzlich-thierischen Parasitismus noch nicht ganz loslassen. Nicht blos, *was* der Parasit der Natur ist, muß man wissen, um dem sozialen Schmarotzer verständnißinnig nahetreten zu können. Man muß auch wissen, *wie* er ist und wie er wirkt.

Wie er ist? Perty hebt an den Schmarotzern der organischen Natur hauptsächlich folgende Eigenschaften hervor: maßlose Lust und Fähigkeit der

Vermehrung, enorme Entwickelung der Ernährung- und Geschlechts-Organe, einseitige Entwickelung der Greif- und Haft-Organe, größte Fähigkeit der Migration, des Weghüpfens und Wegspringens von schon ausgebeuteten Wirthen zu weiter erst auszubeutenden Wirthen. Daneben findet sich eine Verkümmerung, die „rückschreitende Metamorphose", jener „animalen" Muskel- und Nerven-Organe, die nicht zum Greifen und Wandern, sondern zu selbständiger Lebensarbeit dienen. Aus Perty entnehme ich darüber folgende Daten:

Die Fruchtbarkeit und Migrationsfähigkeit sei — sagt er — enorm. Eine große Kette des breiten Bandwurmes kann etwa 1 Million Eier enthalten, in jedem Glied etwa hundert, ein großer Spulwurm soll bis 60 Millionen Eier entwickeln können. Viele Helmintheneier haben an der Außenhülle faden- oder quastenförmige Verlangerungen, wodurch sie sich an Thiere anhängen und beim Lecken, Fressen, Trinken in den Darm gelangen. — Bei der Familie Suctoria zeigt sich recht deutlich, was die rückschreitende Metamorphose und der Parasitismus in Verbindung leisten können. Diese Geschöpfe, deren Larven ganz denen der anderen Cirripodien gleichgebildet sind und frei herumschwimmen, verlieren die animalen Organe später fast vollständig, die Gliederung des Körpers und der Darm bis höchstens auf ein Rudiment schwindet, der ganze Leib wird ein Sack, während statt der Eingeweide das Innere von Hoden und von Eiersäcken ausgefüllt ist. — Bei vielen Schmarotzern bilden sich statt der Bewegungs- Haftorgane; während die Krallen der Raubthiere zum Zerreißen der Beute dienen, vermitteln die Krallen und Haken der Schmarotzer das Festhalten an ihren Trägern. Analoge Apparate zum Festhalten finden sich auch bei vielen pflanzlichen Schmarotzern. — Eine weitere charakteristische Eigenschaft der Schmarotzer sei es, daß ein erster Schmarotzer einem zweiten, dieser einem dritten u. s. w. als Wirth diene.

Wie die Schmarotzer der organischen Natur wirken, richtiger gesagt schaden? Die durch die organischen Schmarotzer verursachten Schäden sind doppelter Art. Entweder bleibt es bei der Schwächung der vom Schmarotzer ausgebeuteten selbständigen Organismen, der „Träger" oder „Wirthe", durch Entziehung der Säfte und Kräfte, oder die Parasiten erzeugen Krankheiten durch von ihnen ausgehende und den Säften der Wirthe beigemischte Substanzen. Oder der Wirth vertilgt den Schmarotzer.

Wie dieser ist und wie er wirkt! der Leser wird nun schon selbst einige Gedanken über frappante Aehnlichkeit der Menschen- mit den Pflanzen- und Thier-Schmarotzern sich gebildet haben und bereits etwas vorbereitet sein. Eigentlich aber sollte man zuvor drittens noch weiter erfahren, wozu die Schmarotzer in der Natur da sind. Aber da hapert es in der Naturwissenschaft. Es giebt nur kausalistische, nicht auch teleologische Naturerklärung und ein Laie darf am allerwenigsten über den Zweck in der Natur, also auch über den Zweck der Schmarotzer des Pflanzen- und Thierreiches seine Gedanken haben, es wenigstens nicht wagen, sie zu äußern; ist es ja

doch gefährlich, auch nur mit Jhering über den „Zweck im Recht“ zu sprechen, das übrigens, wie ich zeigen werde, mit dem sozialen Parasitismus sehr viel zu thun hat. Die Teleologie ist auch nicht nöthig.

Was für eine Bestimmung die Schmarotzer der Natur für den Menschen haben, das ist von den großen Theo- und Teleologen, die einst darüber disputirten, wie viele Engel auf einer Messerspitze Platz haben würden, längst entschieden. Die Flöhe, Läuse und Wanzen sollen den Menschen zur Reinlichkeit anhalten. Der Cholerabazillus soll den Hamburger Senat zur Herstellung eines besseren Trinkwassers veranlassen, die Reblaus alle Völker zum Abschluß der internationalen Reblauskonvention und die Trichine zum Einfuhrverbot des amerikanischen Schweinefleisches im Interesse der nothleidenden Landwirthschaft. Damit habe ich auch schon in gewiß lobenswerther Kürze das gewaltige Kapitel der Wechselwirkung zwischen organischen und sozialen Schmarotzern und Schmarotzerwirthen behandelt, ohne weiter auf die menschliche Bekämpfung des Oidium, der Peronospera viticula, der Kartoffelfäule, des Bandwurms u. s. w., oder auf die neuesten Reichs- Vieh- und Menschen-Seuchengesetze eingehen zu müssen. Vielmehr um das Verhältniß zwischen schmarotzenden und ausschmarotzten Menschen handelt es sich hier allein. Und zum sozialen Schmarotzerthum gehe ich ja nun in diesem Augenblicke über.

Der Parasitismus der sozialen Welt bietet sofort die auffälligsten Aehnlichkeiten mit jenem der beiden Reiche der organischen Natur dar. Es giebt zwischen beiden nur jene drei durchgreifenden Unterschiede, die sämmtliche sozialen Thatsachen von sämmtlichen organischen Erscheinungen überhaupt trennen. Einmal wird der Parasitismus in der organischen Natur physiologisch vermittelt, jener in der menschlichen Gesellschaft durch bewußtes Thun und Erleiden, durch schuldhaftes Nehmen und Nehmenlassen; er wird hier sittlich oder vielmehr widersittlich vollzogen. Sodann findet der soziale Parasitismus — und dieser zweite durchgreifende Unterschied ist nur die Folge des ersten — zwischen den Gliedern der selben sittlichen, volklichen Gemeinschaft, sowie zwischen ganzen Volksgemeinschaften statt, während in der organischen Welt solche Gemeinschaft überhaupt noch nicht anzutreffen ist. Drittens sind die sozialen Parasiten nicht so typisch wie die organischen; sie sind dafür desto gestaltenreicher, geschichtlich mannichfaltiger und veränderlicher, ohne daß sie, soweit sie nach Ursache, Wirkung, Form und Motiven die konstanten Faktoren der sozialen Entwickelung berühren, an konstanten Grundgestaltungen Mangel leiden würden.

Das soziale wie das organische Schmarotzerthum gehört den Erscheinungen des *Kampfes ums Dasein* an. Dem metaphysisch spekulirenden Idealismus wollte es zwar schon im Alterthum scheinen, als ob nur

Liebe und Freundschaft alle Wesen, Himmel und Erde, Götter und Menschen zusammenbringen und zusammenhalten. Die seitdem unendlich vermehrte Erfahrung spricht jedoch weit mehr für die Meinung des anderen alten Philosophen, den Lucian den schlechthin „nichtfriedlichen" Mann genannt hat; Heraklit hat selbst jene Harmonie und Einigung, welche in Gestalt der labilen Gleichgewichtszustände des äußeren und inneren Friedens für die Völkerwelt hervorgehen, als Erzeugnisse des Kampfes angesehen und im Streit den „Vater aller Dinge" erkannt. Streit, Kampf und zwar nicht nur der äußere Krieg, auch der viel gestaltenreichere und zum Theil bösere Kampf mitten im äußeren Frieden, erweist sich in der That als ein Grundvorgang, als unumgänglicher Mechanismus auch der ganzen sozialen Entwickelung. Er ist die Grundlage für die Rückbildung und Zerstörung wie für Fortbildung zu immer höherer Lebensgemeinschaft im Ganzen und im Einzelnen. Der Parasitismus stellt nun unzweifelhaft gleichfalls in der Sozial- wie in der Naturwelt einen ganz eigenartigen Kreis von Erscheinungen des Daseinskampfes und zwar die sittlich den tiefsten Ekel erregende Gruppe solcher Erscheinungen dar. Diese Eigenthümlichkeit zu bestimmen und in der grausamen Fülle ihrer sozialen Entfaltung scharf zu erkennen —: dazu sollen diese Studien beitragen.

Der Parasitismus ist als Daseinskampf eigenthümlich — erstens in Beziehung auf den Kampfzweck. Der internationale Existenzkampf der Völker untereinander und der innernationale Existenzkampf zwischen den Angehörigen eines und desselben Volkes dreht sich um die verschiedensten Interessen: um Land, Ruhm und Ehre, um Unabhängigkeit, um politische und kirchliche Macht, um besondern Einfluß jeder Art. Die Daseinskämpfe des Schmarotzerthums sind in der Menschenwelt, wie in der Natur, nur Ernährungskämpfe, Kämpfe des Schmarotzers mit dem Wirth, um dessen Einkommen und Vermögen; und Vertheidigungskämpfe des Wirths gegen Ausbeutung. Der soziale Parasitismus gehört also unmittelbar nur dem wirthschaftlichen Gebiete an, wie der organische Parasitismus stets einen Kampf um den Unterhalt bedeutet. Der parasitische Daseinskampf in der Sozialwelt wendet zwar Uebermacht verschiedenster Art, nicht blos Besitzübermacht an und er kann mittelbar den unterliegenden Schmarotzerwirth nach allen Seiten seines Lebens herunterbringen, schwächen, auch ganz zerstören. Doch ist er unmittelbar immer nur auf Ausbeutung des wirthschaftlichen Lebens, auf Aneignung von Einkommen und Vermögen des Wirths durch den Schmarotzer gerichtet.

Der soziale Parasitismus ist eigenthümlich durch ein zweites Merkmal. Nicht aller materiell wirthschaftliche Erwerbskampf ist Parasitismus. Dieser ist gerichtet auf unvergoltenes Nehmen von Einkommen und

Vermögen des Wirthes ohne Gegenleistung durch den Schmarotzer. Der Parasitismus ist eine der Erscheinungen wirthschaftlicher Ausbeutung, nur nicht die soziale Ausbeutung nach ihrem ganzen Umfang. Parasitische Aneignung von Einkommen und Vermögen wird übrigens auch dann anzunehmen sein, wenn zwar Gegenleistungen erfolgen, z. B. durch Schmeichelei, Sinnlichkeit u. s. w., diese Gegenleistungen aber in einer Weise stattfinden, die den Wirth verderben, dem Schmarotzer aber Genuß oder doch keine Arbeit bereiten. Der Mangel an nützlicher Gegenseitigkeit ist also ein weiteres Kennzeichen.

Nur ist sozialer Parasitismus nicht schon dann gegeben, wenn Einkommen und Vermögen nicht ohne Gegenleistung überhaupt, sondern nur ohne Gegenleistung an wirthschaftlicher Arbeit und wirthschaftlichen Gütern, dem Einen von dem Anderen entzogen wird. Und noch weniger ist Schmarotzerei stets dann vorhanden wenn die Gegenleistung zwar nicht in Handarbeit, aber in anderen nützlichen Gewährungen, z. B. in der zur Zeit besten Leitung des sozialen Produktionsprozesses besteht. Das Kapital, das der zuletzt genannten Aufgabe wirklich gerecht wird, ist eben kein Gesellschaftschmarotzer, was für die Antikritik der sozialistischen „Kritik des Kapitals“ nicht nachdrücklich genug voraus anzumerken ist, und Schmarotzer sind auch nicht alle Existenzen, die Einkommen beziehen, ohne an der Güterproduktion theilzunehmen. Arbeit, die nützliche Gegendienste leistet, ohne die Produktion der materiellen Güter zu besorgen, ist keineswegs dem Schmarotzerthum zuzuzählen; „Nichtproduktivität“ und Parasitismus sind durchaus nicht gleichbedeutende Begriffe. Ferner sind nicht Alle, welche ohne regelmäßigen privaten oder amtlichen Beruf mehr oder weniger reichliches Einkommen beziehen, deshalb schon Parasiten; wenn sie nur aus freien Stücken der Politik, der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft, der Kunst, kurz dem freien gemeinnützigen Wirken sich hingeben, sind sie nützliche, oft die allernützlichsten Glieder der Gesellschaft. Ich bin daher weit entfernt, schlechtweg, sei es die Kapitalisten, sei es sämmtliche Personen mit freiem Einkommen und ungebundener Lebensstellung, zu den Schmarotzern zu stellen Endlich ist nicht das Annehmen, sondern nur das listige Nehmen ohne Gegenleistung als Schmarotzerthum anzusehen: das bedürftige Annehmen von Gaben aus der Hand der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe macht den Nehmer noch nicht zum Parasiten. Die Schmarotzerei ist ein arbeitscheues Nehmen ohne freies Geben.

Ein drittes Merkmal auch des sozialen Schmarotzerthums ergiebt sich, wenn man die Waffen betrachtet, welche in diesem Kreise sozialer Daseinskämpfe zur Anwendung kommen. Der Parasitismus ist nicht offene Gewaltanwendung zum Zweck der Ausbeutung. Er ist, um nochmals

mit Perty zu reden, die „hinterlistige, perfide," versteckt wirkende, auflauernde und auskundschaftende Anwendung von geistiger, physischer, sinnlicher, besitzlicher, politischer und sonstiger Uebermacht, mit welcher der Schmarotzer den Wirth, der überlegene und geriebene Schmarotzer — im Gaunerthum z. B. der Hehler den Stehler —, den dummeren, sinnlichen Schmarotzer ausbeutet. Ob der Parasitismus von Nation gegen Nation durch Tribut und Ausbeutungverträge, durch aussaugende Verwaltung und unredlichen Handel ausgeübt wird, oder zwischen Bürgern, Klassen Ständen, Berufen, Geschäften innerhalb der selben Nation —: immer ist er dadurch gekennzeichnet, daß er nicht als ehrlicher Kampf zwischen Gewalt und Gewalt, sondern mehr oder weniger als die listige Anwendung persönlicher, wirthschaftlicher und nichtwirthschaftlicher, Uebermacht zur Ausbeutung geistig und sonst schwacher, in Noth befindlicher, staatlich und sonst unterdrückter, durch Sinnlichkeit, Furcht (Drohung) u. s. w. bethörter, moralisch und wirthschaftlich heruntergekommener, aus den gesunden Verbänden wirklich sittlicher Volksgemeinschaft herausgefallener Volksbestandtheile sich darstellt. Dieser parasitische Ausbeutungskampf kann zwar mit den Gewaltkämpfen im Bunde stehen, wie der Lieferantenbetrug mit der Kriegführung oder der gaunerische Waarenvertrieb mit den Räubern und Einbrechern; als das Parasitische am Bund beider Theile wird dennoch nur der nichtgewaltsame Theil der Anwendung von Uebermacht zur Ausbeutung Anderer, ohne deren Gebenwollen und Gebensollen, sich darstellen. International gedacht ist der Feldherr, auch wenn er Beute macht und 5000 Millionen Mark Kriegsentschädigung einzieht, kein Parasit, selbst wenn er nicht der Vertheidigung wegen zum Schwert gegriffen hätte; internationaler Parasitismus ist aber vorhanden, wenn siegreiche Eroberer auf die Dauer als ausbeutende Kaste durch politischen Machtgebrauch unterworfene Völker ausbeuten oder wenn Handelscompagnien ihren Kommerzial-Feudalismus in unterworfenen Kolonialländern ausüben und daselbst herauspressen, was zu haben ist, bis kein Blut mehr läuft. Der Räuber und Raubmörder ist kein Parasit; er ist es so wenig, wie in der organischen Natur das Raubthier es ist. Zum Parasitismus zählen aber das verschmitzte, listige Gaunerthum, die Prostitution, der Wucher in allen Formen, die wirthschaftliche, kirchliche und politische Aussaugung der Eroberer in ihren Reichen, die ganze politische Korruption der Neuzeit. In allen diesen Fällen ist es nicht oder nicht mehr die rohe Gewalt, welche einseitige Güteraneignung vermittelt.

Ein viertes Merkmal auch des sozialen Parasitismus ergiebt sich, wenn man die überwiegende Wirkung, teleologisch gedacht den Zweck des Schmarotzens in der Menschenwelt ins Auge faßt. Nach der Oekonomie sozialer Entwickelung vermittelt das Schmarotzerthum im Größten und im

Kleinsten vorzugsweise die Rückbildung, Verbildung und Zerstörung. Es besorgt vorwiegend die negative Seite der sozialen Auslese. Selbst wo die Wirthe des Schmarotzers sich sogleich mit Gewalt erwehren, findet wenigstens der Schmarotzer Verdrängung und Untergang. In der Regel kommen beide Theile herunter, zuerst die Schmarotzerwirthe, dann aber auch die Schmarotzer in ihrer Mehrzahl. Keine andere Form sozialen Daseinkampfes wirkt im Ganzen so zerstörend und demoralisirend, auswärtigen Krieg und gewaltthätiges Verbrecherthum nicht ausgenommen.

Allein auch der so entsetzlich vielgestaltige Daseinskampf des sozialen Parasitismus wirkt nicht immer und nicht immer für beide Theile zerstörend. Er hat nach dem für uns Menschen im Grunde unbekannten Zweckstreben der Schöpfung auch einige gute Seiten. Wirthschaftlich und sonst unreinliche Völker werden geplagt, bis sie die Parasiten abschütteln. Heruntergekommene Gesellschaften werden zur „positiven Sozialreform“ angeregt, durch welche nicht nur die beschnittenen, sondern die unvergleichlich zahlreicheren und nicht weniger grausamen unbeschnittenen Parasiten abgeschüttelt werden. Die Reste von Eroberervölkern, die Jahrhunderte lang ihre gewaltsam errungene Herrschaft zu parasitischem Leben benutzt haben und dabei, wie es aller Parasiten teleologisch wohl bestimmtes Loos ist, gründlich heruntergekommen sind, werden gestürzt und vertrieben; das ist mit den Türken der Fall und die negative Seite der „orientalischen Frage“. Das Schutzzöllnerthum, das bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein kann, aber mitunter auch als schmutzzöllnerisches, Millionen aufsaugendes, großindustrielles und großagrarisches Parasitenthum aufzutreten geneigt ist, vereinigt zu seinem Sturze das ganze ausgebeutete Volk. Der Feudalismus sammt den Feudalabgaben hatte, so lange er für seine Blüthezeit die Pflichten des Staates erfüllte, volle Berechtigung; er war aber, als ihm welt- und volksgeschichtlich zuerst der Stadtstaat, dann der landesherrliche Staat (Territorialismus), endlich der Neuzeitstaat immer mehr über den Kopf wuchs, auch immer mehr ein Schmarotzer geworden, der die alten Abgaben forterhob, als er schon seit Jahrhunderten seine staatlichen Gegenleistungen nicht mehr erfüllte, sondern durch den Landesherrn gegen Steuern besorgen ließ; in der „Drohnenschlacht“ der ersten französischen Revolution ist er von den aufständisch verbundenen Massen seiner durch Jahrhunderte geduldig gewesenen Wirthe unbarmherzig vernichtet worden. An seine Stelle trat die bürgerliche Herrschaft des Kapitals, zugleich in Staat und Volkswirthschaft. Ein Theil dieser kapitalistischen Gesellschaft ist ohne Zweifel parasitisch verdorben; nur entfernt nicht diese ganze „bürgerliche“ Gesellschaft, der bereits nach 100 Jahren, also nach viel kürzerer Zeit, als diejenige der parasitischen Entartung des Feudalismus dauerte, vom

Proletariat eine neue Drohnenschlacht angedroht ist. Der Kampf der Wirthe gegen die Schmarotzer kann also im Großen und im Kleinen auch Wiedererhebung, Fortschritt, allerdings blutigen und schrecklichen, bedeuten. Ihr Ende finden die Schmarotzer rasch und der Masse nach, sobald sie neue Beute nicht mehr finden. Es fehlt ihnen und ihrer Nachkommenschaft in der Regel die Fähigkeit zu jenen Anpassungen, die erforderlich sein würde, um sie Mitglieder einer wirklich sittlichen Lebensgemeinschaft werden zu lassen. Der Parasitismus tritt immer aufs Neue auf, der einzelne Parasit und dessen Nachkommenschaft sind meist kurzlebig.

Auch ein fünftes Merkmal des Parasitismus in der organischen Natur tritt analog am sozialen Schmarotzerthum hervor: es ist Produkt und rückwirkend wieder Ursache irgend welcher Entfremdung zwischen den Wesen, welche in den parasitischen Daseinskampf mit einander gerathen. In der organischen Natur findet die Schmarotzerei nicht zwischen Individuen der selben Art statt, Schmarotzer und Schmarotzerwirth sind da einander der Art nach fremd. In der menschlichen Gesellschaft dagegen schmarotzt der Mensch den Menschen aus. Allein eine Entfremdung irgend welcher Art zwischen Schmarotzern und Wirthen, eine Entfremdung, durch welche die sittliche Gemeinschaft der Gegenseitigkeit mehr oder weniger aufgehoben ist, und welche Skrupel wegen Anwendung perfider Kampfmittel nicht aufkommen läßt, wird sich doch ziemlich allgemein als Ursache oder wenigstens als begünstigende Bedingung des sozialen Parasitismus nachweisen lassen. Soziale Schmarotzer und Wirthe sind nur organisch, aber nicht sozial gleichartige Wesen. Sie sind beide aus der wechselseitigen Solidarität fruchtbarer Gemeinschaft herausgefallen, sozial mehr oder weniger deklassirt, sozial unverschmolzen, daher auch erbarmunglos gegen einander. Dies zeigt sich schon darin, daß namentlich fremde, mit Säbel- und Geldherrschaft eingedrungene Volksthümer, desgleichen auch die Trümmer unglücklicher Volksthümer, den Versuchungen des aktiven Parasitismus besonders zugänglich sind und, wenn man ihnen die Aufnahme in die fremde Volksgemeinschaft weigert, eigentlich gar nicht umhin können, Machtherrschaft- und Geldherrschaft-Schmarotzer am Leibe unterworfener und ausgebeuteter Völker zu werden. Das Gleiche zeigt sich darin, daß, je mehr die schützende Gliederung der Familien- und Berufsgemeinschaft abhanden kommt, desto mehr angreifender und leidender Parasitismus Platz greift. Der Parasitismus gedeiht besonders gut bei atomisirten, entgliederten Gesellschaftzuständen. Je mehr Entfremdung der Elemente und Glieder einer Volksgemeinschaft, desto mehr sozialer Parasitismus! Ich werde diese Bemerkung praktisch auch gegen den Antisemitismus zu verwerthen vermögen, der meines Erachtens die zwei Grundfehler hat, alle Juden und nur die Juden für

Schmarotzer zu halten und in der Bekämpfung der Semiten Mittel anzuwenden, die den sozialen Parasitismus nothwendig noch steigern und raffinirter machen müssen, nämlich die völlige und allgemeine Entfremdung zwischen dem Judenthum und den Juden beherbergenden Nationen. Doch dies vorläufig nur nebenbei, um die Bedeutung, welche einer wirklich wissenschaftlichen Naturgeschichte des sozialen Parasitismus zukommt, die einer Zeithauptfrage, vorweg schon anzudeuten.

Eine weitere Eigenthümlichkeit auch des sozialen Parasitismus besteht in einer gewissen Entartung und Degeneration beider kämpfenden Theile, der Schmarotzerwirthe und der Schmarotzer selbst. Nach Perty gehen in der organischen Natur der Parasitismus und die „rückschreitende Metamorphose" Hand in Hand unter ungeheuren Verfallswirkungen. Das ist mit dem sozialen Parasitenthum nicht anders. Es sind wirthschaftlich und sonst kranke, verfallende, geschwächte, unterdrückte, in Noth befindliche Existenzen, die der parasischen Ausbeutung und Zerstörung besonders leicht unterliegen. Und die Schmarotzer sind ebenfalls mehr oder weniger entartete Gesellschaftbestandtheile von einseitiger, krankhafter Entwickelung des Migrations-, Greif- und Haftvermögens, von größter Findigkeit in der Aufsuchung der Wirthe, namentlich mit Hilfe der durch Publizität betriebenen Massen- und Gimpelbethörung. Auch an den sozialen Parasiten ist die sofortige sinnliche Vergeilung im Bunde mit üppiger Prostitution bei Trüffelessen und Champagnertrinken wahrzunehmen, woneben Verkümmerung jener Organe und Fähigkeiten des geistigen und physischen Arbeitvermögens einhergeht, welche zur Bewährung gesunder Gegenseitigkeit im materiellen Güterleben der Völker erforderlich sind. Unersättliche Ausbeutunglust, maßlose Sinnlichkeit, Faullenzerei, größte Gewandtheit im Verlassen des ausgebeuteten Wirthes und im Anbandeln an die erst auszubeutenden Opfer, das Greifvermögen äußerster Zudringlichkeit in jeder Form charakterisiren auch den sozialen Parasitismus. Ich hoffe, das Alles in meinen weiteren Studien für alle Haupterscheinungen des zeitgenössischen Parasitismus der Sozialwelt nachzuweisen.

Auch am sozialen Schmarotzerthum ist längst die Wahrnehmung gemacht worden, daß ein erster Schmarotzer einem zweiten, dieser einem dritten, der dritte einem vierten u. s. w. als Gegenstand der Ausbeutung, als „Wirth", dient. Unter den Erscheinungen des sozialen Schmarotzerthums tritt die selbe Thatsache auf den ersten Blick verblüffend hervor. Denke man z. B. an die neueste Hauptschmarotzerei, an den französischen „Panamismus". Das französische Volk der Aktionäre war der „Wirth". Dieser Wirth ist selbst schon parasitisch etwas verdächtig; denn wer in Panamaaktien statt in französischer Rente anlegte, wollte wohl ziemlich

allgemein im Trüben von Centralamerika fischen oder ohne entsprechende Gegenleistung aus dem Schmalz anderer Aktionäre eine Portion erhalten. Dieses Publikum gelte jedoch hier als der unschuldige, nur etwas leichtsinnige „Wirth“ des Bundes kapitalistischer, publizistischer und parlamentarischer Ausbeuter. An diesen Wirth hingen sich die Lesseps. An die Lesseps hingen sich die Emission- und Bestechung-Schmarotzer: Arton, Reinach, Herz. An sie heftete sich der Lieferungschmarotzer Eiffel, der nichts lieferte, an diesen und an Andere seinesgleichen mancherlei andere Schmarotzer männlichen und wahrscheinlich auch weiblichen Geschlechtes. Dann kamen die Schmarotzer, die über publicité und das Gegentheil davon verfügen, Zeitungeigenthümer und Journalisten. An alle zusammen hängten sich die Parlamentarier, die ihrem Beruf der öffentlichen Kontrole die Binde um die Augen legen ließen, bis fast zu Clémenceau herab. An den parasitischen Parteiführern hingen dann wieder die untergeordneten Parlamentsschnorrer, die, obwohl Nullen hinter den Einern, „nur“ mit 1000 bis 10000 Francs „betheiligt“ worden sind. Und am Ende fiel in Form der Wahlbechsteung, in der Form von Freiwein und Freibraten, auch an Wählerschaften des allgemeinen Stimmrechts mehr oder weniger ab. Beinahe hätte ich Herrn Freycinet vergessen: für Spionage! Man sieht, wie viele Glieder namentlich der politisch-parlamentarische Parasitismus, wenn er mit dem geldkapitalistischen Parasitismus im Bunde steht, haben kann. Dieser im Besitz der politischen Macht und im Bunde der Geldmacht stehende Parasitismus, genannt Korruption, bildet eine grausige Schmarotzerkette. Allein die viel einfacheren Schmarotzer, denen die Justiz und die Polizei schon von allem Anfang an den Krieg wirklich erklären, zeigen ebenfalls solche Anhängsel und Ablegerschaften von Schmarotzern mehrerer Rang- oder Abhängigkeitstufen: an den Stehler hängt sich bekanntlich der Hehler, an den einen oder andern die Dirne, an diese oder an sie alle der Inhaber der Gaunerherberge oder des Frauenhauses, der Wohnung-Miethwucherer und vielleicht noch der Geldwucherer.

Die Vergleichung mit dem pflanzlich-thierischen Schmarotzerthum kann nicht die vollständige Kennzeichnung des sozialen Parasitismus ergeben. Darum nicht, weil die menschliche Gesellschaft und sie allein sittliche Lebensgemeinschaft organisch gleichartiger Individuen, Individuenmassen und Individuen-Gliederungen normaler Weise ist, eine Gemeinschaft, die durch den Mechanismus vielgestaltigster Daseinskämpfe bewegt ist und die den Abschluß ihrer Schöpfung oder ihrer Geschichte noch lange nicht gefunden hat. Dies verleiht auch dem sozialen Parasitismus ein Gepräge, für das in der ganzen organischen Natur nichts Aehnliches sich findet. Auf diese ganz eigenartigen sozialen Züge des Parasitismus unter Menschen werde

ich in meinen weiteren Studien hinreichend zurückkommen. Hier vorerst nur einige Grundhinweisungen.

Die sozialen Schmarotzer aller Art, nicht nur diejenigen des Gaunerthums der Diebsherbergen, führen ihren Kampf gemeinschaftlich, allerdings in der sozialpathologischen, niedrigsten Organisationsform der Banden, Ringe, Raubkonsortien, „Schwindlikate" (Syndikate) u. s. w., als welche sie jedoch alle gesunden Gewebe und Organe des Volkskörpers bis zum Staate hinauf und ins Parlament hinein durchdringen. Entgegen führt die Gesellschaft vorbeugend und unterdrückend den Kampf gegen die Schmarotzer durch alle ihre Veranstaltungen für Recht und Moral, durch Justiz und Polizei, Erziehung, Belehrung, Preßkritik, Parlamentskontrole, deren Verschmarotzerung und Korruption freilich auch möglich und in heutiger Zeit bedenklich ausgebreitet ist.

Das soziale Schmarotzerthum ist noch mitten im Fluß der geschichtlichen Entwickelung begriffen, gehört aber allen Geschichtepochen an, einer jeden jedoch in eigenthümlicher Ausgestaltung.

Jede Art und Schicht und Epoche des sozialen Parasitismus hat ihre besondere Sprache. Nicht blos das Gaunerthum. Ja, die Schmarotzersprache existirt im weitesten Sinne des Wortes. Sämmtliche Schmarotzersprachen haben auch den selben Grundzug, höchst euphemistisch mit Beimengung von mehr oder weniger Selbstironie zu sein.

Um dem Leser verständlich zu werden, muß ich hier schon einige sprechende Beispiele für diesen Charakter aller Schmarotzersprachen anführen. Das Gaunerthum des Hehlens und Stehlens hat für die pechfinstere, sternenlose und sturmbewegte Nacht den Ausdruck „goldene Choschech" (Finsterniß), während das uneigentliche Gaunerthum, das durch Preß- und Parlamentskorruption die höhere „goldene Finsterniß", nämlich die Verdummung des parasitisch auszubeutenden Publikums durch Lob- und Schweiggelder herstellt, von „Betheiligung" der Zeitungeigenthümer und der Abgeordneten und vom „Honoriren" der „Publizität" — frei nach Herrn Cassagnac — zu reden pflegt. Vor zwanzig Jahren pflegte in einer Großstadt der Eigenthümer des verbreitetsten Blattes, der in Paris als Bäckergeselle angefangen hatte, sein Redaktionslokal selbst ein „Gewölbe, wo Publizität verkauft wird" zu nennen. Die Vermögenszerstörer der Agiotage heißen sich „Gründer." Ist das nicht alles Euphemismus, verbunden mit Selbstironie?

Zunächst will ich nun eine Klassifikation der hauptsächlichen Gattungen des sozialen Schmarotzerthums versuchen.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.

Die Weber.

In Suez sah ich einmal, wie zwei schwarze Lümmel einen schon altersschwachen Esel mißhandelten, von der kleinen Sorte einen, die in Egypten heimisch sind. Das arme Grauthier hielt zuerst ganz geduldig den Streichen still; als aber die Schläge dichter fielen und der größere Lümmel von den brüchigen Lehmhäusern harte Klümpchen löste und damit den scheu blinzelnden Kopf des Thieres traf, da wurde es wild, begann zu stoßen und zu stampfen, zerriß den Strick, der es an den Pflock gefesselt hielt und jagte mit letzter Kraft bis hinunter ans Meer. Da fingen die schwarzen Strolche, deren Heldenthat die stolze Familie lächelnd zusah, den Esel wieder ein, führten ihn am Halfter zurück und sperrten ihn in den Stall. Mich hatte das Schauspiel erregt und nur die Ohnmacht des Einzelnen gegen eine Schaar schwarzer Gauner hielt mich ab, dem zerstriemten Grauthier zur Hilfe zu eilen. Immerhin sagte ich mir, daß die Esel doch eigentlich gut daran thun, nach der Mehrheit zu streben. Und so hatte die Scheußlichkeit mir zwar keine tragische Erschütterung, aber etwas wie eine sozialphilosophische Betrachtung suggerirt.

Das Beispiel ist ein Bischen weit hergeholt, aber ich fand in der Nähe kein so passendes, um die Empfindung zu bezeichnen, mit der ich immer wieder das Schauspiel „Die Weber"*) von Herrn Gerhart Hauptmann gelesen habe. Immer wieder rüttelte mich der Jammer, die dumpfe Verzweiflung, die aus den Leuten von Kaschbach und Langenbielau stammelnd nur noch und lallend hervorbricht, immer wieder riß ihr Aufruhr wie ein apokalyptisches Rachegericht mich mit und selbst ihrem etwas melodramatischen Unterliegen versagte das Mitleid sich nicht. Aber der tragische Schrecken blieb aus und die tragische Läuterung stellte sich nicht ein und am Ende blieb nur eine Nervenerregung zurück, wie nach einem Straßenunglück oder nach einem spannenden Mordprozeß, und daneben die Freude an dem Erstarken der proletarischen Organisation, die uns heute die Schmach des Weberelends aus den vierziger Jahren doch in gemilderten Formen zeigt. Solche Empfindung aber kann nicht das Ziel des tragischen Dichters sein, dem Goethe die Aufgabe gestellt hat, „ein psychisch-sittliches Phänomen

*) S. Fischers Verlag, Berlin.

in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen."

Nicht oft genug kann ein Kritiker seine bescheidene Subjektivität betonen: er sieht, wie andere Menschen auch, aus eigenen Augen in die erlebte oder erdichtete Welt und von der Art seines Sehvermögens, nicht von der Richtigkeit seiner Beobachtung, hängt es ab, ob er Aufmerksamkeit und Interesse finden wird. Taine, dessen Verlust wir eben beklagen und den fixe Buben so eilig unter geborgte Kränze bestattet haben, als gehörte ihm nicht ein reichlich lessingischer Rest des Jahrhunderts, war groß durch seine strömende Subjektivität; er war so wenig wie etwa Treitschke ein kühler, unbefangener Historiker, und wenn er über die interessantesten Stoffe sprach, über die große Revolution und Napoleon, selbst dann war der Betrachter immer noch interessanter als die Betrachteten. Im sicheren Gefühl seiner naturwissenschaftlichen Erkenntniß war er dieser Begrenzung, die ihm doch wieder die zwingende Macht verlieh, sich nicht bewußt; seine geistige Nachkommenschaft aber, die zugleich auch von Renan entscheidend beeinflußt worden ist und die Goncourt, Bourget, Lemaître und Genossen umfaßt, hat allmählich doch eingesehen, daß der Kritiker nicht immer, wie Taine wollte, nur botanisiren und die Kataloge der menschlichen Pflanzenwelt aufstellen kann, und schließlich hat Anatole France das gute Wort gefunden: Jede Kritik ist ein Selbstbekenntniß und bezeichnet nur das Verhältniß des Betrachters zu dem Betrachteten.

Damit ist nun freilich die ästhetische Barbarei nicht entschuldigt, die sich noch stolz dünkt, wenn sie am Stoffe klebt und im Lapidarstil verkündet, das Weberschauspiel des Herrn Hauptmann müsse gepriesen werden, schon weil es mit schrillem Nothschrei den Nebel der bourgeoisen Dramatik durchheult. Wer so denkt, ist ein Hunne und wäre der Mann, am Ende aller Kunsttage zu erscheinen, in der gar nicht mehr fernen Zeit, wo der Künstler nur noch auf die Tüchtigkeit seiner Gesinnung geprüft werden wird. So lange aber Menschen ein Kunstwerk beurtheilen und die Kritik nicht automatisch besorgt wird, so lange wird auch menschliche Antheilnahme ein Wort mitsprechen; und für die jüngere Generation, die durch ihr Erleben heute unwiderstehlich auf die Seite der sozial Unterdrückten gedrängt wird, entsteht so die ernstliche Gefahr, daß die unbefangene Kunstanschauung ihr v[illegible]itziger Parteilichkeit überrannt wird. Deshalb glaube ich auch, daß der weitaus größte Theil des Beifalls, den das Schauspiel des Herrn Hauptmann gefunden hat, den sozialen Instinkten und nicht der künstlerischen Befriedigung entstammt. Und weil vor diesem Schauspiel aus den vierziger Jahren heute selbst der verhärtetste Ausbeuter sich bekreuzigen und beschwören kann, daß er nicht ist wie der

Fabrikant aus Peterswaldau, deshalb bin ich auch überzeugt, daß die vereinigte Plutokratie von Berlin eines Tages noch diesen illuminirten Freskobildern tobenden Beifall klatschen wird. Es ist ja so angenehm aufregend, die entfesselte Bestie ihr Rachewerk beginnen zu sehen, so behaglich, sich als der bessere Mensch zu fühlen, und so tröstlich, wenn am Ende doch die Stützen der Gesellschaft von der Polizei und dem Militär in ihre angestammten Rechte wieder eingesetzt werden.

Die Freunde des Dichters haben die „Weber" mit „Wilhelm Tell" verglichen und gerade dieser Vergleich hat meinen Glauben gestärkt. Auch bei Schiller sehen wir, und gewiß in bewegter Theatralik, wie ein geknechtetes Volk sich gewaltsam erhebt; aber Zwing-Uri und der Rütli sprechen zu unserm Empfinden nicht und nur die menschlichen Geschicke Tells und Melchthals greifen uns ans Herz. Solche menschliche Theilnahme findet in den „Webern" keine Nahrung, denn da erblicken wir, gleich das Personenverzeichniß verräth es uns, nicht Individuen, sondern nur Gruppen, die Weber und die Fabrikanten, dazwischen ein fluktuirendes Element von Kleinbauern, Städtern, Geistlichen und Subalternbeamten, die unschlüssig zwischen den Herren von heute und morgen zaudern. Daß „Wilhelm Tell" kein gutes Drama ist, räumt jetzt jeder Verständige ein; und doch möchte die lärmende Schaar, die sich an Herrn Hauptmann gedrängt hat, uns die „Weber" als eine neue Form dramatischer Kunst anpreisen. Wenn aber Stauffacher uns ein gleichgiltiger Mann ist, während der rothe Bäcker, der die Weber zum Aufruhr ruft, leidenschaftliche Sympathie erzwingt, so liegt das eben nur daran, daß soziales Mitgefühl den Kunstanspruch übertönt.

Und doch ist Herr Hauptmann ein feiner Künstler und die weitaus stärkste Natur im jungen Deutschland der neunziger Jahre. Ich liebe ihn mehr, wenn er in die leisen Konflikte einer etwas pedantischen Kleinbürgerlichkeit sich einspinnt; aber die ganz ungewöhnlich sichere Beobachtung kleiner und kleinster Wesenszüge und die Fähigkeit, in knapper und fast immer konsequenter Sprache eine Individualität zu enthüllen, ist ihm auch in den „Webern" treu geblieben und die Prachtgestalt des wundervoll liberalen Fabrikanten, der sofort in ein Kommunalamt oder in einen Bezirksverein versetzt werden könnte, lobt laut ihren Meister. Die Aufgabe aber, an einem Menschengeschick den ganzen Jammer zu zeigen und die Fülle der Noth, so daß man in der Perspektive auch das Leben und das Vergehen der übrigen Unterdrückten erblicken kann, diese Aufgabe hat er nicht bewältigt. Alle Einzelheiten breitet er geschäftig vor unserem Blick aus und zeigt uns den Weber bei der Löhnung, in der verfallenden Hütte, beim Schenkenwirth und im Kampf um sein Recht; hinter diesen Momentbildern aber sehen wir nichts mehr und es beschleicht uns das unbehagliche Gefühl,

in einem Laden zu sein, dessen Besitzer außer den Stoffen auf dem Tisch uns nichts weiter zu bieten hat. Auch wirkt das Gewimmel, in dem man nur die helle von der dunklen Gruppe unterscheiden kann, auf mein Auge zerstreuend und ermüdend, etwa wie ein Riesenpanorama, das der feine Pinsel eines Meissonier gemalt hätte.

Dennoch wird das Werk bleiben und die Stimmung einer Stunde bezeichnen, in der sich ein evolutionärer Wechsel der Weltbetrachtung vollzog. Schon einmal ist aus Schlesien, der Heimath der Weber und ihres Dichters, eine literarische Evolution hervorgegangen: als vor dreihundert Jahren Martin Opitz sich gegen die Meistersängerei und pöbelhafte Pritschmeisterei erhob und der Poesie die Schätze des Humanismus zu eröffnen versuchte. Damals forderten die ersten Triebe nationalen Selbstgefühls und bürgerlicher Bildung ihr Recht gegen Fremdländerei und Verwahrlosung; heute ringt ein soziales Sehnen sich ans Licht und aus der Stätte des tiefsten Elends klingt kreischend der gellendste Schrei hervor. Die Zeit des unendlich Kleinen, der atomisirten Massen bricht herein, immer deutlicher erkennt man in der nur scheinbar literarischen die sozialistische Bewegung, und es ist gewiß kein Zufall, daß der Führer der neuen Schaar nicht der Gestalter großer Menschengeschicke ist, sondern der Organisator kämpfender Gruppen und Massen. Martin Opitz konnte in seinem Buche von der teutschen Poeterey noch sagen, die Tragödie vertrage nicht, „daß man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einführe“; sein Landsmann hat uns jetzt die Tragödie des Proletariats gegeben, die Tragödie vom Hungern und Sterben ausgebeuteter Industriesklaven.

Die Tragödie? Ich möchte lieber sagen: das Melodrama, das neue, das mit verfeinerten Kunstmitteln und veredelter Technik arbeitet, das seinen Ursprung aber doch nicht verleugnen kann. Wenn die „Weber“ in Paris aufgeführt werden, dann wird man vielleicht an Victor Hugos „Misérables“ oder gar an Sues „Mystères de Paris“ erinnern und am Ende noch selbstgefällig auf die soziale Zerrüttung in Deutschland weisen. Es ist sehr möglich, daß ich mich täusche; aber mir will vor den unsäglich traurigen Zuständen, die Herr Hauptmann mit zähem Verweilen schildert, der tragische Schrecken und die tragische Läuterung sich nicht einstellen und mein Empfinden bleibt ungefähr das gleiche wie damals in Suez, als ich das arme Grauthier mißhandeln und wieder einfangen sah. Da wurde nur ein Thier geknechtet und hier sind es Menschen; doch das mehrt nur die Trostlosigkeit solchen Schauspiels, und aus den Weberhütten bringt nicht wie von Suez der Blick zu der mythischen Stelle, wo Moses den Dürstenden einst erquickendes Wasser aus einem Felsen schlug. M. H.

Der Bauernaufstand.

Seit fast einem Vierteljahrhundert stehe ich im praktischen landwirthschaftlichen Leben. Ich habe während dieser Zeit manche Veränderungen in materieller Beziehung, manchen Wechsel auch der politischen Ansichten in landwirthschaftlichen Kreisen erlebt; habe die Bauern und kleinen Besitzer fortschrittlich und wieder konservativ werden oder — machen sehen, habe die Zeit der fabelhaften „großen Grundrente“ mit genossen und trage jetzt die Freuden der leider mehr als sieben mageren Jahre. Niemals aber habe ich eine so tiefgehende und allgemeine Erregung der Gemüther in der Ackerbau treibenden Bevölkerung erlebt wie jetzt.

Der vielgenannte Aufruf des Herrn Ruppracht in der „Landwirthschaftlichen Thierzucht“ hat gewirkt wie der bekannte Funke im Pulverfaß; binnen einer Woche ist eine Bewegung entstanden, die von der blinden Presse freisinniger und ähnlicher Richtung noch theils mühsam totgeschwiegen, theils mit Spott und schlechten Witzen abgethan wird, die aber ernsten und ehrlichen Staatsmännern viel zu denken und zu thun geben kann. Man mag das vielgetadelte Wort des Herrn Ruppracht vom „Gehen zu den Sozialdemokraten“ noch so bemänteln, entschuldigen und deuten wollen, es ist und bleibt ein Beweis, bis zu welchem Grade die Erbitterung, um nicht zu sagen Verzweiflung gerade in den doch sonst so ruhigen Kreisen der Landwirthe gestiegen ist.

Denn um diese, um die gegenwärtig das landwirthschaftliche Gewerbe treibenden Menschen handelt es sich. Die so beliebten Unterschiede zwischen der Landwirthschaft und den in und von ihr lebenden Menschen, den Landwirthen, sind uns völlig gleichgiltig. Mag die Landwirthschaft als Begriff floriren, so viel sie will, d. h. nach Ansicht der Philosophen vom Katheder und der Rednertribüne, — wenn wir Landwirthe dabei verhungern und zu Grunde gehen, so tröstet uns das gar nicht.

Und wir wollen bei ehrlicher und verständiger Arbeit nicht verhungern, und wollen und müssen etwas, wenn auch nicht viel, verdienen. Deshalb der Aufstand. Es ist ja sehr interessant und gewiß auch wichtig, wenn uns Herr Staatsminister Dr. Schäffle in Nr. 20 der „Zukunft“ auseinandersetzt, wie unser Nothstand wesentlich mit darauf beruht, daß die heutigen Güter- und Grundbesitzpreise noch immer nach dem Maßstabe der hohen Grundrente der siebziger Jahre bemessen sind, während die Rente selbst schon lange erheblich gesunken ist. Was hilft diese gebildete Einsicht aber mir, dem Individuum, das seinen Grund und Boden eben hat so theuer bezahlen müssen, um ihn überhaupt und damit die unumgängliche Grundlage für sein Gewerbe zu erhalten?

Es mag eben so richtig sein, daß, wie Herr Michael Flürscheim in Nr. 18 der „Zukunft“ erklärt, die Hauptschuld an aller Kalamität der Landwirthschaft und der Landwirthe die Belastung des Bodens oder richtiger die Aussaugung seines Werthes durch das mobile Kapital trage, das weder Arbeitleistung noch entsprechenden Mehrverzehr an Gütern in sich schließt und

mit sich bringt. Aber was hilft diese schöne Einsicht dem gegenwärtigen Besitzer, der weiter nichts ist als ein schlecht oder gar nicht bezahlter Lohnsklave für seine Pfandbrief- und sonstigen Gläubiger! Wohl weiß ich, daß auch bei den Landwirthen, namentlich den größeren Besitzern in den östlichen Provinzen, Manches faul und verkehrt gewesen ist. Am allermeisten verdienen diesen Vorwurf die homines novi des Großgrundbesitzes, die bürgerlichen Ackerbarone namentlich Sachsens, West- und Ost-Preußens. Am wenigsten der altangesessene Landadel, die von dem freisinnigen Troß wie der Falke von den Krähen gehaßten und verfolgten „Junker“. Ich entsinne mich noch wie heute einer sogenannten „großen“ Familie Westpreußens, wo auf einem mittelgroßen Gut mit allerdings vorzüglichem Boden nicht weniger als 12 Reit- und Wagenpferde für den Privatgebrauch der Familie gehalten wurden, wo der damals noch theure Sekt das gewöhnliche Getränk auch beim zufälligsten Frühstücksbesuch war, und der großmächtige Besitzer es für unter seiner Würde hielt, auch mit seinem ersten Beamten anders als in kurzem abweisenden Tone halb über die Schulter zu sprechen.

Die politische Richtung dieser Familien hat meist nach kaum einer Generation gewechselt, namentlich durch die Verheirathung der vornehm erzogenen Töchter, die, des Landlebens satt, es nun einmal unter einem meist geldbedürftigen Lieutenant, am liebsten von der Kavallerie, nicht thaten. Noch mehr ist die Vermögenslage verändert Der älteste Sohn jenes Protzen, der heutige Besitzer, kommt mit 3 Privat-Pferden aus und trinkt in der Kreisstadt bescheiden ein Glas Bier. Mit solchen Ausnahmefällen, die meist durch damals unter Umständen enormen Gewinn abwerfende landwirthschaftliche Industrie, namentlich Zuckerfabriken, geschaffen wurden, dürfen wir aber überhaupt nicht rechnen. Im Durchschnitt bewegt sich die Landwirthschaft in den östlichen Provinzen Preußens auf mittelmäßigem Boden, dessen Haupterzeugnisse Roggen und Kartoffeln sind. Es bedarf nun nur des einfachsten Ueberschlages, um herauszufinden, daß bei den diesjährigen Preisen dieser Produkte der Landwirth absolut mit Schaden und ohne jeden Reinertrag arbeitet.

Der Hektar mittleren Roggenbodens (Klasse III. der Grundsteuer), wird in der Mark Brandenburg, die wir als Durchschnittsprovinz annehmen können, einschließlich Gebäude und Inventar mit etwa rund 1000 Mark bezahlt bezw. mit 40 Mark gepachtet. Er produzirt, wenn Alles gut geht, im Durchschnitt 1 Wispel = 2000 Kilogr. Roggen, der uns gegenwärtig mit ca. 120—125 Mark bezahlt wird. Bei dem Zinssatze von 4 pCt. und billigster Veranschlagung der Bestellung-, Erntekosten u. s. w. kommt uns der Wispel selbst auf 135—140 Mark zu stehen, wobei noch angenommen wird, daß der Strohertrag die Kosten der alle 2—3 Jahre aufzuwendenden Düngung kompensiren soll. Mit anderen Worten: ich setze heute bei jedem Wispel 15—20 Mark zu. Außer Roggen kommen für mich nur noch Kartoffeln in Betracht, deren Preis trotz der letztjährigen wenigstens auf leichtem Boden nur geringen Ernte ebenfalls so niedrig (etwa 1,20 Mark pro Centner) ist, daß sich ihr Verkauf nur etwa in der Nähe größerer Städte noch einigermaßen lohnt, vorausgesetzt, daß sie die ziemlich weitgehenden Ansprüche der Städter an gute Eßkartoffeln befriedigen. Wovon soll ich also mit meiner Familie leben, wovon sollen wir uns kleiden, wovon sollen die Steuern bezahlt und die Kosten für Erziehung meiner Kinder gedeckt werden? Ich weiß es nicht und würde den klugen Herren Zeitung-

schreibern und Kammerrednern sehr dankbar sein, wenn sie mir dies Räthsel lösen würden.

Daß die Zollherabsetzung in dem Handelsvertrage mit Oesterreich die gegenwärtige Noth nicht allein geschaffen hat, darüber sind wir Alle einig; daß eine Erleichterung der Einfuhr russischen Roggens die Preise noch weiter drücken muß, ist aber auch Allen völlig klar. Es handelt sich um unsere Existenz. Wir wollen nicht verhungern aus Rücksichten höherer staatsmännischer Politik, wie sie in der Wilhelmstraße jetzt geübt und verstanden zu werden scheint. Es ist richtig, daß durch die so verführerische Gewährung übermäßigen Kredits namentlich bei größeren Besitzungen, welche die solidesten Kreditinstitute bis zu ²/₃ eines häufig fiktiven Werthes (z. B. sandiger Kiefernboden als Weideland geschätzt!) beleihen, das landwirthschaftliche Gewerbe nicht selten von Unternehmern ohne auch nur annähernd genügende Mittel versucht und betrieben wird. Mir selbst sind Fälle bekannt, wo Besitzungen von 400 000 Mark Werth mit einem Vermögen von 40 000 Mark, also einem Kredit von 90 pCt. des Werthes, übernommen und — viele Jahre gehalten wurden! Mögen solche ungesunden Verhältnisse denn zusammenbrechen! Uns solls nicht kümmern! Mögen auch manche Großgrundbesitzer sich noch etwas mehr einschränken, es wird ihrem Wohlbefinden nichts schaden. Aber der solide, fleißige und sparsame Landwirth — und das ist trotz allem freisinnigen Geschrei die Mehrzahl — muß bestehen können.

Wir meinen, daß unser Gewerbe das ursprünglichste und für den Staat wichtigste ist und daher nicht nur das bekannte „warme Herz", sondern thatsächliche und ernste Unterstützung zu beanspruchen hat. Wir meinen, daß die Interessen der Großindustrie und des Großkapitals den unseren nicht vorangehen dürfen. Wir sind auch durchaus keine Freunde des übergroßen, meist in für das Wohl des Landes ziemlich unnützen Händen angehäuften Grundbesitzes. Unser Ideal ist weder das lykurgische Sparta noch das reiche England von heute; eher das merry old England der kleinen farmers und squires auf eigener Scholle, auf deren gesundem Stamm die heutige Größe des Inselreiches eigentlich erwachsen ist.

Wir haben noch nicht in allen Punkten unsere Wünsche ganz bestimmt formuliren können; unsere Bewegung ist dazu zu jung und neu; sie muß erst weiter ausreifen. Die ackerbauende Bevölkerung ist im allgemeinen schwer zu erregen, aber auch desto nachhaltiger in ihrer Bewegung. Man thäte deshalb doch gut, unseren jetzigen Aufstand nicht zu leicht zu nehmen. Es ist sehr bequem und wohlfeil, von Interessenpolitik, einseitiger Anschauung der Landwirthe u. dergl. zu sprechen; als ob es jemals eine andere Politik als die der materiellen oder sonstigen Interessen gegeben hätte und geben könnte! Immer handelt es sich um einen Kampf verschiedener Interessen, in dem der Starke und Muthige siegt und der Schwache, Geduldige unterliegt. Wir Landwirthe haben die Stärke, aber wir waren uns ihrer bisher kaum bewußt; uneinig unter die verschiedensten politischen Parteien zersplittert, ziellos und planlos.

Nun einigt uns die Noth: wir haben *ein* Ziel und *einen* festen Willen! Ich denke, wir setzen ihn durch.

Ein Landwirth.



Hinter den Coulissen von Chicago.

Ein nicht auf den Kopf gefallener Amerikaner schrieb einst nach der Rückkehr von seiner ersten Europareise:

„Also wir waren in Europa mit einigen hunderttausend Anderen. Brachen uns fast die Hälse, um gute Kajüten zu erlangen, und bekamen die schlechtesten. Hatten schon am ersten Tag an Bord Heimweh und waren so seekrank, daß wir uns nicht rühren konnten. In Europa blieben wir Tag und Nacht auf den Beinen, um uns ja keine Sehenswürdigkeit entgehen zu lassen. Versuchten, ganze Städte in einem Tage unserem Gedächtniß einzuprägen. Kletterten auf die Berge, kehrten auf dem halben Wege wieder um und kauften unten stereoskopische Bilder, um später zu Hause damit renommiren zu können, wie viele Gletscher wir erstiegen hätten. Trugen während des ganzen Sommers Winterkleidung. Ueberschritten unseren Kreditbrief und dankten Gott, daß wir wenigstens Retourbillets nach New-York in der Tasche hatten. Langweilten uns zu Tode in den englischen Hotels und versuchten, uns den Anschein zu geben, als ob wir uns auf den Pariser Boulevards kolossal amusirten. Priesen die französische Kochkunst bis in den Himmel und seufzten heimlich nach unserem pork and beans (Schweinefleisch und Bohnen, ein Lieblingsgericht der Yankees, namentlich der Bostoner). Prahlten überall mit unseren wundervollen amerikanischen Verhältnissen und Einrichtungen und mußten trotz dem zur Schau getragenen Nationaldünkel im Innern doch sagen, daß andere Völker eine Menge von Dingen sehr viel besser machen als wir. Spotteten über die europäischen Aristokraten und waren trotzdem überglücklich und stolz, wenn uns ein Baron, Marquis oder Lord zum Diner einlud. Gingen hinaus in die Welt um zu scheeren und kommen geschoren heim. Dieses Reisen nach Europa is a big thing."

Es wird interessant sein, mit diesem Aktenstück der Aufrichtigkeit ähnliche Episteln zu vergleichen, die offenherzige Europäer sicher schreiben werden, wenn sie erst ihre Sehnsucht gestillt und die Weltausstellung in Chicago kennen gelernt haben, über die man hier bei uns schon jetzt manchen schweren Seufzer vernehmen kann.

Das Unternehmen wurde gleich bei seiner Geburt dadurch verpfuscht, daß es, wie leider Alles in diesem Lande, in die Hände beutegieriger Politiker gerieth. Schon die Auswahl der Stadt wurde nicht durch technische oder sachliche, sondern durch politische Gründe bestimmt. Das demokratische New-York, das ohne alle Frage und schon wegen seiner geographischen Lage die einzig richtige Weltausstellungstadt gewesen wäre, sollte bestraft und die republikanische Hochburg Chicago sollte belohnt werden; ergo bestimmte der damalige republikanische Kongreß, daß die „windige Stadt" (windy city ist einer der Kosenamen Chicagos, sie hat deren mehrere und noch viel bezeichnendere) die

Ausstellung und die damit verbundenen Gelegenheiten zu politischen und finanziellen Durchstechereien erhalten solle.

Daß unter dem hier beliebten System auch der ganze Beamten-Apparat gut republikanisch sein und eine Menge von Sinekuren für politische Drahtzieher geschaffen werden mußten, versteht sich von selbst.

Zum Generaldirektor machte man den Obersten George R. Davis. Der Mann ist 1840 in Palmer, Massachusetts, geboren, wurde Advokat, diente während des Krieges im 8. freiwilligen Infanterieregiment, organisirte dann eine natürlich auch von ihm kommandirte leichte Feldbatterie und kam 1869 mit General Sheridan nach Chicago, wo er im Jahre 1871 sein Domizil aufschlug. Im Jahre 1878 wurde er in den Kongreß gewählt und acht Jahre später wurde er Schatzmeister der Grafschaft Cook, in der die Stadt Chicago gelegen ist. Ob Herr Davis während seiner forensisch-militärisch-parlamentarischen Thätigkeit Gelegenheit hatte, sich die zur Leitung eines so gigantischen Unternehmens nöthigen Kenntnisse zu erwerben, das war ganz gleichgiltig. Die Hauptsache war, daß der Herr Oberst ein gut republikanisches Parteipferd mit großen Scheuklappen ist, die ihn weder rechts noch links, sondern nur gerade auf das von seiner Partei gesteckte Ziel blicken lassen. Seine Ernennungen und die Art, wie die Geschäfte und Arbeiten besorgt werden, sind denn auch danach.

Trotzdem, und obwohl man den ganzen riesigen Weltausstellung-Apparat mit Beamten und Arbeitern in den Dienst der republikanischen Parteimaschine gepreßt hatte, ging Illinois — das war die Rache des Schicksals — mit seinen 24 Elektoralstimmen mit fliegenden Fahnen für Cleveland ins Treffen. Die Republikaner waren noch von jeher die dicksten Freunde der Temperenzheuchler und Sonntagsmucker, die im letzten Kongreß das die Schließung der Ausstellung an Sonntagen verfügende Gesetz durchsetzten, und sie haben auch in der Schulfrage die Deutschen von Illinois verletzt. Im Wahlkampf geben dann auch die Deutschen den Ausschlag gegen die Republikaner.

Daß Chicago ein enormes Defizit von allermindestens zehn Millionen Dollars zu erwarten hat, wird hier nirgends bezweifelt. Die Chicagoer sollten und könnten nun diese Lumperei sehr leicht aus ihrer eigenen Tasche bezahlen, denn „ihre Mittel erlauben ihnen das.“ Trotzdem werden sie, wie schon ein paarmal vorher, als die Geschichte nicht recht klappte, wieder den Kongreß anpumpen. Wie meisterhaft sie das verstehen, haben wir beim letzten 2½ Millionen-Pump zu beobachten Gelegenheit gehabt. Da wurde der ganze Kongreß auf eine mehrtägige Spritztour, oder feiner ausgedrückt: zur offiziellen Inspektion der Ausstellung-Arbeiten nach Chicago eingeladen, dort in einem permanenten Taumel von Banketten mit riesigen Quantitäten von „Feuerwasser“ und Champagner gehalten und dann feierlichst bezecht nach Washington zurückgeschickt. Natürlich sahen die meisten Mitglieder des „Hohen Hauses“ noch tagelang den Himmel für eine Baßgeige an, — denn wenn der Durchschnitts-Amerikaner einmal beim Bechern ist, so hört er auch nicht wieder auf, bis ihm nicht der Magen den Gehorsam kündigt und absolut keinen Alkohol mehr annimmt. Die lustigen Herren hätten für Chicago in diesem Zustande wahrscheinlich Alles und noch Einiges bewilligt, wären nicht doch etliche Nüchterne dabei gewesen, welche die Bewilligung auf 2½ Millionen herunterdrückten. Die guten Chicagoer hatten die Kleinigkeit von 5 Millionen verlangt.

Das Tragikomische an der Geschichte kommt aber noch nach: der selbe

ursidele Kongreß, der sich eben noch in Chicago amusirt hatte, knüpfte an den 2½ Millionen-Pump die Bedingung, daß die Ausstellung an Sonntagen geschlossen bleiben müsse. Daß eine solche Maßregel überhaupt durchgehen konnte, erklärt sich aus folgenden drei Umständen. Erstens daraus, daß sehr viele unsrer Gesetzgeber, obwohl sie selbst durchaus keine Kostverächter sind, für kein vernünftiges Sonntags- oder Trinkgesetz zu stimmen wagen, weil sie aus Temperenznestern kommen, wo die Mucker die Frauen und damit die ganzen Dörfer unter der Fuchtel haben. Würde so ein „Volksbote" im Kongreß in irgend einer Sonntags- oder Trink-Frage nicht mit den Muckern stimmen, so wäre er ein verlorener Mann in seinem Nest. Hätte er ein offenes Geschäft, kein Mensch würde mehr bei ihm kaufen; wäre er ein Rentier, Niemand würde mehr mit ihm umgehen; ja die Kinder der übrigen „frommen" Familien würden nicht mehr mit den Sprößlingen des „Heiden und Beschützers der Trunkenbolde" spielen. Dabei ist es statistisch nachgewiesen, daß sich der Import von schnell berauschenden Spirituosen in allen Staaten nach Einführung der Temperenzgesetze verdrei- und vervierfacht hat. Die zweite Erklärung ist, daß sich unsere Herren Legislatoren zum Theil eben noch in einem etwas katzenjämmerlichen Zustande befanden, und die dritte, daß die Inhaber der Chicagoer Schnapsbuden und anderer Vergnügunglokale ein lebhaftes, sich in Form von Banknoten ausdrückendes Interesse an der Schließung der Ausstellung an Sonntagen haben. Wenn sie nämlich geschlossen ist, — was soll man in einer so langweiligen, im Sommer wie ein Backofen glühenden und von einer Art von Samum durchwehten Stadt, wie Chicago, anders hingehen, als ins Wirthshaus oder — sonst wohin? Darauf spekuliren die betreffenden Lokalbesitzer. Denn wenn die Museen, Bibliotheken, Opernhäuser und die anständigen großen Vergnügunglokale, in denen man bei leichtem Bühnenamusement auch sein Glas Wein oder Bier trinken kann, an Sonntagen geöffnet sein dürften, so müßten die Schnapsbuden, die gerade am Sonntag ihr bestes Geschäft machen, bald genug schließen. Dies ist auch der Grund, warum die Spirituosen-Händler in den meisten Temperenzstaaten mit den Gegnern der kasernirten Prostitution Hand in Hand gehen.

Doch revenons à nos moutons, d. h. zum Herrn Obersten Davis und seinen Leuten, die durch ihre Parteilichkeit für den Westen im Allgemeinen und ihre speziellen Protégés im Besonderen eine große Anzahl hiesiger und fremder Industrieller von der Ausstellung fortgetrieben haben. So wird z. B. die New-Yorker Pianoforte-Industrie, eine der bedeutendsten des Landes, der man aus Brotneid einen lächerlich geringen Raum anwies, nur sehr spärlich vertreten sein. Steinway, Knabe, Chickering, Decker, die größten Piano-Firmen, haben erklärt, daß sie sich an der Ausstellung nicht betheiligen werden. Das Schreibmaterialien-Geschäft von New-York und Boston wird sich aus demselben Grunde von der Ausstellung fast ganz fern halten. Das Gleiche thun die vier großen Bleistiftfabriken: Faber, Eagle, Dixon und American. Von den riesigen Fabriken kaufmännischer Bücher (blank books, wie man sie hier nennt) werden sich nur wenige betheiligen. Die Clarkesche Zwirnfabrik, eines der größten Etablissements der Welt, stellt gar nicht aus, eben so wenig die Carnegieschen Stahlwerke und viele der bedeutendsten östlichen Wagenbauer, Juweliere, Goldfedern- und Korset-Fabrikanten. Diese hätten gern großartig ausgestellt und man versprach ihnen auch anfangs je 40 Fuß Raum per Firma. Schließlich aber regte sich doch das Chicagoer Krähwinkel-Interesse und man bedeutete den östlichen Fabrikanten,

man könne ihnen nur je 10 Fuß geben, und wenn sie damit nicht zufrieden wären, so könnten sie ganz wegbleiben; das wollen sie denn auch thun. Die selbe eigensüchtige Engherzigkeit herrscht natürlich auch sonst unter den republikanischen Politikern, denen die Verwaltung der Weltausstellung anvertraut ist. Wirklich, Max O'Rell hatte nur allzu sehr Recht, als er schrieb: „Die Amerikaner sind Löwen, die sich von Bullenbeißern und Eseln regiren lassen. Sie haben aus freien Stücken einige hunderttausend Zwingherren über sich gesetzt, sie, die doch so gern über Monarchien spotten, — als ob es besser wäre, sich von einem großen Haufen schuhriegeln zu lassen als von einem Einzigen." Der Sommer wird Chicago voraussichtlich eine politische Despotie bringen, — gemäßigt durch die Bedrohung mit Riesenstrikes und Dynamit.

Wie unsere Politiker, die alle Gelder sorgsam mit den Lieferanten und Kontrahenten theilen, bauen, das ist hier längst sattsam bekannt. Auch Chicago macht selbstverständlich keine Ausnahme von der Regel und so ist denn am 28. Januar schon ein Teil des Daches des Industrie-Palastes eingestürzt. Die beschädigte Stelle ist 16 × 600 Fuß groß und die Reparaturkosten werden einige 100 000 Dollars betragen. „Das Vermögen ist ja da." Auch das Ackerbau-Gebäude ist so lüderlich gebaut, daß es schon Beschädigungen zeigt. Nun sollen auf einmal alle Baulichkeiten auf das Genaueste untersucht werden. Das giebt wieder einem republikanischen Handlanger, d. h. einem angeblichen Inspektor, auf ein paar Wochen Arbeit, mit zwanzig bis fünfundzwanzig Dollars per Tag Diäten und — weiter hat die Geschichte keinen Zweck. Auch inspizirte Häuser sollen hier nicht ganz selten schon eingestürzt sein.

Am meisten freut man sich auf den Besuch so vieler „wirklicher Adligen". Man muß sich unsere „starren Republikaner" einmal in der Nähe, in der fünften Avenue, in Newport u. s. w. ansehn, wie sie vor jedem heruntergekommenen Lord, Marquis u. s. w. auf dem Bauch herumrutschen und ihm ihre Töchter mit Millionen an Mitgift an den Kopf werfen, wenn er nur noch einen schwarzen Salonanzug und Geld genug hat, um ein paar Monate lang in einem feinen Hotel wohnen zu können. Am Ende dieses Termins ist er schon so weit, daß ihm die sämmtlichen Nabobs unserer aristokratischen Klubs mit dem größten Vergnügen ihre Börsen zur Verfügung stellen, wenn der „verfluchte Domänendirektor einmal vergißt, die Renten von den Gütern zu schicken", die natürlich im Monde liegen. Wenn der Prinz von Wales den Schnupfen hat, so niest hier jedes Gigerl der fünften Avenue. Und nun steht doch der Besuch der ganz „echten" Aristokratie von Europa bevor. Welche Wonne! Die Volksmassen haben zwar noch ein ziemlich starres demokratisches „Rückgrat"; und doch imponirt auch ihnen, wie allen anderen Völkern, die Entfaltung von königlichem Pomp, Paraden u. s. w., und als der Großfürst Alexis hier war, und selbst zu Ehren seiner Höchstseligen Majestät des Königs Kalakaua haben sie sich eben auch heiser geschrieen. Die Völker sind überall so ziemlich gleich; der Hauptunterschied liegt in der Quantität der Seife, die sie verbrauchen. Für den Fremden kann die Ausstellung ja trotz alledem recht schön werden und unseren besonderen Chauvinismus, der immer glaubt, „drüben" könne man gar nichts, kann sie merklich abkühlen; aber es ist doch auch gut, wenn man in Europa einmal erfährt, wie es hinter den Coulissen von Chicago aussieht.

New-York. John Hampton.



Ring oder Syndikat?

Unsere Montangrößen sind etwas verzogen. Sie benutzen leise Gelegenheiten von Tarifschwierigkeiten oder Querschwellenpreisen, um preußische Minister der latenten Gegnerschaft anzuklagen, und sie haben dabei Organe zur Verfügung wie in der ganzen Welt keine andere Industrie. Unsere Hüttenbesitzer thun eigentlich sehr Unrecht, das Verwandtenblut gerade der preußischen Regierung zu verkennen. Die weiß nur zu gut, was sie ihrem breitesten Arbeitsmarkt schuldig ist; sie winkt bei zu theuern Offerten mehr als sie droht, und sie hat, die Marine-Verwaltung ausgenommen, die noch jung ist und daher noch wenig Traditionen hat, eigentlich noch nie ihre Drohungen recht ausgeführt.

Anders ist es aber mit den süddeutschen Bahnen. Diese gewaltigen Konsumenten, selbst wenn sie von Staats wegen etwas zu verdingen haben, fühlen für Rheinland-Westphalen wenig Interesse und haben bei ihrem Schienen- und Schwellenbedarf schon seit Jahren Belgien ganz ruhig berücksichtigt. Indessen zwischen Stahlfabrikaten und Ruhrkohlen ist ein Unterschied, denn diese Kohlensorte kann man nicht so einfach in andern Ländern bestellen.

Nun ist jetzt der große Kohlenverkaufsverein in Dortmund zu Stande gekommen, unter der ziemlich deutlichen Billigung des offiziellen Berlin, und sofort haben Württemberg und Baden einen Offensivangriff unternommen. Hätten die Herren in Dortmund, die unter Zerknetung der bisherigen Zechendirektoren die alleinige Führung erhielten, mehr Umsicht gezeigt, so wäre ihnen der Ueberfall gar nicht entgangen. So aber sahen sie nur die großen Verdingungen auf Ruhrkohle und Lokomotivkohle, welche die Staatsbahndirektionen in Karlsruhe und Stuttgart auf den 27. und 28. Februar ausgeschrieben hatten, und erst nach der Ablehnung der „zu hohen" Preisgebote fragten sie sich, wozu überhaupt diese ganzen frühzeitigen Submissionen auf Bedarf von April und November 1894 dienen sollten. Antwort: die Staatsbahnen wollten gleich anfangs noch vor der vollen Machtentfaltung des Verkaufsvereins ihr Nein sagen. Vielleicht, daß hierdurch die ohnehin schon angezweifelte Einigkeit — divide et impera — das wünschenswerthe Loch bekäme. Das hat man, wie gesagt, in Dortmund nicht gemerkt, hat die intimen Feinde übersehen, und submittirte dann so ruhig, als ob ein sauer errungener Sieg nicht doppelt vorsichtig machen müßte. Nachträglich wird nun zwar die Berechnung ausgesprengt, daß Ruhrkohle zu 12,30 Mk. einen Selbstkostenpreis von ca. 7 Mk. trage, allein da sich die badischen Bahnen früher ihre Kohlen thatsächlich zu 11 Mk. anschaffen konnten, so durften die Offerenten schon etwas weniger vorwärts stürmen. Dabei gingen die eigentlichen Angebote hier von Fachmännern aus, die lange die anscheinend unübersteiglichen Hindernisse für ein Zustandekommen des Syndikates gebildet hatten, nämlich von den Rhederfirmen.

Die Rhederfirmen, vor Allem in Duisburg und Ruhrort, wie Haniel oder Stinnes, sind aus einfachen Kohlenverschiffern Händler und sogar Grubenbesitzer von zusammen To. 150 000 Jahresförderung geworden. Sie sind keine Industriellen, die schließlich, um nur ihre Maschinen laufen zu lassen, das Heiz-

material auch theurer beziehen müssen, und können an der Hand ihrer ungeheuren Reichthümer eine sehr gefürchtete Gegnerschaft entfalten. Gerade diese beiden Rhederfirmen wurden lange wegen des Beitritts umworben. Haniel allein kann kaum ein Viertel seines Geschäftsbedarfs aus der eigenen Produktion decken, die übrigens auch zum Verkoken benutzt wird, er ist also ein kolossaler Konsument, den die Zechen nicht einfach boykottiren könnten, wenn er mit seinen Gruben außerhalb des Verbandes bliebe. Ja man hielt sogar einmal die Gefahr eines Gegenringes der Großkonsumenten für sehr nahe. Als es sich vor zwei Jahren um das Zustandekommen des Essener Syndikats handelte, gingen die Betreiber so weit, in die Familienverhältnisse einzudringen. Der alte Haniel hatte sieben Erben, aber in der so hartnäckigen Firma waren nur zwei. Fünf weitere Erben hatten dagegen erst das Mitbestimmungsrecht an den Gruben, und diese waren bereits für jenes Syndikat gewonnen.

Diesen Rhederfirmen nun, die Jahrzehnte hindurch, ohne daß eine Konkurrenz auch nur angehört wurde, bei großen süddeutschen Bahnen die gesammten Kohlenlieferungen hatten, ist es jetzt passirt, daß ihr Angebot u. A. in Karlsruhe abgewiesen wurde. Das haben sie den Direktiven des neuen Verkaufsvereins zu danken, und es ist fraglich, ob diese Ablehnung ganz ohne Folgen bleiben wird. Drei Eventualitäten sind hier möglich: die Rhederfirmen gehen weiter in den Ketten des Vereins (wenigstens Ketten nach ihrer eigenen Ansicht), oder sie erstreben eine größere Selbständigkeit, oder sie freuen sich sogar des Vorwandes, um aus dem ihnen aufgedrungenen Verhältniß wieder herauszukommen. Man muß nebenbei auch die überaus straffe Disziplin ermessen, welche die Herren in Dortmund nunmehr durchführen müssen, wo es oft vorkommen wird, daß ein wichtiger Preisbeschluß den Größtbetheiligten einfach erst mit seiner Publikation bekannt gegeben wird. Dies hindert natürlich keineswegs, daß, wie dies bei Eisenkartellen vorkommt, ein paar große Zeitungen von der Sache doch noch zu früh erfahren; dann suchen die Syndikatsleiter verzweifelt nach dem Hausverräther, aber den Mitgliedern des Verbandes können Beschlüsse über ihren Kopf hinweg zuweilen höchst peinlich werden. Das sind keine Konsortialbetheiligungen, wo man sich fügt, weil man in der Sache nicht informirt ist und in den meisten Fällen große Gewinne einstreicht; vielmehr glaubt jeder Einzelne, die Sache noch besser zu verstehen, und sieht nur einen relativen Gewinn, nämlich keinen Rückgang der Kohlenpreise.

Damit soll gegen die Berechtigung des Syndikats gar nichts gesagt werden, aber auf die Rhederfirmen als lose Steine des ganzen so mühevollen Ausbaues muß doch hingewiesen werden. Man behauptet, sie konnten schließlich nur deshalb so billig submittiren, weil sie à la Baisse spekulirten und das den Bahnen verkaufte Quantum billiger kauften.

Eine leise Rüge haben übrigens die Staatsbahndirektionen in Stuttgart und Karlsruhe schon erhalten, denn mit Hilfe der preußischen Regirung ist die Interpellation gegen den Kohlenring, wie man die Vereinigung etwas vorschnell nennt, ins Wasser gefallen. Es war auch kaum möglich, über diese hochschwierige Angelegenheit mit einem greisenhafteren Doktrinarismus zu sprechen, als es Herr Broemel im Landtage fertig gebracht hat. Das erste Mal antwortete unser Eisenbahnminister gar nicht, d. h. er erwiderte lediglich über den Wagenpreis der Luxuszüge Berlin-Frankfurt, und das zweite Mal sprach er auch nicht, ließ aber den Minister Berlepsch vortreten. Dieser sah die Konservativen bereits zu Gunsten des Verkaufsvereins eingenommen und hat

dann für diesen Verein allerdings etwas zu warm gesprochen, ihn sogar als Mittel gegen übermäßige Preistreiberei hingestellt. Auch was Herr v. Berlepsch von der unter Umständen herbeizuziehenden ausländischen Konkurrenz seitens der preußischen Bahnen meinte, ist nicht leicht greifbar. Ruhrkohle ist eben Ruhrkohle; sie verbreitet weniger Rauch und ist gehaltreicher als jede andere. Merkwürdig war nur das Schweigen des Ministers Thielen, der zwar nicht die fiskalischen Saargruben zu vertreten hat, mit ihren übrigens 25 pCt. höheren Preisen als die rheinisch-westphälischen, aber doch die preußischen Bahnen. Bei Kohlenverdingungen der Staatsbahnen hat eben Herr Thielen zu entscheiden und dieser will sich keineswegs präjudiziren, denn hinter ihm steht wie ein Engel mit dem feurigen Schwert der Rechner und Sparer Herr Miquel. Ginge es allerdings nur nach diesem, so würden die Bahnen den Kartellen sehr hartnäckig gegenüber treten: der Schienenverband hat daran glauben müssen, vorige Woche in Köln der Querschwellenverband und auch die Zechen müßten schon schwerwiegende Gründe für sich vorzubringen haben, um Miquels Einfluß ganz zu paralysiren.

Im Grunde ist gegen einen Zusammenschluß der Zechen an sich wenig einzuwenden. Die fiskalischen Gruben in Schlesien und an der Saar bilden unwillkürlich doch auch ein Syndikat, wo Alles in einer Hand liegt. Die Saar hat übrigens die niedrigsten Löhne und ihre für gewisse Brauchen fast unentbehrliche Kohle ist doch die theuerste. Ein Gebiet von 250 000 Arbeitern trägt Sorgen mit sich umher, welche die Theilnahme auch der ferner Stehenden verdienen. Die Frage ist nur, ob nicht auch diesmal wieder der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist. Zuerst eine Abwehr gegen die Preisherabsetzungen, sodann ein hartnäckiges Behaupten der Preiserhöhungen und endlich ein Hinauftreiben der Sätze. Bisher hat sich das Temperament der Rheinland-Westphälinger noch nicht anders bewährt und bereits Ende Februar 1890, also vor dem berühmten Essener Verkaufsverein, auf dem Mosellandtage in Koblenz sprach Herr v. Stumm das Wort von dem „Kohlenschwindel“. Er, der bei seinen parteiischen Ausführungen gegen den Moselkanal, die zukünftige Lebensader unserer Montanindustrie, so oft unterbrochen wurde, hat hierbei keinen Widerspruch erfahren.

Heute haben wir es noch mit einem Syndikat zu thun; kann es aber nicht wirklich zum Ringe werden? Bei diesen ganzen Verhandlungen haben die Banken viel zu lebhaft mitgewirkt, das riecht nach Kurssteigerungen, und leider stehen die Direktoren der Eisenwerke und Gruben bereits viel mehr als nöthig unter der Wirkung der Börsenmeinung. „Was wird die Börse dazu sagen?“ fragt man in entscheidenden Sitzungen, wo die Dividenden und die Abschreibungen bestimmt werden sollen, und die Frage drängt sich auch bei Fusionen oder andern Veränderungen auf. Das ist bedenklich, aber schwer abzuwenden in Zeiten, wo der Geldgeber für die Industrie einmal eine Vielheit ist.

Jedenfalls wird der Kampf mit den süddeutschen Staatsbahnen die Entwickelung des Kohlenverkaufsvereins entscheidend beeinflussen und es ist noch absolut nicht zu sagen, wer von Beiden Recht behält. Länger als bis zum Sommer dürfte aber dieser ungewisse Zustand nicht dauern, denn während der kalten Jahreszeit, wo der Hausbrand 40 pCt. der Gesammtförderung absorbirt, werden vernünftige Direktoren keine Verdingungen ausschreiben.

Pluto.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Die Arbeitscheu.

Der Naturmensch hat keine Pflicht zur Arbeit. Es steht in seiner Wahl, ob er warten will, bis die reifen Früchte ihm in den Schooß fallen. Wenn der Hunger ihn nicht treibt, den Arm auszustrecken, um sie zu pflücken, ein Pflichtgebot treibt ihn nicht dazu. Anders der Kulturmensch, der in verwickelten sozialen Verhältnissen lebt. Er genießt alle Vortheile, die ihm der Staat und die Gesellschaft bietet, muß aber dafür auf einen Theil der Vortheile verzichten, die dem Naturmenschen die Natur darbietet. Zwar Luft und Wasser hat auch er frei, aber Erde nur so weit, als sie der Oeffentlichkeit vorbehalten ist; die Früchte, die sie bringt, und das Wild, das sie ernährt, sind seinem Nießbrauch entzogen. Und mit Recht; denn was die Natur an Früchten und Wild ohne menschliches Zuthun hervorbringt, würde doch kaum für den zehntausendstel Theil der in einem Kulturstaat lebenden Menschen zur Ernährung hinreichen, so daß $^{9999}/_{10000}$ doch verhungern müßten. Die Bevölkerung der Kulturländer ist auf Arbeit gegründet, und wer an dieser Grundlage der nationalen Existenz nicht theilnimmt, der stellt sich damit außerhalb der Grundlagen des sozialen Lebens und verwirkt dadurch das Recht zur Theilnahme an den aus ihm fließenden Vortheilen.

Im Großen und Ganzen wirkt die Noth und das Streben nach Verbesserung der eigenen wirthschaftlichen Lage als ein ausreichendes Motiv zur Arbeit, so daß die Pflicht als solche nicht als Motiv wirksam zu werden braucht. Es bleibt aber ein erheblicher Prozentsatz übrig, der die Arbeit scheut und sich ihr entzieht. Selbstmord aus Arbeitscheu dürfte so selten sein, daß er für das Ganze nicht in Betracht kommt; in der Regel giebt

der Arbeitscheue den Willen zum Leben nicht auf, sondern lebt von dem Arbeitertrage der Uebrigen als faullenzender Schmarotzer weiter. Das Wesen des Parasitenthums besteht darin, daß der Parasit von dem Wirthe, bei dem er schmarotzt, zwar empfängt, aber nichts wiedererstattet, wogegen bei einem organischen Gliedschaftverhältniß jeder Theil dem Ganzen, durch das er lebt, auch durch gleichwerthige Gegenleistungen wieder dient. Der nicht arbeitende Mensch in einer Kulturgesellschaft ist unter allen Umständen ein Parasit und verwirkt dadurch alle Ansprüche auf die Vortheile und Rechte, die ihm aus der Zugehörigkeit zur Gesellschaft zufließen. Wie jeder Organismus von Natur bestrebt ist, die ihm anhaftenden und ihm nutzlos Kräfte entziehenden Parasiten abzustoßen, so muß dies auch der Organismus der menschlichen Gesellschaft, sofern es nicht möglich ist, die Parasiten in nützliche Glieder des Organismus umzuwandeln.

Eine Ausnahme erleidet dieses Gesetz in Bezug auf die körperlich und geistig Arbeitunfähigen, die Alten, Invaliden und Kranken. Hier erfordert theils der eigene Vortheil der Gesellschaft, die Kranken zu pflegen und womöglich der Genesung entgegenzuführen, theils die Menschlichkeit, die unheilbar Kranken und Ausgedienten zu verpflegen, da sie ohne ihre Schuld arbeitunfähig geworden sind, und so lange sie konnten, der Gesellschaft durch Arbeit gedient haben. Aber es giebt auf den Höhen und in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft breite Schichten, die ganz wohl arbeitfähig wären, denen es auch nicht an Gelegenheit zu einer für ihre Leistungfähigkeit passenden Arbeit fehlt, die aber dennoch nicht arbeiten, blos weil sie nicht arbeiten wollen. Es sind dies auf den Höhen der Gesellschaft die faullenzenden Kapitalisten, in den Tiefen die Landstreicher, Prostituirten und Verbrecher. Zwischen beiden extremen Schichten findet man in allen Klassen der Gesellschaft charakterlose Individuen, die sich unter nichtigen Vorwänden von jeder Berufsarbeit drücken und ihren engeren oder weiteren Familien zur Last fallen, bis sie je nach Umständen durch Erbschaft in die Reihe der faullenzenden Kapitalisten aufrücken, oder durch Verstoßung in die Vagabondage und das Verbrecherthum hinabsinken.

Die Vagabondage allein kostet unmittelbar genommen dem deutschen Volke jährlich etwa 146 Millionen Mark, nämlich 2 Mark täglich für jeden der 200 000 Landstreicher. Die unmittelbaren Kosten der Prostitution wird man nicht viel geringer, die des Verbrecherthums erheblich höher veranschlagen dürfen. Alle drei zusammen machen aber auch noch sehr bedeutende mittelbare Unkosten, theils durch den ihnen gewidmeten Theil des polizeilichen Sicherheitdienstes und der Strafrechtspflege und Strafvollstreckung, theils durch die Absorption aller der Arbeitkräfte, die zu ihrer Bedienung und Verpflegung erforderlich sind, und dadurch an fruchtbarer Thätigkeit

behindert werden. Rechnet man die direkten und indirekten Kosten zusammen, so zeigt sich, in welchem erschreckenden Umfang Vagabondage, Prostitution und Verbrecherthum am Mark des Volkes zehren. Der jährliche Betrag ist weit größer als der des Militärbudgets, und doch leistet dieses in doppelter Hinsicht etwas, als Versicherungsprämie und als Volkserziehungsschulgeld, während jener Betrag nur soziale und sittliche Nachtheile im Gefolge hat.

Am leichtesten von den drei Uebeln ist die Vagabondage zu bekämpfen. Verpflegungstationen und Arbeiterkolonien in Verbindung mit systematischer Erziehung zur Arbeit und Arbeitnachweis haben den richtigen Weg beschritten. Damit sie aber ihre volle Wirksamkeit entfalten, ist es nöthig, nicht nur das Almosenheischen, sondern auch das private Almosengeben an Landstreicher unter Strafe zu stellen, damit die Vorurtheile einer falschen Barmherzigkeit im Volke einer besseren Einsicht Platz machen und insbesondere beim Landvolk der Muth zur Almosenverweigerung durch die Gesetzgebung gestärkt wird. Es kommt vor Allem darauf an, daß die freiwillig Arbeitlosen aus Arbeitscheu von den unfreiwillig Arbeitlosen aus Mangel an Arbeitgelegenheit geschieden werden, daß diesen ausreichende Gelegenheit zur Arbeit geboten und damit jenen die Möglichkeit abgeschnitten wird, ihre Arbeitscheu mit Arbeitmangel zu beschönigen. Oft genug entspringt die Arbeitscheu aus der Gewöhnung an längere unfreiwillige Arbeitlosigkeit; aber es ist grundfalsch, daß das Vagabundenheer sich nur aus unfreiwillig Arbeitlosen zusammensetze. Jeder Versuch beweist von Neuem, daß nur ein kleiner Bruchtheil der Vagabunden sich bereit zeigt, die gebotene Arbeitgelegenheit zu benutzen, und selbst von diesen die meisten nach kurzem Versuch der Arbeit wieder den Rücken kehren, weil sie ihr keinen Geschmack mehr abgewinnen können.

Nicht minder wichtig als die Verhinderung der Rekrutirung der Landstreicher aus den Arbeitlosen ist die aus sich selbst; d. h. es ist Sorge dafür zu tragen, daß die aus diesen Kreisen entspringenden Kinder dem entsittlichenden Einflusse ihrer Umgebung entzogen und durch Staatserziehung zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft herangebildet werden. Dieser Grundsatz, der auch für die Kinder der Verbrecherkreise gilt, wird noch lange nicht umfassend genug zur Ausführung gebracht. Man sollte dessen eingedenk bleiben, daß die Erziehungskosten, die ein Kind erfordert, weit geringer sind als der Schaden, den ein Vagabund während seiner Lebenszeit der Gesellschaft zufügt. Auch die staatliche Zwangsarbeit in Arbeitshäusern wird sich für die als unverbesserlich erwiesenen Arbeitscheuen nicht ganz entbehren lassen; indessen bedarf es dringend einer Reform der Arbeitshäuser, damit sie aufhören, gefürchteter als Gefängnisse und Zuchthäuser zu sein. Die Hoff-

nung, daß Insassen der Arbeitshäuser durch ihre erzwungene Arbeit ihre Unterhaltungskosten sammt den Kosten für die Erhaltung und Verzinsung der Anstalten aufbringen könnten, wird man wohl für immer fahren lassen müssen.

Schwieriger ist schon die Prostitution zu bekämpfen. Von ihrer Kasernirung ist in hygienischer Hinsicht keine Besserung zu erwarten, wohl aber würde die Gefahr der moralischen Ansteckung bedeutend vermindert werden, welche durch die nicht kasernirte Prostitution in den größeren Städten überall hin verbreitet wird. Eine durchgreifende Abhilfe ist nur zu erreichen, wenn die Motive zur Eheschließung bei dem männlichen Theile der wohlhabenden Klassen durch Junggesellensteuern und hohe Beiträge zu den Jungfrauversorgungskassen nachdrücklich verstärkt werden. Denn die Prostitution wird so lange bestehen, wie die Nachfrage nach Prostituirten besteht, und diese kann nur vermindert werden durch Verminderung der Zahl der wohlhabenden Junggesellen, d. h. durch reichlichere und frühere Verheirathung in den besser situirten Volksschichten. Jede Schädigung des Ansehens der Familie trägt dagegen zur Vermehrung der Prostitution und zur Verwischung ihrer Grenzen gegen die freie Liebe bei. Eine Lockerung oder Lösung der Familienbande und ihr Ersatz durch freie Liebe mit staatlicher Kindererziehung, wie sie der Sozialdemokratie als Ideal vorschwebt, würde jeden Unterschied zwischen Prostitution und freier Liebe auslöschen und in der Panmixie die Geschlechtsverhältnisse der menschlichen Urzeit neu heraufbeschwören, aus denen die Kulturentwickelung uns allmählich losgerungen hat.

Am schwersten ist das Verbrecherthum zu bekämpfen. Daß unsere Strafrechtspflege mit ihrer einseitigen Freiheitstrafe und ihrer sentimentalen Humanität sich auf dem Holzwege befindet, wird nachgerade immer allgemeiner gefühlt; aber wie eine Aenderung herbeigeführt werden soll, darüber scheint eine Verständigung noch fern. Nur in zwei Punkten haben sich die Ansichten bereits merklich geklärt. Der eine besteht in der Forderung, daß die Gewohnheitverbrecher von den Gelegenheitverbrechern streng getrennt werden, daß die ersteren dauernd aus der Gesellschaft auszuscheiden und unschädlich zu machen, die letzteren aber mit Milde und Vorsicht (vorläufigem Strafaufschub und endlichem Straferlaß) der Gesellschaft möglichst zu erhalten sind. Der andere Punkt liegt in dem Bestreben, die jugendlichen Verbrecher nicht so sehr als Verbrecher, sondern vielmehr als Verwahrloste und Erziehungbedürftige zu behandeln und sorgfältig vor der Berührung mit gereiften Verbrechern zu bewahren. Ein dritter Punkt betrifft die Nothwendigkeit einer empfindlichen Strafverschärfung für solche Individuen, für welche die bloße Freiheitstrafe nichts Abschreckendes mehr hat, und für

solche Vergehen oder Verbrechen, die einen besonderen Grad von Brutalität und Bestialität bekunden. Diese Ueberzeugung fängt jedoch erst in engeren Kreisen an sich Bahn zu brechen, und widerspricht vorläufig noch zu sehr den Ueberlieferungen des herrschenden Liberalismus, als daß sie Aussicht hätte, sich sobald in nennenswerthem Umfange praktische Geltung zu verschaffen.

Aber auch wenn alle solche Veränderungen durchgeführt wären, dürfte man doch keine zu große Hoffnungen auf die Verminderung des Verbrecherthums setzen. Insbesondere das gewohnheitmäßige Verbrecherthum, das nur unschädlich gemacht, aber nicht gebessert werden kann, wird unter jeder Art von Rechtspflege und Strafvollzug und unter jeder Gesellschaftsordnung unausrottbar sein. Es zeugt von der Illusionsfähigkeit der Sozialdemokratie, daß sie wähnt, unter einer rein sozialistischen Wirthschaftsordnung würden die Verbrechen von selbst aufhören. Als ob nicht die Rohheit und Händelsucht, die Mißachtung fremder Rechte, die Begehrlichkeit, Lüsternheit und Eifersucht, die Arbeitscheu, Lüderlichkeit und Trunkenheit davon unberührt bleiben müßten, ob das Kapital theilweise Privatpersonen oder ganz öffentlichen Behörden untersteht! Mit diesen Ursachen des Verbrechens werden aber auch die Verbrecher fortbestehn. Die Arbeitscheu würde sich in dem Maaße verstärken, als die Freiheit der Berufswahl durch behördliche Bestimmung eingeschränkt würde, da dem Menschen die aufgezwungene Arbeit am widerwärtigsten ist, und die Abneigung gegen die aufgezwungene Art der Arbeit würde einen trefflichen Vorwand abgeben, um die Arbeitscheu als solche zu bemänteln. Die Strafe des Verhungerns ist auch jetzt schon der Arbeitscheu angedroht, aber diese Androhung verfehlt ihre Wirkung und würde sie in einer rein sozialistischen Wirthschaftsordnung nicht minder verfehlen. Soweit das gewohnheitmäßige Verbrecherthum durch erbliche Entartung mitbedingt ist, also auf krankhafter Grundlage ruht, kann natürlich erst recht keine Aenderung der Wirthschaftsordnung an ihm etwas ändern. So lange Vagabondage und Prostitution fortbesteht, wird auch das Verbrecherthum fortbestehen, das in diesen beiden Erscheinungen die besten Wurzeln seiner Kraft und den ständigen Nachwuchs zu seiner Rekrutirung hat.

Alle drei müssen als eine zusammenhängende Erscheinungsgruppe aufgefaßt werden. Alle drei haben den gemeinsamen Nährboden in der Trunksucht und der durch sie herbeigeführten Entartung der Trinker und ihrer Nachkommen. Wie die wirksamste Bekämpfung des Verbrecherthums darin besteht, ihm mit der Vagabondage und Prostitution seine Wurzeln abzugraben, so ist die wirksamste Bekämpfung der ganzen Erscheinungsgruppe in Maßregeln gegen die Trunksucht zu suchen. Alles, was sonst

noch geschehen kann zur Verbesserung der Erwerbsverhältnisse und Wohnungzustände, zur Hebung der Volkssittlichkeit und zur verbesserten Volkserziehung steht an unmittelbarer praktischer Wichtigkeit weit zurück gegen die Bekämpfung der Trunksucht, die gar nicht energisch genug in Angriff genommen werden kann. Alle Rücksichten gegen den wirthschaftlichen Vortheil einzelner Bevölkerungsklassen (wie Brenner, Sprithändler und Schankwirthe) müssen zurückstehen, wo das sittliche und wirthschaftliche Wohl des ganzen Volkes in Frage steht.

Muß auch die Hoffnung auf eine völlige Beseitigung dieser drei Parasiten am sozialen Organismus für immer illusorisch bleiben, so darf man doch nicht daran verzweifeln, diese sozialen Krankheit-Erscheinungen auf ein sehr viel geringeres Maß als jetzt zurückzuführen und dadurch eine Menge Arbeitkraft für die Gesammtheit nutzbar zu machen, die jetzt brach liegt und verloren geht. Durch die Nutzbarmachung dieser brach liegenden Arbeitkräfte könnten eine Menge Güter mehr als jetzt erzeugt werden, ohne daß auf die Arbeiter wesentlich mehr Lohn verwendet werden müßte, als sie sich schon jetzt in Form von Almosen und Beute aneignen. Das Mehr an erzeugten Gütern käme also der Gesammtheit ohne wesentliches Mehr an Kosten zu Gute.

Im Vergleich mit dem volkswirthschaftlichen Schaden, der aus Vagabondage, Prostitution und Verbrecherthum entspringt, ist derjenige unerheblich, der aus dem Faullenzen der Wohlhabenden hervorgeht. Die Klassen von mäßiger Wohlhabenheit sind erfahrungsmäßig im Durchschnitt die strebsamsten und arbeitsamsten, lerneifrigsten und fleißigsten des Volkes, und die faulen Glieder, die auch an ihnen wachsen, sind als pathologische Ausnahmen zu betrachten, mit denen man immer wird rechnen müssen. Die Rente, die der Mittelstand aus Kapitalbesitz bezieht, reicht nicht aus, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, sondern nur um ihm die Auslagen für weitere Ausbildung und höheres Aufstreben zu ermöglichen. Die Reichen aber, deren Rente genügt, um ihnen auch ohne Arbeit alle Annehmlichkeiten des Lebens zu gewähren, machen einerseits nur einen sehr geringen Bruchtheil der Bevölkerung aus, und werden andrerseits durch Gier nach größeren Reichthümern, durch Ehrgeiz und durch Scham vor der öffentlichen Meinung zur Arbeit getrieben, so daß nur ein geringer Bruchtheil davon sich der Arbeit entzieht. Gerade in Deutschland gilt es mehr als irgendwo anders in reichen und vornehmen Familien als eine Schande, von einem erwachsenen Sohn eingestehen zu müssen, daß er berufslos sein Leben mit Nichtsthun und Vergnügungen hinbringe, und die Familien wenden ihren ganzen Einfluß auf die arbeitscheuen Angehörigen an, um sich einem so beschämenden Eingeständniß zu entziehen. Daß die

Ehre der Arbeit und die Schmach einer faulen Drohnenexistenz in solchem Maße ins sittliche Volksbewußtsein auch der höchsten Klassen bei uns eingedrungen sind, ist selbst wieder ein sehr ehrenvolles Zeugniß für den gesunden Sinn und die tüchtige Charakteranlage unsres Volkes.

Immerhin bleibt hier noch manches zu thun übrig. Wenn auch die volkswirthschaftlichen Folgen aus der Existenz arbeitloser Reicher unerhebliche sind, so sind doch die sittlichen Folgen um so schädlicher. Die niederen Klassen werden durch nichts so innerlich empört, als wenn sie sehen, wie der faule Reiche alle Annehmlichkeiten des Lebens mühelos genießt, während sie mit aller Anstrengung oft genug nicht so viel aufbringen können, um ihre Familie vor bitteren Entbehrungen zu schützen. Jeder arbeitscheue Strolch hat Recht, wenn er sich darauf beruft, daß er sittlich um nichts tiefer steht, als der arbeitscheue Reiche, und schöpft aus der unangetasteten Freiheit dieses den Rechtsanspruch, auch seinerseits nach seinem Geschmack leben zu dürfen. Der Verbrecher fühlt sich moralisch entschuldigt durch den Hinweis, daß er ja nur einem eben so arbeitscheuen Reichen die Last seines Besitzes erleichtere. Der ganze Haß der Besitzlosen stützt sich auf die falsche Verallgemeinerung, daß alle Reichen Faullenzer seien, weil es einige faullenzende Reiche giebt. Diese falsche Verallgemeinerung ist um so naheliegender, als der rohe Handarbeiter die geistige Arbeit gar nicht recht als Arbeit anzusehen vermag, sondern bei seinem Bildungstand und seiner moralischen Qualifikation nur das Eine weiß, daß er seine bisherige Arbeit sicher aufgeben und keine andre dafür anfangen würde, wenn er plötzlich zu Reichthum gelangte.

Daß der faullenzende berufslose Reiche der Achtung der höher Gearteten ermangelt, sieht der Arbeiter nicht; er sieht nur, daß es einem solchen niemals an Genossen fehlt, die ihm schmarotzend schmeicheln. Die sittliche Verurtheilung des berufslosen Müßigganges entzieht sich der Beobachtung der niedern Stände; aber das ungeschmälerte, unantastbare Recht des Reichen zum Müßiggange drängt sich ihm sinnenfällig auf. Er weiß, daß der Arme als Arbeitscheuer sofort mit der Polizei und Strafrechtspflege in Konflikt geräth, daß aber der Reiche trotz alles Müßigganges vom Gendarmen höflich gegrüßt wird. Er sieht nur das Eine, daß Arm und Reich von der Gesetzgebung bei gleichem Verhalten mit verschiedenem Maße gemessen werden. Er hat das richtige Gefühl, daß der Reiche, der seinen Reichthum nicht durch Arbeit adelt, auch der Vortheile des Reichthums nicht werth ist, daß jeder, der persönlich für die Gesellschaft nichts leistet, auch keinen Anspruch auf die aus dem sozialen Zusammenleben entspringenden Vortheile haben sollte, und daß es ein Mißbrauch des Privatbesitzes an Kapital ist, auf den Zinsgenuß gestützt die Arbeit zu verschmähen. Kein

Wunder, daß da der Besitzlose den Kapitalzins, das Erbrecht und den privaten Kapitalbesitz für ungerecht zu halten beginnt, wenn die Gesellschaft es duldet, daß alle drei im Verein zum Faulbett des Müßigganges werden.

Es fehlt uns entschieden an einer gesetzlichen Formulirung der Arbeitpflicht für alle arbeitfähigen Staatsbürger. Nicht als ob eine solche an den thatsächlichen Zuständen eine nennenswerthe Aenderung hervorbringen würde oder sollte, sondern nur die Aufstellung des Prinzips als rechtlicher Norm ist es, um die es sich handelt, weil eine solche einen bedeutenden moralischen Einfluß ausüben würde, einen anspornenden auf die Reichen, und einen beruhigenden auf die Besitzlosen. Die öffentliche Meinung gewönne durch solche gesetzliche Formulirung einen festen Halt, die Pression der Familien auf träge Glieder eine sichere Rückenanlehnung, und der Vorwurf, daß das Gesetz in diesem Punkte Reiche und Arme mit zweierlei Maß messe, würde aufhören. Ein arbeitfähiger Reicher, der nicht arbeiten will, müßte als sittlich Unmündiger behandelt und als Verschwender seiner Arbeitkraft gleich dem Verschwender seines Eigenthums entmündigt und unter Vormundschaft gestellt werden. Sein Recht auf den ererbten Besitz müßte für die Dauer seiner Entmündigung suspendirt werden und an dessen Stelle eine vom Vormundschaftsgericht standesgemäß, aber knapp zu bemessende Alimentation treten.

Die moralische Wirkung eines solchen Gesetzes würde sehr bedeutend sein. Es würde dadurch das Bewußtsein neu belebt werden, daß alles Privateigenthum nur ein unter der Bedingung guten Gebrauchs von der Gesellschaft gewährtes Lehen ist, das im Falle des Mißbrauchs vom Lehnsherrn wieder entzogen werden kann; die falsche, vom römischen Recht aufgebrachte und dem Egoismus der Individuen schmeichelnde Ansicht, als ob das Privateigenthum sammt Erbrecht und Zinsgenuß der Willkür schrankenlose Rechte gewährten, würde dadurch aufgehoben und durch die richtige Ansicht ersetzt werden, daß alles dies nur von der Gesellschaft geschaffene und geschützte, aber auch nur bedingungsweise geschützte Rechte seien.

Es ist eben so verkehrt, alles Kapitaleigenthum blos der Gesellschaft oder dem Gemeinwesen zu übertragen und die Individuen in einen Urbrei gleich besitzloser Atome aufzulösen, wie es verkehrt ist, dem Individuum Souverainetät über sein Eigenthum zuzusprechen. Der rechte Mittelweg besteht darin, den Kapitalbesitz jedes Individuums niederer Ordnung als ein Lehen von Seiten des Individuums höherer Ordnung zu betrachten, das nur unter der Bedingung ertheilt ist, daß es im treuen Dienste dieses Individuums höherer Ordnung verwaltet wird. So hat das Familienhaupt oder Familienglied sein Privatvermögen als ein anvertrautes Pfund zu verwalten, das den Zwecken der Familie, sei es der bestehenden, sei es einer

erst zu gründenden, dient; die Familien aber haben einerseits auf ihren genealogischen Zusammenhang im Geschlecht, andererseits auf ihre Gliedschaft in der Gemeinde, dem Kreise, der Provinz und dem Staate Rücksicht zu nehmen, so daß am letzten Ende alles Kapitalvermögen, nicht nur das unbewegliche, sondern auch das bewegliche, ein Lehen des Staates ist, unter dessen Rechtsschutz es erworben, ererbt, erhalten und vermehrt worden ist. Der mit seinem Lehen untreu schaltende Lehnsträger verwirkt sein Lehnsrecht; der sein Lehen als souveraines Privateigenthum behandelnde Lehnsträger rechtfertigt den nur dem Scheine nach paradoxen Satz: „Eigenthum ist Diebstahl," d. h. souverain sein wollendes Privateigenthum ist eine räuberische Rechtsverletzung des Lehnsherrn, des Staates und in letzter Instanz der Menschheit. Dies allein ist eine ethische Auffassung des Privateigenthums, welche alle seine segensreichen Eigenschaften und Wirkungen bestehen läßt, aber seine Unterordnung unter die übergreifenden Rechte der Individuen höherer Ordnung und die aus ihr fließenden Pflichten und Rechtsbeschränkungen anerkennt.

Es ist ein vollkommen richtiges Gefühl in den Vertretern der sozialdemokratischen Lehren, daß aller Zinsgenuß, der nicht einem höheren Zwecke dient und durch diesen gerechtfertigt ist, vor den ethischen Forderungen nicht bestehen kann. Ein solcher, den Zinsgenuß über die Erhaltung und Vermehrung des Kapitals rechtfertigender höherer Zweck ist aber nur die Erhaltung einer Aristokratie als nationaler Kulturträgerin. So wenig der Staat im Allgemeinen sich auf eine Kontrole darüber einlassen kann, ob und in welchem Maße die Aristokratie ihre Aufgabe erfüllt, so muß doch eine Bedingung von ihm als unerläßlich gefordert werden, um die Wohlthat des Zinsgenusses fortdauern zu lassen, das ist die Theilnahme an der nationalen Arbeit. Wer sich unentschuldigt von dieser ausschließt, der soll wissen, daß er sich eben damit von dem Vorrecht ausschließt, einen größern Antheil von der Arbeit der übrigen für sich zu beanspruchen, als eben noch zu seiner standesgemäßen Erhaltung hinreicht.

Eine solche Entmündigung der Arbeitscheuen brauchte erst da in Kraft zu treten, wo ihr Zinsgenuß merklich größer ist als die Alimentation, die ihnen vom Vormundschaftsgericht zugesprochen werden würde. Die mittleren Stände, die wesentlich auf ihr Arbeiteinkommen angewiesen sind und eine etwaige Rente nur als mäßige Zubuße beziehen, würden also gar nicht von ihr betroffen werden. Selbst eine wohlhabende, aber mit der normalen Kinderzahl gesegnete Familie wird selten im Stande sein, jedem einzelnen Kinde eine größere Rente zu erwerben, als zu seiner standesgemäßen Erhaltung ausreicht. Ein arbeitscheuer Familienvater kommt in unseren besseren Ständen in Deutschland glücklicher Weise seltener vor als ein

weißer Rabe; wo man solche ohne Thätigkeit trifft, sind sie gewöhnlich Pensionäre eines unfreiwillig früh niedergelegten Berufes. Diejenigen, auf welche solche Entmündigung Anwendung finden würde, sind also wesentlich die arbeitscheuen reichen Junggesellen und die müßiggehenden reichen Jungfern. Die ersteren sind jene Drohnenexistenzen der Gesellschaft, die recht eigentlich die Brutstätte der Unsittlichkeit bilden und den Haß und die Verachtung des Volkes auf alle Reichen lenken. Die reichen Jungfern haben wenigstens die Entschuldigung, daß sie ihren eigentlichen Beruf meist ohne ihre Schuld verfehlt haben, aber sie haben eben so wie reiche kinderlose Wittwen keine Entschuldigung dafür, daß sie nicht in Wohlthätigkeitwerken, Armen- und Krankenpflege, Kindererziehung, Annahme von Pflegekindern u. s. w. einen Ersatz gesucht haben, sondern faul und gedankenlos in geschäftigem Müßiggang, Zerstreuungen, Vergnügungen und Luxus dahinleben. Es geschieht daher auch ihnen ganz recht, wenn sie entmündigt und an der Fortführung eines nur dem eignen Ich dienenden Luxus verhindert werden. Der ihrer Verfügung entzogene Theil ihrer Rente müßte vom Vormund wie alle anderen unverbrauchten Mündeleinnahmen kapitalisirt werden, so daß bei ihrem Tode das entsprechend vergrößerte Kapital ihren Erben zufiele. Sobald eine solche Bestimmung in Kraft getreten wäre, würden die reichen Erblasser sich daran gewöhnen, ihre Kinder, sofern sie unverheirathet bleiben, schon testamentarisch zu Gunsten der verheiratheten Kinder so zu beschränken, daß das Eingreifen der Gerichte überflüssig würde. Für die Wiederzunahme der Eheschließungen in den höheren Ständen wäre eine solche Beschränkung der Unverheiratheten ein vorzüglicher Antrieb. Die Beschleunigung des nationalen Kapitalwachsthums, das durch solche Maßregeln zu erzielen wäre, ist als verschwindend gering zu veranschlagen. Aber die vorbildliche moralische Wirkung für das ganze Volk würde eben so mächtig sein wie die unmittelbare wirthschaftliche Wirkung unbedeutend, und aus der moralischen Wirkung würden mittelbar auch segensreiche wirthschaftliche Folgen entspringen.

Eduard von Hartmann.



Das internationale Privatrecht.

Unendlich häufig wird im modernen Leben von internationalen Dingen gesprochen, aber selten giebt man sich volle Rechenschaft über die Tragweite dieses Ausdrucks. Speziell aber scheint gar oft dasjenige, was unter dem „internationalen Privatrecht" zu verstehen ist, für Viele ein verschleiertes Bild zu sein, — zuweilen sogar für Juristen. Vielleicht dient es zur Aufklärung in weiteren Kreisen, wenn ich das Wesen und die Bedeutung dieser Materie zum Gegenstand einer kurzen Skizze mache.

I.

Warum hat das internationale Leben in der Neuzeit überhaupt eine so große Bedeutung? Gab es denn im Alterthum kein internationales Privatrecht, so daß wir einfach in der juristischen Bibel (im Corpus juris) nachsehen können, — getreu unserer bewährten Methode, die Rechtsrezepte dort zu holen? Es unterliegt natürlich gar keinem Zweifel, daß schon im Alterthum (bei den Indern, Aegyptern, Phöniziern, Griechen und Römern) reiche und vielfältige Beziehungen unter den Angehörigen verschiedener Staaten entstanden: wie weit speziell die Römer vorgedrungen waren, ergiebt sich ja aus den in Indien und China aufgefundenen römischen Münzen (aus dem 1. und besonders dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung). Allein die populärste Rechtsfigur, welche die Römer hier anwendeten, war wohl das Baar- und Tauschgeschäft und diese Zug um Zug erfolgte Liquidation der Dinge hat wahrscheinlich in den meisten Fällen prozessualischen Kontroversen kurzerhand den Lebensfaden abgeschnitten. Auch ist daneben nicht zu vergessen, daß unter Caracalla (211—217) allen Einwohnern des römischen Staats und damit fast der ganzen damaligen Welt das römische Bürgerrecht verliehen wurde, womit die Anwendung des römischen Rechts verbunden war. Damit war das römische Privatrecht ein international gleiches Recht geworden: es bestand eine Rechtseinheit. So erklärt sich auf eine einfache Weise, daß das große Rechtsbuch des Kaisers Justinian später keine Bestimmungen über das internationale Privatrecht aufnahm. Andächtig haben zwar die mittelalterlichen Juristen ihre Theorien über das interprovinziale und internationale Privatrecht („Statutenkollision") an einzelne Sätze des römischen Rechts, die dafür angerufen werden **können**, angelehnt. Allein der juristische Glaube, daß dies mit Grund geschah, ist nicht mehr weit verbreitet: die Skepsis hat auch daran gerüttelt.

Mit den Rechtsschöpfungen, die sich bei den neuen Völkergliederungen nach der Zerstörung des römischen Reichs bildeten, wurden allerdings Fragen des internationalen Privatrechts gestellt und die nach und nach ent-

standenen Theorien sind in höchstem Grade interessant. Vielleicht aber gab es doch vorher keine Zeit, wo das internationale Privatrecht so wichtig geworden ist wie jetzt. Zu diesem Ergebnisse haben viele Faktoren mitgewirkt. Ich erinnere an die jetzt freie Auswanderung, an die große Konkurrenz, an die modernen Transportmittel, *) — auch die Entdeckung von Amerika bildet ein wichtiges Glied in dieser Entwickelung. Gerade diese Begebenheit (deren vierhundertjährige Feier in diesem Jahre begangen wird) darf auch den Juristen und zumal einen Vertreter des internationalen Privatrechts tief bewegen, — er schreibt jener Thatsache neben ihrer allgemeinen welthistorischen zweifellos auch eine spezifisch juristische Bedeutung zu. Die Menschen, die in Europa lebten, wollten ihren Horizont erweitern, — Kolumbus glaubte freilich in Indien zu sein und er fand Amerika. Die Erweiterung der Rechtsfläche begann mit einem großen essentiellen Irrthum, allein er war wie selten einer von ausgezeichneten Folgen begleitet. Hand in Hand mit den andern erwähnten Gründen stehen wir vor der Thatsache, daß der moderne Mensch ein internationales Rechtssubjekt geworden ist: das ganze Erdenrund steht dem Menschen jetzt zu beliebiger Disposition. Und das ist und bleibt das dauernde Glück der Menschheit. Der Mensch, der an die Scholle gebunden ist, verfällt leicht einem engen Geisteshorizonte, große Gebiete, in denen er sich nach Wunsch und Talent zur Geltung bringen kann, erweitern seinen Gesichtskreis. Und es gab vielleicht überhaupt keine Zeit, in der auch vom Juristen in so ernsthafter Weise gefordert wurde, daß er das Leben von großen Gesichtspunkten aus beurtheile, wie die gegenwärtige Periode. Das internationale Privatrecht aber ist im modernen Leben aus einem sehr einfachen Grunde so wichtig. Die Angehörigen der verschiedensten Staaten treten heute in rechtliche Beziehungen zu einander und zwar auf dem Gebiete des Personen-, Familien-, Sachen-, Obligationen- und Erbrechts. Hierin liegt das hauptsächliche Gebiet der Anwendung des internationalen Privatrechts und zwar treten eben Kollisionen deswegen ein, weil: 1. die objektiven Gesetzesnormen privatrechtlicher Natur in den einzelnen Staaten verschieden sind, und weil 2. die Regeln noch nicht definitiv feststehen, wann die Gesetze des einen oder anderen Staates auf die einzelnen Fälle angewendet werden müssen.

Heute ist es bekanntlich keine Seltenheit mehr, daß Angehörige verschiedener Staaten sich verheiraten: mit dieser *einen* Thatsache kann der Grund gelegt werden zu einer ganzen Familie von Rechtsfragen. Ueberhaupt sind die einzelnen Nationen im modernen Leben auf dem ganzen

---

*) Heute ist es möglich, die Reise um die Erde in 64 Tagen zu machen. (Archiv für Post und Telegraphie 1893, S. 88). Was war die Leistungsfähigkeit des Alterthums im Verhältniß zu dieser modernen Thatsache?

Erdenrunde zerstreut, — die kleine Schweiz liefert dafür ein anschauliches Beispiel und ich habe kaum nöthig, auf das große Kolonialgebiet des Deutschen Reiches speziell hinzuweisen. Diese Durchwürfelung des Menschenmaterials läßt nun im Umkreise aller derjenigen Gebiete, die man mit der Bezeichnung „Privatrecht" zusammenfaßt, wichtige Fragen auftauchen; man darf dabei nicht blos an den populärsten aller Rechtstitel, nämlich das Erbrecht, denken. Ueberall, wo Menschen in Beziehungen treten, ist auch das Fundament gelegt zu widerstreitenden Interessen, zu Kollisionen, zu Prozessen. Die allgemeinen Lehren des Privatrechts geben im internationalen Leben in einer neuen Gewandung Anlaß zu Diskussionen. Welche Stellung nimmt der Fremde ein? Gilt das Heimathrecht oder das Domizilrecht? Gilt etwas Anderes bezüglich der Rechtsfähigkeit und der Handlungsfähigkeit? Wie sind im Auslande die bevormundeten Ehefrauen, wie die Haussöhne, die Verschwender, die Geisteskranken zu beurtheilen? Ist der Verkehr verpflichtet, sich über die Qualität aller dieser Personen zu erkundigen? Wie steht es mit den Verlöbnissen im internationalen Leben? Wie mit den Ehen? Dürfen die berühmt gewordenen Gretna-green-Ehen (die früher in Helgoland eine Konkurrenz fanden!) im internationalen Leben geschützt werden? Wie verhält es sich mit jener juristischen Delicatesse, die bekannt ist unter dem Namen der Siebenbürgischen Ehen? Das große Kapitel der Ehescheidung von auswärtigen Angehörigen giebt viel zu denken, — die Affaire Bauffremont-Bibesco veranlaßte eine ganze Armee von Juristen, ihren Scharfsinn gegen einander loszulassen! Das eheliche Güterrecht, die Vormundschaft, die uneheliche Vaterschaft stellen einen vollen Bienenkorb von juristischen Kontroversen dar. Das Gleiche gilt vom Obligationenrecht und Erbrecht. Kurz: das internationale Rechtsleben steht dem national internen vollkommen ebenbürtig zur Seite. Und daher darf man sagen, daß das internationale Privatrecht im heutigen Weltverkehr eine außerordentlich bedeutende Mission zu erfüllen habe.

II.

Das internationale Privatrecht beschäftigt sich naturgemäß, und wie auch der Name sagt, mit den Fragen des Privatrechts und hauptsächlich mit solchen, die zwischen den Angehörigen verschiedener Staaten auftreten.

Freilich ist der Name dieser Disziplin und ihr Umfang noch nicht völlig geklärt. Es giebt Juristen, welche auch das internationale Strafrecht und das internationale Prozeßrecht unter die Disziplin des internationalen Privatrechts stellen. Allein das ist im Grunde nicht richtig. Auch im internationalen Rechtsleben sind die verschiedenen Materien ganz so aus-

einanderzuhalten, wie die internen. Jedenfalls ist soviel klar, daß unterschieden werden muß

1. das internationale Staatsrecht (Völkerrecht),
2. das internationale Privatrecht.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß über die Nothwendigkeit dieser elementaren Scheidung zweierlei Meinungen bestehen. Und doch ist es so. Es gibt viele, welche die beiden Fragen stets mit einander vermischen. Auch davon wird gesprochen, daß über die Gestaltung der internationalen Rechtssätze weniger wirklich juristische Motive als politische Erwägungen den Ausschlag geben und daß es daher bis auf den heutigen Tag an einer festen Basis von Rechtsgrundsätzen fehle. Gründe wirklicher oder vermeintlicher Zweckmäßigkeit und politischer Interessen durchkreuzen (so wird behauptet) die streng juristische Behandlung. Ich halte diese ganze Anschauung für durchaus verkehrt und ich lasse mich auch dadurch nicht verwirren, daß Juristen jene Sätze wiederholen. Ebenso zeugt es von einer gründlichen Verkennung der Rechtsgeschichte unsrer Disziplin, wenn gesagt wird, ihr moderner Aufbau beweise, wie wenig man über die Theorien älterer Zeit hinausgekommen sei. Gegenüber dieser juristischen Mythologie ist die Wahrheit festzustellen: die korrekten und richtigen Theorien der alten Juristen wurden und werden ignorirt und einzelne moderne Juristen haben gerade in dieser Materie einen so intensiven Einfluß ausgeübt weil sie die glückliche Idee hatten, auf die alten Rechtslehren zurückzugehen. Aber es ist unbegreiflich, mit welcher Sicherheit sogar Juristen so gründlich unwahre Dinge über unsere Disziplin sagen und schreiben und auf ihre Unkenntniß der Thatsachen gestützt den Satz proklamiren, als ob im internationalen Privatrecht die eigentliche Jurisprudenz die Waffen zu strecken habe zu Gunsten der Politik oder der Zweckmäßigkeitgründe. Es wäre schlimm um unsere Wissenschaft bestellt, wenn derartige auf allzu mühelose Weise gewonnene Anschauungen und wenn solche Vorurtheile mit Erfolg weiter verbreitet würden. Ich meine, es sei ihnen mit einigem Ernste entgegenzutreten. Das internationale Privatrecht (Civil-, Handels-, Wechselrecht) steht, wie ich nochmals betone, dem internen Privatrechte vollkommen ebenbürtig zur Seite. Es dürfte nun an der Zeit sein, diese elementaren Ausgangspunkte anzuerkennen, — die Zweifel daran hängen mit einer großen Staubwolke von Unklarheit zusammen.

Das Privatrecht bleibt Privatrecht, ob es sich um Rechtsverhältnisse zwischen Angehörigen des gleichen Staates oder verschiedener Staaten handelt. Die Behauptung also, daß heutzutage die internationalen Verhältnisse der Völker gegründet seien auf den Spitzen der Bajonnette und dem Knall der Kanonen, trifft das Privatrecht nicht. Die internationale

Weltwirthschaft läßt sich durch den „Krieg in Sicht" nicht abhalten, privatrechtliche Geschäfte zu schließen, — von den internationalen Ehen gar nicht zu sprechen.

III.

Wie ist für eine richtige Würdigung der modernen Mission, die dem internationalen Privatrecht unzweifelhaft zukommt, zu sorgen?

Einmal sind die historischen Grundlagen der Disziplin in ganz anderer Weise zu erforschen, als es bis dahin geschehen ist. Je mehr ich mich mit diesen Fragen beschäftige (und ich fahre fort, mich ihnen unausgesetzt zu widmen), um so klarer wird mir, daß die Vergangenheit gründlich studirt werden muß, — jede Wissenschaft hat den Faden aufzusuchen, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet. Denn die menschliche Entwickelung knüpft stets an die gegebenen Faktoren an und sucht in ihrer Kenntniß Dasjenige festzustellen, was den modernen Bedürfnissen frommt. Auf diese Art geht auch das Recht vor. Und ich meine, daß sich die einzelnen Perioden, die das internationale Privatrecht durchgemacht hat, leicht abheben lassen dann, wenn man sich die Mühe giebt, die alten Schriftsteller (die Kirchenväter unserer Lehre!) im Detail zu verfolgen. Jene Phasen treten deutlich wieder vor das geistige Auge und die treibenden Faktoren werden klar, wenn man den freilich etwas mühevollen Weg nicht scheut, die alten Juristen zu studiren, die an die großen Fragen mit einem Eifer herangetreten sind, welche die in einzelnen Ländern zu konstatirende Gleichgiltigkeit moderner Juristen gegenüber dieser Materie erst in das richtige Licht rückt. Was würden Bartolus und Baldus sagen, — jene großen Juristen, die über die Lehre des internationalen Privatrechts so eingehend nachgedacht haben, wenn sie sehen würden, daß fast zum Hohn des großartigen internationalen Lebens der Neuzeit (das sich über das Universum ausbreitet) so wenige Juristen sich dieser verwickeltesten aller Fragen zuwenden! Der Indifferentismus, den die moderne Welt an vielen Orten gegenüber der Disziplin des internationalen Privatrechts zur Schau trägt, hält indessen nach meiner Ueberzeugung nicht mehr lange vor. Das Leben wird sich die Bahnen schaffen, deren es bedarf, — die Gewalt der Vorurtheile wird gebrochen werden und die Jurisprudenz muß gleichen Schritt halten mit den veränderten und erweiterten Bedürfnissen des realen Lebens. In diesem Kampfe gegen eine unbegründete und unwissenschaftliche Enthaltsamkeit wird das Studium der alten Theorien über das internationale Privatrecht mithelfen. Wer es betreibt, wird die darauf verwendete Mühe nie bereuen. Diese Rechtsgeschichte speziell ist nicht blos eine Präparation für das Verständniß der modernen Probleme, sondern sie deutet auch auf die Bahnen zurück, in die eine neue Zeit nicht mehr gerathen

darf, und sie weist positiv die Wege, in welche wir eintreten sollen. Das Alles sage ich, obwohl ich kein Schwärmer für juristische Antiquitäten bin: die Rechtsmumien imponiren mir nicht! Aber ich habe nie bestritten, daß die Rechtsgeschichte an sich einen Werth hat, — sie ist die Hälfte der Wissenschaft! Speziell habe ich auch die vollendete Ueberzeugung, daß das internationale Privatrecht einer viel sorgfältigeren Verwerthung der Quellen bedarf. Nicht die beschauliche Freude an abgedorrten Institutionen scheint mir wichtig, sondern die geschlossene und verständnißvolle Darstellung des Entwickelungprozesses und des Werdeganges, damit man die früheren Lösungen verstehe und aus ihnen lerne für das moderne Leben. Denn wir sind und bleiben mit der Vergangenheit verknüpft, — es ist eine Art von Sozietätverhältniß, das uns unlösbar damit verbindet. Freilich handelt es sich nicht darum, in schwerfälligem Rüstzeuge die Ansichten aller alten Schriftsteller über die früheren Theorien vorzuführen, sondern eine Auswahl zu treffen solcher Autoren, die bedeutende Marksteine in der Rechtsgeschichte der Doctrin darstellen. Mit Hilfe dieser Studien verschaffen wir uns die verfeinerten Instrumente, um die international-rechtlichen Schwierigkeiten unserer Zeit zu verstehen und zu lösen Dies ist das Eine.

Es giebt noch ein Anderes. Ich meine, es sollte von den großen Staaten europäischer Kultur eine internationale Kommission ernannt werden, die beauftragt würde, das internationale Privatrecht zu diskutiren und einen Entwurf dazu auszuarbeiten. Wenn jeder einzelne Staat für sich vorgeht, wird er stets einseitig: hier liegt aber ein internationales Tractandum vor und es kann und soll deswegen nicht auf einem beschränkt partikulären Boden erledigt werden. Das ist das unsterbliche Verdienst der modernen Jurisprudenz und speziell des internationalen Privatrechts, daß sie alle Glieder der Menschheit einander näher bringt. Und auch mitten im täglichen Kampfe der Interessen dürfen die Juristen nie vergessen, daß auch sie ein Ziel im Auge haben müssen, der Menschheit zu dienen, — ein Jeder nach seinen Kräften. Der Idealismus darf auch uns nicht fehlen, und der Jurisprudenz, die nicht von ihm getragen wird, fehlt die Luft und das Sonnenlicht. Die nationale Engherzigkeit darf also in der Materie des internationalen Privatrechts nicht dominiren. Und sollte die europäische Jurisprudenz wirklich nicht das zu versuchen im Stande sein, was die amerikanische schon lange gethan hat? Der amerikanische Erdtheil ist das Land, wo den intrikaten Fragen des internationalen Civil-, Handels-, Straf-, Prozeß-Rechts auf praktische Weise ins Auge geschaut wurde. Ich erinnere an den Entwurf eines Vertrages zwischen Peru, Argentinien Chile, Bolivia, Ecuador, Venezuela, Costarica (Lima, 9. Nov. 1878). Ich

verweise ferner auf den Entwurf zu einem Vertrage über internationales Civilrecht sowie zu einem solchen über internationales Handelsrecht (Montevideo, 12. Febr. 1889)*. Ich erinnere weiter an die große Arbeit des amerikanischen Juristen Dudley Field (Outlines of an international Code 1872). Ich theile durchaus die Ansicht, daß in diesen Projekten höchst achtbare Vorgänge liegen, an denen kein Internationalist ohne wirklichen Respekt vorübergehen kann. Mit Recht hat der Kongreß der nord-, süd- und central-amerikanischen Staaten (der am 19. April 1890 geschlossen wurde) den Regirungen die Prüfung dieser Verträge empfohlen (Minutes of the international american conference, Washington 1890, S. 238 ff.) Es genügt natürlich nicht, mit jugendlicher Begeisterung der Wissenschaft ein Vertrauensvotum abzustatten und im Uebrigen die Hände in den Schooß zu legen: praktische Lösungen müssen auf dem Boden des internationalen Privatrechts versucht werden. Ich bin weit entfernt, den amerikanischen Juristen und Staatsmännern den Ruhm streitig zu machen, daß sie jene Gebiete praktisch angefaßt haben, — ich frage nur wiederholt: Sind wir in Europa nicht im Stande, ein Gleiches zu thun? Das Deutsche Reich hätte gerade jetzt einen vortrefflichen Anlaß, an die Zusammensetzung einer internationalen Kommission heranzutreten, um das internationale Privatrecht zu discutiren und einen Vertragsentwurf auszuarbeiten: es besteht ein sehr achtbarer Gesetzesvorschlag über diese Materie, den ich zuerst zur allgemeinen Kenntniß gebracht habe**). Würde es nicht auf diese Weise möglich sein, ein Werk zu schaffen, das von großen internationalen Gesichtspunkten ausginge? Ja, ich glaube: der angegebene Weg ist der einzige, der eine reale Garantie schaffen kann für die korrekte Lösung derjenigen Fragen, die mit der modernen Mission des internationalen Privatrechts zusammenhängen.

IV.

Man sollte meinen, daß bei der enormen Bedeutung des internationalen Privatrechtes an den Universitäten auch separate Lehrstühle bestehen, — in Deutschland und Oesterreich giebt es nicht einen einzigen! Wir haben in dieser Materie ein enorm großes Rechtsgebiet vor uns, voll von Kontroversen, weil die internationalen Rechtsfragen zu sehr vom Gesichtspunkte des nationalen Privatrechts aus angesehen werden, voll von gesetz-

---

*) Vgl. Meili, Die Codification des internationalen Civil- und Handelsrechts (Leipzig 1891).

**) Vgl. Meili, Geschichte und System des internationalen Privatrechts im Grundriß (Leipzig 1892) S. 198—209. Noch nicht ein Jurist hat sich in Deutschland auf das Glatteis hinausgewagt, jenen Gesetzesvorschlag über das internationale Privatrecht einer kritischen Würdigung zu unterziehen.

geberischen Räthseln, von historisch interessanter Entwickelung, ein Rechtsgebiet, das auch an der Hand der auswärtigen Literatur und Gesetzgebung studirt werden muß, — aber an den Universitäten ist die Disziplin vielfach noch heimathlos! Ich werde ihr aber ein legitimes Staatsbürgerrecht zu erlangen suchen. Ist am Erfolge zu zweifeln? Ich habe nicht die mindesten Bedenken. Böse Zungen behaupten freilich, daß die juristische Wissenschaft dem Leben stets nachhinke. Mag dies sein, wie immer es will, so darf nicht vergessen werden, daß jeder Fortschritt erkämpft werden muß. Und den Glauben an eine Reform und Ausweitung der juristischen Studien gedenke ich nicht wieder aufzugeben, mögen einzelne wenige Vertreter der Rechtswissenschaft noch so sehr dagegen opponiren. Die Welt bewegt sich doch weiter, wenn auch einzelne Juristen noch so sehr stillstehen und den alten Einrichtungen ihre Reverenz bezeugen! Für den Fortschritt in unserer Wissenschaft wird speziell auch der universale Weltgeist sorgen, der in die engen Zirkel des Daseins hineinzündet, — der Weltgeist wird der große internationale Desinfektor sein zur Beseitigung veralteter Ideen.*)

Speziell auch im deutschen Reiche und in Oesterreich hat das internationale Privatrecht die Mission, die Jurisprudenz zu verjüngen. Mit der modernen Weltstellung, die sich die deutsche Nation errungen hat, sind auch weitgehende praktische Interessen verbunden, die Materie des internationalen Privatrechts im großen Stile anzufassen. Und es ist ein gutes Zeichen, daß im letzten Jahre ein praktisch und theoretisch geschulter Jurist eine eigene Zeitschrift gegründet hat, in der diese Fragen eingehend und vielseitig erörtert werden.**) Bei allem wissenschaftlichen Studium dürfen wir nie vergessen, daß wir Juristen für das Leben arbeiten; und alles Konstruiren und Definiren ist im Grunde fruchtlos, wenn wir damit nicht der Gerechtigkeit dienen und den sozialen Bedürfnissen.

Die Pflege des internationalen Rechts fördert auch das interne Recht, denn es leitet die Gedanken in die Tiefe des juristischen Erdreichs, und so darf man ohne Uebertreibung sagen, daß das internationale Privatrecht der Jurisprudenz neue Horizonte eröffnet, — speziell auch für die Juristen der germanischen Völker.

Zürich. Professor F. Meili.

---

*) Um Mißverständnisse der Leser darüber, wie ich dies meine, zu vermeiden, gestatte ich mir auf eine Broschüre zu verweisen, die ich unter dem Titel publizirte: „Die neuen Aufgaben der modernen Jurisprudenz" (Wien 1892).

**) Es ist dies die von Oberlandgerichtsrath Böhm (in Nürnberg) herausgegebene Zeitschrift des internationalen Privat- und Strafrechts.

Die verlorne und wiedergewonnene Seele.

Warum drängen sich Millionen von Menschen in Amerika, Tausende in England, Frankreich, Deutschland zu den klopfenden Tischen, zu den Medien, die durch ihre Hand Geister schreiben, durch ihren Mund Geister reden lassen, wo möglich zu Materialisationen von Geistern und Geisterphotographieen? Sie haben die Seele verloren, der Materialismus hat ihnen den Glauben an das eigne ideale Wesen zerstört, und es ist ihnen nicht wohl dabei; sie wollen die Ueberzeugung von der Realität der Seele wiedergewinnen, recht materialistisch mit Augen sehen und mit Händen betasten, was doch nur innerlich und geistig zu erfassen ist.

Die Materialisten aber — was haben sie bewiesen? Behauptet haben sie sehr viel: die Gedanken seien Sekretionen des Gehirns wie die Galle eine Ausscheidung der Leber; wie die Saitenschwingungen den Ton, so erzeugen Schwingungen der Gehirnfibern die Empfindungen. Aber Gedanken sind nichts Objektives, Aeußerliches wie die Galle, sondern etwas Innerliches, Gebilde einer für sich seienden Innerlichkeit, sie existiren nur in der Subjektivität, und die Saitenschwingungen erzeugen gar nicht den Ton, sondern sie bewegen nur die Luft, und deren Wellen werden durch Vermittlung des Ohrs und der Umstimmung in den Ganglienzellen des Gehirns zum Ton erst in der fühlenden Subjektivität, die alle Empfindungen als ihre Lebenslaute in sich hervorbringt. Es ist die Seele, welche fühlt und denkt, in welcher die Sterne leuchten und die Nachtigallen singen; sie überträgt ihre Empfindungen von Farben und Klängen auf die Dinge außer ihr, die sie zu diesen veranlaßt haben.

Aber der Materialismus hat ein Recht und nicht blos gegen den einseitigen Idealismus, der alles ohne äußere Anregung in sich zu schaffen meint, wie gegen den dualistischen Spiritualismus, dem der Mensch aus dem materiellen Leib und einer unmateriellen Seele besteht, und der doch nicht nachweisen kann, wo die raumlose Seele im Leibe sitzt, wie sie ihn bewegen und von ihm bewegt werden kann. Da muß denn Gott heißen, der den Arm sich erheben läßt, wenn die Seele das vorstellt und will; oder Leib und Seele sollen wie zwei Uhren sein, die stets die gleiche Zeit anzeigen, wie sie auch getrennt von einander gehen. Das fortwährende Erlebniß, daß wir mit unserem Willen den Arm bewegen, daß wir die Veränderungen unseres Gehirns in Empfindungen auslösen, daß wir denken mit dem Organ des Gehirns — es bleibt unverständlich; und doch ist alles Geschehene in der Wirklichkeit eine Wechselwirkung mannichfacher Kräfte.

Der Anatom wird mit seinem Zergliederungmesser die Seele so wenig aus dem Körper heraus präpariren, wie der Chemiker die Atome des Sauerstoffes und Wasserstoffes uns vor Augen stellt. Aber wie der Chemiker aus den Verbindungen und Scheidungen der Elemente die individuellen wirkenden Kräfte erschließt, so führt mich das Kausalgesetz dazu, auch für die eigenthümlichen Leistungen der Organismen ein Organisationsprinzip zu erschließen, das jenen gewachsen ist. Denn die Organismen entwickeln sich, bilden sich selbst fortwährend neu, bringen stoffliche Verbindungen hervor, die außer ihnen nicht vorkommen, und wenn der Chemiker sie auch aus anorganischen Stoffen zu bereiten versteht, die Zellen kann er in seinen Retorten nicht machen, die in eigenthümlicher Thätigkeit sich entwickeln. Und wir gewahren, wie die Organismen sich frei bewegen, wie sie empfinden, wie sie als Menschen denken und wollen und in sich eine sittliche Welt der Freiheit und des Rechts, des Guten, Wahren, Schönen hervorbringen. Sollte das wirklich nur ein Nebenergebniß der Athembewegungen sein? Wie mögen diese doch in ihrem beständigen Wechsel die Einheit eines dauernden Bewußtseins erzeugen, und in ihrer mechanischen Nothwendigkeit ein Gefühl freier Selbstbestimmung, ein Unterscheiden von Gut und Böse hervorzaubern? Ja wie sollen sie ohne ein ordnendes Prinzip sich zu dem vielgliedrigen Organismus zusammenfügen? Es ist ein altes Wort: eben so gut haben sich die Lettern der Setzerkästen ohne Setzerhände und ohne den Genius von Kant oder Goethe zur Kritik der reinen Vernunft und zum Faust von selbst zusammengestellt.

Da ein Organisches stets nur aus Organischem entsteht, sehe ich mich zur Annahme von Organisationsprinzipien gedrängt, die, als Naturkräfte eingegliedert in den Weltzusammenhang, die anorganischen Stoffe an sich heranziehen, deren eigenem Gesetze gemäß sie für sich kombiniren, mit ihnen den lebendigen Leib aufbauen, Bewegungen der Außenwelt in der eigenen Innerlichkeit zu Empfindungen auslassen, ihrer selbst bewußt werden. Wir nennen sie Seele. Und so ist die Seele das Wesen des Menschen, der Wesenkern, der als Naturkraft den leiblichen Organismus gestaltet, als Geisteskraft das Reich des Geistes hervorbringt; der Organismus ist das Organ, mit dem er eben so Vorstellungen in Bewegungen umsetzt, wie er aus Bewegungen der Außenwelt die Empfindungen der Innenwelt bereitet. Hier ist kein Dualismus von Geist und Materie.

Daß ein und das selbe Wesen zugleich leibgestaltende Organisationskraft und Quell des Bewußtseins ist, das bildet den Wahrheitgehalt in den psychologischen Darstellungen des geistreichen Philosophen des Spiritismus Karl du Prel. Ich habe wiederholt ausgesprochen: worauf ihn Somnam-

bulismus und Geistererscheinungen führen, was ihm die Nachtseite der Natur erklärt, das ergiebt sich mir aus der Betrachtung der Tagseite: wenn wir in unserm Wesenskern zugleich Natur und Geist sind, löst sich für unsern Verstand das große Welträthsel vom Zusammenhang beider, und es ist keine neue Weisheit, sondern die alte Wahrheit, die bereits Aristoteles lehrte: die Seele ist Energie, sie trägt das Ziel ihrer Entwickelung in sich, sie wirkt leibgestaltend, ernährend in der Pflanze; im Thier kommt das Gefühl hinzu, im Menschen das Erkennen und Denken, da wird die leibgestaltende, fühlende ihrer selbst bewußt. Und daß auch der vom Papst Leo approbirte Thomas von Aquin der selben Ansicht huldigt, wird sie uns nicht verdächtigen, denn auch Giordano Bruno bekennt sich zu ihr.

Und doch ist mein Weg ein anderer. Ich gehe von dem unleugbar und unmittelbar Gewissen aus, von unsern Empfindungen, Gedanken Willenserweisen; das sind unsre Erlebnisse, die wir intuitiv erkennen, aber wir erschließen aus ihnen nicht blos eine Subjektivität, ein für sich seiendes Wesen, das sie hat — und Empfindungen und Gedanken sind ja nur wirklich als Lebensacte eines solchen —, sondern wir erleben ja unser Selbst, die schöpferische Einheit unseres Denkens, im Selbstgefühl, im unmittelbaren Innewerden unseres Wesens, und alle Empfindungen und alle Vorstellungen lassen ihren Eindruck auf unser Wesen spüren, die Gefühle sind ja ihre Resonanz in ihm. Die materielle Außenwelt aber schenkt uns nicht unser Ich, — Ich ist Jeder nur, indem er sich selbst erfaßt und bestimmt, wie Fichte sagte: das Ich ist das sich selbst Setzende, — vielmehr erschließen wir erst aus Empfindungen, die sich uns aufdrängen auch ohne oder gegen unsern Willen, nach dem Kausalgesetz in uns die wirkenden Kräfte außer uns, die unsere Zustandsänderungen bedingen; Licht und Farben, Töne, Kälte, Wärme sind ja nicht außer uns, sondern sind Empfindungen in uns, und wir übertragen sie auf die Dinge außer uns, deren Bewegungen durch die an sich lautlosen und dunklen Luft- oder Aether-Wellen uns vermittelt werden. So ist unser Selbst, unsere Seele das Erste, und wir brauchen sie gar nicht erst durch Reflexion zu gewinnen, wir brauchen sie nicht erst wie die Atome der Chemie und Physik zu erfolgern, wir erleben sie, denn sie ist das Lebendige, dessen wir im Bewußtsein inne werden.

Nun aber berufen sich zeitgenössische Philosophen, wie Wundt und Paulsen, auf Spinoza. Die Ordnung und Verbindung der Ideen sei die selbe wie die Ordnung und Verbindung der Dinge; unsere Empfindungen und Vorstellungen laufen parallel mit den Bewegungen unseres Gehirns, unseres Leibes, und aus diesem Parallelismus folge, daß unser Seelenleben die Summe unserer Empfindungen, Willensregungen und Gedanken

sei, denen aber nichts Substantielles, für sich Reales, zu Grunde liege. Nun ist aber doch die Außenwelt nicht blos eine Summe von Bewegungsvorgängen, denn jede Bewegung setzt bewegende und bewegte reale Wesen voraus, sie geschieht als deren Thätigkeit und Wechselbeziehung; so schweben doch auch die Empfindungen nicht im Leeren, sondern sind eben Lebensacte eines Empfindenden. Und wir wissen uns nicht als eine Vielheit, eine Summe, sondern als Einiges, den Wechsel der Zustände Durchdauerndes, das Mannichfaltige auf einander Beziehendes, sich selbst Bestimmendes. Auch ist ein Parallelismus gar nicht vorhanden. Wirklich ist, daß kraft der Einheit unseres Wesens alle inneren geistigen Lebensacte auch von Umstimmungen, Bewegungen in unserem Leibe begleitet werden, leibliche Vorgänge in der Innerlichkeit gespürt werden — aber sie sind nicht das selbe. In der Außenwelt herrscht ja die Nothwendigkeit des Naturmechanismus, der Alles mit unbedingter Folgerichtigkeit vollzieht, in der Innenwelt haben wir das Gesetz als ein Sollen, von dem wir auch abweichen, dem wir uns versagen können; Jeder habe das Gefühl der Freiheit, und indem wir von unserem Wollen und Wählen das unabänderliche Geschehen in der Natur unterscheiden, kommen wir zum Begriff seiner Nothwendigkeit. Im Bereich der materiellen Bewegungen geschieht, was geschehen muß, im Geist haben wir Irrthum, Gutes und Böses, ein willkürliches Spiel von Vorstellungen oder ihr bloßes Nacheinander und dann wieder ein logisches Verbinden der Gedanken nach Grund und Folge. Gegenüber den Einflüssen der Außenwelt behaupten und bestimmen wir uns selbst und erfüllen nur so unsere Bestimmung. Wo ist denn da der Parallelismus? In der Außenwelt erhält sich die Energie im Spiel der Bewegungen, in der Innenwelt steigert sie sich, da behalten wir, was wir einmal in uns herangebildet, Gedanken, die wir anderen mittheilen, verlieren wir nicht, sondern bringen sie dadurch zu größerer Klarheit, und die andern nehmen sie an und thun von dem Ihrigen hinzu. Der Fortschritt der Kultur, die höhere Aufgabe, welche die Wissenschaft löst, die weitere Verbreitung der Erkenntniß, Alles das zeugt vom Wachsthum der Energie im Geiste. Ich habe das in einer Abhandlung: „Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt“ (Denkschriften der Münchener Akademie der Wissenschaften) ausführlich dargethan. Es sind auch nicht die wechselnden Atome, die einander die gewonnene Steigerung des Erkennens überliefern, sondern sie vollzieht sich in einem bleibenden Wesen, in der Seele. Und so kann, wer durch unzulängliche Theorien die Seele verloren hat, sie auch durch philosophische Betrachtung wiedergewinnen, wenn er sich an sein Erleben hält.

München. Professor Moritz Carriere.

Das Beschwerderecht der Offiziere.

Bei der Betrachtung des militärischen Beschwerderechtes*) habe ich schon Gelegenheit gehabt, einige Punkte zu berühren, die das Beschwerderecht der Offiziere behandeln; doch wird es nützlich sein, die besondere Stellung des Offiziers noch etwas näher anzusehen.

Auch dem Offizier steht kein Einspruchsrecht gegen noch so schroff absprechende, demüthigende Beurtheilungen seiner dienstlichen Fähigkeiten und Leistungen zu, auch dann nicht, wenn nicht er allein die Unverdientheit solchen Urtheils empfindet. Er darf nur etwaige übereilte Ausdrücke u. s. w. des Vorgesetzten, durch die er sich persönlich oder im Standesbewußtsein verletzt fühlt, zum Ausgangspunkt einer Beschwerde machen, in deren Verlauf dann vielleicht auch das harte Urtheil über ihn einer unbefangeneren Prüfung unterzogen wird.

Der Offizier setzt sich bei Durchkämpfung von Beschwerden nicht nur den früher geschilderten Gefahren aus, die den gemeinen Mann bedrohen, sondern gewöhnlich noch der besonderen, seiner Laufbahn ein vorzeitiges Ende zu bereiten. Der feindliche Widerstand, auf den er stößt, ist weit intensiver, und selbst wenn die entscheidenden Instanzen nicht umhin können seine Beschwerde als begründet anzuerkennen, und er die seltene Genugthuung dieses Anerkenntnisses erkämpft hat, — er trägt auch dann ein Kainszeichen an sich, das ihm früher oder später verderblich wird, besonders wenn er sich im Laufe der Zeit genöthigt sieht, wiederholt den Beschwerdeweg zu betreten.

Mag ihm sein keckes Wagniß als Ausfluß starken Selbstgefühles gutgeschrieben, mag es leichte oder übertriebene Empfindlichkeit genannt oder er als „schwieriger“ Untergebener bezeichnet werden, — er wird fortan von den wechselnden Vorgesetzten mit mißtrauischer Vorsicht angesehen, und kommen wird einst der Tag, wo er bei künstlich erregtem Sturmwind als Spreu vom Weizen gesondert wird.

Daher greifen auch Offiziere, wenn sie aus den ersten stürmischen Lieutenantsjahren heraus sind, nur wie zu einem letzten Mittel zu Beschwerden, die nicht den Kläger allein, sondern oft nicht weniger die Kameraden gefährden, deren Zeugniß ihn unterstützt. Darum wird Niemand sein

*) Nr. 23 der „Zukunft“.

Zeugniß versagen; aber die freudige Bereitwilligkeit fehlt, mit der Jeder dem Kameraden seine Dienste etwa zum Zweikampf leiht, trotz der Gewißheit gerichtlicher Bestrafung.

Das ist menschlich. Und menschlich ist es auch, wenn kein Vorgesetzter über den Veranlasser gegen ihn erhobener Beschwerden besonders erfreut ist. Es giebt sogar solche, an deren sonst lauterem, ritterlichem Charakter kein Zweifel besteht, und die schon bei dem ersten einleitenden Schritt des Untergebenen zur Beschwerde außer sich gerathen, ihn um so weniger verzeihen können, je lebhafter sie selbst ihre Berechtigung anerkennen müssen, und deren maßgebendes, die Zukunft entscheidendes Urtheil über den Untergebenen mindestens unbewußt getrübt wird. „Ich habe Dir Unrecht gethan — das kann ich Dir nicht verzeihen!“

Daß Beschwerden von Offizieren bei darüber entscheidenden Vorgesetzten so perhorreszirt werden, liegt nicht nur daran, daß sie, ob begründet oder nicht, für unmilitärisch angesehen werden, sondern hat gewichtige psychologische Ursachen.

Wiederholte Beschwerden gegen den selben Vorgesetzten werfen stets ein unerfreuliches Licht auf dessen Charakter und können daher jederzeit eine gerechtfertigte, oft nicht einmal unerwünschte Veranlassung geben, der Karriere des so Angeschuldigten ein Ende zu machen. Deshalb ist es erklärlich, daß sie bei den Verklagten so viel Grimm wecken. Sie können aber auch dem Entscheidenden gefährlich werden.

Die selben Motive, die ein Hauptmann hat, das Bekanntwerden von Bestrafungen seiner Untergebenen wegen unrichtiger Behandlung seiner Leute zu scheuen, hat ein Regimentscommandeur in seinem Bereich. Kommen gegen seine Offiziere wiederholt Beschwerden vor, und gelangt das zur Kenntniß der höheren Vorgesetzten, so setzt er sich dem gefährlichen Vorwurf aus, daß solche Beschwerden sich unter ihm überhaupt anhäufen. Es liegt ihm — auch ohne daß die Beschwerden gegen ihn selbst gerichtet sind — unter den jetzigen Verhältnissen daran, dieses Bekanntwerden höheren Orts zu vermeiden. Dazu sind Mittel vorhanden in den Vorschriften, wie in der Kompetenz des ersten Entscheidenden.

Die meisten Beschwerden kommen schon über die vorgeschriebene vorhergehende Vermittelung nicht hinaus und damit bleibt ihre Veranlassung wenigstens offiziell den Vorgesetzten des Angeklagten verborgen.

Auch Offiziere erheben nur ungern Beschwerden gegen solche Vorgesetzte, die sich lediglich durch ihr Temperament zu einer momentanen Uebereilung haben hinreißen lassen. Ein leises Anerkenntniß begangener Fehler dem Vermittler gegenüber ist ihnen eine willkommene und ausreichende Genugthuung.

Die eigentlichen Triebfedern für ihre Beschwerden bilden Verletzungen und Kränkungen, die nicht dem Temperament, sondern dem Charakter entspringen. Für diese, namentlich wenn sie gewohnheitmäßig und mit einem gewissen Behagen erfolgen, ist eine flüchtige Anerkennung der allzu häufigen Uebereilung wohl kaum als ausreichende Sühne anzusehen. Erfolgt eine solche halbe, nur widerwillig zur Vermeidung der Beschwerde abgegebene Erklärung, so sieht sich der Kläger in einer Zwangslage. Er kann resigniren und auf weitere Verfolgung der Beschwerde verzichten. Dann kommt die üble Gewohnheit des Angegriffenen nicht zur höheren Kenntniß, was vielfach Hauptzweck des schweren Schrittes war; auch darf man bei derartigen Charakteren selten darauf rechnen, sie sich durch solche Mäßigung in Zukunft wohlwollender zu stimmen.

Erklärt der Verletzte sich hingegen von der verklausulirten Entschuldigung nicht befriedigt, so betritt er nun erst den eigentlichen Beschwerdeweg. Aber er muß sich dann klar darüber sein, daß die natürlichen Gefahren seines Wagstückes sich verzehnfacht haben und daß die Aussicht auf eine ihn einigermaßen befriedigende Erledigung seiner Klage mit der Neigung dazu bei der entscheidenden Instanz sich eben so stark vermindert hat.

Die Gefahren steigern sich hierbei fast in dem selben Maße wie bei einer Berufung gegen die erste Entscheidung. Die Bestimmung, daß die Berufung in Gestalt einer Beschwerde gegen den Vorgesetzten, der die letzte Entscheidung getroffen hat, und zwar allemal schriftlich einzulegen ist, zeigt Wissenden deutlich genug die Steigerung der Gefahr an. Die Berufung drängt die ursprüngliche Klage in den Hintergrund, macht sie zur Nebensache und greift einen mächtigeren Vorgesetzten direkt an, indem sie ihn, aller schönfärbenden Worte entkleidet, der — Parteilichkeit beschuldigt. Es genügt, darauf hinzuweisen, um anzudeuten, wie wenig Aussicht diese Beschwerde zu einer Erledigung im Sinne des Klägers hat.

Die überlegene Position des Verklagten findet ihren Ausdruck auch in der Bestimmung, daß nach erfolglos gebliebener Vermittelung der Beschwerdeführer seine Klage nur zurückziehen darf, sofern nicht der Vorgesetzte, gegen den die Beschwerde gerichtet werden sollte, deren Weiterführung ausdrücklich verlangt.

Wenn trotz Allem gegen einen „unangenehmen“ Vorgesetzten mehrfach Klagen erhoben werden, so folgt daraus noch nicht mit Nothwendigkeit, daß sein Charakter den höheren Vorgesetzten bekannt wird. Die Scheu vor dem Herauslassen solcher Vorgänge aus dem engeren Familienkreise bietet noch manchen Ausweg.

Wenn die zunächst entscheidende Instanz der erhobenen Beschwerde eine mehr oder weniger eingeschränkte Berechtigung zuerkennt, wozu, wenn

man sich vergegenwärtigt, wie schwer der Entschluß zu einer Beschwerde ist, auch meist Gründe vorhanden sind, dann ist dem Kläger jeder weitere Weg abgeschnitten. Es wird ihm mitgetheilt, daß Remedur eingetreten ist; worin sie besteht, wird nicht gesagt; er bemerkt vielleicht nur eine nicht gerade erfreuliche Aenderung in seiner bisherigen persönlichen Stellung zum Commandeur, selbst wenn dieser nur der Entscheidende war.

So kann es vorkommen, und ist vorgekommen, daß ein bestimmter Vorgesetzter der Reihe nach von sämmtlichen Untergebenen, von Vielen wiederholt, verklagt wird, ohne daß von dessen übergroßer Schwäche etwas über die nächste Instanz hinaus bekannt wird. Der Betreffende gilt oft sogar bei den höheren Vorgesetzten als ein besonders liebenswürdiger, urbaner Mensch. Wenn sich dann gelegentlich sein wahrer Charakter mit unangenehmem Eclat offenbart hat, dann wundern sich Alle: die Einen, wie das möglich war; die Andern, wie es so lange hat hingehen können.

Den Entlarvten ereilt endlich die Strafe; er wird schleunig, mit allen Ehren, mit einer letzten Auszeichnung verabschiedet.

Sonst ändert sich nichts!

Es ist freilich unangenehm, wenn unter dem ritterlichen, vornehm gesinnten Offiziercorps solche Ausnahmen vorkommen. Um so erwünschter müßte es sein, diesem Vorkommen möglichst vorzubeugen.

Das würde wesentlich geschehen, wenn jede Beschwerde eines Offiziers, gleichviel ob sie blos zur Vermittlung oder zur Beschwerde gediehen, in welcher Weise, von welcher Instanz sie erledigt worden ist, durch *protokollarischen* Bericht zur Kenntniß *aller* Instanzen bis zu den Generalkommandos gebracht werden müßte.

Eine große Arbeit erwächst daraus bei der Seltenheit der Beschwerden nicht. Das fiele auch nicht ins Gewicht gegen den doppelten Vortheil, daß auf diese Weise nicht nur etwaige wirklich leichtfertige, zu empfindliche Beschwerdeführer mit Sicherheit als solche erkannt werden und nicht blos auf Grund ihrer ihnen unbekannten Konduitenliste dafür gelten, sondern daß auch zeitig genug ein aufhellendes Streiflicht auf einzelne Charaktere geworfen wird, so daß man unliebsame spätere Ueberraschungen verhindern kann.

Die höhere Gerechtigkeit kann dabei auch noch in manchen anderen Beziehungen gewinnen, und der Geist freudiger Unterwerfung unter höhere Interessen wird gestärkt werden.

Das heute aber den Beschwerden gegenüber herrschende Prinzip ist zu starr, zu einseitig ausgeartet. Die darüber erlassenen Vorschriften haben leichtfertigen, unbegründeten Beschwerden vorbeugen, aber die Beschwerden nicht überhaupt unmöglich machen wollen. Das hat aber die zur üblichen Praxis gewordene Auslegung und Anwendung dieser Vor-

schriften nahezu erreicht, und das widerspricht dem Sinne dieser Erlasse eben so wie dem Zeitgeist, dem sich auch die Armee auf die Dauer nicht völlig verschließen kann.

Die Konzessionen, die man der Sonderstellung der Armee, dem militärischen Geist machen muß, können groß, dürfen aber nicht schrankenlos sein.

Mag der unbefangen Denkende sich selbst sagen, welchen Einfluß es schließlich auf die Charakterbildung haben muß, wenn jede Beschwerde direkt oder indirekt zum Nachtheil oder zum Verderben des Untergebenen ausschlägt. Gerade die Eigenschaften, die man gewöhnt ist, bei dem Krieger, dem Offizier, in besonders scharfem Gepräge vorauszusetzen, müssen unter diesem Zustande leiden.

Oder verlangt man, daß das allen übrigen Personen und Verhältnissen gegenüber so überaus empfindliche Ehr- und Selbstgefühl des Offiziers vor dem militärischen Rangverhältniß plötzlich verstumme? Dann wäre es weit besser, wenn man auch dem Offizier das Beschwerderecht ganz nähme und ihm absolute, schweigende Duldung gegenüber seinen Vorgesetzten zur ausgesprochenen Pflicht machte. In Wirklichkeit ist ihm jetzt nur ein Recht verliehen, dessen Anwendung ihn oft ins Verderben führt und dessen Nichtbenutzung ihn in den eigenen Augen demüthigen muß.

Man halte das nicht für Uebertreibung.

Müssen schon den Frontoffizier die fast unausbleiblichen Folgen einer Beschwerde bedenklich machen, so steigt die Gefahr progressiv mit dem Range und der bevorzugten Stellung des Klägers. Dort, wo ein Konflikt allerdings noch seltener, aber doch nicht ausgeschlossen ist, führt eine Beschwerde **stets** zum Aufgeben mindestens der bevorzugten Stellung, gewöhnlich aber der ganzen Laufbahn.

Es sind die schlechtesten Charaktere nicht, die, vor die Wahl gestellt, ihren Beruf aufzugeben, dem sie alle ihre Kräfte geweiht, dem sie mit allen Fasern des Herzens anhängen — oder in schweigender Demuth Kränkungen und Unbilligkeiten zu ertragen, ohne Zögern den Abschied vorziehen.

Die Armee hat mehr als jede andere Institution höchstes Interesse daran, starke Charaktere möglichst zahlreich in ihren Reihen zu zählen, und deren Zahl wird sich nicht vermindern, wenn die Vorschriften über Beschwerden so abgeändert oder so angewendet werden, daß sie dem verletzten Untergebenen nicht immer neben einer sehr zweifelhaften Genugthuung sicheren Untergang in Aussicht stellen.

Dazu brauchen sie nur in dem Sinne ausgelegt zu werden, in welchem sie von dem größten Soldaten und humansten Herrscher seiner Zeit, dem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm dem Ersten, erlassen worden sind.

Hannover. **Major E. Tottleben.**

Eine Hochschule der Kunst.

Als die Akademie der Künste am 27. Januar nach altem Brauch den Geburtstag des Kaisers beging, wurde die Festrede von dem Geheimen Oberregirungsrath Dr. Dohme gehalten, und dieser ließ eine so günstige Gelegenheit, zu den für die Kunst im preußischen Staate einflußreichsten Männern zu sprechen, sich nicht entgehen: mit scharfer Spitze wies er auf einen sehr wunden Punkt und bekannte damit offen heraus seine persönliche Stellung in der Kunst- und Künstler-Politik des Tages. Er that dies übrigens in einer für die Bedeutung der Feier durchaus geziemenden Weise, so daß harmlose Leute in seiner Rede nichts als einen historischen Rückblick auf die ersten Anfänge der Berliner Akademie der Künste als Unterrichtsanstalt gesehen haben werden. Aber für die Hellhörigen war dieser historische Rückblick auf das Ende des siebzehnten Jahrhunderts von aktuellstem Interesse. Die Festrede des Herrn Dr. Dohme ist ein köstliches Gleichniß. Während sie uns erzählt, was vor zweihundert Jahren geschah, berichtet sie von den jüngsten Vorgängen. Die „zufälligen" Uebereinstimmungen sind zu zahlreich, um hier an einen Zufall glauben zu lassen; und wer die Beziehungen zwischen dem Senat der Akademie und Herrn von Werner kennt und außerdem sich erinnert, daß auf der vorjährigen akademischen Ausstellung ein Portrait des akademischen Festredners, gemalt vom Professor Hugo Vogel, hing, der wird nicht im Zweifel sein, daß der Erste ständige Sekretär der Akademie eine sehr bestimmte Absicht gehabt hat. Ein reizender Zufall ist es allerdings, daß der erste Direktor der „Universität der Kunst", von dem in der Rede gesprochen wird, den bekannten Namen W e r n e r führte. Nachdem der G e h e i m e O b e r - R e g i r u n g s r a t h Dohme zu Anfang seiner Rede dem erhebenden Gefühl Ausdruck gegeben hatte, daß unser Berliner Kunstleben im Laufe der Zeit so reich erblüht sei (wie das in einer Kaiser-Geburtstagsrede nicht anders schicklich ist), fährt der D o k t o r Dohme fort, daß alles auf dem Gebiete des geistigen Lebens Geschehene eben nur Vorstudien gewesen seien, und auch ihm möge es verstattet sein, aus den Archiven unserer Akademie Bausteine zu künftiger größerer Arbeit beizubringen. In den Festtagen der Gründung der Universität Halle um 1694 habe Kurfürst Friedrich III. dem Gedanken der Errichtung einer Kunstakademie zuerst konkretere Form gegeben. In Josef Werner habe er den richtigen Mann für seine Zwecke zu finden geglaubt. Bereits am 4. Juli 1695 habe dieser das Patent als Direktor der Akademie, die im Sommer 1696 als eine Universität der Kunst eröffnet sei, erhalten. Dem glücklichen Anfange hätte leider die Stetigkeit des Erfolges gefehlt, e s h a b e W e r n e r die Fähigkeit

gemangelt, die Gemüther zu lenken; Werner habe nur herrschen wollen. Auch der bald darauf eingesetzte erste Sekretär Otto Christoph Eltester sei eine für den Umgang mit Künstlern wenig geeignete Person gewesen und bald hätten Disziplinaruntersuchungen gegen die vier leitenden Künstler geschwebt. Am 20. Mai 1699 sei endlich ein neues Statut erlassen worden, das eine wohlgegliederte kollegiale Verwaltung einführte. Der Redner sagt dann zum Schluß: „Die Wege aber, die Friedrich III. einst dem Institute vorgezeichnet, sie sind noch jetzt giltig". — Kann es eine geschmackvollere Satire geben? Der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt, zwischen dem seligen Herrn Werner und dem unseligen Herrn von Werner ist: daß jener zur rechten Zeit in seine Heimath Bern zurückkehrte, dieser aber eine größere Beharrlichkeit auf seinen Plätzen zeigt, — mit welchem Rechte, das zu beweisen hat er jetzt gerade die beste Gelegenheit.

Die drei Professoren an der Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin, die sich nicht durch Rücksichtnahme auf ihre amtliche Stellung in der Aufrechterhaltung ihrer Unterschrift des freien künstlerischen Vereinsbekenntnisses beirren ließen (trotzdem sie eben so wie Professor Scheurenberg Vertrauensmänner waren!) — haben aus einem viel besprochenen und viel belachten Anlaß beim Minister ihr Entlassungsgesuch eingereicht. Herr von Werner ist also wieder in der Lage, Umschau halten zu müssen nach geeigneten Männern, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Wie er diesmal seine Aufgabe lösen wird, ob es ihm überhaupt gelingen wird, davon hängt Manches für seine Zukunft als Leiter der Hochschule ab und für ihre weitere Lebensfähigkeit überhaupt. Als staatliche Anstalt ist ihr äußerliches Fortbestehen freilich gewährleistet; sie wird fortfahren können, eine gewisse Anzahl von Lehrkräften und Hausbediensteten zu besolden und die Frequenz von einer gewissen Anzahl Studirender nachzuweisen; sie wird aber auch fortfahren, den selben unmerklichen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Kunst auszuüben, — sei dieser Einfluß auch ein negativer.

Es ist eine höchst auffällige Erscheinung, daß man wohl von einer Berliner Bildhauerschule — unter Reinhold Begas — mit Stolz sprechen darf, daß aber von einer Berliner Malerschule in dem gleichen Sinne und mit einem ähnlichen Hochgefühl nicht die Rede sein kann. Adolf Menzel hat niemals ein Lehramt bekleidet, nie einen Kreis von Schülern um sich versammelt. Vielleicht läßt sich auf ihn — durch unverstandenes Nachahmen seiner positiven Naturauffassung bis ins Extrem — die für die Berliner Kunst allerdings typisch gewordene phantasiearme Nüchternheit zurückführen. Natürlich ist es auch, daß Künstler wie Ludwig Knaus, deren Wirkung in dem, was sie zu sagen hatten, nicht darin, wie sie es sagten, bestand, unnachahmliche Individualitäten geblieben sind, die niemals Schule machen konnten. Darum konnten im Gegensatz dazu routinirte Techniker gleich Piloty, dessen große Historienbilder eminent gemalte Stillleben waren, ihre Farbenkünste zu günstiger Stunde einer Unzahl von Schülern vermachen, ohne sie jedoch in ihren weiteren Absichten zu gefährden. Anton von Werner, von dem man besonders jetzt sagen kann, daß er der meistgenannte Berliner Künstler ist (wenn auch nicht immer in dieser Eigenschaft), hat als Vorsteher eines Meisterateliers der Akademie der Künste Gelegenheit zur Bethätigung seiner pädagogischen Fähigkeiten gehabt, und er hat auch einige Schüler zu einer gewissen technischen Fertigkeit heranreifen lassen. Aber das bedeutet noch nichts für die Berliner Kunst.

Was im Berliner Adreßbuch von 1892 an Achtung gebietenden Malernamen nachzuschlagen ist — es sind deren garnicht so wenige —, das gehört fast alles Zugeflogenen. Nur ganz Vereinzelte verdanken allenfalls ihre künstlerische Entwickelung der Berliner akademischen Hochschule oder den Meisterateliers der Akademie.

Die Jahresberichte der Akademie der Künste im Vorwort zu den Katalogen der großen akademischen Ausstellungen führen die jährliche Frequenz der an der Hochschule Studirenden mit einer Ziffer an, die sich dicht um die zweihundert bewegt. Da in jedem Semester ungefähr 20 bis 30 Aspiranten die Aufnahme-Prüfung zu bestehen pflegen, so wäre anzunehmen, daß der Bestand sich ungefähr alle 4 bis 5 Jahre verjüngte und jährlich 40 bis 60 ausgelernte Maler und Bildhauer die heiligen Räume des Hauses Unter den Linden 38 verließen. Gott sei Dank, daß dem nicht so ist. Wovon sollten diese Herren leben? Manche verlassen schon nach kurzer Zeit die Hochschule, weil sie inzwischen eingesehen haben, daß sie es mit der Kunst nicht weiter bringen und es deshalb mit einem anderen Berufe oder aber mit einer anderen Schule versuchen müssen. Wer in jenen Kreisen zu Hause ist, wird wissen, welche verschwindend kleine Zahl von Studirenden seit einer ganzen Reihe von Jahren sich über das Niveau einer sehr bescheidenen Mittelmäßigkeit erhoben hat, während in München ein kraftstrotzender junger Nachwuchs rührig schafft, der uns erst kürzlich durch eine Sonderausstellung Beweise seines Könnens gegeben hat. Wo keine Väter sind, hat man auch keine Aussicht auf Nachkommenschaft. Berlin hat doch manche Qualitäten einer Stadt, wo Künstler groß werden können. Aber die Seele fehlt, der stetig sich verjüngende freie künstlerische Geist. Anatomie und Perspektive waren vor wenigen Jahren noch die Hauptelemente, die gelehrt wurden und denen die besten Stunden des Tages gewidmet waren. Wenn die Nachmittagssonne in die Ateliers des Königlichen Marstalles schien, dann durfte, so gut es ging, ein wenig nach dem Modell gezeichnet werden. Das waren Zustände, die sich erst änderten, als vor einem Dezennium Anton von Werner an die Spitze der Anstalt berufen wurde; er sollte die Reorganisation besorgen. Er mag unbestritten manches alte Uebel beseitigt, manches zum besseren gewendet haben, — der alte Geist, die preußische Schule, das Klassensystem aber sind geblieben.

Heute ist nicht mehr Kaisers Geburtstag und dies soll keine akademische Festrede sein. Also brauche ich nicht in Gleichnissen zu reden und darf unbekümmert ein wenig aus der Hochschule plaudern.

Ein junger Mann fühlt den Beruf zum Künstler in sich; er geht nach Berlin, denn dort soll eine Akademie sein — und München ist so weit. Das Herz voll von Liebe zur Kunst, den Kopf voll von Plänen und die Mappe voll von Verzeichnungen, stellt er sich zum Termin in dem Sekretariate der Akademie ein. Er will seine Mappe öffnen, doch man winkt ab. Man fragt nur nach dem Schein, durch den er nachzuweisen hat, daß er geboren ist, d. h. vor mindestens 17 Jahren; nach dem polizeilichen Führungsattest, der schriftlichen Einwilligung des Papas und höchstens noch nach dem Berechtigungschein zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst. Ein Taufschein ist nicht erforderlich. Das sind zunächst die Bedingungen. Mit dem Quartierzettel, der auf den Namen eines der Lehrer der drei Vorbereitung-Parallelklassen lautet, tritt er um 8 Uhr morgens am nächsten Werktage an und muß nun nach Gypsabgüssen und viel-

leicht auch nach Modellkopf die Probezeit von drei bis vier Wochen zeichnen. Genügen seine Leistungen den nicht sehr hoch geschraubten Ansprüchen der Lehrerkonferenz, so darf er diese Beschäftigung drei Semester lang fortsetzen. Die Nachmittage sind mit Anatomie- und Perspektiv-Zeichnen und anderen Hilfswissenschaften ausgefüllt. Bringt der talentvolle junge Mann für die Absolvirung dieser Kurse die verlangten Testate, so wird er durch Kollegienbeschluß in die „Antikenklasse" versetzt, wo er unter zwei neuen Lehrern den menschlichen Körper im Vergleich mit der Antike in Kohle und schwarzer Kreide zeichnen lernt. Nach einem Minimum von abermals drei Semestern wird er in eine Malklasse versetzt, wo er von einem vierten Lehrer gezwungen wird, Stilleben zu malen. Mitunter ist es in dieser „Stillebenklasse" zu recht lauten Protesten gekommen, und es bedurfte der ganzen Autorität des Direktors, um die naseweisen Jünglinge, die sich unterstanden hatten, gegen die Schul-Ordnung heimlich Kopf zu malen, in die geziemenden Schranken zurückzuweisen. Die offizielle Genehmigung dazu erhielt man erst, nachdem man eine ganz bestimmte Anzahl von Stilleben aufzuweisen hatte. Unser junger Mann wird also zur Belohnung für seine Ausdauer zu dem fünften Professor gethan, bei dem er endlich einen richtig lebenden Menschenkopf mit richtigen Oelfarben nach Herzenslust malen darf, wenn ihm diese Herzenslust inzwischen noch nicht vergangen ist. Kaum aber hat er sich durch zwei bis drei Semester in die Weise des neuen, ihm allerdings aufgedrungenen Meisters eingemalt, so drängt schon von unten her der Strom der Nachkömmlinge.

Also wieder einen Schub weiter! denn noch fehlt die höchste Vollendung, die pièce de résistance des Studiums: das Aktmalen. Für dieses Fach ist natürlich auch ein besonderer Professor engagirt.

Hatte der Schüler geglaubt, ein klein wenig malen zu können, so wird er jetzt belehrt, daß das ganz anders gemacht werden müsse. So wird jetzt wieder ganz von vorn angefangen; denn man kam vom Hellen ins Dunkle, von Hellquist zum Professor Max Michael. Inzwischen ist der so vielseitig gebildete junge Mann so verständig geworden, diesen Bildungsgang als naturgemäß zu betrachten; er ist zufrieden, denn er bekommt nun in Anerkennung seiner langjährigen Verdienste sein freies Atelier mit freier Heizung. Da kann er den ganzen Tag Portrait malen, wenn er einen Auftrag hat, oder Illustrationen für Witzblätter zeichnen, wenn sein Humor dafür noch ausreicht, — bis der „junge Akademiker" sich schließlich die Brotschnalle verdient hat.

Es ist klar, daß unter solcher Pflege selbst die am besten veranlagte Natur verkümmern, das frischeste Talent seine Kraft einbüßen mußte; es wurde müde und stumpf auf dem langen Wege. Der Begriff „Kunst" war ihm abhanden gekommen. Was konnten da selbst Leute wie Hellquist thun, wenn sie ihre Schüler nicht kennen lernten? Als er sein Lehramt niederlegen mußte, ward Hugo Vogel an seine Stelle berufen. Mit diesem Vogel hatte sich Herr von Werner den Kukuk in sein eigenes Nest gesetzt. Der neue Professor hatte die Welt mit hellen Augen gesehen. Er war jung, unabhängig und freimüthig, so daß es bald in den bisher so einträchtigen Lehrerkonferenzen zu stürmischen Debatten kam.

Merkwürdig! Bald durfte in der „Vogelklasse" Halbakt gemalt werden, und nicht lange, so fiel auch das letzte Gewand des Modells. Damit war das alte Statut überschritten, eine Verletzung der uralten Rechte des Professors

Michael, die Nothwendigkeit war entstanden, einen neuen Lehrplan zu gestalten. Das war vor zwei Jahren. Seitdem durfte der Studirende nach Absolvirung der Zeichenklassen nach seiner subjektiven Neigung wählen zwischen drei Lehrern der Malerei, zuletzt zwischen Vogel, Scheurenberg und Koner, eine Wahl, die nicht schwer war, — nur daß schließlich die Platzfrage entscheidend wurde.

Jüngst hat der Minister dem Professor Vogel die Erlaubniß zum sofortigen Einstellen seiner Lehrthätigkeit ertheilt. Seine Schüler sind um ihr Lehrgeld gebracht, trotzdem oder weil Herr Professor Scheurenberg die Korrektur in höherem Auftrage liebenswürdigst besorgt. So sind die Zustände, die Herr von Werner durch seine Reorganisationen geschaffen hat.

In auffälligem Gegensatz zu den Unterrichtsanstalten der Hochschule stehen die Erfolge, die zwei ihrer Unterrichtsabtheilungen erzielt haben, die sich dem Einfluß der souverainen Leitung zu entziehen und ihre künstlerische Selbständigkeit zu bewahren gewußt hatten: der Bildhauer-Aktsaal Fritz Schapers und die Landschaftklasse Eugen Brachts, der einzigen Künstler die in ihrer Isolirung wirklich Schule gemacht haben. Nicht ganz in dem Umfange, aber doch höchst bedeutsam wirkt die Kraft Paul Meyerheims; trotzdem die Thierklasse nur an einem einzigen Nachmittag der Woche offen steht, haben viele dort ihre einzige künstlerische Anregung erhalten. Schapers entschiedener Charakter duldete keine fremde Einmischung; er wählte seine Schüler und zog sie sich heran: Brütt, Max Kruse und Manzel war er der Lehrer. Es mag Herrn von Werner nicht unlieb gewesen sein, als Schaper vor zwei Jahren ging, und bei der Berufung seines Nachfolgers Herter sind künstlerische Motive sicherlich nicht ausschließlich entscheidend gewesen; es hat kürzlich erst Mühe genug gekostet, eine Assistentenstelle beim Professor Herter zu besetzen. Was den Landschaftern des Professors Bracht zu statten kommt, ist der Umstand, daß sie weit draußen vor dem Brandenburger Thore hausen. Dort sind sie gut vorm Schuß.

Wie die Erfolge dieser Lehrer sich erklären, sind sie kennzeichnend für das Wesen der künstlerischen Erziehung. Die Erfahrungen, die man an der Münchener Schule, in Weimar und in Karlsruhe machen kann, im Vergleich auch zu der noch in Betracht kommenden deutschen, aber preußischen Düsseldorfer Akademie, bestätigen das und geben die Richtung an, in der sich eine Neugestaltung der Dinge bei uns zu bewegen hat.

Am Schlusse des Studienjahres pflegen die Akademien und Kunstschulen ihre Studienarbeiten öffentlich auszustellen. Das ist dann die beste Gelegenheit, sich von den Leistungen der Schüler und damit auch der Lehrer zu überzeugen. Dem, der Gelegenheit hatte, solche Ausstellungen verschiedener Akademien zu sehen, beispielsweise in München und Berlin, drängt sich der Vergleich auf. Dort eine Ueberfülle junger ursprünglicher Talente; in den verschiedenen Schulen (man sagt dort nicht „Klassen") eine Weite des Spielraums für den Lernenden, der bereits in den vorbereitenden Abtheilungen in allen Arten der Technik zwanglos sich versuchen darf. Jede Individualität kommt zu ihrem Rechte; überall eine gesunde, frohe Produktivität. Das Wort „akademisch" hat eine andere Bedeutung. Hier eine öde Einförmigkeit in der Paradeaufstellung, deren Front abschreitend man meint, daß ein Einziger, immer der selbe, das Alles gezeichnet und gemalt hat. Das Klassenpensum ist genau nach dem Lehrplan eingehalten, was darüber ist, ist vom Uebel. Natürlich, denn ein Theil

der Professoren hat nicht die facultas docendi für das Malen. Nirgends eine persönliche Auffassung, nirgends ein selbständiger, origineller Gedanke, auch nicht in den spärlichen Kompositionen. Alles ist uniformirt.

Inwieweit ist aber eine solche Lehranstalt für die mangelhafte Leistungsfähigkeit, selbst für die Talentlosigkeit ihrer Schüler verantwortlich zu machen? Einestheils, soweit sie durch Wohlwollen an falscher Stelle oder sonst aus eigennützigeren Gründen wenig begabte Schüler aufnimmt und unterrichtet, die später, durch eine eben so nachsichtige Kritik aufgepäppelt, das Künstlerproletariat vermehren; dann, weil etwa Talentirte durch die Lehrmethode verdorben werden; und drittens, weil hervorragend geeignete Lehrkräfte überhaupt nicht angestellt sind.

Es hat die größten Malerschulen gegeben, als es keine gab. Wollte in der guten alten Zeit (bitte wörtlich zu nehmen) Einer ein Maler werden, so that man ihn zu einem tüchtigen Meister, der den Lehrling behielt, wenn etwas mit ihm anzufangen war. Die Kunst wurde ohne Standesdünkel als Handwerk gelehrt, nicht zu ihrem und nicht zu unserem Schaden, so wie noch heute ein tüchtiger Bildhauer zu einem Stuckateur in die Lehre gegangen sein soll, damit er lerne, sein Gerüst zu bauen und sich nicht vor schmutzigen Händen zu fürchten. Erst bei freier, unbefangener Beherrschung seiner technischen Mittel wird der Künstler die Vorstellungen seines inneren Auges sicher und künstlerisch zu einem sichtbaren und greifbaren Gebilde umzugestalten vermögen. Heutzutage bekommt man die Farben in hübschen Tuben angerichtet; man braucht nur zu quetschen, um im Augenblick eine prächtige Palette voll zu haben. Das ist leicht und bequem, der Professor brauchts Einem kaum erst noch vorzumachen, und viele alte und junge Fräuleins können es auch bereits. Wenn ich die scheinbar reaktionäre Forderung aufstelle: man fange wieder mit dem Farbenreiben an, so bitte ich, das symbolisch zu nehmen. Was du lernen möchtest, sollst du bei einem Meister lernen, von dem du selbst glaubst, etwas lernen zu können; der ein Lehrer ist und weiß, wozu du taugst; nicht ein vom Staate besoldeter Beamter, der nur darauf achtet, daß du das Klassenpensum vorschriftmäßig abarbeitest.

Man ist bei uns in Sachen der freien Kunst an eine solche Bevormundung durch den Staat gewöhnt, daß eine Akademie ohne das schmückende Beiwort „Königliche" als ein revolutionäres Unternehmen erscheinen könnte. In Paris, woher die meisten der jüngeren guten deutschen Künstler ihre Anregungen beziehen, hat ein unternehmender Mann, der einen Scharfblick für „tiefgefühlte" Bedürfnisse hatte, ein Herr Julien, der von Hause aus keineswegs ein gelernter Akademiedirektor war, ein Institut aufgemacht, wo unter Korrektur erster französischer Künstler malen kann, wer will.

Das Unternehmen geht ausgezeichnet, in die „Académie Julien" strömen die Leute aus aller Herren Ländern, trotzdem es dort keine Stipendien giebt und der Unterricht theurer ist als anderswo. Warum soll bei uns denn, wo es Noth thut, solch ein Ding unmöglich sein? Friedrich Fuchs.



Das Kaffeehaus in Surate.

In der indischen Stadt Surate gab es ein Kaffeehaus. Die Fremden, die auf der Durchreise aus den verschiedensten Ländern nach Surate kamen, kehrten dort ein und führten eifrige Gespräche.

Eines Tages kam dorthin auch ein gelehrter persischer Theologe. Sein Leben lang hatte er das Wesen des Göttlichen studirt und dicke Bände darüber geschrieben. So lange hat er sich versonnen, so viel über das Thema gelesen und geschrieben, daß er am Ende darüber den Verstand und den Glauben an Gott verlor.

Das erfuhr der Perserkönig und vertrieb den Weisen aus seinem Lande.

Bei dem Versuch, den tiefsten Gründen aller Wesenheit nachzuspüren, war der unglückliche Theologe zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Alles beherrschende höchste Vernunft aus der Welt verschwunden sei.

Er führte mit sich einen Negersklaven, der ihm überall folgte. Als nun der Theologe ins Kaffeehaus trat, blieb der Afrikaner draußen, ließ sich von der Sonne durchwärmen und wehrte gemächlich die Fliegen ab, die ihn belästigten.

Der Theologe setzte sich auf ein Sofa, nahm eine Tasse Opium und wandte sich dann zu seinem Sklaven mit der Frage: „Sag mal, Du Wicht Du, was ist denn Deine Meinung? Giebt es einen Gott oder giebt es keinen?"

„Natürlich giebt es einen", antwortete der Sklave und zog aus seinem Gürtel einen hölzernen Fetisch. „Das ist der Gott, der mich seit meiner Geburt beschützt. Und dieser Gott ist aus dem Stamm des heiligen Baumes gemacht, dem in meiner Heimath Jedermann göttliche Ehren erweist."

Die Besucher des Kaffeehauses hatten dem Gespräch zugehört und waren nun höchst erstaunt. Sie fanden die Frage des Herrn nicht minder ungewöhnlich als die Antwort des Sklaven.

Ein Bramine rief dem Schwarzen zu: „Unglücklicher Narr, der Du bist! Wie kann man glauben, daß Gott in den Gürtel eines Menschen zu stecken ist? Es giebt nur einen Gott: Brama! Und dieser Brama ist größer als das Weltall, denn Er hat es erschaffen. Brama ist der einzige Gott, der große Gott; zu seiner Ehre ragen an den Ufern des Ganges die Tempel empor und ihm dienen die einzig wahren Priester: die Braminen. Nur sie kennen den wahren Gott. Seit 20 000 Jahren ist die Welt von unzähligen Umwälzungen erschüttert worden, aber die Braminen sind unverändert geblieben, allen Stürmen zum Trotz, weil Brama, der wahre, der einzige Gott, uns immer und ewig beschützt."

Aber ein jüdischer Geldwechsler, der neben ihm saß, fiel ihm ins Wort und sprach:

„Nein, nicht in Indien steht der Tempel des wahren Gottes, und nicht die Braminen beschützt er, denn der wahre Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und der Ewige schützt nur die Kinder Israels, sein eigentliches Volk. Seit der Erschaffung der Welt hat der Allmächtige stets nur uns geliebt, und wenn er uns über die Erde zerstreut hat, so geschah das nur, um uns zu prüfen; und kommen wird der Tag, da Gott sein Volk nach Jerusalem zurückführt und ihm die Herrschaft der Welt anvertraut."

Also sprach der Jude und brach in Thränen aus. Er wollte seine Rede beenden, doch rauh unterbrach ihn ein Italiener.

„In Euren Worten ist nicht ein Körnchen Wahrheit. Gott kann nicht ein Volk mehr lieben als die andern. Im Gegentheil; selbst wenn man annehmen will, Gott habe Israel einst geliebt, so ist es damit doch längst aus. Hat er nicht seit 1800 Jahren sich von diesem Volke abgekehrt, hat er es nicht seiner Unabhängigkeit beraubt? Er hat es über die weite Welt verstreut und nicht geduldet, daß neue Rekruten in die Glaubensgemeinschaft Israels eintreten. Gott begünstigt ausschließlich kein Volk, aber er beruft Alle, die des Heiles theilhaftig werden wollen, zum Eintritt in die römisch-katholische Kirche. Denn nur in ihrem Schooße winkt Seligkeit."

Ein protestantischer Pastor aber, der bei den Worten des katholischen Missionars ganz bleich geworden war, entgegnete ihm:

„Wie darf Einer behaupten, daß nur in der katholischen Kirche die Seligkeit winkt? Wißt Ihr nicht, daß nach dem Evangelium nur Die erlöst werden können, die Jesu Dienst im Geiste seines Gesetzes versehen? . ."

Ein Türke, der in Surate als Zollbeamter angestellt war, hatte ernsthaft seine Pfeife geraucht und den Gesprächen gelauscht; jetzt wandte er sich zu den beiden Christen und sprach:

„Vergebens sucht Ihr hier die angeblichen Wahrheiten der christlichen Kirche zu verkünden. Nur eine wahre Religion giebt es, die Mahomets, und sie hat seit 600 Jahren bereits den früheren Platz der christlichen Religion eingenommen. Ihr müßt selbst sehen, wie dieser Kultus des Wahrhaftigen sich immer mehr ausbreitet, in Europa, in Asien, in China sogar. Ihr gesteht selbst, daß Gott die Juden verstoßen hat, und Ihr findet den Beweis dafür in den Erniedrigungen, die dieses Volk erdulden mußte, und in der Thatsache, daß die jüdische Religion keine Verbreitung mehr findet. Dann gesteht aber auch, daß nur in der mahometanischen Religion das Heil beruht, denn sie gedeiht herrlich und offenbar und die Zahl ihrer Anhänger vermehrt sich zusehends. Nur Diejenigen können Erlösung hoffen, welche an Mahomet glauben, den letzten Propheten Gottes, und unter ihnen auch nur die Anhänger Omars, nicht die Alis, denn die gehören der Rotte der Ungläubigen an."

Der persische Theologe, der sich zur Sekte Alis zählte, wollte widersprechen, als sich im Kaffeehause ein fürchterliches Gelärme erhob. Die vielen anwesenden Fremden, die den verschiedensten Nationen angehörten, hatten mit einander zu streiten begonnen. Unter ihnen befanden sich Christen aus Abyssinien, Lamas aus Indien, Zarathustra-Anbeter und Nachkommen Ismaëls.

Alle stritten nun über den Begriff ihres Gottes und über die Art ihrer Anbetung. Alle schrieen, denn Alle waren uneinig. Nur ein Chinese, ein Schüler

des Confucius, hielt sich ruhig in einer Ecke des Kaffeehauses und blieb dem Streit fern. Er trank seinen Thee, hörte gelassen auf die Gespräche ringsum und schwieg beharrlich.

Da wandte sich der Türke an ihn.

„Hilf mir doch, guter Chinese! Du schweigst, aber gerade Du könntest meine Behauptung wirksam unterstützen. Ich weiß, daß in China jetzt viele Religionen Wurzel fassen. Eure Kaufleute haben mir oft genug gesagt, daß die Chinesen die Religion Mahomets allen anderen vorziehen und sehr gern sich zu ihr bekennen. So hilf mir doch und sage offen, was Du von Gott denkst und von Mahomet, seinem einzig wahren Propheten."

„Ja, ja," riefen viele Stimmen zugleich, „sage uns, was Du denkst!"

Der Chinese, der Schüler des Confucius, schloß, wie um nachzudenken, eine Minute die Augen, öffnete sie dann wieder, legte die Hände auf die Brust und sprach mit seiner leisen und ruhigen Stimme:

„Meine Herren, mir scheint, die Eigenliebe der Menschen ist das größte Hinderniß, das sich einer Versöhnung ihrer verschiedenen Religionen entgegenstellt. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, mir zuzuhören, so will ich versuchen, Ihnen das durch ein Beispiel zu erklären. — Um nach Surate zu gelangen, habe ich in meiner Heimath ein Schiff bestiegen, das die Reise um die Welt gemacht hat. Unterwegs sind wir an der Ostküste der Insel Sumatra gelandet. Gegen Mittag kamen wir ans Land und ließen uns am Ufer des Meeres nieder, im Schatten der Palmbäume, wenige Schritte von den Wohnstätten der Eingeborenen entfernt. Wir kamen aus verschiedenen Ländern. Als wir nun so saßen, nahte uns ein Blinder .... Erst später erfuhren wir, daß der Arme erblindet war, weil er zu lange die Sonne betrachtet hatte. Und er hatte sie so lange betrachtet, weil er sie begreifen wollte. Und er wollte sie begreifen, um sich dann des Sonnenlichtes bemächtigen zu können. Lange bemühte er sich und benützte alle Hilfsmittel der Wissenschaft, denn um jeden Preis wollte er einige Sonnenstrahlen einfangen und sie in eine Flasche sperren. ...

Aber er studirte so lange die Sonne, bis seine Augen anfingen zu schmerzen, und endlich wurde er blind, ohne irgend etwas gewonnen zu haben.

Da sprach er zu sich selbst:

Das Sonnenlicht ist keine Flüssigkeit, sonst könnte man es aus einem Gefäß in ein anderes gießen, und bei dem leisesten Windstoß müßte das Licht flackern. Das Sonnenlicht ist auch kein Feuer, sonst müßte es im Wasser verlöschen. Das Sonnenlicht ist keine Seele, denn es ist sichtbar, und es ist auch kein Körper, denn mit Händen kann mans nicht greifen.

Wenn nun das Sonnenlicht weder ein flüssiger noch ein harter Stoff, weder Seele noch Leib ist, so ist es eben gar nichts.

Das war der letzte Schluß seines Denkens und so hatte er, nur weil er zu lange die Sonne studirt hatte, das Gesicht und den Verstand verloren. Und von der Stunde seines völligen Erblindens an war er fest überzeugt, daß die Sonne überhaupt nicht existirt.

Der Sklave, der den Blinden begleitete, ließ ihn im Schatten einer Palme niedersitzen; dann pflückte er von einem Cocosbaum eine Frucht und begann, eine Laterne daraus zu machen. Erst nahm er die Schaale der Cocosnuß

und in diese Höhlung goß er dann das Oel, das ihm die Frucht des Palmbaumes geliefert hatte. Der Blinde rief seufzend den Sklaven an:

„Du da! Hatte ich nun nicht recht, wenn ich sagte, daß es keine Sonne giebt? Es ist stockfinster, und man will behaupten, daß die Sonne scheint! . . Uebrigens, — was ist denn das für ein Ding, diese Sonne?"

„Davon weiß ich nichts", sagte der Sklave „und das kümmert mich auch gar nichts. Ich weiß nur eins: ich habe eine Laterne gemacht und die wird nun leuchten und die kann auch Dir nützlich sein." Und er hob seine selbst gefertigte Laterne hoch und schrie laut: „Das ist meine Sonne!"

Ein Hinkefuß, der dicht daneben stand, fing an zu lachen und sagte zu dem Blinden:

„Offenbar bist Du blind geboren, weil du nicht weißt, was die Sonne ist. Ich will Dirs sagen: die Sonne ist ein Feuerrad, das jeden Morgen aus dem Meere aufsteigt und jeden Abend in den Bergen unserer Insel zur Ruhe geht. Wir sehen sie Alle, und Du würdest sie auch sehen, wenn Du eben nicht blind wärest."

Zu dem Hinkefuß aber sprach wiederum ein Fischer:

„Du bist wohl noch nicht über Deine Insel hinausgekommen, sonst müßtest Du wissen, daß die Sonne nicht in unseren Bergen untergeht, sondern im Meer verschwindet."

Ein Inder, der diese Erklärung mit angehört hatte, nahm nun das Wort:

„Wie kann ein verständiger Mensch nur solchen Unsinn erzählen! Ist es wohl glaublich, daß die Sonne ein Feuerrad ist und im Meer verschwindet? Wie käme es dann, daß sie im Wasser nicht erlischt? Nein, die Sonne ist kein Feuerrad, die Sonne, das ist die Gottheit, die in ihrem Wagen am Firmament einen goldenen Berg umkreist."

Da sprach der Eigenthümer des egyptischen Schiffes:

„Nein, die Sonne ist nicht eine Gottheit, die in Indien um einen goldenen Berg herumfährt. Ich bin ein alter Seefahrer, ich kenne das Schwarze Meer und die Küste Arabiens, ich war in Madagascar und auf den Philippinen. Nicht nur Indien erleuchtet die Sonne, sondern alle Länder, und aus den japanischen Inseln steigt sie auf; deshalb heißen diese Inseln auch Japen, was in ihrer Sprache Sonnenaufgang bedeutet; und sie geht weit hinten unter, ganz weit, hinter den britischen Inseln. Ich weiß es, denn ich bin viel herumgekommen, und außerdem hat mirs mein Großvater gesagt."

Er wollte noch weiter reden, aber ein englischer Matrose von unserem Schiff fiel ihm ins Wort:

„Nirgends weiß man mit dem Lauf der Sonne so genau Bescheid wie in England. Na, und da wissen wir eben Alle, daß sie überhaupt nicht auf- oder untergeht, sondern sich immerfort um die Erde dreht. Das wissen wir ganz bestimmt, denn wir sind um die ganze Welt gereist und sind doch nirgends auf die Sonne gestoßen." Und der Engländer nahm seinen Stock, zeichnete in den Sand einen Kreis und versuchte, uns anschaulich zu machen, wie die Sonne sich um die Erde dreht. Er verwirrte sich aber in seinen Erklärungen, wies auf den Steuermann und meinte: „Der da hat mehr gelernt als ich und kann Euch die Sache besser auseinander setzen."

Der Steuermann schien ein vorsichtiger Bursche, denn er hatte bisher schweigend den Gesprächen gelauscht. Als aber alle Köpfe sich zu ihm wandten, sagte er:

„Ihr täuscht Euch gegenseitig und seid Alle im Irrthum. Die Sonne dreht sich nicht um die Erde, ganz im Gegentheil: die Erde dreht sich um die Sonne. Die Sonne leuchtet nicht für einen einzigen Berg, für eine einzige Insel, für ein einziges Meer, sondern für viele andere der Erde ähnliche Planeten. Ihr Alle würdet das wissen, wenn Ihr, anstatt das zu beobachten, was unter Euch ist, Eure Blicke zum Himmel aufheben würdet, und wenn Ihr nicht von der Einbildung befangen wäret, daß die Sonne nur Euch und Eurer Heimath ihr Licht schickt.“

Also sprach der kluge Steuermann, der viel gereist war und oft gen Himmel geschaut hatte.

Der Chinese aber, der Schüler des Confucius, fuhr fort:

„Ja, die Irrthümer und die Zwiespältigkeiten der Menschen wurzeln ganz einfach in ihrer Eigenliebe. Denn die Menschheit verfährt mit Gott ganz genau wie mit der Sonne. Jeder möchte seinen Gott für sich allein haben oder wenigstens einen Gott nur für sein Vaterland. Jedes Volk möchte in seine Kirche einpferchen, was doch größer ist als das Weltall.

Und doch kann keine Kirche mit der sich messen, die Gott begründet hat, um in ihrem Schooß alle Menschen zu einem Glauben und einem Bekenntniß zu vereinen. Alle menschlichen Kirchen sind nach dem Muster der großen göttlichen Kirche geschaffen. In allen Kirchen giebt es Kapellen, Decken, Bilder, Inschriften, Gesetzbücher, Altäre und Priester. Aber welche Kirche hat eine Kapelle von der unermeßlichen Weite des Ozeans? Eine Decke von der Höhe des himmlischen Firmaments? Lichte wie Sonne, Mond und Sterne? Bilder wie die lebendigen Menschen, die in schönem Eifer einander Gutes erweisen? Welche Inschriften zum Preise des Höchsten können sich den Wohlthaten vergleichen, mit denen Gott die Menschheit so reichlich bedacht hat? Wo ist ein Gesetzbuch von der Klarheit der Vorschriften, die tief in unser Herz eingegraben sind? Wo giebt es Opfer, die so süß duften wie die guten Dienste, die ein edler Mensch seinem Nächsten erweist? Wo ragt ein Altar, der so heilig ist wie das Herz eines wahrhaft Frommen?

Je höher der Mensch sich erhebt, desto besser wird er Gott begreifen. Und wenn er ihn besser kennte, würde er ihm auch näher kommen und sich bestreben, ihm ähnlich zu werden und seine Güte nachzuahmen, sein Mitleid und seine Menschenliebe.

Deshalb sollte, wer die wahre Sonnenwelt erschaut, den nicht streng beurtheilen oder verachten, der in seinem Götzenbild auch nur einen Strahl derselben Sonne erblickt, und eben so wenig sollte er den Ungläubigen gering schätzen, der völlig erblindet ist und dem kein Licht mehr leuchtet.“

Also sprach der Chinese, der Schüler des Confucius, und im Kaffeehause von Surate verstummte der Streit. Tiefes Schweigen herrschte und nie mehr vernahm man dort die Frage nach der besten Religion.

Jasnaja Poljana. Graf Leo Tolstoi.



„Nur ein Hilfslehrer!“

Einer von meinen Kollegen hat sich dieser Tage getötet.

Ich kannte ihn ein wenig. Er war sonst ein ziemlich vergnügtes Menschenkind, tüchtig im Amt, im Freundeskreise heiter und behaglich. Seit Kurzem fiel uns auf, wie blaß er war und wie verstört. Er klagte über Nervosität. Er quälte sich hin. Er fühlte Angst vor dem Irrenhause. Er hat sich aus dem Fenster gestürzt. Eben begräbt man ihn.

Ich sitze hier mit traurigen Gedanken und frage mich, was ihm das Leben gebrochen haben könnte? Ich weiß es ja nicht. Aber wenn ich mich umsehe unter meinen Genossen und ihre Gespräche anhöre, und höre nichts als Klagen und bitteren Hohn und sehe nichts als bleiche Gesichter und vorzeitige Runzeln auf jungen Stirnen: da steigt in mir ein Groll auf und eine Ahnung: Was Alle, Alle verdüstert und vergiftet, das hat diesen Einen in den Tod gejagt.

Ich will hier nicht die Leidensgeschichte der jüngeren Lehrergeneration im Einzelnen erzählen; das führte zu weit. Ein Ueberfluß an frischen Kräften war da; die Anzahl der Stellen entsprach dem Andrange nicht; das war vielleicht ein unvermeidliches Uebel.

Aber ist das auch unvermeidlich, daß die Unterrichtsverwaltung vorhandene Plätze nicht ausfüllt und sie Jahre lang mit mangelhaft besoldeten Hilfslehrern besetzt? Sie behauptet allerdings, durch „die jetzige Finanzlage“ dazu genöthigt zu sein. Warum aber hört sie niemals die allein zutreffende Antwort: daß zur ordnungmäßigen Bestallung der vorgeschriebenen Anzahl von Beamten die Gelder eben einfach dasein sollen und müssen? Und schließlich, was gewinnt der Fiskus bei dieser Plusmacherei? Wir würden ja gern leiden, wenn man auf unsere Kosten Nationalwerkstätten errichtete oder ein Armeecorps mehr gegen die bösen Russen aufstellte; in Gottesnamen! — Aber noch nicht einmal die Koppeln dieses Armeecorps schneidet man aus unsrer Haut! Der Staat gewinnt mit jeder Stelle, in die schlecht bezahlte und unbezahlte Hilfskräfte sich theilen, durchschnittlich etwa tausend Mark; an diesen tausend Mark hängt für einen jungen Mann ein ganzes schönes Jahr besten Lebens, das er in kümmerlichem Harren zubringen muß. Und was hängt an dieser Lumpensumme für eine überreiche Stadt wie Berlin oder für ein Staatsbudget von bald anderthalb Milliarden? Die spezifisch preußische Kleinlichkeit im Sparen erbittert mehr als das Sparen selbst.

Und dann kam das Aergste: die „Schulreform“ kürzte die lateinischen und griechischen Lektionen und verringerte die Stundenzahl. Die ordentlichen Lehrer, längst überbürdet, durften nun wohl erwarten, ein wenig entlastet zu werden. Ein wenig nur. Die Entlastung ließ sich durchführen, ohne dem Staat oder den Kommunen einen Pfennig zu kosten. Was aber that die väterliche Regirung? Sie ließ ihre Oberlehrer ruhig weiter unter übergroßer Arbeit seufzen — und kassirte Stellen ein; voran unsere vortreffliche, hochliberale Berliner Verwaltung. Sie hat gegen vierzig Plätze den hungrigen Aspiranten vor der Nase weggestrichen. Zu

den sechs durchschnittlichen „Wartejahren“ eines Hilfslehrers kam nun ein siebentes oder achtes. Geld wurde wieder erspart, o gewiß; aber die leichtherzige Schädigung der jüngeren Lehrerschaft dürften doch noch einst die „Väter“ der Stadt wie die tadellos rechnenden Ministerialräthe ein wenig bereuen. Es ist meistens kein so excellentes Geschäft, wie man denkt, gegen ein paar Silberlinge Hoffnung und Freude Anderer wegzuschleudern.

Und es gehen Gerüchte und finden Glauben, der Mißhandlung sei noch nicht genug. Die Pflichtstunden der ordentlichen Lehrer sollen angeblich noch erhöht werden; — ich weiß nicht, ob es wahr ist; daß mans für möglich hält, ist schon ein Zeichen der Zeit. Und noch mehr Thaler würden dann eingefädelt, im Ministerium und im Rothen Hause. Und noch unmöglicher, immer noch unmöglicher würde das Emporkommen eines jüngeren Lehrers zu erträglicher Lebensstellung.

Oder ist es erträglich, wenn akademisch hochgebildete Leute Tag für Tag mit Turnunterricht beschäftigt werden? Wenn Leute, die ganze Schülergenerationen anregen könnten, brach liegen, mit Privatstunden ihr Leben fristen, vielleicht auch ganz ohne Entgelt an Gymnasien lehren, um nur ja nicht — die häßliche Sache braucht einen häßlichen Namen — „den unterrichtlichen Zusammenhang“ zu verlieren, d. h. von Direktoren und Verwaltung vollends vergessen zu werden? Und glücklich, wer einigermaßen sich durchzuschlagen versteht; und glücklich, wer frei ist; — aber viele sind verliebt, andere gar verlobt; ihre Aussichten welken neben ihnen. Manche kämpfen auch mit der bittersten Sorge ums tägliche Brot. Ich weiß von solchen, die ins Proletariat gleiten, Schritt für Schritt.

Ahnt denn die Unterrichtsverwaltung gar nicht, welchen Jammer sie da im Einzelnen anrichtet mit ihrer fiskalisch gut gemeinten Nur-Erspar-Wirthschaft? Für Chicago hatte sie doch Geld genug übrig! Bei uns zu Lande sieht es nachgerade aus wie in einer Familie, die mit Gesellschaftstoiletten und Neujahrsgeschenken protzt, während ihre Kinder nach Brot schreien.

Und Niemand, Niemand erhebt seine Stimme für die Opfer dieser Maßregeln. Kein konservatives Blatt — denn das Ministerium hat befohlen! Kaum ein liberales — denn auf Kosten seiner Beamten schont der Staat die Beutel der steuerzahlenden Bourgeoisie. Und wenn wieder ein Kollege zu Grunde geht, dann zucken wohl die hochmögenden Herren in manchen Bureaux und in allen Parlamenten die Achseln: „Nur ein Hilfslehrer!“

Und eine getretene, verbitterte, „sozialistische“ Kaste von „gelehrten Paria“ scheint den Herren als Gefahr nicht vorzuschweben. Sie arbeiten an der Züchtung solcher Kaste eifrig und systematisch. Sie haben auch schon Erfolge genug zu verzeichnen. Aber freilich, sie wissen nicht, was sie thun; denn das Geld klimpert so laut und so überzeugend, und die verehrlichen Parlamente sind so sehr für Sparsamkeit, und die Paria schweigen.

Aber es ist nicht mehr Zeit, zu schweigen; und die Zeit des Redens ist endlich gekommen. Ehe noch ein anderer Kollege sich auf die Straße stürzt oder sich die Adern aufschneidet, wollen wir den Mund aufthun.

Eine Petition sollte dieser Tage an den Kaiser gehen. Und der Kaiser wünschte doch, Alle zufrieden zu stellen, die zufrieden sein wollen. Man hofft sehr ernsthaft auf den Kaiser, unter den Hilfslehrern. Dr. Julius Schultz.

Ein Typus.

Die Bahnen hat er längst verlassen,
Die er gewandelt, als er jung.
Er geht behutsam mit den Massen
Und nennt das —: geistige Läuterung.

Bei den Gelehrten sitzt er tonlos,
Nickt ernst zu Allem, was man sagt;
Bekennt sich stolz als konfessionlos,
Wenn er mit Aufgeklärten tagt;

Ein Jude scheint er bei Semiten,
Doch unter Christen ist er Christ;
Bei Frau'n weiß er, als Mann von Sitten,
Daß Seufzen mehr als Reden ist.

In alten Jungfern, klagt er, welke
Die letzte Blüthe des Geschmacks;
Trägt im Salon die rothe Nelke
Mit Chic im Knopfloch seines Fracks.

Sein Geist und Wort kennt keine Härte;
Von Honig seine Rede träuft . . . . .
Er gleicht der schillernden Lacerte,
Die auf des Südens Gräbern läuft.

Und ist verstummt einst seine Dichtung,
Ich bin gewiß, daß ihm zuletzt
Mit gleichem Rechte jede Richtung
Des Denkens auch ein Denkmal setzt!

Frankfurt a. M. Rudolf Presber.



Unter fremder Kontrole.

Am Freitag Vormittag hat sich in Paris etwas Merkwürdiges begeben. Der französische Finanzminister, der doch über die Anklagen von Weitem etwas gehört haben muß, denen gerade jetzt die ministeriellen Interventionen zu Gunsten der Panama-Anleihen unterliegen, berief die ersten Bankdirektoren seiner Hauptstadt zu sich, um sie zu „fragen", ob sie sich mit der Placirung der griechischen Anleihe „beschäftigen" wollten, von der seit mehreren Wochen in London die Rede sei. Da dies der bürgerlich-glaubhafte „Temps" meldet, so darf man auch wohl dessen weiterer Information folgen, daß die Versammlung angesichts der gegenwärtigen Lage die Ehre eines griechischen Geschäfts ablehnte.

Nicht wahr, man hat ein Recht, über die Elastizität einer Regirung zu staunen, die noch heute, wo die Flammen ihres Systems hoch auflodern, das Vermengen von Politik und Finanz nicht lassen kann? Anderes als diplomatische Ursachen kann doch dieses Herantreten des Finanzministers an seine Bankinstitute unmöglich bergen. Griechenland, das bereits so ausgezehrt ist, daß es seine Gesandten bis auf den bei der Pforte abschafft, hatte sich in seiner Noth an den englischen Geldmarkt gewandt, eine Untersuchung seiner Verhältnisse freiwillig angeboten und sich sogar bereit erklärt, sich unter auswärtige Administration zu beugen. Darauf hatte sich Major Lubbock, dessen Mission hierbei nicht ganz banklich, auch nicht ganz gouvernemental, aber von Beidem etwas war, nach Athen segelfertig gemacht, sah dort angeblich die Bücher und sonstiges offizielles Verwaltungsmaterial durch, während er wohl in Wirklichkeit die physischen Grenzen für eine englische Kontrole untersuchte, sich aber auf die Echtheit oder Unechtheit griechischer Bilanzen gar nicht erst einließ. Der Major kam nach London zurück, erstattete günstigen Bericht und seit vierzehn Tagen verdichten sich die Aussichten für das Anlehen zusehends. Man sprach sogar von einem ganz ungewöhnlichen Emittenten: Rothschild, und es scheint auch, als ob feinste deutsche Banken zum ersten Male sich für hellenische Dinge interessirten.

Was eine englische Administration zu bedeuten hat, weiß Jeder, der von „Egypten sonst und jetzt" Kenntniß hat. Vielleicht sind die Deutschen keine schlechteren Verwalter, die Holländer sogar noch bessere, vielleicht würde die internationale Bureaukratie, die heute das Nilland in Ordnung hält, nach dem Aufhören der britischen Occupation gar nicht minderwerthig werden, aber zur Einführung einer solchen Kontrole, zur Ueberwindung all der Hindernisse, die sich einer neuen Organisation entgegenthürmen, gehören eben Engländer, gehört ihre Beharrlichkeit. Deshalb behaupten auch Einsichtige, und zwar solche, die länger im Lande gelebt haben, daß selbst ein so übermäßig

verschuldeter, mit einem Heer von unnützen Beamten bedeckter Staat wie Portugal nur eine englische Verwaltung zu erhalten brauchte, um binnen wenigen Jahren geordnet dazustehen. Die Portugiesen, die in diesem Punkte sehr stolz sind, so wenig sie sich andererseits geniren, als Schuldner mißachtet zu werden, sträuben sich bekanntlich gegen das Eindringen fremder Elemente; selbst Herrn v. Marschalls allerdings keineswegs sehr geschicktes Eintreten hat daran gar nichts zu ändern vermocht. Da aber Unselbständigkeit so lange keine Schande ist, als es eine Ehre bleibt, in jedem Alter und zu allen Zeiten zu lernen, so kann es der gesammten Hochfinanz nur angenehm sein, dem Tajolande das Beispiel eines Volkes vorzuführen, das sich einer auswärtigen Kontrole nicht schämt.

Da steht aber in Petersburg der Winterpalast, hinter dem, wie einst am Ballplatze zu Wien, die orientalische Frage anfängt, und von da aus scheint man die neue Freundschaft Athen-London nicht gerade gern zu sehen. Die Russen, die als Werdevolk noch nicht viel baares Geld übrig haben, verstanden es noch immer, in ihrer auswärtigen Politik auch die finanziellen Umstände scharfsinnig zu berücksichtigen. Berliner und Wiener Banken machten dem jungen serbischen Königreiche die Anleihen und vor Unterzeichnung erklärte dann der Finanzminister, er müsse jetzt erst von Belgrad zu Herrn Wyschnegradsky reisen — wegen der Genehmigung; in Konstantinopel wird die restliche Kriegsentschädigung regelmäßig eingefordert, sobald wieder einmal eine politische Differenz hervortritt; kurz die russischen Diplomaten verstehen ihr Handwerk.

Eine englische Kontrole über Griechenland würde nun Zweierlei bedeuten: 1. ein starkes Anwachsen der Sympathien für den Erretter aus finanziellen Nöthen, 2. eine handgreifliche Sicherheit Englands, die im Falle eines Balkankrieges ziemlich hoch zu schätzen wäre. Ad. 1) Das griechische Volk ist heute nur von der Sehnsucht nach einer wirthschaftlichen Besserung erfüllt. Die dortige Herrschaft ist von dem entvorrechteten Adel auf die Deputirten und Bankiers übergegangen, das nennt man, zu Ehren des populären Ministers, Trikupismus, und dieses System zu Fall zu bringen, dürfte keinem Ministerium sehr leicht werden. „Aux prises avec d'inextricables difficultés financières" so war dieser Tage in einem Atheniischen Blatte von Ansehen zu lesen „la Grèce ne saurait songer à soulever des incidents diplomatiques avant d'avoir mis de l'ordre dans ses affaires intérieures". Ad. 2) Die englische Kontrole scheint zweifellos von der foreign office begünstigt zu werden, wie ja die schweigsamen Engländer im ganzen Orient die Vorwerke gegen russische Macht oder auch nur russischen Einfluß beständig ausbessern und vermehren.

Als daher Frankreichs Minister die Pariser Banken zur Uebernahme eines griechischen Anlehens bewegen wollte, ist er nur der Anregung seines Kollegen vom Auswärtigen Amte gefolgt, und dieser ist wohl jedenfalls vorher ganz zufällig dem russischen Botschafter begegnet. Mit alledem würde aber ein griechisches Anlehen gar nicht fundirter werden. Das hellenische Königreich hat im Verhältniß nicht allein zu seinen gegenwärtigen Mitteln, sondern vor Allem zu seinen natürlichen Hilfsquellen eine außerordentlich starke Zinsenbelastung, und ob Rhallys das Heil statt in einem Anlehen in einer Reorganisation des öffentlichen Dienstes erblickt, ob Constantopulos glatt ein Arrangement mit den auswärtigen Gläubigern wünscht, ob Trikupis endlich durch ein Anlehen an einer Besserung des Goldagios operirt, um die Einnahmen zu heben: alle diese Programme — die ganze

diesmalige Parlamentssession wird in Athen die Session der Programme genannt — ändern wenig an der Dürftigkeit des griechischen Wohlstandes, den geringen Bodenreichthümern und an dem kleinen, nicht allzu steigerungfähigen Handel. Eine englische Kontrole könnte der britischen Machtsphäre nützen, aber selbst bei schärfster Prüfung der athenischen Einnahme-Ausweise das Land nicht auf die Höhe seines Schuldendienstes bringen. Die Emissionsfirmen würden einen hübschen Zwischennutzen finden, das Publikum bisse auf das Schlagwort: englische Verwaltung an und nach wenigen Jahren erlebten wir dann den Zusammenbruch. Aus diesem Grunde wäre es auch recht gut, wenn wenigstens die deutschen Häuser sich die Sache zweimal überlegten.

Auch in der Türkei — darüber darf man sich trotz der hervorragenden französischen Theilnahme nicht täuschen — bedeutet die Schuldenverwaltung ein antirussisches Element. Aeußerlich ist es zwar das interessirte Kapital gewesen, das auf solchem Zwangswege seine Verhältnisse aufbessern wollte, dahinter standen aber diejenigen klugen Mächte, welche die beste Hilfe der Türkei in deren eigener Kräftigung suchten und diese auf wirthschaftlicher Basis anstrebten. In dem Reiche des Padischah arbeiten $^9/_{10}$, während $^1/_{10}$ stiehlt; es ist das ein Verhältniß, das in manchen dubiosen Ländern leider umgekehrt vorkommt, hier aber in der That die vorsichtigsten Financiers mit guten Hoffnungen erfüllt. Diese Fortentwickelung der türkischen Verwaltung, die systematische, reelle Steigerung der Turbanwerthe, bildet vielleicht die erfreulichste Erscheinung der letzten Börsenjahre. Dabei wogt es in der Rivalisirung der einzelnen Staaten ziemlich heftig hin und her. Während z. B. die Belgier mit ihren Bahnkonzessionen am Bosporus schweres Unglück haben, dagegen bei Schienenlieferungen 2c. mit ihrem Cockerill in Seraing viele Siege erringen, haben wir Deutschen wiederum eine vom Glück sichtbarlich geführte Hand in der Erlangung von Bahn-Konzessionen, während unsere Industrie noch immer ungeschickt hoch fordert. Die jüngste uns bescheerte Linie betrifft bekanntlich die Angora-Verbindung, und es ist in französischen und Kölnischen Zeitungen genug Holz dazu angefahren worden, um diese ganze Angelegenheit, die sogar mit einer Audienz des Herrn Kaulla beim Sultan und dann beim Deutschen Kaiser gekrönt wurde, in einen Scheiterhaufen nationaler Empfindlichkeiten zu verwandeln. Die Deutsche Bank, die als Hauptunternehmerin in türkischen und kleinasiatischen Dingen glänzt, hat in ihrem Dr. Siemens einen Mann zwar von Weitblick, aber auch von einem trotz des „Freisinns" ziemlich oft zur Schau getragenen Chauvinismus; dieser Umstand wirft oft Hindernisse auf und gestaltet von vornherein manche nützliche Affaire zu einer Art von Waffengang. In der Angelegenheit der Angora-Konzession erscheint dies um so überflüssiger, als der große Souffleur des Herrn Kaulla gar nicht Herr Dr. Siemens war, sondern Herr Kilian Steiner von der Württembergischen Vereinsbank, ein Mann, dessen Rolle an unserem Anleihe- und Industriemarkt überhaupt noch nicht recht gewürdigt worden ist. So lange der Widerstand der französisch interessirten dette publique fortdauerte, besaß die Deutsche Bank ihre Konzession nur de jure; erst jetzt, wo dieser Widerstand durch die Behendigkeit des Herrn Rudolf Lindau beseitigt ist, gilt sie auch de facto.

Wie sich die fremde Kontrole in Egypten bewährt hat, zeigen die hohen Kurse der Nilwerthe. In den Staatskassen zu Alexandrien und Kairo liegen

gegenwärtig nicht weniger als 3½ Millionen Pfund Sterling, die nach Anlage suchen. Dabei muß bekanntlich Egypten — das Getreidelager der alten Welt — Weizen importiren, da es seine besten Boden heute mit Baumwolle bebaut. Das Delta, diese Quelle des Landesreichthums, hat vielleicht die Größe Bayerns, und der dortige Bauer ist in der glücklichen Lage, sich Acker kaufen zu können, ohne von den ehemals khedivischen Chicanen noch umdroht zu werden. Als Ismael Pascha mit seiner Prunkwirthschaft bereits einen Berg von Schulden in die Höhe getrieben hatte, kam ein deutscher Bankier zu ihm und rechnete bis ins Einzelne vor, daß Egypten selbst diese Schulden noch bequem mit 5 pCt. verzinsen könne — wenn die Verwaltung eine strenge würde. An dieser Bedingung scheiterte Alles, und so drangen eines Tages die Briten ein, Coupons in der Hand und Politik im Herzen. Man muß, um gerecht zu sein, sagen, daß sogar bei großen Verdingungen in neuerer Zeit auch die andern Nationen fast gleichmäßig begünstigt werden, so daß die Tüchtigkeit hier eine gewisse Unparteilichkeit keineswegs ausschließt. Die nächste Verbesserung wird die Konversion der Domanialanleihe bilden und es scheint, als ob andere Gruppen sich bereits in das Unvermeidliche gefügt hätten und gegen N. M. Rothschild u. Sons gar nicht mehr bieten wollten. Einmal hat allerdings eine solche Rivalität stattgefunden, man bot gleich zehn Prozent mehr, als Rothschild geboten hatte, worauf dieser sofort eben so hoch ging. Seit der Vermittlung der 2 Millionen Pfund Suezaktien, wo nur die allerdings beträchtliche Provision eingestrichen wurde, gehört Egypten zu den Domänen der Rothschilds.

Von einer ernsten Kontrole in Serbien oder Bulgarien durch die auswärtigen Geldgeber kann nur in begrenztem Sinne die Rede sein. In Serbien hat man von Berlin aus lange auf die völlige Neuordnung der Verwaltungverhältnisse geschworen, bis im letzten Jahre ein einziger Parteisturz genügte, um die sonderbarsten Begriffe von serbischer Ehrlichkeit und serbischen Geschäftsverträgen aufzudecken. Die Industriellen und Exporteure, die nach Belgrad zu liefern haben, hätten allerdings schon Jahre vorher über die Art, wie sich selbst Herr Ristics ausredet, wenn seine Amtskassen zahlen sollen, das Erbaulichste erzählen können. Graf Bray als deutscher Gesandter hat dann immer sein Bestes aufgeboten, um seinen Schutzbefohlenen mit Rath beizustehen. Mit Bulgarien dürfte eine kontrolirende Verbindung vielleicht noch schwieriger sein, da dort die Politik noch immer von den administrativen Fragen etwas ablenkt. Auf dem Papier haben jedenfalls die deutschen Emissionsfirmen kräftige Sicherheiten erhalten.

Wichtig für Europas Kapitalspublikum wäre, wie gesagt, eine Kontrole Portugals. Was man auch über dieses Land jetzt vorbringen mag, gegen die Frechheit seiner Parteien, die von den geschädigten Ausländern wie von Ausbeutern und Wucherern reden, gegen die Hartnäckigkeit seiner höheren Klassen, die von einer gerechten Steuervertheilung nichts wissen wollen: Portugal ist an sich im Verhältniß zu seinen Schulden ein sehr wohlhabendes Land mit großem, gering belastetem Vermögen, mit Ausfuhrprodukten ersten Ranges. Auch ohne seine stark überschätzten Kolonien verkaufen zu müssen, könnte es bei guter Verwaltung Ueberraschendes erreichen. Heute, wo hundert unbefugte Hände in die Kassen greifen, ist es relativ ganz gleichgiltig, ob die Staats-Einnahmen mit Plus oder Minus bekannt werden. Wer da eine Form fände, welche die Portugiesen nicht verletzt und zugleich eine fremde Administration ermöglichte,

wäre ein großer Künstler. Das Verzweifelte der heutigen Lage am Tajo liegt eben darin, daß Portugal faktisch bezahlen könnte, aber durch ein kleines Hinderniß, die Unwirthschaftlichkeit seiner leitenden Kreise, aus seiner Stockung nicht heraus kann. Die portugiesische Regulirung ist eine Finanzfrage ersten Ranges, aber bisher haben die großen Comités nur diplomatisch verhandelt, haben niemals ihren Gegnern dadurch Furcht einzuflößen versucht, daß sie in das Volk selbst eine große Agitation hineintragen ließen, gegen die Bedrückungen seitens der oberen Klassen. Es wäre sehr deutlich nachzuweisen, daß auch unsere Regirungsaktion den Fürsten Bismarck, sein Prestige und seine Klugheit, stark vermißt. Unsere Vorstellungen in Lissabon waren stets von bestem Eifer beseelt, aber sie sind abgewiesen oder nachträglich vergessen worden, so daß unsere diplomatische Niederlage in dieser gewiß nicht kleinen Angelegenheit ganz evident ist.

Noch ein nothleidendes Land könnte unter fremder Administration gewinnen, nämlich Argentinien, dessen Beamtenthum so wenig taugt, daß vielleicht schon für die nächste Zeit unangenehme Enthüllungen möglich erscheinen. An sich ist Argentinien ein so reiches und in Folge dessen aussichtvolles Land, daß es vollkommen zu verstehen ist, weshalb nachdenkende Kapitalisten ihren Portugiesenbesitz jetzt vielfach gegen La Plata-Werthe tauschen; allein eine wirkliche Erholung nach der märchenhaften Geldverschleuderung für Paläste, Häfen und halb fertig gewordene Hauptstädte wäre noch keineswegs in Sicht, selbst wenn die inneren politischen Zwistigkeiten nicht immer wieder hervorbrächen. Besonders pessimistisch stimmen die Auslassungen des jüngst erschienenen Jahresberichtes der Deutschen Bank, die allerdings für die Goldbonds der Provinz in Buenos-Ayres nichts ausrichten konnte, während die in diesen Dingen glücklichere Diskontogesellschaft, deren argentinische Fonds bekanntlich überhaupt gänzlich abgestoßen sind, keine so trüben Meinungen äußert.

Leider hat dort aber das Ausland ganz divergirende Interessen. Das Londoner Comité setzt die Couponszahlung erst in zweite Linie, sucht vielmehr vor Allem neue Zölle zu verhindern, die etwa dem britischen Handel hinderlich werden könnten, während die durch die Diskonto-Gesellschaft vertretenen deutschen Interessen, die mit einem so überaus großen Export gar nicht zu rechnen haben, auf jede mögliche Belastung des argentinischen Staates drangen, welche dem Zinsendienst zu Gute kamen. Im Anfang hatte Herr v. Hansemann mit seinen Anstrengungen so wenig Glück, daß er fast etwas beleidigt von London abreiste; im Laufe der Zeit indessen hat das deutsche Element auf die Regirungentschlüsse in Buenos-Ayres einen so nachhaltigen Einfluß gewonnen, daß man sogar von dem neuen Finanzminister behauptet, er thue nichts ohne den von Berlin kommanditirten, allerdings sehr tüchtigen Ernesto Tornquist. Wer die Bestürzung der „Times“ und anderer Blätter wahrnahm, als ihr Freund, der Doktor de la Plaza, plötzlich von seinem Gesandtenposten in London zurücktrat, der wußte, welche Nationalität in argentinischen Finanzdingen vorläufig gesiegt hatte. Ob indessen auch den Deutschen ihre Rathschläge immer einschlagen werden, dürfte wohl schon die nächste Zeit lehren. An der einstigen Narrheit seines Glückes, da Europa zu ihm wallfahrte und es bat, nur recht viele Millionen anzunehmen, laborirt man am La Plata noch lange.

Pluto.



Das Donnerwetter.

Ein offiziöser Versuch.

Noch hatte der Lenz kaum seine ersten Boten ausgesandt, noch wußte der Kriegsminister nicht, zu welchem Zweck der Major Keim ins Auswärtige Amt kommandirt worden war, noch lebte in allen Export-Politikern die freudige Hoffnung auf einen Handelsvertrag mit Rußland, noch umschlich der Hinze den Richter, wie schon Dionys den Tyrannen einst —: da wehten vom Himmel grobkörnige Hagelschauer herab und ein Gewitter brach los, wie es in solcher prasselnden Gewalt der Märzmonat selten gesehen hat, und alles Volk entsetzte sich und sprach: Was will das werden?

Wenige Stunden vorher hatte die Kommission des Deutschen Reichstages alle Vorschläge abgelehnt, die von der sorglichen Regirung für die Sicherheit der Zukunft des Deutschen Reiches gemacht worden waren. Der große, als ein organisches Ganzes, von dem nichts abgebröckelt werden dürfe, gedachte Reformplan war gescheitert und nachdem man fünf Monate lang unzählige Reden gehalten, unzählige Artikel und Broschüren geschrieben und gedruckt hatte, nachdem aus London und Wien, hinten weit aus der Türkei sogar Succurs geholt worden war, stand man nun wieder auf dem Fleck, wo man im Oktober bereits gestanden hatte. Ein so ungeheures und so ungeheuer wichtiges Werk wie die Militärvorlage konnte nur gelingen, wenn eine kräftige Strömung des nationalen Empfindens es über die Klippen des Parteitreibens trug. Nur aus dem Volke konnte die Bewegung hervorgehen, die für das Volk auf Jahre hinaus Sicherheit und Ruhe schaffen sollte. Eine weise Regirung aber wühlt nur im äußersten Nothfalle die nationalen Leidenschaften auf; vornehm verschmäht sie das Säbelgeklapper, und anstatt an das Volk zu appelliren, versucht sie, in ernster Rede die Wehrlosigkeit Deutschlands zu schildern und die Gefahren der polnischen Sümpfe den verhältnißmäßigen Annehmlichkeiten einer russischen Wintercampagne zu vergleichen. Eine weise Regirung hätte sich schließlich auch mit einer ganz kleinen Mehrheit begnügt, mit einer Stimme, wenn mehr nicht zu erreichen war. Alle Bemühungen aber sind erfolglos geblieben, und während der Donner grollte und die Blitze aufzuckten, während die dicken Hagelkörner sich zu Haufen schichteten, bewegte die Herzen des ruhigen Bürgers, des Bauern auf seiner Scholle nur die eine bange Frage: Soll es dabei sein Bewenden haben und sollen wir etwa gar den guten Kanzler scheiden sehen, der uns so vortrefflich regirt, getragen von der freudigen Sympathie der gesammten Manchesterheit?

Im Januar schon hat Graf Caprivi es offen ausgesprochen, daß es nach den gemachten Erfahrungen für ihn nicht mehr verlockend sei, sich auf politische Betrachtungen einzulassen, und er hat auch damals schon das nicht genug zu preisende Wort gefunden: „Bündnisse zu schaffen, ist jetzt nicht mehr so leicht wie früher". Fast aber sieht es so aus, als ob diese goldenen Worte ohne Wirkung verhallt wären, und für uns Alle, die wir in höherem Auftrag und gegen angemessene Vergütung uninteressirt im Dienst des gemeinsamen Vaterlandes thätig sind, erwächst deshalb die ernste Pflicht, die warnende Stimme zu erheben und dem deutschen Volk zu zeigen, wie ein Theil seiner selbst gewählten Vertreter mit Blindheit geschlagen ist.

Wer widerstrebt der Militärvorlage? Das Centrum. Und doch wird in allen russischen Kirchen für das Leben des bulgarischen Metropoliten Klimentij

gebetet, den Stambulow festnehmen ließ, weil er auf offener Kanzel gegen die römisch-katholische Kirche gezetert hatte, und doch steht der Friede auf des Messers Schneide, denn der Zar will nicht dulden, daß in Bulgarien eine katholische Dynastie begründet wird. Deutsche Katholiken: sind das die wahren Vertreter Eurer Interessen, diese Männer, die Deutschland wehrlos machen wollen im Kampf gegen das griechische Schisma?!

Wer widerstrebt der Militärvorlage? Der Freisinn. Und doch bedroht gerade seine eifrigsten Anhänger eben jetzt eine ernste Gefahr. Unter dem Titel „Judenpetroleum, Allerneueste Enthüllungen vom Rektor a. D. Hermann Ahlwardt" wird in nächster Zeit eine hochinteressante Broschüre erscheinen, die Herr Ahlwardt unmittelbar nach seiner Entlassung aus Plötzensee begonnen hat. Es wird darin, unter Hinweis auf die bekannte Thatsache, daß die wichtigsten Petroleumquellen im Besitze Rothschilds sind, durch ein sehr umfangreiches Material und zahlreiche eidesstattliche Aussagen bewiesen werden, daß Rothschild im Auftrage der jüdischen Obern die Erleuchtung Europas mit Petroleum übernommen hat, um am Tage des großen Kladderadatsches seinem intimen Freunde Singer den unentbehrlichsten Revolutionstoff liefern zu können. Der Ertrag der Broschüre soll dazu verwendet werden, den Redacteur Saling täglich mit zwei Cigarren von der Sorte zu versehen, deren angenehme Wirkung Herr Ahlwardt am eigenen Leibe erfahren hat. Deutsche Juden: sind das die wahren Vertreter Eurer Interessen, diese Männer, die Euch abermals hindern wollen, zu den nationalen Schutzvorrichtungen beizutragen, und die es der väterlichen Regierung unmöglich machen, mit dem ganzen Nachdruck ihrer Autorität Euch vor der antisemitischen Hochfluth zu bewahren? Und wollt Ihr Euren Feinden das Schauspiel bieten, daß Herr Ahlwardt für, Herr Bamberger aber gegen die Militärvorlage stimmt?!

Es wäre die verwerflichste Demagogie, hier noch ausdrücklich der Gefahren zu gedenken, die uns von Madame Cottu und von der Cholera drohen, — aber Erwähnung fordern auch diese dunklen Punkte am politischen Horizont. Vierundzwanzig Stunden lang hat Madame Cottu das Schicksal der französischen Republik in ihrer Hand gehalten, und noch heute ist nicht abzusehen, ob der Einfluß dieser tollkühnen Frau nicht wieder beherrschend werden wird. Madame Cottu aber, das merkt wohl, deutsche Bürger und Bauern, bedeutet die Revanche, den Krieg, denn nur nach einer siegreichen Schlacht kann sie hoffen, ihren Gatten in Freiheit wieder umarmen zu dürfen. Und uns fehlt, Dank der Ungeschicklichkeit einer glücklich überwundenen Diplomatie, Belfort, und während ein französischer Angriffskrieg unmittelbar bevorsteht, verweigert die Vertretung des deutschen Volkes uns die Mittel, durch die wir in zwanzig Jahren so stark werden könnten, wie wir es jetzt schon sein müßten, weil Bündnisse — denkt an das Kanzlerwort! — heute nicht mehr so leicht wie früher zu schließen sind.

Und endlich noch eins: Soll der Reichstag so lange versammelt bleiben, bis die Abgeordneten die Cholerakeime aus der Hauptstadt in ihre Heimath verschleppen? Deutsche Bürger und Bauern, wenn Ihr den Frieden liebt und die Gesundheit, wenn ein neues Donnerwetter nicht Eure Saaten verwüsten, Eure Häuser anzünden und Euer Brotkorn vertheuern soll, dann rafft Euch schleunigst auf zu Petitionen und Resolutionen, der offiziöse Draht wird sie schnell verbreiten, und lernt endlich erkennen, wo für die nationale Wohlfahrt die geheimen Fonds zu finden und wirksam zu machen sind.

(Aus dem Mottenburger Kreisblatt.)

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.



Militaria.

Seit sechs Monaten steht im Vordergrunde aller politischen Erörterungen im Deutschen Reich beherrschend die Militärvorlage. Seit sechs Monaten sind darüber unzählige Reden gehalten, unzählige Artikel und Broschüren geschrieben und leider auch gedruckt worden und die Regirung hat, offiziell und offiziös, mit bisher in Deutschland unbekannten Mitteln dafür gearbeitet: der leitende General hat die Wehrkraft des deutschen Volkes vor Europa als durchaus ungenügend bezeichnet, in Rom und in Kopenhagen schweres Aergerniß erregt und von einem Krieg gegen Rußland mit einer beharrlichen Bestimmtheit gesprochen, die, wenn ein russischer General sie in renommistischer Tafellaune gegen Deutschland geäußert hätte, mit gellendem Wuthgeschrei beantwortet worden wäre; die kommandirenden Generäle haben nach dem Neujahrsempfang beim Kaiser politische Reden für die Militärvorlage gehalten; die Leistungen der Landwehr sind herabgesetzt worden; in der Wilhelmstraße ist ein militärisches Preßbureau einquartirt und es ist zur Einschüchterung des Philisters ein Feldzug begonnen worden, in dessen Verlauf die journalistischen Landsknechte sich nicht entblödeten, den früheren Leiter der Reichsgeschäfte militärischer Unfähigkeit und politischer Gewissenlosigkeit zu verdächtigen; endlich sind dem Papst, der sich früher zu einem englischen Reporter sehr unfreundlich über den Deutschen Kaiser ausgesprochen hatte und der es seit Bismarcks Rücktritt offenbar für klug hält, auch im franco-russischen

Feuer ein Eisen zu haben, Ehren erwiesen worden, die der größte Theil des deutschen Volkes sich nur durch die Rücksicht auf die Militärvorlage erklären konnte. Nun ist der ganze große Aufwand müßig und zwecklos verthan. Seit sechs Monaten hat sich in den Anschauungen des Reichstages nichts irgendwie Wesentliches verändert — denn der Servilismus mancher angeblich Konservativen ist so wenig neu wie das Fackeltanzgelüsten des Thiergartenfreisinns — und die Aussicht auf eine Mehrheit für die Militärvorlage wird im April nicht näher gerückt sein, als sie es im Oktober war. Was durch das schleppende Tempo eigentlich erreicht worden ist, außer der Beunruhigung im Innern und dem Mißtrauen bei unseren Nachbarn, das ist einstweilen wohl nur Herrn Rudolf von Gneist verständlich geworden, der es am Schlusse eines sehr ausführlichen Buches über „die Militärvorlage von 1892 und den preußischen Verfassungskonflikt von 1862 bis 1866",*) für „wünschenswerth" erklärt, „daß die Verhandlungen über die Militärvorlage sich einigermaßen in die Länge ziehen". Aber Herr v. Gneist findet auch, ohne der gewaltigen Kulturthaten großer Gottesleugner zu gedenken, im Gottesglauben den einzigen wesentlichen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thier; und ein Mann, der sich von modernem Empfinden so weit entfernt, kann natürlich auch nicht begreifen, daß ein Volk geistig verkümmern muß, wenn es ein halbes Jahr hindurch nur an der zähen Speise aus den Militärküchen zu kauen hat und wenn ihm zur Abwechselung daneben nur mitgetheilt wird, daß die für den großstädtischen Verkehr unentbehrlichen elektrischen Hochbahnen nicht überall zu dulden sind, weil ihre Nähe den Frieden der durch einen Wink geschaffenen Kirchen entweihen könnte.

Einen Vortheil freilich hat das Getöse dieser sechs Monate der Regirung gebracht: eine stumpfe Müdigkeit in den Massen, die das Entstehen und die Geschichte dieser Militärvorlage längst schon vergessen und nur noch das vage Gefühl haben, daß wieder einmal zwischen militärischen Sachverständigen und civilistischen Berufsrednern ein Konflikt über eine Verstärkung des Heeres ausgebrochen ist. Wenn das der Zweck der Verschleppung war, dann war sie taktisch ganz schlau ersonnen; denn in den hinter uns liegenden dreißig Jahren ist es das immer wiederkehrende und erfolgreiche Bemühen der Regirung gewesen, die nationale Frage der Wehrhaftigkeit dem Machtbereich

*) Verlag von Julius Springer in Berlin.

unverantwortlicher Budgetknauser nach Möglichkeit zu entziehen. Die Petitionen und Resolutionen, die Graf Caprivi jetzt so sorgfältig von Herrn Pindter registriren läßt, darf er getrost als ein Benefiz des von seinem Vorgänger empfangenen Inventars betrachten und er dürfte auch mit ruhigem Muth in den Wahlkampf ziehen, wenn er das Recht hätte, die Parole auszugeben: Eine unbedingt nothwendige Heeresreform wird uns von der Volksvertretung aus finanziellen Rücksichten verweigert; von den Vertretern appelliren wir nun an das Volk und fordern die Mittel, die unsere voraus schauende und produktive Politik nicht entbehren kann. Eine gouvernementale Mehrheit wäre dann ganz gewiß, um so mehr, als ja die lautesten politischen Schreier unablässig bemüht sind, die Segnungen des neuen Kurses zu predigen. Den Anstrengungen dieser meist ganz bewußt verlogenen Posaunisten, die namentlich dem rechten Flügel des sogenannten Freisinns voran marschiren, ist es hauptsächlich zu verdanken, wenn so sich im Kopfe des Grafen Caprivi die Situation malt und wenn er, nachdem er auf seine besondere Weise den Versuch eines Kulturkampfes — im Volksschulgesetz — und einer wirthschaftlichen Umkehr — in den Handelsverträgen — gemacht hat, nun auch weiter den Bismarck spielen, seinen Militärkonflikt durchfechten und sich damit eine Generalquittung für dreijähriges Wohlverhalten im Amte holen will.

Graf Caprivi ist allmählich nervös geworden und die Empfindlichkeit, die er früher schon zeigte, läßt ihn jetzt jeden sachlichen Widerspruch wie eine persönliche Ehrenkränkung hinnehmen. Er mag sich die Sache leichter gedacht, sie gewiß auch seinem Herrn als weniger schwierig vorgestellt haben und er vergißt nun, da er wohl einen plötzlichen Entschluß des Kaisers — wie beim Schulgesetz — nicht als unmöglich betrachten mag, daß er der einzige verantwortliche Reichsbeamte ist und sich deshalb nicht wundern darf, wenn die Vorwürfe und Angriffe sich gegen seine Person richten. Er fühlt sich schon von dem äußerlich sanften Tadel des Herrn von Bennigsen verletzt und bedenkt nicht, in welcher leidenschaftlichen Tonart und mit welchem Aufwand von pathetischen Injurien sein Vorgänger selbst von Männern wie Simson, Gneist, Sybel befehdet wurde, als er die militärischen Grundmauern für das Gebäude des nahenden Reiches errichten wolltet Der jetzige Kanzler wird mit einer zärtlichen Schonung behandel. wie vor ihm und neben ihm kein anderer Minister — außer

Herrn von Boetticher natürlich, dem jetzt der Unterstützungswohnsitz zu schaffen macht und den selbst Herr Bebel dabei nicht an Stralsund erinnert —, aber er scheint noch immer an eine persönliche Opposition zu glauben und das Gewicht seines Ansehens im Lande bedenklich zu überschätzen. Nur die dem Generalkanzler offenbar unbekannte Stimmung der Wähler hat die Gewählten endlich in eine ihnen gar nicht immer bequeme Opposition gedrängt; und wenn die Wähler jetzt Müdigkeit beschleicht und sie vergessen läßt, was in drei Jahren geschehen ist, dann wird es nothwendig, ihr Gedächtniß zu stärken und sie daran zu mahnen, daß es sich nicht um eine finanzielle, sondern um eine politische Frage handelt, nicht darum, ob Geld genug da ist für eine gute Politik, sondern darum, ob die Politik gut ist, die jetzt so ungeheure Summen verlangt.

Daneben sind die rein militärischen Fragen von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung; aber auch hier sind über die wichtigsten Punkte die Urtheile keineswegs so sicher, wie man nach dem offiziösen Gebell annehmen müßte. So lange Moltke lebte, mit dem der jetzige Kanzler sehr schlecht stand, war von einer Reorganisation der Armee nicht die Rede und noch am 13. Januar 1890 wurde im Reichstag im Namen des Kriegsministers die Erklärung abgegeben, die Bewilligung der Stäbe für zwei neue Armeecorps bilde den Schlußstein für das Gebäude der Organisation. Einige Monate danach, als das Projekt der vom Kanzler nicht gerade geliebten Generäle Waldersee und Verdy aufgetaucht war, erinnerte Graf Caprivi an das Wort Bismarcks, „daß wir mehr auf gute als auf viele Truppen werden Gewicht legen müssen", und wiederum etwas später erklärte ein militärischer Kommissar der Regirung mit großer Lebhaftigkeit, „im Interesse der militärischen Erziehung, der Manneszucht und der Ausrückestärke im Falle einer Mobilmachung sei das dritte Dienstjahr unentbehrlich." Noch am 18. August 1892 sprach der Kaiser sich auf dem Paradefelde entschieden gegen die zweijährige Dienstzeit aus. Inzwischen aber hatte Graf Caprivi das Projekt Waldersee-Verdy aufgenommen, es zu Gunsten der Wünsche des Centrums und der Freisinnigen, zu denen seine Schulkameraden Goering und Alexander Meyer vielleicht die Brücke schlugen, mit der verkürzten Dienstzeit ausgeputzt, und er hoffte nun, „seine" Vorlage sicher in den bergenden Hafen steuern zu können. Der Kaiser gab, nach langem Zögern,

seine Unterschrift, er erklärte aber, nur für den ganzen Umfang der geforderten Kompensationen die zweijährige Dienstzeit gewähren zu wollen. Graf Caprivi war gewiß ein vortrefflicher General; aber seine Autorität genügt nach alledem doch wohl allein nicht, um das deutsche Volk zu einem Sprung ins Dunkle zu ermuthigen, sie genügt um so weniger, als Graf Caprivi in der kurzen Zeit seiner politischen Laufbahn sich schon recht häufig, auch da, wo er mit starkem Nachdruck und Selbstbewußtsein sprach, getäuscht hat. Kurz vor dem russischen Ausfuhrverbot, als in Rußland schon die Spatzen von den Dächern pfiffen, der Wassermangel würde auch einen Kornmangel herbeiführen, behauptete der Kanzler, auf das Zeugniß seines „fähigsten und zuverlässigsten Beamten“ gestützt, Deutschland würde in jedem Fall genug Getreide erhalten. Ein ähnlicher Irrthum könnte sich auf militärischem Gebiet schmerzlich rächen. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege hat König Wilhelm, der gewiß kein schlechterer Soldat als Graf Caprivi war, geschrieben: „Erst im dritten Dienstjahr fühlt der Mann seine Ueberlegenheit über den neu hinzutretenden Ersatzmann, dem er nun nicht nur als Vorbild aufgestellt werden kann, sondern wo er auch selbst als Instruktor auftritt, indem er das Erlernte nicht nur vollständig in sich aufgenommen hat, sondern es auch Anderen mitzutheilen im Stande ist. Nun erst fühlt er selbst, daß er nach längerer Entlassung im Stande sein wird, das Erlernte sich rasch wieder anzueignen, wenn er nach der Reorganisationsbestimmung selbst erst nach 13, sonst nach 16 Jahren wieder herangezogen würde. Und nur mit einem Kern solcher durchgebildeten Soldaten kann man siegesgewiß in den Krieg ziehen. Wenn man einen Stein aus dieser Gliederung entfernt, so muß das ganze Gebäude baufällig werden! Und man hat mehr als eine Armee zu Grunde gehen sehen, weil man aus Nebenrücksichten falschen Theorien huldigen zu müssen glaubte.“ In den achtzehn Jahren, die dazwischen liegen, hat sich das Niveau der Volksbildung und die körperliche Tauglichkeit der mehr und mehr industrialisirten und zur Sozialdemokratie bekehrten Bevölkerung gewiß nicht so gehoben, daß man bei den Anforderungen, die eine viel komplizirtere Kriegstechnik an die Uebung und die das rauchlose Pulver an den moralischen Muth des Soldaten stellt, leichten Herzens über die Bedenken des alten Königs hinweggehen und in einer angeblich besonders kritischen Zeit mit noch unsicheren Faktoren in der Mobil-

machung, in der Disziplin und in der Geübtheit der Kriegsreserven rechnen könnte, nur weil Graf Caprivi, im Gegensatz zu zehn anderen Generälen, die „volle Verantwortlichkeit" dafür tragen will. An seiner festen Ueberzeugung zweifelt Niemand; seine Autorität aber ist nach manchem Mißgriff und nach wiederholtem Schwanken auch in Militärfragen doch nicht mächtig genug, um auch das Volk völlig zu überzeugen, das am letzten Ende doch die Verantwortung übernehmen muß. Des alten Kaisers Beispiel wird jetzt häufig angerufen, aber recht selten versucht man, ihm nachzueifern.

Die konservativen Parteien haben die dreijährige Dienstzeit, deren Beseitigung ihnen noch vor drei Monaten „die Axt an die Sicherheit des Reiches zu legen" schien, ganz gehorsamst fortgeworfen, als es verlangt wurde. Diese Herren werden bei den Wahlen einen schweren Stand haben und sie haben wirklich während der drei letzten Jahre eine Kurzsichtigkeit und eine Neigung zu devotester Unterwürfigkeit gezeigt, die ihre Ersetzung durch unabhängige und muthige Männer dringend wünschen lassen. Selbst da, wo ihr allerpersönlichstes Interesse auf dem Spiele stand: bei den Handelsverträgen, sind sie erst nachträglich, als für sie nichts mehr zu retten war, klug geworden. Die Wirkungen der Militärvorlage mit ihren ungeheuer vermehrten finanziellen und persönlichen Ansprüchen würden sich aber noch ganz anders fühlbar machen als die wirthschaftliche Politik der Herren Goering und Huber. Es ist ein nationales Unglück, daß in unseren Parlamenten kein Mensch mehr den Muth hat, konservativ zu sein und wohlthätig Bestehendes zu erhalten. Bei der Berathung des Etats wollten neulich einige konservative Herren die Erlasse gegen den Fürsten Bismarck zur Sprache bringen, aber die enfants terribles wurden von den Parteibonzen fast kniefällig beschworen, nur ja nicht die Fraktion durch den Schein einer Sympathie für den alten Kanzler zu kompromittiren. Nach diesem ergötzlichen Seitenstück zu dem nicht minder heroischen Schauspiel, das die Begründer des Bundes der Landwirthe boten, muß man die Hoffnung wohl aufgeben, daß die konservativen Matadore jemals zu entschlossenem Widerstande gegen die Versuche, vom Reichsgebäude da und dort etwas abzubröckeln, sich aufraffen werden. Einstweilen hat ihre antisemitische Melodie nur dem hier schon im embryonischen Zustande angekündigten jüdischen Centrum das Wiegenlied gepfiffen. Unter der sorglichen Obhut der Wickelfrau Barth und

der Amme Rickert ist das Kind schnell gediehen und es hat durch seinen militärischen Gouverneur Hinze seiner Sehnsucht nach einem Sonnenstrahl aus der Wilhelmstraße in so herzergreifenden Tönen Ausdruck gegeben, daß schon die dicken Fäuste des Herrn Richter nöthig waren, um dem Kleinen den Mund zu stopfen. Herr Richter kann auf seine glücklichsten Tage zurückblicken, er war der Herr der Situation, und nur ihre suffisante Dreistigkeit hat es seinen Gegnern aus dem Thiergarten ermöglicht, nach so vielen Blamagen noch immer vom Dreifuß herab pro patria populoque das Wort zu ergreifen. Immerhin gehört es zum Ganzen, daß zum ersten Male bei dieser Militärvorlage der Freisinn gar so gern „positiv“ sein wollte. Das hat mit seinen Judenflinten der jetzt arg zerzauste Rektor Ahlwardt vollbracht.

Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird jetzt, wenn nicht wider Erwarten einer der zehn dissentirenden und von der Presse mit der nachgerade in den konstitutionellen Sprachgebrauch eingeführten Zerschmetterung bedrohten Generäle die Bühne betreten sollte, kaum mehr lange aufzuhalten sein. Und da auch das geforderte Quinquennat keinen Widerspruch erfahren hat, so wird bei unseren fünfjährigen Legislaturperioden künftig wohl immer die Frage der deutschen Wehrmacht im Mittelpunkte der Wahlkämpfe stehen. Was das zu bedeuten hat, lehrt ein Blick auf den widerwärtigen Lärm von 1887, wo die freisinnige Partei die Meldungen über Boulangers Kriegsrüstungen schlankweg für Schwindel erklärte — und auch heute noch gern erklärt, trotzdem Boulangers Nachfolger Ferron jeden Zweifel an der Richtigkeit der Meldungen zerstreut hat. Die Mittel, die Fürst Bismarck damals anwenden mußte, um eine Mehrheit zu erlangen, wird er wohl selbst nicht für einwandfrei gehalten haben; gegen die agitatorische Kraft der Budgetknauserei wird sich aber Rosenwasser niemals verwenden lassen.

Heute sind in Frankreich friedfertige Advokaten am Ruder und Panama hat dem nationalen Selbstbewußtsein einen schweren Stoß versetzt; Rußland hat die Folgen der Hungersnoth und der Cholera noch längst nicht überwunden und zeigt sich augenblicklich bemüht, weil es eine gute Ernte zu erwarten hat, durch einen Tarifvertrag sich den ganzen Umfang des deutschen Marktes zu sichern. Man sollte meinen, daß eine produktive Politik aus solchen Ereignissen und Stimmungen einigen Nutzen ziehen könnte. Nun haben ja die politischen Erörterungen aufgehört, seit der Kanzler im Januar erklärt hat, nach

den gemachten Erfahrungen seien politische Betrachtungen für ihn nicht mehr verlockend; er ist auch Herrn von Bennigsen nicht auf das höhere Niveau gefolgt, von dem aus der nationalliberale Führer auf die kommende Wirrniß herabsah. Wenn man aber von dem ersten Beamten des Reiches immer wieder die Behauptung hört, nur durch seine Militärvorlage sei die Zukunft Deutschlands zu sichern, wenn man die Alarmrufe der offiziösen Presse und die fürchterlichen Schilderungen des Herrn von Gneist liest, dann bleibt eigentlich nur noch die Frage übrig, was denn wohl aus dem Deutschen Reiche geworden wäre, wenn nicht eine überaus glückliche Fügung den General von Caprivi an die Spitze der Verwaltung geführt hätte.

Herr von Gneist versucht in einer historisch nicht uninteressanten Darstellung zu beweisen, daß er 1862 berechtigt war, gegen die Heeresforderungen zu stimmen, und daß er heute berechtigt ist, die unbedingte Annahme der Militärvorlage zu empfehlen, und er gelangt zu dem Schluß: „Der Glaube, daß Deutschland entschlossen ist, seine militärische Ueberlegenheit auch mit neuen Opfern aufrecht zu erhalten, ist wie bisher die einzige Garantie der Erhaltung des europäischen Friedens.“ Er glaubt also, daß diese militärische Ueberlegenheit noch vorhanden ist, während die Begründung der Militärvorlage sie als bereits „geschwunden“ bezeichnet. Das mag nebensächlich sein; danach aber muß man doch wohl fragen, ob Herr von Gneist wirklich mit der Möglichkeit rechnet, Deutschland könne jemals allein den gemeinsamen Streitkräften Rußlands und Frankreichs überlegen sein, wenn diese beiden Mächte, wie der berühmte Jurist meint, „in der erklärten Absicht des Angriffs gegen Deutschland“ rüsten. Von dieser erklärten Absicht war bisher nichts bekannt, und es ist mindestens unvorsichtig, Staaten, mit denen wir äußerlich im friedlichsten Verkehr stehen, immer wieder Pläne zu suggeriren, die sie öffentlich nicht nur nicht ausgesprochen, sondern sogar nachdrücklich bestritten haben. Bis vor drei Jahren gab es trotz allen offiziösen Ableugnungen sehr bestimmte Garantien dafür, daß ein französischer Angriffskrieg von Rußland aus nicht unterstützt werden würde; und wenn diese Garantien nicht mehr vorhanden sind, so tragen die leitenden Politiker die Schuld, und es wäre eine neue Evolution der Lückentheorie, wenn jetzt vom deutschen Volke verlangt würde, durch einen Nachschub neuer Truppen die Lücken in der Einsicht seiner bezahlten Beamten auszufüllen. Was

Herr von Gneist über den wilden Deutschenhaß der Russen sagt, das ist nicht werthvoller als das landesübliche Tagesfutter, das die Zeitungen ihren Lesern auf die Krippe schütten; in Rußland leben Millionen von Deutschen in einer den besonderen Verhältnissen dieses zurückgebliebenen Reiches entsprechenden Behaglichkeit, und man erweist ihnen durch die kriegerische Panoramenmalerei einen sehr schlechten Dienst. Wir glauben den Versicherungen anderer Staaten nicht, und sind dann sehr entrüstet, wenn diese wieder uns den Glauben versagen. Die Aufgabe, aus diesem fehlerhaften Kreis einen Weg zu finden, ist viel wichtiger als das Bemühen, eine militärische Ueberlegenheit zu erreichen, die dauernd doch nicht zu bewahren ist und die außerdem jetzt mit einem Experiment zu bezahlen wäre, wie es nach ähnlichen Erfolgen noch keinem Volk zugemuthet worden ist.

Herr von Gneist meint, „in unserer gesellschaftlich zerklüfteten, politisch ziellosen Situation" sei „kein Platz für einen Staatsmann höchsten Stils." Der Ausdruck ist falsch gewählt, denn eine Situation kann nie Ziele haben; aber auch der Gedanke ist falsch, denn das deutsche Volk, mit dessen Empfinden Herr von Gneist so vertraut thut wie mit seinen eigenen Werken, hat ganz deutlich bestimmte politische Ziele. Es will in Ruhe das Erworbene nutzbar machen, es will nicht eine unabsehbare Steigerung der Militärlast, während, nach dem guten Wort des Herrn von Bennigsen, die nothwendigsten kulturellen und sozialen Bedürfnisse unbefriedigt bleiben. Im Reichsetat für 1892/93 betragen die fortdauernden Ausgaben 990 674 864 Mark; davon bezieht die Heeresverwaltung 427 285 158, die Marine 45 298 839 und der Reichsinvalidenfonds 25 164 554 Mark; dazu kommen die außerordentlich hohen einmaligen Ausgaben für militärische Zwecke. Diese Zahlen beweisen wohl, daß ein recht erheblicher Theil des Nationalvermögens für die Sicherheit des Landes verwendet wird. Noch größere Mittel würden sich finden, wenn ins Reichsschatzamt Herr Miquel einzöge, für den freilich unter dem Grafen Caprivi kein Platz ist. Und kein verständiger Mensch wird sich bedenken, für die Erhöhung des Militäretats zu stimmen, wenn die Gewähr gegeben ist, erstens die neuen Ausgaben zweckmäßig verwendet zu sehen, und zweitens in einen Zustand dauernder Beruhigung zu gelangen. Daran aber ist nicht zu denken, so lange Frankreich mehr Geld und Rußland mehr Menschen als das Deutsche Reich besitzt, und deshalb wäre es wirklich, schon um im Auslande nicht ge-

fährliche Irrthümer hervorzurufen, nachgerade angebracht, die Zukunft Deutschlands nicht in allzu intime Verbindung mit den wechselnden Anschauungen des Reichskanzlers zu bringen. Graf Caprivi hat im vorigen Jahre alle Gegner des Volksschulgesetzes zu den Antichristen und Atheisten geworfen und er versieht heute noch die Ministergeschäfte in einem Lande, dessen Schulwesen nach seiner Meinung nicht auf christlicher Grundlage beruht. Nach solchen Vorgängen sollte man sich die großen Worte allmählich ersparen.

Es ist nicht allzu wahrscheinlich, daß der Kanzler über eine entscheidende Frage fallen wird; er wohnt gern in der Wilhelmstraße und vielleicht wird ein langsames Gleiten, nicht ein jäher Sturz, ihn von der Macht entfernen. Aber er kann sich nicht darüber täuschen, daß die Iden des März nun auch ihm wieder gefährlich geworden sind und daß die enge militärische Anschauung, die er vertritt, endlich doch die Massen mobil gemacht hat. Herr von Bennigsen hat ihn vor der „verhängnißvollen Illusion“ gewarnt, etwa zu wähnen, die Autorität und Stärke der jetzigen Regirung böte eine sichere Grundlage. In diesem milden Wort liegt die herbste Kritik, die an der Politik des Grafen Caprivi geübt werden kann; aber es beleuchtet auch sehr seltsam die Haltung der Nationalliberalen, die einer Regirung ohne genügende Stärke und Autorität die Möglichkeit geben wollen, die Grundlagen der Heeresverfassung zu ändern. Wie alle Kompromißnaturen von pathetischem Temperament will auch Herr von Bennigsen nach seinen Worten wohl lieber als nach seinen Thaten beurtheilt sein.

In seiner Abonnementseinladung verkündet der Begründer der Freisinnigen Zeitung für die zweite Hälfte des Aprils die Reichstagsauflösung. Ob der gar nicht verschleierte Prophet diesmal Recht behalten wird? Herr von Gneist ist gegen die Auflösung und für die Ermahnung der Nation durch eine kaiserliche Botschaft, deren Wirkung ihm also wohl ganz gewiß scheinen muß. Aber der Kaiser hat sich, um die Stellung seines ersten Dieners zu stärken, bereits in der Neujahrsrede sehr entschieden zu der Militärvorlage bekannt und man sollte sichs doch sehr ernstlich überlegen, ehe man zu so gefährlichen Proben schreitet. Der graue Paletot des großen Napoleon ist in die deutsche Armee eingeführt, einstweilen freilich nur für die Generäle; für Plebiszite nach dem Muster des kleinen Napoleon aber ist im Deutschen Reiche kein Platz.

Die kommenden Steuern.

Die Aufgabe und Absicht einer Wochenschrift wie die „Zukunft," scheint mir nicht dahin zu gehen und darin zu bestehen, hauptsächlich in die ferne Zukunft zu schweifen, sondern umgekehrt darin, aus der unmittelbaren Gegenwart in die nähere und nächste Zukunft hinein denken und verarbeiten zu helfen. Ist dem so, dann glaube ich für den in der Ueberschrift bezeichneten Gegenstand einigen Raum beanspruchen zu dürfen. Nicht blos, weil die „Zukunft" mit den das deutsche Volk stark bewegenden und dessen Beutel aufs Tiefste berührenden Steuerfragen bis jetzt sich nur wenig beschäftigt hat, sondern auch darum, weil die fraglichen Steuern wirklich in Sicht, ich glaube in naher Sicht sich befinden.

Bis auf einige Staaten ist die „allgemeine Personaleinkommensteuer" in Deutschland bereits vorhanden und in Preußen ist sie durch den großen Wurf Miquels soeben gründlich reformirt und ergiebiger regulirt worden. Außer der besonderen Kapitalrentensteuer, welche das Seitenstück zu den drei anderen Ertragssteuern (Grundsteuer, Gebäudesteuer, Gewerbesteuer) bildet, in Preußen aber bis jetzt nicht durchgedrungen ist, stehen nun die Vermögenssteuer und die allgemeine Erbschaftsteuer, erstere zunächst als „ergänzende" Vermögenssteuer, im Vordergrund des steuerpolitischen praktischen Zukunftinteresses. Unter der „allgemeinen" Erbschaftsteuer verstehe ich hierbei die Erbschaftsteuer, welche auch die in direkter Linie vererbenden Verlassenschaften trifft. Mit der Einführung der allgemeinen Erbschaftsteuer würden nothwendig zwei weitere Aenderungen bezw. Erweiterungen der deutschen Steuergesetzgebung Hand in Hand gehen: einmal die festere Anfassung auch der seitenverwandtschaftlichen Verlassenschaften in fast allen Bundesstaaten, sodann die Ausdehnung der Steuer auf Schenkungen (Ausstattungen, Gutsübergaben u. s. w.), welche ja meist nur antizipirte Erbschaften darstellen und daher genau so angefaßt werden müssen wie die Verlassenschaften.

Nun könnte es allerdings scheinen, daß für Deutschland nur die „ergänzende Vermögenssteuer" in Sicht sei, nachdem der preußische Finanzminister die Erbsteuer als Ergänzung der Einkommensteuer fallen ließ und

vielmehr die allgemeine Vermögenssteuer, mit der er jetzt leichter durchzukommen hofft und allem Anscheine nach demnächst auch durchdringen wird, zur „ergänzenden", d. h. die allgemeine Einkommensteuer ergänzenden Steuer erhoben hat. Allein man soll sich darüber nur nicht täuschen, daß beide, eine nach der anderen, zu kommen drohen. Daher ist es nicht zu früh, sich beide recht genau anzusehen. Leicht können beide neben einander und einander sogar stützend in einem wohl ausgebildeten Steuersystem Platz finden.

Miquels „ergänzende Vermögenssteuer" ist wirklich nur als Ergänzung der allgemeinen Personaleinkommensteuer gedacht, wie es Name und Begründung ergeben; sie ist vorläufig nur eine Zusatzsteuer zur Einkommensteuer ohne Ausschließung einer allgemeinen Erbschaftsteuer. Ergänzen will sie zu drei hauptsächlichen Zwecken, nämlich: erstens zu dem Zweck, das fundirte Einkommen (aus Vermögen) stärker zu belasten als das Arbeiteinkommen, zweitens zu dem Zweck, in der Belastung zwischen dem erwerbenden Kapital und etwa ertraglosem Besitz (Bauplätzen, Parks und dergleichen Werthen) eine Ausgleichung herbeizuführen, endlich drittens zu dem Zweck ununterbrochener mäßiger Herbeiziehung jenes größeren, dem Erwerb gewidmeten Vermögens, das zwar für die Regel, nämlich in Jahren mit Reinerträgen, von der allgemeinen Einkommensteuer getroffen wird, aber so steuerkräftig ist, um auch in Jahren des mangelnden Ertrages dennoch der großen Steuerbüchse sein Scherflein zu zahlen. Das Alles ist wirklich nur „Ergänzung" der allgemeinen Einkommensteuer. Die Erbschaftsteuer kann weit über diesen Zweck hinausgreifen und dürfte nach der ganzen Strömung der Zeit in nicht ferner Zeit auch wirklich über diese Ergänzungfunktionen hinausgreifen. Diesem Zuge der Zeit zur Erbschaftsteuer, in deren Krallen Herr Miquel mit seinem ersten Ergänzungsentwurf zur allgemeinen Personaleinkommensteuer sich ja schon einmal befunden hat, würde sich der deutsche Bundesrath wohl nicht allzu sehr widersetzen. Der Staats-, Landes- und Gemeindebedarf wächst stark und unaufhörlich; die bisherigen Steuern aber, die Verzehrungsteuern sammt Zöllen, die Ertragssteuern, die Personaleinkommenssteuer, die Stempel und Gebühren sind als Steuerquellen mehr oder weniger erschlossen und nahen sich dem Ziele ihrer vollen Ausbeutung. Die Erbschaftbesteuerung und die stärkere Besteuerung des übrigen Besitzwechsels, wie solcher zwischen Lebenden (inter vivos) vor sich geht, kommen da ganz von selbst in Sicht.

Meine Betrachtung soll nun durchaus auf dem Boden der Erfahrung sich bewegen. Und da Deutschland eine solche Erfahrung noch nicht besitzt, muß diese im Ausland geholt werden.

Für die allgemeine Vermögenssteuer als hauptsächliche oder als

blos ergänzende Abgabe liefern nun eigentlich nur die demokratischen Republiken, die Schweiz und Nordamerika, thatsächliche Anhaltspunkte. Diese sind jedoch für Deutschland nur von sehr untergeordnetem Werth und zur Vergleichung kaum brauchbar. Somit lasse ich diese überhaupt außer Betracht.

Das Einzige, was man für die Beurtheilung deutscher Vermögensbesteuerung zu holen hat, sind die Anhaltspunkte für eine empirische Berechnung des Ertrages solcher Besteuerung. Diese Anhaltspunkte kann man aber in Großstaaten alter Kultur haben. Zuverlässig bearbeitet liegen solche Anhaltspunkte in dem uns so vergleichbaren cisleithanischen Oesterreich vor. In diesem Staate sind die Ergebnisse der Erbschaftbesteuerung seit drei Jahren durch eine vom Finanzministerium (21. Dezember 1888) vorgeschriebene neue Form der Berichterstattung über Gebührenvorschreibungen bei Verlassenschaften sehr durchsichtig geworden. Und einer der ersten Statistiker der Gegenwart, Inama Sternegg, hat das Dreijahrsergebniß dieser neuen Berichterstattung (1889 bis 1891) soeben vorzüglich verarbeitet und weiter zu einer höchst umsichtigen Ermittelung des westösterreichischen Nationalvermögens verwerthet*) An diese Daten aus Oesterreich wird sich daher jede praktische Zukunftbetrachtung über die allgemeine Vermögens- und Erbschaftbesteuerung in Deutschland am ehesten anschließen lassen. Nur da, wo die österreichische Besteuerung keine erfahrungmäßigen Anhaltspunkte bietet, werden diese bei der französischen und bei der italienischen Besteuerung zu holen sein. Völlig genau entsprechen freilich alle diese steuerstatistischen Anhaltspunkte der Wirklichkeit nicht. Sie erhellen jedoch einigermaßen das Dunkel eines Gebietes, welches zur Lösung so schwerwiegender Reformfragen, wie ergänzende Vermögenssteuer und eine allgemeine Erbschaftbesteuerung es sind, nun einmal unbedingt betreten werden muß.

Zur praktischen Orientirung über die fraglichen Steuern in Sicht muß ich nun mit derjenigen Ziffer beginnen, mit welcher Inama Sternegg schließt. Er beziffert das cisleithanisch-österreichische Nationalvermögen auf mindestens 22 Milliarden Gulden österr. Währung oder, wenn man den Gulden zu 1,70 Mark einsetzt, auf etwas mehr als 37, rund 40 Milliarden Mark. Das Vermögen der nicht sterbenden juristischen Personen, das dem ausgleichenden „Gebührenäquivalent" unterliegt, sowie jenes Vermögen des gebührenpflichtigen Verkehrs unter Lebenden, das in Oesterreich steuerstatistisch noch nicht zu gesonderter Erscheinung gelangt, aber nach der französischen und sonstigen Steuerstatisttik sich ermitteln läßt, sind in dieser Hauptsumme mit enthalten. Uebertrieben ist der Werthanschlag des cisleithanisch-öster-

*) Statistische Monatsschrift der K.K. Centralkommission 1893, Januarheft.

reichischen Nationalvermögens durch Inama Sternegg wohl keinesfalls. Die Bevölkerung des Landes beträgt rund 24 Millionen; den ganzen Bedarf eines Einwohners zu nur 100 Fl. pro Jahr oder 27 Kreuzer pro Tag angenommen, ergiebt sich ein Nationaleinkommen von 2400 Millionen Fl., das, nur zur Hälfte als fundirtes Einkommen gedacht, einem Nationalvermögen von sogar 30 Milliarden entspräche. Die letztere Ziffer gleich 50 Milliarden Mark ließe sich vielleicht noch vertheidigen.

Um die Ziffer Inama Sterneggs für das deutsche Reich und speziell für Preußen als Unterlage von Kalkulationen künftiger allgemeiner Vermögensbesteuerung zu verwerthen, müßte man die größere Volkszahl und den größeren Wohlstand Preußens und Gesammtdeutschlands mit in Rechnung nehmen. Nach der Volkszahl (50 Millionen Einwohner in Deutschland, 30 allein in Preußen, 24 im cisleithanischen Oesterreich) würde sich für ganz Deutschland analog ein Nationalvermögen von rund 80 und für Preußen von rund 48 Milliarden Mark, und wenn man den Wohlstand Deutschlands und Preußens mit dem anderthalbfachen des österreichischen annimmt, für Deutschland von wenigstens 120 und für Preußen von 72 Milliarden Mark ergeben. Für Preußen stimmt dies mit der Schätzung der Miquelschen Vermögenssteuervorlage fast genau überein. In der Begründung dieser Vorlage findet sich nämlich folgende Schätzung, die unter Nichtberücksichtigung von 3,6 Milliarden steuerfrei zu lassenden Kleinbesitzes aufgemacht ist:

Grundvermögen einschließlich des landwirthschaftlichen Inventars, jedoch ausschließlich der gewerblichen Gebäude	42,0	Milliarden	Mark
Gewerbliches Anlage- und Betriebskapital einschließlich der gewerblichen Gebäude	20,6	"	"
Das sonstige Kapitalvermögen	28,2	"	"
Das gesammte Nationalvermögen Preußens . .	90,8	"	"
Und nach Abzug von siebenzehn Milliarden Mark Schulden . . , ...	73	"	"

In ganz Deutschland würde hiernach eine allgemeine Vermögenssteuer zu 1 per mille 120 Mill. M., — für Preußen hiervon 3/5, für das übrige Deutschland 2/5 dieser Summe — ergeben, wenn man Preußen und das übrige Deutschland für gleich vermögend annehmen will. Bei einem Steuersatz von 2/3 oder 1/2 per mille entsprechend weniger.

Für Preußen stellt sich das gewerbliche und sonstige Kapital-Vermögen nach ministerieller Schätzung größer dar als das übrige Vermögen, und es würde sich steuerpolitisch wohl noch höher stellen, wenn das bewegliche Vermögen so leicht faßbar wäre wie das unbewegliche. Allein selbst für

Oesterreich werde ich das selbe nachweisen. Ganz zu schweigen von Frankreich, für das Foville 1885 (France économique p. 442) das Nationalvermögen zu 160 Milliarden M. annahm, mit 64 Milliarden für Grund und Boden, und abgesehen von Italien, für welches Pantaleoni (giornale degli Economisti) das Gesammtvermögen auf 44, das unbewegliche auf rund 24 Milliarden Mark berechnet hat.

Während nun für die allgemeine Vermögenssteuer aus der österreichischen Steuerstatistik nur mittelbar statistische Werthe abgeleitet werden können, verhält sich dies ganz anders bezüglich einer allgemeinen Erbschaftbesteuerung.

Die gegenwärtige Regelung der österr. Verlassenschaftgebühren beruht auf dem Gebührengesetz vom 9. Febr. 1850 und auf den Nachtragsgesetzen hierzu. Man hat also eine mehr als vierzigjährige Erfahrung hinter sich. Nach dieser Gesetzgebung sind gebührenfrei die Armuth halber abgethanen Verlassenschaften und außerdem solche Verlassenschaften, die von Eltern an eheliche und uneheliche Kinder oder deren Nachkömmlinge und umgekehrt, an Wahlkinder (Adoptivkinder) oder an den bis zur Zeit des Todes des Erblassers von diesem nicht getrennten Ehegatten übergehen, wenn der Gesammtaktivstand ohne Abzug der Schulden 50 fl. nicht überschreitet. Beiderlei gebührenfreie Bagatell-Verlassenschaften machen genau die Hälfte der Zahl aller Verlassenschaften aus, so niedrig auch mit 50 fl. die Bagatellgrenze bemessen ist. Alle übrigen Verlassenschaften unterliegen der „Bereicherungsgebühr", zu welcher für den unbeweglichen Theil des Verlassenschaftwerthes noch eine zweite Gebühr, die sogenannte „Immobiliargebühr", hinzukommt. Für das nicht vererbende Vermögen der toten Hand und der juristischen Personen überhaupt wird zum Ersatz der Erbschaftsteuer periodisch das „Gebührenäquivalent" in Prozenten des Werthes erhoben.

Die „Bereicherungsgebühr" beträgt erstens: bei direkter Vererbung zwischen Ascendenten und Descendenten, Wahlkindern, Schwiegerkindern, Stiefkindern, Ehegatten und bei Personen, welche zum Erblasser in einem Lohn- und Dienstverhältnisse stehen (bis zu 50 fl. Jahresrente und 500 fl. Kapital) 1 pCt. sammt 25 pCt. Zuschlag; zweitens: bei andern Verwandten bis einschließlich der Geschwisterkinder 4 pCt. sammt 25 pCt. Zuschlag; drittens: in allen anderen Fällen 8 pCt. sammt 25 pCt. Zuschlag, — in allen drei Fällen vom Verlassenschaftwerth, wie er sich nach Abschlag der Schulden, sowie der Krankheit- und Begräbnißkosten ergiebt.

Neben der Bereicherungsgebühr wird von den in Erbgang gekommenen Immobilien die Immobiliargebühr erhoben, welche beim Erbgang in direkter Linie und unter Ehegatten 1½ pCt. sammt 25 pCt. Zuschlag vom reinen Nachlasse, in allen anderen Fällen aber 1½ pCt. sammt 25 pCt.

Zuschlag von dem mit der Bereicherungsgebühr betroffenen und $3^1/_2$ pCt. sammt 25 pCt. Zuschlag vom übrigen Werthbetrag der unbeweglichen Sachen ausmacht. Aus dieser Immobiliargebühr werden dann Nachlässe bis zu 1, bezw. 3 pCt. gewährt, wenn ein neuer Vermögensübergang binnen weniger als 8, bezw. 10 Jahren stattfindet.

Hiernach kann sich der Steuerfuß für den unbeweglichen Theil der Verlassenschaften bis auf $3^1/_8$ pCt. in direkter Linie, sonst über 7, bezw. 13 pCt. belaufen.

Es handelt sich natürlich nicht darum, diese österreichische Erbschaftsteuer einfach auf Deutschland zu übertragen. Zumal die Immobiliargebühr als Zusatz zur Bereicherungsgebühr muß ja auf den ersten Blick vom Standpunkt des ländlichen und des städtischen Immobiliarvermögens als eine höchst bedenkliche Belastung gegenüber der Belastung des beweglichen Besitzes erscheinen. Allein als Beispiel dafür, wie weit selbst der Erbschaftsteuersatz für nächststehende Erben führen kann, ist die österreichische Gesetzgebung angesichts der über Deutschland hereinbrechenden allgemeinen Erbschaftsteuer höchst beachtenswerth.

Ganz besonders werthvoll ist die österreichische Erbschaftsteuer-Statistik, wie sie für die drei Jahre 1889/91 nach neuem Schema ermittelt ist, auch bezüglich der Vertheilung der Gesammterbmasse auf die verschiedenen Sätze der Bereicherung- und der Immobiliar-Gebühr, ferner bezüglich des Antheiles der unbeweglichen Verlassenschaftwerthe am Verlassenschaftgesammtwerthe.

Hiernach ist vor Allem in Erfahrung zu bringen, wie viel vom steuerbaren Gesammtwerthe der Verlassenschaften auf die verschiedenen Gebührenstufen: 1 pCt, 4 pCt., 8 pCt., der Bereicherungsgebühr entfällt.

Nach Inama Sternegg kommen für den ganzen Staat:

1 pCt. Gebühr	4 pCt. Gebühr	8 pCt. Gebühr
75,87 pCt.	17,31 pCt.	6,82 pCt. der Jahresgesammtmasse des Verlassenschaften-Werthes.

In den einzelnen Ländern schwankt dieser Prozentsatz gewaltig, nämlich für die einprozentig angelegten Verlassenschaftmassen von beinahe 92 pCt. in Dalmatien bis blos 70 pCt. in Niederösterreich; für die vierprozentig angelegten Verlassenschaften von 6,59 pCt. in der Bukowina bis zu 27,28 pCt. in Tirol und Vorarlberg, und für die achtprozentig angelegten Verlassenschaftmassen von 1,44 pCt. in der Bukowina bis zu 11,11 pCt. in Steiermark. Alle diese Ziffern sind bezüglich einer bevorstehenden allgemeinen Erbschaftsteuer, die weiter auch den Erbgang in direkter Linie erfassen würde, auch für Deutschland höchst beachtenswerth.

Es ergiebt sich daraus erstens, daß im Durchschnitt die in direkter

Linie vererbende Verlassenschaft-Gesammtmasse nicht weniger als 75 pCt. des Gesammtsteuerobjektes ausmacht, gegenüber der Masse der einen seitenverwandtschaftlichen Vererbung mit nur 17 und der achtprozentigen Vererbung mit nur 6,82 pCt. Hieraus geht hervor, daß das Steuerobjekt der einprozentigen Belastung weitaus das Bedeutendste ist; denn dieses beträgt mehr als das Vierfache der zu 4 pCt. steuerbaren Verlassenschaftmassen und mehr als das Zehnfache der zu 8 pCt. belasteten Verlassenschaftmassen. Wo zur Bereicherungsgebühr die Immobiliargebühr hinzukommt, die zwischen direkter und seitenverwandtschaftlicher Vererbung nicht stark unterscheidet, da erlangt, vom Standpunkte des Steuerertrages betrachtet, die Werthmasse der direkt vererbenden Verlassenschaften auch absolut weitaus die höhere Bedeutung. Die österreichischen Grundzahlen von 75 bezw. 17, bezw. 6,82 pCt. sind zwar nur aus der Beobachtung der drei Jahre 1889—1891 geschöpft, verdienen aber dennoch volle Beachtung; denn in Frankreich, Italien, Dänemark beträgt die direkt vererbende Verlassenschaften-Masse fast genau so viel, nämlich zwischen 73 und 78 Prozent.

In Deutschland sind die bestehenden Erbschaftgebühren für seitenverwandtschaftliche Vererbung, — namentlich diejenigen vom unbeweglichen Vermögen —, im Durchschnitt nicht entfernt so hoch getrieben wie in Oesterreich, und ihr Ertrag kann durch Erhöhungen der Gebührensätze noch erheblich gesteigert werden. Allein solche Erhöhungen würden doch nicht entfernt so viel eintragen können wie die Einführung der Erbschaftsteuer im Erbgang unter den Nächststehenden des einprozentigen Gebührensatzes Oesterreichs.

Bei der Ermittelung des muthmaßlichen Mehrbetrages der Steuereingänge aus allgemeiner Erbschaftbesteuerung dürfte man nicht vergessen, daß auch die Einnahmen aus der seitenverwandtschaftlichen Verlassenschaftbesteuerung und die Einnahmen aus der Steuer auf den Besitzwechsel unter Lebenden sich um wohl 19 bis 20 pCt. der Eingänge aus direkter Vererbung erhöhen würden. Die Ergiebigkeit einer Erbschaftbesteuerung, die allen Verlassenschaftwerth über ein gewisses Verlassenschaft-Minimum hinaus ergreifen und die Seitenvererbung höher als bisher treffen würde, kann nach den österreichischen Ziffern nur als eine sehr bedeutende angesehen werden.

Nicht minder bedeutsam ist ein zweiter Fingerzeig, der aus den Grundzahlen über den Antheil der einzelnen Kronländer Oesterreichs an den ab- und aufsteigend vererbenden und den seitenverwandtschaftlichen Verlassenschaften-Massen hervorgeht. In Oesterreich sind es die meist ärmeren Länder mit hohen Ehestandsziffern und größerem Kinderreichthum (Bukowina, Dalmatien, Schlesien, Böhmen, Mähren), die am meisten Verlassen-

schaftwerth für die direkte Vererbung aufweisen. Für Deutschland würde die Erfahrung wohl das Gleiche ergeben. Die Ausdehnung der Erbschaftsteuer auf die direkte Verwandtschaftlinie muß daher die ärmeren Gebietstheile stärker berühren. Die ehe- und kinderreichen Länder würden relativ mehr bei der Aufhebung der bisherigen Steuerfreiheit direkter Vererbung einbüßen. Eigentlich müßte man nicht sagen „Länder,“ sondern in allen Gebietstheilen die kinderreichen Familien. Diese Schicht der Bevölkerung würde bei Aufhebung der Steuerfreiheit der Verlassenschaften in direkter Linie relativ mehr einbüßen als die Masse der weniger kinderreichen Bevölkerung. Und dazu käme noch der Umstand, daß erstere Bevölkerungschicht bei größerer Sterblichkeit mit ihrem Vermögen häufiger in den Erbgang kommt, was durch den von Inama Sternegg für Oesterreich nachgewiesenen Umstand geringerer Zahl der Verlassenschaftfälle in dieser Schicht allerdings einigermaßen aufgewogen wird. Unter allen Umständen wäre auch das Moment der zahlenmäßig ungleichen Vertheilung der Verlassenschaften auf die verschiedenen Länder und Volksklassen für eine deutsche Erbschaftbesteuerung thunlichst zu berücksichtigen.

Und nun noch die Erfahrungen Oesterreichs bezüglich des vergleichsweisen Antheiles, welchen das unbewegliche und das bewegliche Vermögen am steuerpflichtigen Verlassenschaftwerth haben.

Die Summe aller abgehandelten Verlassenschaften in den drei Jahren 1889 bis 1891 hat in Cisleithanien betragen 974 Millionen Gulden ö. W. mit einem steuerpflichtigen Reinwerth von 723 Millionen Gulden, wie dieses sich durch Abzug von 251 Millionen Abzugsposten beziffert. Von dieser Gesammtsumme (974 Millionen Gulden) fielen nun auf das Realvermögen 457,3 Millionen, auf das bewegliche Vermögen 517,5 Millionen Gulden, auf jenes also erheblich weniger, nämlich nur 47 pCt. der Gesammtsumme. Der Immobiliargebühr (neben der Bereicherungsgebühr) verfielen 478,3 Millionen Gulden, wovon nur 72 dem höheren 3½ pCt. Gebührensatze.

In Wirklichkeit würde das bewegliche Vermögen, wenn es eben so sicher zu erreichen wäre wie das unbewegliche, noch einen viel höheren Prozentsatz für sich haben. Inama Sternegg weist an der Gliederung der obigen Hauptsumme nach, daß in den Kronländern von überwiegend agrarischem Charakter ein größerer Prozentsatz der der Gebührenbemessung unterzogenen Verlassenschaften vorkommt — in Galizien mit 65 pCt. gegen Niederösterreich mit 35,2 pCt. — und steht nicht an, dies auch darauf zurückzuführen, daß unbewegliches Vermögen schwerer und seltener der Verlassenschaftabhandlung sich entzieht als bewegliches. Und dennoch die besondere Immobiliargebühr!

Dies sind die Thatsachen, die für eine allgemeine Erbschaft- bezw. für eine allgemeine Vermögensbesteuerung, und mittelbar für die Fortbildung des deutschen Gesammtsteuersystems besondere Beachtung verdienen. Die Nutzanwendungen daraus für die deutsche Steuerpolitik der nächsten Zukunft will ich nun in aller Kürze zu ziehen suchen.

Zuerst zum Streite über die vergleichsweisen **Vorzüge und Schattenseiten** der beiderlei Steuern!

Die preußische Regirung giebt zur Zeit der ergänzenden Vermögenssteuer entschieden den Vorzug vor der allgemeinen Erbschaftsteuer. Ob mans „nach Tische nicht anders lesen" wird? Wer leben wird, wirds sehen und hören. Mich hat keiner der Gründe, die mir zu Gesicht und zu Ohren gekommen sind, von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen, noch von der Meinung, daß **beide** Steuern kommen werden, weil sie einander stützen, bis jetzt abbringen können. Auch nicht von der Ansicht, daß vor den beiden Steuern zuerst die Kapitalrentensteuer als Ertragssteuer hätte kommen müssen, wenn das durchsetzbar gewesen wäre, worüber indessen die preußische Regirung gewiß am zuständigsten zu urtheilen vermag.

Daß die große Schwierigkeit, das bewegliche Vermögen mit der selben Sicherheit zu erfassen wie das unbewegliche, der Erbschaftbesteuerung in höherem Grade anklebe, als einer ergänzenden allgemeinen Vermögenssteuer, läßt sich nicht erweisen. Man mag die allgemeine Vermögenssteuer so streng und scharf reguliren, wie man nur immer kann, so werden die beweglichen Fische dem Steuernetz zahlreicher und leichter durch die Maschen schlüpfen als die unbeweglichen, namentlich wenn die Vermögenssteuerpflichtigen die Nachtragskontrole der Erbschaftbesteuerung nicht zu befürchten haben. Bei der Erbschaftbesteuerung hat der Staat unmittelbar die Ermittelung des Steuerobjektes durch die Verlassenschaftgerichte, und wenn er nach schweizerischem Beispiel verfahren will, durch steuerliche Obsignation oder „Inventarisation" vollständig in der Hand, und jedes Menschenalter einmal läßt jede Familie sich die strenge Ermittelung viel eher gefallen als die alljährliche Prüfung von Herzen und Nieren bei Ermittelung des Vermögenswerthes nach den Einkommensquellen. Früher war ja die allgemeine Erbschaftsteuer eben deshalb eingebracht, um ein starkes Kontrolmittel für die Selbsteinschätzung zu gewinnen.

Die allgemeine Erbschaftsteuer ist, was die wirthschaftliche und die formale Belastung der Steuerträger betrifft, einer allgemeinen Vermögenssteuer wohl eher überlegen. Erstere nimmt einen immer noch sehr geringen Betrag in einem bestimmten Augenblick, unmittelbar bevor das Vermögen ganz oder wie meist durch Theilung in neue Hände übergeht. Die Ermittelung für den Fiskus erfolgt mit vorausgehender Hilfe des „größten

Offenbarers", des Todes unmittelbar durch die Gerichte und würde auch ohne Erbschaftsteuer, nur vielleicht nicht ganz so eindringlich erfolgen. Die Prozedur wiederholt sich in langen Zwischenräumen, niemals für das ganze Volk der Steuerzahler gleichzeitig, was die Unzufriedenheit unter ihnen gewiß mindert.

Für einen großen Staat bietet die Gleichmäßigkeit der Einschätzung der allgemeinen Vermögenssteuer in allen Gebietstheilen überhaupt große Schwierigkeiten. Zwar die unbeweglichen Werthe und die beweglichen Betriebsmittel und Betriebsvorräthe lassen sich durch die Kontrole der Selbsteinschätzung mit ziemlicher Sicherheit fassen. Sobald es aber an die Herbeiziehung der **beweglichen** sog. Nutzkapitale geht, welche dem Gebrauche, nicht dem Erwerbe dienen und dem Gebrauche so, daß sie in fortgesetzter „Nutzung", nicht in einmaliger Verzehrung ihren Zweck erfüllen, wie Möbel, Kleider, Pretiosen, Instrumente, Geräthe, Wagen und Pferde, Waffen, Gemälde, Sammlungen und andere ständige Luxussachen aller Art, so beginnen die größten Schwierigkeiten. Ich gestehe, daß ich solange, als man diese Gegenstände nicht sicher zu fassen vermag, auf die Besteuerung auch des unbeweglichen Nutzkapitals lieber verzichten würde; denn anders gelangt man thatsächlich zu einer nochmaligen Begünstigung des beweglichen Vermögens und zu einseitiger Belastung des in Grund und Boden und in Gebäuden bestehenden unbeweglichen Nutzkapitals. Wenn man denn aber in einem Stadium der Steuerentwickelung, wo man trotz Fortbestandes der (nur überwiesenen) alten Ertragssteuern das Leihkapital von einer besonderen Kapitalrentenbesteuerung freiläßt, die Nutzkapitalbesteuerung dennoch schon haben will, dann würde ich hiefür die Erbschaftbesteuerung vorziehen; denn diese sichert unmittelbar die vollständige und genaue Ermittelung, welche für diesen Vermögensbestand im Wege der Selbsteinschätzung zur ergänzenden Vermögenssteuer der Natur der Sache nach gar nicht möglich ist.

Einen weiteren Vergleichungspunkt bilden die **Erhebungskosten**; diese sind bei der Erbschaftssteuer die geringeren. Aus zwei Gründen. Einmal weil die Steuerveranlagung nicht für Alle jedes Jahr erfolgt. Sodann deshalb, weil die Verlassenschaften bezw. die Erben in den Abhandlungsporteln die Erhebungskosten selbst zu tragen haben, und zwar nach dem Gebührenprinzip mit vollem Grund, da die gerichtliche Abhandlung der Verlassenschaft zunächst im Interesse der Erben geschieht.

Ist etwa nun die Erbschaftsteuer einer **progressiven** Regulirung nicht fähig? Sie ist hierzu mindestens eben so fähig wie die allgemeine Einkommen- und die allgemeine Vermögenssteuer.

Es bedarf jedoch überhaupt nicht der ausschließenden Wahl der einen

der beiden Steuern. Die Erbschaftsteuer ist vielmehr mit einer ergänzenden allgemeinen Vermögenssteuer vollständig verträglich und weiteren Steigerungen der Verzehrungssteuer auf nothwendigen Lebensbedarf sicherlich vorzuziehen. Durch beide Steuern zusammen kann man einmal mehr und auf erträglichere Weise gewisse Bedarfe aufbringen als durch eine einzige dieser Steuern allein. Sodann wirkt jede der beiden für die andere als Stützpunkt der Ermittelung. Das Kataster einer gut regulirten allgemeinen Einkommens- und Vermögenssteuer erleichtert für die Steuerverwaltung die Ermittelung der Erbsteuerschuldigkeit; umgekehrt ist die Ermittelung der Erbschaftsteuer nach dem Tode des Defraudanten und gegenüber seinen meist weder einzigen, noch unter sich einigen Erben, eine scharfe Waffe theils zur Abschreckung von der Hinterziehung der Einkommens- und Vermögenssteuer, theils zur Bestrafung und Nachholung wirklich stattgehabter Steuerhinterziehungen dieser Art.

Nach alledem bin ich des festen Glaubens, daß auch die Erbschaftsteuer kommen wird, bei steigendem öffentlichen Bedarf sogar kommen muß. Herr Miquel hat zuerst sie, dann erst die ergänzende Vermögenssteuer in sein klug veränderliches „Steuerbouquet" aufgenommen. Ein neuer Finanzminister, vielleicht Herr Miquel selbst noch, wird auch diese Blume wieder ins Knopfloch stecken.

Darum möchte ich gleich für diesen Fall auch noch einige praktische Winke aus der österreichischen Steuerstatistik vorzutragen mir erlauben.

Das erbgebührenfreie Verlassenschaft- oder Erbtheil-Minimum möchte ich, da die neueinzuführende Erbschaftsteuer, wie nachgewiesen, die ärmeren Klassen mehr beschwert und für sie sich häufiger wiederholt, nicht zu niedrig bemessen wünschen.

Die Erhebung einer besonderen „Immobiliargebühr" neben der in Oesterreich sog. „Bereicherungsgebühr", die bewegliches und unbewegliches Vermögen trifft, wird sich in keiner Gestalt empfehlen, außer wenn man sie sammt der Liegenschaftsverkaufs-Gebühr für den Vermögensverkehr unter Lebenden ganz den Gemeinden im selben Geiste und aus den selben Gründen zuweist, wie dies neuerdings mit den staatlichen Ertragssteuern auf Grund und Boden, Häuser und Gewerbe geschieht; eher wäre daran zu denken, die Erbgebühr vom beweglichen Vermögen auf einen höheren Extra-Steuerfuß zu stellen, da das bewegliche Vermögen zu Lebzeiten durch den Erblasser und nach dessem Tode durch die Erben der vollen Einsteuerung sich weit eher entzieht, wie ja auch Inama Sternegg aufweist; — nur würde eine solche Gebühr vielleicht wenig praktisch sein, da sie fast zweifellos erhöhten Anreiz zu Hinterziehungen an allen Personalsteuern hervorrufen würde.

Ein letzter Punkt bezüglich der Regelung einer allgemeinen Erbschaftsteuer betrifft die Frage, ob das Reich oder der Staat oder die Gemeinde sie beziehen soll. In Oesterreich und überall sonst, in England, Frankreich, Italien, bezieht sie das Reich, der Gesammtstaat. Für Deutschland wäre an sich das Gleiche möglich; denn bei der direkten Ermittelung des Steuerobjekts durch die Landesbehörden hätte das Reich an diesen hinreichend zuverlässige, mitinteressirte Organe der Steuererhebung. Es liegt aber nicht viel daran, daß das geschehe; wenn die Landesbehörden die Erbschaftsteuern auf eigene Rechnung einheben und aus der Einnahme daraus die höher bleibenden Matrikularbeiträge bezahlen, so kommt es auf das selbe hinaus. Die aufgeworfene Frage liegt daher nur zwischen dem Einzelstaat und seinen Kommunalkörperschaften. Wenn das richtig ist, dann wäre meines Dafürhaltens den Gemeinden ein erheblicher Antheil des Ertrages zu überweisen. Nur die Erträge aus dem beweglichen Werthe der Verlassenschaften hätten den Ländern, bezw. durch diese dem Reich uneingeschränkt zuzukommen. Dagegen müßte der Ertrag aus dem unbeweglichen Werthe der Verlassenschaften und aus der Liegenschaft-Verkehrsabgabe entweder ganz oder doch größtentheils den Gemeinden zufallen. Der unbewegliche Besitz ist es ja, für den in Stadt und Land die Gemeinde großen besonderen Aufwand hat. Aus diesem Grunde rechtfertigt man gegenwärtig die Ueberweisung der staatlichen Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Gemeinden. Ganz der selbe Grund spricht für diese Ueberweisung auch bezüglich des Erträgnisses der Gebühren aus den unbeweglichen Verlassenschaftswerthen. Wo möglich die gänzliche, jedenfalls eine recht kräftige Betheiligung der Gemeinden am Immobilien-Erbschaftsteuerertrag! Das kann bei dem bevorstehenden Hereinbruch der allgemeinen Erbschaftsteuer meines Erachtens nicht energisch genug betont werden. Es müßte recht bald geschehen, bevor der Aufwand für Militär, für Reichs- und Staatsschulden Alles verschlingt, wie das in Frankreich, Italien, Oesterreich und eigentlich auch in England geschehen ist.

Stuttgart. Dr. Albert Schäffle.



Die Menschwerdung.

Die Menschwerdung oder die Entstehung des Menschen kann nur auf zweierlei Art vor sich gegangen sein. Entweder auf natürliche Weise, d. h. auf dem bekannten Wege der Abstammung und Entwickelung aus der ihm zunächst stehenden Thierwelt, oder auf übernatürliche Weise, d h. auf dem Wege der Erschaffung, oder Schöpfung in fertigem Zustande durch einen allmächtigen und bewußten Willen.

Die Wissenschaft, die nach Maßgabe des großen Gesetzes von Ursache und Wirkung alle Zwischen-Ursachen verwirft und nur einen gesetzmäßigen Zusammenhang aller Erscheinungen anerkennt, kann selbstverständlich nur die zuerst genannte Annahme oder die natürliche Entstehung des Menschen in ihre Betrachtungen aufnehmen und sie überläßt es der Einzelforschung, diesen Zusammenhang auch empirisch nachzuweisen. Insofern steht der Verfasser der Schrift, die ich dieser Betrachtung zu Grunde lege,*) auf wissenschaftlichem Boden. Schon der Ausdruck „Menschwerdung" will sagen, daß der Mensch nicht „geschaffen", sondern „geworden" ist, d. h. geworden auf die selbe Art und Weise, wie alle übrigen Naturwesen und Naturerscheinungen: auf dem Wege allmählicher, durch zahlreiche Zwischenstufen verbundener Entwickelung. Der Verfasser dieser Schrift geräth daher mit sich selbst in Widerspruch, wenn er bereits auf dem Titelblatt die „Begründung der weiten Kluft zwischen Thier und Mensch" in Aussicht stellt. Noch schärfer wird dieser Standpunkt in der Einleitung ausgedrückt, wo das „Kausalitätbedürfniß" als eine „spezifische Eigenschaft des Menschen" hingestellt wird, welches „eine unermeßliche, ewig unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Thier baut".

Daß diese Behauptung total unrichtig ist, ist nicht schwer nachzuweisen. Der rohe Wilde empfindet das Kausalität-Bedürfniß im Allgemeinen so wenig wie das europäische Kind oder der Ungebildete; es entwickelt sich erst mit steigender Intelligenz und gelangt nach langer Erfahrung und Uebung allmählich zum Bewußtsein. „Das volle und klare Bewußtsein des allgemeinen Kausalitätgesetzes aber", sagt der gelehrte Nägeli (Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre) „kommt nur in sehr wenigen Menschen zum Durchbruch, so daß selbst die Mehrzahl der Naturforscher es da oder dort verleugnen, und daß moderne Physiker erst in der neueren Zeit es in der Form des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft entdeckt zu haben glauben". Und weiter: „Mit Rücksicht auf die entwicklungsgeschichtlichen Thatsachen sowohl der ganzen organischen Welt wie des Individuums wäre es für die Klärung der Streitfrage ungemein förderlich, wenn die

*) J. G. Vogt: Die Menschwerdung. Leipzig, E. Wiest 1892.

Verfechter der Apriorität angeben wollten, welchen Geschöpfen der inhärente Kausalitätbegriff zukomme, welchen nicht. Diese Untersuchung müßte ihnen selbst die Ueberzeugung aufdrängen, daß sein Auftreten auf keiner Stufe der Entwicklungsgeschichte möglich ist, sondern daß er ganz allmählich mit den vollkommener werdenden Vorstellungen von den objektiven Dingen aus einem unbestimmten Gefühl zum klaren Begriff herauswächst."

Daß aber dieses unbestimmte Gefühl bereits in der Thierseele vorhanden ist, wird durch die auffälligsten Thatsachen bewiesen. Oder welches andere Gefühl könnte unsern Haushund veranlassen, sich vor auf dem Boden sich bewegenden Seifenblasen oder vor einem Knochen oder Knäuel Garn zu fürchten, wenn diese Gegenstände durch einen ihm unsichtbaren Faden von fern her bewegt werden, oder vor einem donnernden Geräusch zu erschrecken, dessen Ursache ihm unbekannt ist, während er diese Furcht verliert, sobald man ihn mit der Veranlassung bekannt gemacht hat? Oder ist es nicht ein durch das Kausalität-Bedürfniß hervorgerufener Vernunftschluß, wenn der Orang-Utang des Dr. Abel, der auf einem Schiffe nach England gebracht wurde, an einer in Verwirrung gerathenen Kette nicht erfolglos zog, wie es z. B. ein noch so intelligenter Hund gethan haben würde, sondern die Ursache der Verwirrung zu entdecken und den Knoten zu lösen versuchte?

Wenn nun auf diese Weise klar geworden ist, daß der Grundsatz auf dem der Verfasser im Widerspruch zu allen entwicklungstheoretischen Grundsätzen seine Theorie von der weiten, ewig unüberbrückbaren Kluft zwischen Mensch und Thier aufzubauen versucht, hinfällig ist, so könnte man eigentlich das Buch, nachdem man bereits in der Einleitung darüber belehrt worden ist, getrost wieder zumachen, ohne befürchten zu müssen, dadurch etwas zu verlieren. Denn welche wissenschaftlich verwerthbaren Aufklärungen über das wichtige Problem der „Menschwerdung" könnte uns ein Autor geben, der sich in seinen Auseinandersetzungen von vornherein nicht blos mit sich selbst, sondern auch mit der Thatsächlichkeit in Widerspruch setzt? Aber dennoch verlohnt es der Mühe, ihm noch etwas weiter auf seinen philosophischen Pfaden zu folgen, weil man daran erkennen wird und muß, wie weit sich das menschliche Denken verirren kann, wenn es sich, statt auf den untrüglichen Pfaden positiver Naturforschung zu wandeln, rückhaltlos seinen subjektiven Eingebungen überläßt und von dem Standpunkte dieser Subjektivität aus alles nicht damit Harmonirende als „krassen Unsinn", „hirnverbranntes Zeug" u. s. w. niederdonnern zu dürfen glaubt. Der schwere Vorwurf „maßloser Selbstüberhebung", den Herr Vogt den Physikern ohne jeden Schein eines Grundes machen zu dürfen glaubt, würden daher passender auf ihn selbst anzuwenden sein. Die Physiker und

Naturforscher, die er mit dem etwas verächtlich klingenden Ausdruck „Naturwissenschaftler“ bezeichnet, entbehren in seinen Augen jeder philosophischen Bildung und Erkenntniß. „Philosophische Beschränktheit“ — „krasseste Denkfehler“ — „verschwommene, verworrene Begriffswelt“ — „gedankenloses Hinnehmen“ — „philosophische Kurzsichtigkeit“ —: voilà eine kleine Blumenlese von Ausdrücken oder Aussprüchen, mit denen Herr Vogt unsere besten Forscher und Arbeiter auf dem schwierigen Felde der Naturforschung beehren zu dürfen glaubt. Bei solcher Sprache sollte man erwarten, daß Herr Vogt die „Natur“, von der er ausdrücklich sagt, daß „die wissenschaftliche Erkenntniß die menschlichen Autoritäten verwirft und die Natur als die höchste, erhabenste Autorität erkenne“, als Unterlage seiner philosophischen Theorien besser oder genauer kennen müsse, als die „Naturwissenschaftler“. Aber leider sind seine Kenntnisse auf diesem Felde derart, daß die ärgsten Mißgriffe daraus erwachsen, und daß diese Mißgriffe ebenfalls dazu angethan sein dürften, um „klägliches Erbarmen“ wachzurufen. Zunächst zeigt sich dieses in seiner gänzlich unzureichenden Kritik des Darwinismus, den er trotz seiner philosophischen Hochnäsigkeit gründlich mißversteht und mit den alten, längst entkräfteten Einwänden von der Konstanz der Arten im Nilthal und dem Sichgleichbleiben der niedersten Meeresbewohner oder der Erhaltung der einzelligen Lebewesen bis auf unsere Tage abthun zu können glaubt. Das vortreffliche Bild des organischen Stammbaums will er durch das ganz falsche eines Busches oder Strauchs ersetzen, aus dessen Wurzelstock die verschiedenen Hauptzweige des Lebens als bereits in der ersten Anlage vorgebildet hervorgehen.

Damit geräth er nothwendig in das teleologische Fahrwasser, in dem er auch trotz wiederholter Ableugnung teleologischer Standpunkte munter weitersegelt. Sein sogenannter „Organ-Intellekt“ (ein Wort, mit dem nur sein Erfinder einen bestimmten Sinn zu verbinden vermag), ist das teleologischste Ding von der Welt. Er beträgt sich ganz wie der Herrgott der Theologen oder das Absolute der Philosophen oder der Wille Schopenhauers oder das Unbewußte Hartmanns und muß überall als deus ex machina herhalten, wo es an einer sonst passend erscheinenden Erklärung gebricht. Da kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß die Art und Weise, in welcher „der Organ-Intellekt beim Thiere durch den sogenannten Instinkt seine Vorkehrungen zur Sicherstellung des Organismus trifft, unsre anbetende (!) Bewunderung hervorruft und hervorrufen muß.“ Ist er doch ein so weitschauender und vorsorglicher Herr, daß er „die gesammte Thätigkeit des Thieres unter seiner Kontrole hält und dieses dadurch jeden freien Willens beraubt.“ „Der Organintellekt hatte bis zur anthropoiden

Stammart alle Mittel im alten Sinne zur Erzielung der bestmöglichen Anpassung erschöpft und suchte (!) nach neuen Mitteln." Aber er „konnte solch gefährliches Spiel nicht treiben, ohne gleichzeitig auf einen ausgleichenden Ersatz bedacht zu sein." Dazu hatte er „während vieler säcularer Entwicklungsperioden seine Vorstudien (!) gemacht." Als er aber „auf der Höhe der organischen Stufenleiter angekommen war, war er sicherlich kein Stümper (!) mehr und konnte sich ein gewisses Risiko gestatten", indem er die Erschaffung des instinktlosen Menschen in Angriff nahm. Dennoch hat er, indem er ihm die Herrschsucht gegenüber Seinesgleichen mit auf den Weg gegeben hat, „einen entschiedenen Mißgriff gethan." Trotzdem kann er „allen Stürmen trotzen und kann sich die waghalsigsten Experimente gestatten."

Das wäre also der vorsorgliche, waghalsige, Kunstgriffe gebrauchende und durch lange Vorstudien auf sein Werk vorbereitete, aber dennoch Mißgriffe machende „Organ-Intellekt", dessen eigentliches Wesen zu begreifen, seinem Erfinder vorbehalten bleiben muß. Ich kann nur den handgreiflichsten Anthropomorphismus darin erblicken.

Zu seinem Glück bleibt dieser Organintellekt nicht allein, sondern erfreut sich der Gesellschaft einiger anderer philosophischer Wort-Ungeheuer, wie „Potential", „Monoplast", „Lebensknoten", „Artmodell", „zonale Gravitationssphähre" u. s. w., Ausdrücke, die dem gesunden Menschenverstande unlösbare Rätsel aufgeben. Noch unlösbarer ist der Widerspruch, den sich der Verfasser zu Schulden kommen läßt, wenn er von der „Schaffung des Menschen" (durch den Organintellekt) spricht, während doch seine ganze Theorie angeblich auf dem Boden der „Menschwerdung" als Gegensatz zu der alten Schöpfungtheorie ruht. Freilich hat er über das Verhältniß von Mensch, Thier und Pflanze und über die wichtige Instinktfrage so falsche, den Thatsachen widersprechende Ansichten, daß Widersprüche nothwendig daraus folgen müssen. Er nennt das Thier eine „wandelnde Pflanze" (!) und glaubt daraus, daß sich das Thier von der Pflanze als grundverschiedenes Wesen „abgezweigt" habe, folgern zu dürfen, daß auch eine solche Abzweigung des Menschen vom Thier trotz prinzipieller Verschiedenheit möglich gewesen sei. Nun ist aber darauf zu erwidern, daß sich das Thier niemals von der Pflanze abgezweigt hat, sondern daß beide Naturreiche aus einem gemeinsamen Stock niederster Wesen, von denen man weder sagen kann, daß sie Pflanze, noch daß sie Thier seien, hervorgegangen sind, als die Weiterentwickelung von da nach zwei getrennten Richtungen auseinderging. Außerdem kann man nicht einmal von einer prinzipiellen Verschiedenheit zwischen Thier und Pflanze reden, da einerseits die freie Ortsbewegung, die man als Haupt-Charakteristicum des Thierreichs im

Gegensatz zum Pflanzenreich anzusehen pflegt, auch manchen unzweifelhaften Thieren abgeht, und da andrerseits des Urelement alles psychischen Geschehens oder die Empfindung in ihren niedersten Anfängen auch bei den mimosenartigen und insektenfressenden Pflanzen, die zwischen zwei verschiedenen Ernährungsarten zu unterscheiden im Stande sind, angetroffen wird. Erst auf den höheren Stufen der Entwickelung treten die Unterschiede zwischen beiden Reichen deutlicher hervor. Ganz anders aber als das allgemeine Verhältniß zwischen Pflanze und Thier, ist das Verhältniß zwischen dem Thier und dem Menschen, der kraft seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften unzweifelhaft an der Spitze des großen Typus der Wirbelthierreihe steht und mit ihr durch zahllose Aehnlichkeiten auf das Innigste verbunden ist. Insbesondere ist es trotz vielfacher Versuche der Anatomen nicht gelungen, einen wesentlichen oder prinzipiellen Unterschied zwischen dem Organ des Geistes oder dem Gehirn des Menschen und demjenigen der ihm zunächst stehenden Thiere nachzuweisen. Vielmehr stellt das Affengehirn, wie erst neuerdings wieder Professor Waldeyer unzweifelhaft nachgewiesen hat, gewissermaßen einen Grundriß dieses Organs dar, der nur bei dem Menschen mehr in Einzelheiten ausgeführt ist. Schon dieser eine Umstand hätte Herrn Vogt darauf aufmerksam machen müssen, daß seine Theorie der totalen „Umwälzung im organischen Geschehen durch die Entstehung des Menschen“ unmöglich richtig sein kann. Seine Definition des Menschen und der Menschwerdung als einer „Befreiung vom Instinkt“ oder als eines vom Instinkt befreiten Thieres beruht auf einer falschen, längst verlassenen Ansicht vom Instinkt, von welchem er eine ganz unrichtige Definition giebt. Vielmehr sind alle in dieser Sache maßgebenden Beurtheiler einstimmig der Meinung, daß eine bestimmte Grenze zwischen Instinkt und Vernunft nicht gezogen werden kann, und daß beide, Mensch und Thier, nach Vernunft u n d Instinkt handeln — nur mit dem Unterschied, daß das Thier mehr nach Instinkt und weniger nach Vernunft oder Verstand, der Mensch dagegen weniger nach Instinkt und mehr nach Vernunft handelt. Und auch hier findet man die mannichfaltigsten Grade oder Abstufungen. Sieht sich doch Herr Vogt selbst genöthigt, zuzugestehen, daß „der Urmensch nicht mit einem Sprunge vom Instinkt befreit worden sein kann, und daß diese Befreiung höchst wahrscheinlich unter allmählichen Uebergängen und vielleicht im Laufe mehrerer säcularer Entwicklungsperioden vor sich gegangen“ sein möge. Und doch war auch der Urmensch im Vogt'schen Sinne ein Mensch und also „ein vom Instinkt befreites Thier!“ Das verstehe, wer kann.

Fast noch weiter verirrt sich Herr Vogt in der Frage von der Thierseele, wenn er dem Thiere den Besitz der Geberdensprache rundweg abspricht

und daraus ein spezifisches Unterscheidungzeichen zwischen Mensch und Thier ableiten zu dürfen glaubt. Von dieser Art von Sprache, in welcher Herr Vogt „die fundamentale Unterlage für die gesammte emissiv-motorische Phase des menschlichen Intellekts oder die endgiltige Besiegelung der völligen Befreiung vom Instinkt“ vermuthet, soll sich bei dem Thier „auch nicht die einfachste Spur vorfinden.“ Nun, Herr Vogt, sind die Bewegungen des Schwanzes bei Hund oder Katze und die Freudensprünge und Umarmungen, mit denen Hund oder Affe den zurückkehrenden Herrn begrüßen, keine Geberdensprache? Oder sind die Fühler-Berührungen, mit denen sich Bienen und Ameisen gegenseitig über ganz bestimmte Dinge verständigen und ihre gegenseitige Zu- oder Abneigung zu erkennen geben, keine Geberdensprache? Oder sind die zahllosen Arten von Gestikulation, von Spiel, Tanz, Flug, Gaukelei, Koketterie, Liebkosung u. s. w., durch die während der Paarungzeit nicht nur Säugethiere und Vögel, sondern auch Amphibien, Fische, Insekten und Weichthiere sich ihre gegenseitige Zuneigung zu erkennen geben, keine Geberdensprache? Oder sind die Ohrfeigen, die ein Affenweibchen seinem ungetreuen Liebhaber oder eine Katzenmutter ihren ungehorsamen Kindern verabreicht, nicht eine Geberdensprache der eindringlichsten Art? Herr Vogt verlangt, daß ein Affe seinem Nebenaffen mit dem Finger winkend oder etwas zeigend gesehen werde, um seine Meinung zu ändern. Ich weiß nicht, ob jemals etwas dieser Art beobachtet worden ist; aber ich weiß, daß unzählige Male Hunde durch das auffälligste Geberdenspiel Menschen veranlaßt haben, ihnen an bestimmte Orte, wo sie deren Hilfe für nothwendig hielten, zu folgen. Hätte Herr Vogt nur einen einzigen Blick in meine beiden Schriften über das Geistesleben der Thiere und das Liebesleben in der Thierwelt geworfen, so würde er seine monströse Behauptung, von der völligen Abwesenheit der Geberdensprache bei den Thieren wohl schwerlich gewagt haben. In gleicher Weise hätte ihn ein Blick in meine „Physiologischen Bilder“, darüber belehren müssen, wie seine Behauptung, daß es keine unbewußte Empfindung und eben so wenig ein empfindungloses Bewußtsein geben könne, vor dem Forum der physiologisch-medizinischen Wissenschaft und Erfahrung nicht bestehen kann.

Aber nicht blos auf dem Gebiet der Physiologie, Biologie und Thierseelenkunde, sondern auch auf dem der Physik, auf dem er doch förmlich als grundstürzender Reformator auftritt, verstößt Herr Vogt gegen die festesten Grundlagen der Wissenschaft und gegen die jetzt herrschenden Ansichten über das Verhältniß von Kraft und Stoff. Indem er für das Wort „Kraft“ das Wort „Agens“ substituirt, fällt er ganz in den alten Dualismus zurück und läßt die Kraft als etwas für sich Bestehendes auf

den (an sich toten?) Stoff wirken. Er arbeitet sich einen ihm eignen, der herrschenden Atomtheorie und dem kinetischen Substanzbegriff entgegengesetzten Substanzbegriff als einer „das ganze Weltall kontinuirlich, d. h. ununterbrochen und lückenlos erfüllenden einheitlichen Substanz" aus, „über dessen Brauchbarkeit nur der Alles umfassende Philosoph kompetenter Richter sein kann", während „es für den Erkenntnißkritiker keine jammervollere Komödie giebt, als wenn die Herren Naturwissenschaftler, voran die Physiker, aus ihren engen Klausen heraus den Ikarusflug versuchen, um zu den Höhen zu gelangen, auf denen allein ein Substanzbegriff ausgearbeitet werden kann." (!)

Vor solcher Geisteshöhe müssen freilich wir geistesarmen „Naturwissenschaftler", voran die Herren Physiker, die Segel streichen. Unverständlich bleibt dabei nur, wie Herr Vogt sich gegen die Metaphysik erklären kann, während doch sein Substanzbegriff eigner Erfindung das metaphysischste Ding von der Welt ist. Anders wieder ist es mit der Substanz selbst, „durch welche und in welcher Alles ist und geschieht". „Unsere sämmtlichen Funktionen fließen aus der Substanz, unser innerstes Wesen ist gleichzeitig das innerste Wesen der Substanz. Nur der Idealismus hat uns diese Substanz so entfrembet, indem er seine transcendentale Geisteswelt schuf, die hoch erhaben über dieser Substanz thronen und sie in ferner Tiefe unter sich halten konnte." Unverständlich bleibt dabei wiederum nur, wie bei einer so erquisit materialistischen Denkweise der Verfasser den Materialismus so abfällig beurtheilen konnte. Noch krasser wird der Widerspruch, wenn wir von einer „brutalen, dummen Materie" lesen. Welche Unklarheit des Denkens gehört dazu, um zwei Epitheta, die nur von lebenden Wesen hergenommen und nur auf diese anwendbar sind, auf den Begriff der Materie oder, was gleichbedeutend ist, der an andern Stellen so enthusiastisch gepriesenen „Substanz" anzuwenden!

Einigermaßen versöhnend mit diesen schweren Beleidigungen der Logik wirkt das warme Gefühl, das der Verfasser am Schlusse seiner Schrift für Besserung des sozialen Elends und der Ungerechtigkeiten der menschlichen Gesellschaft an den Tag legt. Aber als ein sprechender Beweis dafür, daß eine Erneuerung der alten Naturphilosophie auf spekulativer Basis heut zu Tage nicht mehr möglich ist, ist das mit einer gewissen Eleganz geschriebene und durch die Sicherheit seines Auftretens schwache Geister verblüffende oder verführende Buch merkwürdig genug.

Darmstadt. Professor Ludwig Büchner.

Französische Urtheile über Deutschland.

Nach unserem nationalen Unglück durfte zunächst Jeder des Erfolges sicher sein, wenn er Deutschland in einem Pamphlet oder in der Karikatur schilderte. Nur so ungesunde Tröstungen konnten damals den brennenden Groll befriedigen. Der schlechte Trank, an dem wir uns, in Unwissenheit und Ueberhebung, bis zu unserer Niederlage berauscht hatten, wollte eben bis zur Hefe ausgekostet sein. Vornehmere Gemüther fühlten sich durch diese Art von Rache kaum minder gedemüthigt als durch das nationale Unglück selbst; aber sie verbargen schweigend ihren berechtigten Schmerz. Allmählich überwand die heilende Zeit die wüthigen Urtheile und die extremen Vorurtheile; eine andere Epoche begann: die der Entmuthigung. Der Anblick all' der glücklichen Umstände, die zusammentrafen, um die Größe des jungen Reiches zu stärken, versenkte unsere öffentliche Meinung in einen resignirten Pessimismus; ganz leise flüsterte man einander das Geständniß eigener Ohnmacht zu, man gewöhnte sich an die Wunde von gestern wie an die Gefahr von morgen und man versuchte nur noch, jeden Gedanken daran zu verbannen. Man schrieb nicht mehr so viel über Deutschland; wozu auch?

Heute dürfen wir getrost von diesem Anfall der Schwäche sprechen; denn noch einmal erlebte unsere Stimmung einen Umschlag, und diesmal einen zum Besseren. Ein neues Geschlecht trat auf den Plan und es brachte zur Beurtheilung der deutschen Verhältnisse die am meisten wünschenswerthen Eigenschaften mit: geduldige Aufmerksamkeit, Selbstvertrauen ohne Prahlhanserei, und das Gefühl der Gerechtigkeit, das nichts vergißt, aber auch nichts übersieht. Ganz gewiß darf man diese Anschauung nicht überall suchen; noch immer finden die leidenschaftlichen Deklamationen, findet der knabenhafte Trotz auf der Gasse ein großes Publikum, das viel Lärmen verübt, aber wenig Gewicht hat. Außerdem leben die Zeugen unseres Unglücks, die der Streich in einem Lebensalter traf, wo neue Hoffnungen kaum noch erblühen; sie tröstet kein Glaube mehr auf ihrem

letzten Gange und hinfällig und freudlos, wie ihr eigener Lebensrest, erscheint ihnen auch die kommende Entwickelung unserer Geschichte. Soll man diesem menschlichen Empfinden zürnen? Das Schauspiel des Lebens sieht Jeder doch nur in dem kleinen Spiegel, den das geliebte persönliche Geschick ihm vorhält. Zwischen den Besessenen und den Pessimisten aber hat sich doch eine Gruppe der muthig Hoffenden gebildet. Das beweist schon der Charakter der Bücher, die während der letzten Jahre über Deutschland veröffentlicht worden sind, das beweist auch ihr Erfolg. In Einzelheiten mag man mit diesen Werken rechten; ihre Tonart ist jedenfalls untadelhaft, und wenn unsere Nachbarn sie lesen, können sie uns gewiß nicht mehr den Vorwurf der Leichtfertigkeit, der Leidenschaft oder der Schwäche machen. Ganz besonders zeigt der Band, in dem Ernest Lavisse*) seine Essais sur l'Allemagne impériale gesammelt hat, um wie viel der französische Geist an durchdringender Kraft, an Billigkeit und Selbstbeherrschung gewonnen hat.

Herr Lavisse ist ein Arbeiter auf noch kaum beackertem Felde. Von der Universität wurde ihm die hohe Aufgabe gestellt, das Geschlecht zu erziehen, von dem Frankreich seine Erneuerung erwartet, und mit klarem Blick erkannte er gleich, daß erst selbst gelernt werden muß, was später gelehrt werden soll. Er sah ein, daß heute der am gründlichsten gebildete Franzose doch nichts wahrhaft Nützliches weiß, wenn er nicht den deutschen Geist genau studirt hat; und so begann er vor bald zwanzig Jahren eine umfassende Untersuchung der Vergangenheit und Gegenwart dieses Reiches. Daraus ging zunächst die Histoire des origines de la Prusse hervor. Zum ersten Male, so viel ich weiß, ging man an die Erforschung der Quelle und des Anwachsens dieses anfangs verborgenen Stromes und zeigte uns, wie aus dieser armseligen Sandbüchse allmählich Schwerter erwuchsen und nährendes Korn. Was er für Preußen versucht hatte, scheint Herr Lavisse nun für die Gesammtheit der germanischen Welt fortführen zu wollen; wenn man nach den bisher erschienenen Bruchstücken urtheilen darf, geht seine Absicht dahin, um einige leitende Ideen seine Studien der Ursprünge germanischer Civilisation und deutscher Kaisermacht zu gruppiren; er erfaßt den römischen Begriff des ökumenischen Cäsarenthumes in dem Augenblick, wo er der lateinischen Welt entgleitet, und er will ihn in seinen Wanderungen und Wandlungen verfolgen, von Rom über Aachen und Regensburg bis nach Frankfurt. Und selbst in den Ruhestunden des

*) Am 16. März ist Ernest Lavisse in die Französische Akademie aufgenommen worden, und Gaston Boissier, der ihn begrüßte, hob als sein besonderes Verdienst hervor, daß er den Franzosen die Kenntniß deutscher Zustände vermittelt habe.

Historikers beschäftigt der Schriftsteller sich mit Deutschland, mit dem Reich von heute, das er durchreist, das er aufmerksam betrachtet und aus dem er uns die gesammelten Essais mitgebracht hat.

Das Parlament, die Sozialdemokratie, die Auswanderung, die wirthschaftliche Krisis und die politische Gestaltung: das wären so etwa die Gegenstände, die besonders die Beachtung des Herrn Lavisse erregt haben. Er weiß überall Bescheid, er bringt Gedanken, wenns nöthig ist, Ziffern und namentlich eigene Beobachtungen mit. Wenn er uns vom Reichstag oder von sozialistischen Versammlungen erzählt, dann darf man gewiß sein, daß ihm die Worte der Redner noch in den Ohren tönen. Darin scheint mir die unleugbare Ueberlegenheit der heutigen Reisenden im Vergleich zu ihren Vorgängern zu bestehen. Früher ernährte sich der Franzose in der Fremde geistig von unkontrolirbaren Gerüchten; er kannte die fremde Sprache nicht, er sah sich auf die unveränderlichen Dolmetscher aus der höchsten oder aus der tiefsten Gesellschaftschicht angewiesen, und wenn er mit einem von Vorurtheilen gefüllten Koffer abgereist war, so kam er mit höchst künstlichen Folgerungen oder mit glanzvollen Erweiterungen einzelner Vorgänge zurück und er hatte die Reise um die Welt gemacht, ohne geistig doch eigentlich über Frankreich hinauszukommen. Selbst die berühmtesten Reisenden, Chateaubriand, Lamartine, Gautier, sind so im Nebel herumgefahren: sie haben die Denkmäler betrachtet, sich an den malerischen Reizen der Länder und ihrer Bevölkerung ergötzt, hier und da ein Buch angeblättert, da und dort einen Salon besucht; von der undurchdringlichen Masse aber und ihrem schwer zu verstehenden, gleichsam unterirdischen Raunen und Murren haben sie höchstens mitunter eine bezeichnende Anekdote oder die typische Redensart eines Lazzarone erhascht. Stendhal allein macht vielleicht eine Ausnahme, und auch nur, weil er eben anders sah als andere Menschen. Die kleineren Geister aber, von der Art des Renommisten Custine, sind einfach die große Landstraße gegangen und haben, was sie an der Table d'hôte aufschnappten, gläubig für baare Münze genommen.

Heute ist sogar der bescheidenste Reisende besser ausgerüstet; in den konstitutionellen Versammlungen entscheidet sich das Geschick der meisten Nationen, und es steht dem Reisenden frei, mit eigenen Ohren zu hören, wie der Zustand des Landes von den Vertretern des Volkes selbst beurtheilt wird; auch ist ihm durch die allgemeine Tendenz unserer Zeit zu den Massen das Gebiet seiner Forschungen deutlich gewiesen. Ist der Reisende noch dazu historisch gebildet, dann bringt er die beste geistige Schulung mit, und die exakte, dokumentarische Anschauung, die ihm mitunter den Blick für

die Totalität abgestorbener Zeiten trübt, dient ihm nach Wunsch bei der Betrachtung lebendigen Geschehens.

In dieser Rüstung hat Herr Lavisse das deutsche Leben durchforscht. Ich kann ihm hier nicht in die Einzelheiten folgen und auf die Punkte deuten, wo sein Empfinden meiner Auffassung widerstrebt; nur die allgemeine Tendenz seiner Untersuchung möchte ich berühren. Sein erster Essai stammt noch aus den Tagen der Invasion und man spürt darin die Verbitterung und die Muthlosigkeit jener Zeit. In den späteren Arbeiten, die bis heute reichen, hat die Auffassung sich gefestigt, ausgebreitet und aufgehellt, die Gerechtigkeit und das ruhige Vertrauen sind zurückgekehrt. Ich gestehe offen, daß ich auf die nebensächliche Geschicklichkeit der Komposition wenig Werth lege und daß ich deshalb auch den sorgfältiger gefeilten Artikeln die ganz einfach hingeworfenen Notes d'une excursion en Allemagne vorziehe, aus denen die Gedanken des Autors in ungeordneter Fülle hervordrängen. Da überzeugt Herr Lavisse mich am schnellsten. Sehr liebe ich z. B. die Stelle, wo er den Vorwurf der Heuchelei zurückweist, den wir so gern unseren Nachbarn machen: „Heuchelei, das ist sehr leicht gesagt, aber man betrachte nur einmal einen deutschen Satz, wie beweglich, mit Stößen und Sprüngen, über Hindernisse und Stockungen, er ans Ziel gelangt, wenn er überhaupt ein Ziel hat, wie er sich der Wirklichkeit der Dinge anschmiegt und doch der Komplizirtheit des Gedankens genügt, wie er ohne Gewaltsamkeit immer die entsprechende Form findet und nicht müde wird, Alles zu analysiren. Der deutsche Satz ist gegossen, der französische ist gemeißelt". Immer kehrt der männliche Ton wieder, der mir als die Dominante dieses Geistes erscheint. In einem der glänzend organisirten Museen, deren Berlin sich rühmen darf, trifft Herr Lavisse zwei seiner Schüler; ein Gespräch entspinnt sich: „Unsere Empfindungen sind um so lebhafter, als sie unsere Wunden schmerzlich durchschauern. Nicht der leiseste Gedanke an Muthlosigkeit: wir fühlen die Nothwendigkeit, unsere Kräfte zu entwickeln, und wir fühlen auch, wie intensiv diese Anstrengung sein muß; Alles aber, was wir erblicken, kann uns nur mächtig anspornen." Das ist eine Art des Empfindens, die einem Lehrer das Patent des berufenen Jugendbildners verleiht. Die Jugend darf Wahrheit verlangen; aber sie wird der Wahrheit, eben weil sie die Jugend ist, nur Gehör geben, wenn sich dazu auch die Hoffnung gesellt.

In der glänzenden Vorrede zu diesem Band hat Herr Lavisse besser als sonst irgendwo die Gabe gezeigt, die ihn zu einem praktischen Historiker macht. Er bewegt sich in der Geschichte nicht wie in einem Lustgarten oder in einer botanischen Sammlung, sondern wie auf einem Acker, der uns für den Tag brauchbare Frucht geben soll. Rasch und völlig umfaßt

sein Blick die Vergangenheit und er versteht die große Kunst, mit ein paar Worten weite Perspektiven zu eröffnen; aber er bringt auch eine Fülle von Lehren mit, die sofort praktisch nutzbar zu machen sind.

Und zugleich mit der fortschreitenden Entwickelung des Gedankens bildet sich auch ein persönlicher Stil. In der selben Vorrede findet Herr Lavisse eine ausgezeichnete Sprache, in der jeder Satz eigenes Leben und originelle Wirkung hat und wo ganze Gedankenketten sich in einem packenden Bilde verkörpern. Die leichte, fast durchsichtige Prosa ist von diesen Gedanken getragen, sie gleicht einem Vorhang aus heller Seide, den von fernen Höhen herwehende Winde schwellen. Mit besonderer Freude verweile ich bei diesen Eigenschaften. Inmitten unseres literarischen Niederganges haben die großen Geistestraditionen Frankreichs ihre beste Zufluchtstätte in den Werken unserer historischen Schule gefunden. Herr Lavisse ist hier zwar nicht der Einzige, aber er nimmt eine hervorragende Stellung ein. Jedesmal muß ich, wenn ich von seinen Büchern komme, denken: in diesen Enkeln würde Guizot sich wiedererkennen, bei ihnen würde er seinen weiten Blick in die Philosophie der Geschichte finden und eine verjüngte, bewegtere Fähigkeit des Ausdruckes, das Schwingen neuer Saiten, die doch schon ein zitternder Schmerz gerührt hat. Er würde die auf ein exakteres Erkennen der menschlichen Natur begründete Entwickelung neuer Theorien erblicken, — doch leider auch neue Wunden, die unsere Vernunft sich selbst schlägt, wenn ihre starre Logik die geheimsten Falten des Gewissens zerreißt.

Hier muß ich einen Vorbehalt machen. „Der Friede ist der Normalzustand der Menschheit", sagt uns Ernest Lavisse. Ist er dessen so ganz gewiß, trotzdem er die Geschichte durchforscht hat? An dieser Stelle — und an mancher anderen — könnte man sich das traurige Vergnügen machen, einen unheilbaren Widerspruch nachzuweisen, den wunden Punkt, den man in so vielen modernen Geistern finden kann, den Punkt, wo der kritische Verstand, der gewöhnt ist, alle Erscheinungen mit den Instrumenten der positiven Wissenschaft zu erklären, sich an heilige Pflichten stößt und in Widerstreit mit der höchsten Religion des Patriotismus geräth, die doch keinen Wortzwist duldet. Wir müssen diesen furchtbaren Konflikt unterdrücken; sobald er auftaucht, ist auch die Grenze erreicht, wo unser Vermögen, zwischen den Wahrheiten verschiedener Erkenntnißformen zu vermitteln, ein Ende findet . . . .

Mir ist das Buch des Herrn Lavisse doppelt werth, weil ich es zum ersten Male in einem Augenblicke las, wo es mir traurige Eindrücke tröstend verscheuchte. Es war im Spätherbst des Jahres 1887. Auf dem Wege über Mainz und Metz kehrte ich nach Frankreich zurück. Ich hatte mir auf den Bahnhöfen Zeitungen gekauft und freute mich der Blätter,

die man so ungeduldig öffnet, wenn man aus der Fremde kommt, weil sie uns das vertraute Geräusch des heimischen Heerdes näher bringen. Die Zeitungen waren mit den Erzählungen der Skandale angefüllt, die eben im Kriegsministerium ausgebrochen waren. Meine deutschen Fahrtgenossen lasen diese Geschichten mit sichtbarer Genugthuung.

Ich unterbrach meine Lecture erst, als in Bingen der Zug hielt. Ich sah auf und erblickte am Himmel eine Erscheinung, die mich gerade in diesem Moment schmerzlich ergreifen mußte. Hoch über dem Rhein, der ruhig seine grauen Fluthen am Fuße der Berge vorüber wälzte, über den fernen Rebenhügeln, wo das matte Gold des Weingeländes verschwimmend mit den dunklen Fichten des Niederwaldes zusammenfloß, über den Nebeln, die der Oktobermorgen aus dem Wasser emportrieb, reckte das Denkmal der Germania, weit über die ganze Pfalz hin, das blitzende Diadem in die Wolken. Riesenhaft ragte sie dort in ihrer Macht, wie eine beherrschende Gewalt der Ewigkeit, unerschütterlich auf ihrem Sockel von Felsgestein, unverwundbar in ihrem eisernen Gewand aus dem Stahl der eroberten Geschütze —: das symbolische Bild des lange erträumten Deutschen Reiches, des gemeinsamen, in Eisen gegossenen und auf Granit begründeten Denkens von vierzig Millionen Menschen. Ich bewunderte ihre Schönheit; — ich rief ihr keine Verwünschung zu.

Wir müssen gerecht sein, sagte ich mir: wenn da oben das sieghafte Weib das Szepter der Welt in Händen hält, so hat sie es in einem Jahrhundert geduldiger Entsagung und bürgerlicher Tugend verdient. Das giebt ein Recht auf Größe. Und auf dieses Recht konnten auch die Führer des deutschen Volkes vertrauen, als sie 1870 Gottes Hilfe und damit die höchste Gerechtigkeit anriefen, die unseren Blicken allzu lange verhüllt war, deren Wage am Ende aber stets dahin neigt, wo ausdauernde Anstrengungen den Erfolg vorbereitet haben. Beklagenswerth wäre der Franzose, dem diese Wahrheit noch nicht offenbar geworden wäre und der sie, nachdem er sie einmal erkannt hat, auszusprechen nicht wagen würde.

Während die Germania im Nebel versank, dachte ich darüber nach welche symbolische Gestalt wir ihr gegenüber stellen und wo wir ihr einen Platz wählen könnten. Die Stunde war zu solcher Ueberlegung schlecht gewählt. Als ich in die Heimath zurückkehrte, fand ich auf der Oberfläche nur wirbelnden Staub und aufgewühlten Schmutz, die Abfälle einer abwechselnd gewaltthätigen und furchtsamen Politik, und in der Literatur, die uns doch trösten sollte, einen Ausverkauf von Skandalen und Nichtigkeiten. Ich war wohl nicht glücklich in der Auswahl der ersten Bücher, die ich las; es waren die am meisten verlangten, die wir mit Vorliebe an unsere Grenzbahnhöfe verschicken. Endlich gab mir das Werk

des Herrn Lavisse Licht und Trost zugleich; es erinnerte mich wieder daran, daß man seine Urtheile über Frankreich da nicht herholen darf, wo die Fremden sie gern schöpfen, aus gewissen Pariser Kreisen, in denen kleine Menschen ein großes Geräusch verüben. Es giebt noch ein anderes Frankreich, dessen Grenzen nicht ganz leicht zu ziehen sind, das aber seine Hauptstadt mitten im Herzen von Paris hat, auf dem Berge Sainte-Geneviève, dem Sinai, von dem einige der schönsten Satzungen des menschlichen Geistes verkündet worden sind. Dorthin muß man pilgern, wenn man stolzes Vertrauen braucht, dorthin, wo in bescheidener Zurückgezogenheit unsere Lehrer arbeiten, wo in den großen Schulen ihnen die Jugend lauscht und wo das Blut pulsirt, von dem Frankreich die Erneuerung seiner Lebenssäfte zu erwarten hat.

Dort, in dem nahe gelegenen Museum, kann auch unsere Jugend ihre symbolische Gestalt erblicken. Dort hat der Künstler unsere Jeanne d'Arc gebildet: sie liegt auf den Knien, ihr Auge sucht den Himmel, ihr Ohr vernimmt die Stimme der Unsichtbaren. Den Genius unserer Nachbarn verkörpert der Bronzekoloß vom Niederwald; unseren Genius finden wir in dem Marmorbild dieses schmächtigen Kindes. Dieser Genius wird sich vielleicht den Uebungen der Geduld und den Mühen langwieriger Vorbereitungen nicht unterziehen; er ist nervös und hastig, er liebt die Sprünge und die begeisterten Leidenschaften; leicht läßt er sich niederwerfen, ganz wie diese vom Kummer gebeugte Jungfrau; aber er springt auch, wie sie, jäh empor, wenn eine Stimme ihn ruft. Und immer sind solche Stimmen zu vernehmen. Die Zeiten der wunderbaren, der himmlischen Befehle, die den einfältigen Glauben einer Hirtin aufriefen, sind vorbei. Anders ertönt jetzt der Ruf. Mitunter sind die Dichter, die Schriftsteller, die Lehrer, ohne klares Bewußtsein der zu erfüllenden Mission, jetzt die Rufer zu neuer Erhebung. Wie Jeanne, so lauscht die Jugend auf diese Stimmen und harrt des Tons, der zu ihrer Seele den Weg findet. Darin beruht unsere Zukunft.

Wünschen wir unseren Kindern recht viele Lehrer von der Art des Herrn Lavisse! Sein Wort wird, so wenig wie das eines Andern heutzutage, Wunder wirken; aber es wird diesen Kindern die Straße weisen, die zu ernster Erfüllung der Pflicht führt, und schon das ist nicht so ganz leicht. Sein Wort ist nicht unfehlbar, es trägt vielmehr die deutliche Spur unserer Zweifel und der unausgeglichenen Widersprüche unserer Zeit; aber es ist gerecht, es ist männlich und es hat den Silberklang der Hoffnung.

Paris. Vicomte E. M. de Vogüé.

Mitglied der Französischen Akademie.

Die Tragödie des Menschen.

Als Herr Oskar Blumenthal, der interessanteste Typus im deutschen Bühnenreich, das Lessingtheater begründete, da entwarf er, wie kluge Herrscher so pflegen und thun, zwei Programme, für die Oeffentlichkeit eins und eins für den Hausgebrauch. In zierliche Verse war das erste Programm gebracht und verkündete, was Lessing gelehrt „in ewigen Kunstgesetzen", das wolle Blumenthal „bleibend ins Gedächtniß ätzen", ohne eitel je zu „buhlen um der Menge Gunst". Das zweite Programm liegt in beglaubigter Fassung nicht vor; in sonst gut unterrichteten Kreisen aber wird behauptet, knapp und nett habe es also gelautet: „Nach der ersten Million schnapp' ich ab." Wer sich darob entsetzen sollte, dem sei verrathen, daß alle Theaterdirektoren, mögen sie vorher nun Idealisten oder Naturalisten gewesen sein, insgeheim sich zu diesem Programm bekennen. Das war ehedem parador, aber nun bestätigt es die Zeit; denn sogar die Leitung des Königlichen Opernhauses hält es jetzt für anständig, in den Reklamen für den Freischützen anzeigen zu lassen, daß auf der Strecke des Fürsten Ottokar ein Bock zu erblicken ist, den der Kaiser geschossen hat.

Die erste Million scheint trotz der Großstadtluft und der Orientreise noch nicht erreicht zu sein und so erleben wir denn die Freude, den per Procura des Herrn Gotthold Ephraim Lessing signirenden Geschäftsmann flott an der Arbeit zu sehen. Die Freude ist bei mir ganz aufrichtig; neben den in Klassikern spekulirenden Epigonen des um die Korruption der Berliner Presse so hoch verdienten Herrn Adolf Ernst ist Herr Blumenthal immer noch eine sehr erfreuliche Erscheinung, schon weil er viel klüger ist und, so weit die vorhandenen Mittel reichen, auf seine literarische Reputation etwas hält. Er hat uns Sudermann, Mascagni und die Duse gebracht, er hat, daß im Jahresabschlusse auch ganz feine Häuser nie fehlten, Ibsen und Heyse gespielt, er hat sein Theater geschickt und amusant geleitet, und als es ihm nöthig schien, dem durch die Ronacherei mächtig gesteigerten Bedürfniß nach bunten Lappen und niedlichen Mädchen entgegen zu kommen, da hat er sich durch einen in allen Literaturgeschichten gut klingenden Namen gedeckt, so daß man ihm wieder nichts anhaben kann.

Auf seinem Gute Csesztve (sprich: Tschestwe) lebte da so in den fünfziger Jahren ein ungarischer Edelmann, Herr Emerich Madách (sprich: Madáhtsch) von Sztregova (sprich: Stregowa) und Kiskelepcsény (sprich: Kisch-Keleptschehn). Er war gewiß ein guter Mann, und daß er — nach Scherr — ein arger Deutschenfresser war, gab seiner echt ungarischen Gattin noch lange nicht das Recht, ihm mit einem Andern davon zu laufen. Das ist bekanntlich auch schon deutschen Dramatikern passirt, aber keiner von

ihnen hat sich an der Menschheit so gräßlich gerächt wie Herr Emerich Madách von Sztregova und Kiskelepcsény auf Csesztve. Der verfiel erst in ein Wachen, dann in einen Trübsinn und endlich in ein Dichten, das, nur selten vom wiederkehrenden Bewußtsein unterbrochen, genau dreizehn Monate gedauert haben soll und dessen Ergebniß ein dramatisches Gedicht in fünfzehn Bildern war: „Die Tragödie des Menschen". Und weil auf dem ungarischen Globus der Parnaß erst spärlich, eigentlich nur durch den kecken Naturburschen Petöfi, besetzt war und weil das stolze Magyarenthum einen gelehrten Poeten längst schon ersehnte, wurde der Herr mit dem langen Namen und dem kurzen Eheglück in aller Eile zum Nationaldichter ernannt, bei Eljenrufen und gutem Wein. Seitdem gilt die Tragödie des Menschen für eine „gedankenreiche und tiefsinnige Dichtung" und der prachtvolle alte Vischer sogar ließ sich in schwacher Stunde zu ihrem Lobe herab.

Ich sah das Spektakelstück zum ersten Male im Hamburger Stadttheater, wo die Hauptrollen von Fräulein Barsescu und von den Herren Otto und Mylius recht gut gespielt wurden. Mir wurde von alledem etwas dumm, und als ich nach der Aufführung mit Herrn Fritz Mauthner, der zufällig auch zugereist war, beim Biere saß, am Gänsemarkt, wo sie den Lessing festgesetzt haben, damit er das Stadttheater nicht etwa besucht, da einigten wir uns bald darüber, daß diese Geschichte doch so ungefähr der gröbste Unfug sei, den wir auf deutschen Bühnen bisher erblickt hätten. Nachher aber kamen mir Skrupel und Zweifel; in allen Literaturgeschichten war der Madách doch so berühmt, und ich hatte sein Meisterwerk auch noch nicht gelesen. Nun habe ich es gelesen, es auch an der Stätte gesehen, wo Lessings ewige Kunstgesetze ins Gedächtniß geätzt werden sollten, und nun weiß ich nicht, ob die kindische Faselei dieses nur ganz selten nicht sinnlosen Versgeklingels mehr Bewunderung verdient oder die Frechheit des beinahe kalibanischen Diebstahls, den Herr Madách an Goethe verübt hat. Das aber weiß ich ganz genau: nur ein deutsches Publikum besitzt die traurige Toleranz, auf seinen Bühnen ein Machwerk zu dulden, das den kostbarsten poetischen Schatz der Nation zu einem läppischen Puppenspiel entstellt.

Herr Madách sah Goethes Faust an und fand, daß er gut sei. Da schnitt er denn von dem riesigen Braten ab, was er nur irgend fassen konnte, und als die Fleischstückchen so nebeneinander lagen, schienen sie dem edlen Ungarn zu einem gut paprizirten Gulyasz sehr geeignet. Anstatt eines Kochbuches, das die sorgliche Hausfrau vielleicht mit in die neue Wirthschaft genommen hatte, ergriff er Schlossers Weltgeschichte — es kann auch eine andere gewesen sein — und notirte sich einige Namen: einen Pharao, dann den Miltiades, Petrus, Tankred, Kepler, Danton und Robespierre und ähnlich berühmte Leute, in die sein Faust, den er Adam nannte, sich träumend

verwandeln sollte, hübsch chronologisch nach der Reihe, immer mit den gehörigen Pausen zum Umzug. Die Fleischstückchen schwammen in fetter Sauce, für den Paprika mußte die Brunst der abwechselnd be- und entkleideten Frau Eva sorgen und es dauerte gar nicht lange, da stand das Menschheit-Gulyasz dampfend schon auf dem Tisch. Und das ganze Ungarland jubelte, bei Eljenrufen und gutem Wein.

In dem Reklamebüchlein, das Herr Blumenthal vertheilen ließ, meint er, neben anderen schönen Dingen „enthalte" die Dichtung auch „im Urkeim die ganze neue Philosophie des Jenseits von Gut und Böse". Daß über Nietzsche nur noch Leute schreiben, die ihn nicht kennen, ist eine Thatsache, die im Urkeim nichts Neues enthält. Die Tragödie des Menschen aber enthält außer den Faustbrocken überhaupt gar nichts, weder Poesie noch Gedanken, und ihre weltgeschichtliche Philosophie steht auf einer Höhe, die ein frühreifer Quartaner bei der ersten Cigarre schon überschritten hat. Im Kopf einer zur Pubertät erwachsenen höheren Tochter mag sich allenfalls das Erwachen des Christenthums, die Stimmung, die den Kreuzzug gebar, der häusliche Jammer des Genius und die französische Revolution so spiegeln, wie in dem olympischen Haupt des doppelt, mit Lorbeern und Hörnern, gekrönten Ungarn. Aber auch für dieses große Publikum brauchte der Herr mit dem langen Namen nicht Gott selbst und die himmlischen Heerschaaren zu bemühen, um so lange nach Senecas vivere militare est, nach dem Buch Hiob und dem Westöstlichen Divan, die tiefe Weisheit zu verkünden, daß leben kämpfen heißt.

Im Lessingtheater war der Himmel so schwach besetzt wie der Deutsche Reichstag, wenn nicht zum Hammelsprunge geläutet ist. Die Kunst, solche Zauberstücke zu inszeniren, hat Herr Blumenthal noch nicht erlernt; die römische Orgie war lahm und schaal, Adam heulte und Eva greinte, nur Herr Kober sprach den geistlosen Teufel verständig und gut, und die ungeschickte Verwendung der „zwölf neuen Dekorationen" könnte allein den Stoff zu zwölf lustigen Feuilletons liefern. Da wurden mitten im Pharaonen-Palast Pyramiden gebaut, Leichenzüge schritten durchs Zimmer und die Guillotine konnte an Echtheit mit dem Geist dieser Revolution von Madáchs Gnaden wetteifern. Besonders hat mich das Paradies enttäuscht, wo Eva in Atlasschuhen spazierte, wo kein Thier zu erschauen und eines kümmerlichen Vogels banges Piepen nur zu vernehmen war. Auch fiel mir auf, daß in den Volksmassen, die von Zeit zu Zeit antreten mußten, die von Evas Stamm immer die erdrückende Mehrheit hatten. Sollte das am Ende gar durch die berüchtigte Bestimmung der Theaterkontrakte zu erklären sein, die den Damen die Anschaffung aller Kostüme auf eigene Kosten zur Pflicht macht? Mit Lessings ewigen Kunstgesetzen hat diese Frage sehr wenig zu thun, sehr viel aber mit dem netten und knappen Programm: „Nach der ersten Million schnapp' ich ab."

M. H.

Die XI.

Durch die dichten Gruppen, die sich vor den Bildern der „Elfer" drängten, ging wieder die selbe Bewegung wie im vorigen Jahre, als die Vereinigung zum ersten Male in Schultes Kunstsaal ausstellte. Das selbe Tuscheln und Kichern, Achselzucken und Kopfschütteln. Es war eine drückende Atmosphäre in dem Oberlichtsaale. Ein Diener schob sich durch die Menge und zerstäubte aus einer großen Flasche erfrischenden Wohlgeruch, — um die Luft zu reinigen. Ich ging, um ein andermal wiederzukommen. Inzwischen konnte ich mich durch die Lecture der kritischen Besprechungen würdig vorbereiten. Als ich wiederkam, war die Luft rein, ohne künstlichen Fichtennadelwaldätherduft; die Mittagstunde, wo sich die Neugierigen dort zu treffen pflegen, war vorüber, kein Notizen schreibender Herr in der Nähe. Also störte mich Niemand. Ich konnte unangerempelt mit Skarbina den Landwehrkanal entlang schlendern und die bunten Lichter der Potsdamer Brücke im Wasser sich spiegeln sehen; dann in das Café einkehren, wo die Dame in dem olivengrünen Kleide saß und schrieb, die mit ihren rothen Haaren so wunderbar in die ganze Umgebung, in das fahle Gaslicht hineinstimmte; dann wieder hinaus auf die Straße, wo jene elegante junge Frau uns begegnete, mit einem zur Weihnacht gekauften Hampelmann, der trotz seiner Blitzbuntheit harmonisch aufging in dem Farbenspiel der Straßenlaternen und der strahlenden Schaufenster. Es läßt sich bequem neben Skarbina gehen, und man bekommt etwas zu sehen. Wann er uns führt, sei es beim Schein der Sonne, des Mondes oder der Laterne, bei Regen oder Schnee, wohin er führt, durch das Straßengewühl der Weltstadt, über die einsame Dorfgasse, in die raffinirt ausgestatteten Boudoirs müßiger nervöser Damen, in die kahlen Stuben robuster Arbeiterinnen, in elegante Cafés und obskure Hafenschänken, auf die winkligen Höfe der Hinterhäuser und in stilvolle Gärten, wo üppige Sonnenblumen strahlen, und wenn am Wege eine Kirchthür offen steht und er hineintritt: überall findet sein kindlich staunendes Auge das Schöne, den Zauber farbiger Stimmungen. Skarbina ist ehrlich; er verschmäht die gefällige Retouche; seine Menschen posiren nicht. Darum ist Skarbina ein Sittenmaler, dessen Schilderungen einen unvergänglichen Werth schon deshalb haben, weil sie getreue Bilder unserer Zeit geben, die ihren künstlerischen Werth behalten, weil jedes Bild einen bestimmten malerischen Gedanken, ein klares koloristisches Motiv hat, anders als bei Whistler, der lange nicht so konkret ist.

Um Ludwig von Hofmann folgen zu können, muß man ihm blindlings vertrauen; dazu ist er aber nicht glaubwürdig genug, nicht stark genug, um Andere mit fortzureißen, selbst wenn sie den besten Willen haben. Es fehlt ihm das Sprungbrett, das Fundament des Studiums der Natur. Seine Symphonie in Blau und Roth und sein Märchengarten sind deshalb unverständlich. Hin und wieder aber gelingt es ihm, mich voll mitfühlen zu lassen. Ich zerbreche mir nicht lange den Kopf, auf wessen Einfluß die Art seines Schaffens wohl sich zurückführen lasse, ob auf Besnard, auf die Präraſaeliten

oder auf die Glasgower. Ich nehme ihn absolut und da ist er eine eigene Persönlichkeit. Er ist keusch. Seine Frauen sind mehr als schlank, mit spärlichen Brüsten und dürftigen Waden; das Gras seiner Wiesen malt er im allerersten grünsten Grün und die dünnstämmigen Bäume mit kaum entfalteten Blättern. Er schildert das Werdende, das Wachsthum, den Uebergang — den Uebergang auch in der Beleuchtung, wenn mattes Dämmerlicht unten die Erde beschattet und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne noch die Wipfel der Bäume und die Gipfel der Felsen vergoldet. Aber in diesem grünenden Werden ist keine Hoffnung, keine Lebensfreude: ein wehmüthiges Bangen vor dem Verluste des Paradieses. Das ist der starke lyrische Zug seines Wesens. Um aber dämonisch zu sein, wie er es nebenbei auch möchte, dazu ist Ludwig von Hofmann doch eben nicht Max Klinger genug.

Herr Munch ist nach Berlin übergesiedelt; der Kunstmaler Eschke hat ihm hier seine Existenz gegründet. Und da es für einen jungen strebsamen Künstler nichts Schlimmeres geben kann, als von gewissen Häuptern der Berliner Kunstkritik gelobt zu werden, so darf auch der arg gerüffelte Ludwig von Hofmann vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Mag das „gebildete Publikum", mögen viele Kunstmaler es für eine Zumuthung sondergleichen halten, daß Skarbina und Hofmann „unfertige Schmierereien" auszustellen wagen! Eine Zumuthung? Die Leute verlangen etwas? Vielleicht für die eine Mark, die sie als Eintrittsgeld gezahlt haben? Oder was giebt ihnen sonst ein Recht? Eigentlich sind die guten Leute anspruchslos bescheiden. Denn sie sind zufrieden, wenn der ordentliche „fleißige" Maler ein bis zwei Bilder in Oelfarbe sorgfältig ausgepinselt alljährlich zur Ausstellung bringt — gleich fertig in die gute Stube über das Sopha zu hängen. Da hat man doch was davon. Das ist Kunst! — Diese „Richtung" ist in der vielseitigen Ausstellung der Tischgenossenschaft auch in einigen Exemplaren vertreten, die „an maßgebender Stelle" denn auch gebührend gewürdigt worden sind.

Walter Leistikow ist von der bequemen Landstraße, die er neben Müller-Kurzwelly noch vor nicht langer Zeit wandelte, abgeschwenkt und strebt anderen Zielen zu. Früher malte er nur, jetzt dichtet er. Aber bei seinem soliden Können verliert er niemals den Boden unter den Füßen.

Ich glaube, daß sich Herr Schulte diesmal vornehmlich bei Skarbina und Hofmann für die Erhöhung seiner Nebeneinnahmen zu bedanken hat. Oder soll man noch Max Liebermann dazu zählen? Liebermann ist bei uns niemals recht verstanden, sein Verdienst nie ganz gewürdigt worden. Aber er hat gekämpft mit einer zähen Ausdauer, die selbst seinen Feinden Achtung abzwang. Und wenn Liebermann endlich gelobt wurde, so sagt das nicht, daß er darum auch verstanden wurde. Denn sonst würde man ihn gerade jetzt in aufrichtiger Verehrung eher getadelt haben.

Wenn in der großen Markthalle am Lehrter Bahnhof die Münchener Sezessionisten neben den jungen Berlinern hängen werden, wird es an Vergleichen nicht fehlen, die aber unsere Berliner nicht allzu sehr zu fürchten brauchen, sobald auch Hugo Vogel und Hans Herrmann mit vollen Kräften am Kampfe theilnehmen.

Friedrich Fuchs.

Eine neue Gründerperiode?

„An Preußen ist nichts zu verdienen!“ ist ein altes Bankſprichwort, das auf Oesterreich noch niemals Anwendung gefunden hat. Im Gegentheil. Erst in dieser Woche hat zum ersten Male die Börse sich wieder die Frage gestellt, ob nicht in Wien, wo derartige Tänze, bevor sie andere Länder beglücken, anzuheben pflegen, eine neue Gründeraera bevorstehe. Richtig bleibt, daß an der Donau das eigentlich große Publikum eine vieljährige Zurückhaltung vom Effektengeschäft geübt hat, daß dort tumultuarische Parteien gegen excessive Gewinne (nb. ihrer Gegner) eifern, aber so ganz unsinnig muß doch jene Erwägung einer neuen langanhaltenden Hausseperiode nicht gewesen sein, denn wie auf ein Signal begann Berlin seine enormen Baisseengagements in Kreditaktien zu decken. Im Erkennen des richtigen Moments, wo sich die Spekulation zu drehen hat, ist bekanntlich Spreeathen den Süddeutschen über; die Preußen haben weniger Geld und sind daher zum Aushalten nicht so vorbereitet. Das hat ihre Instinkte, oder besser die ihrer großen Kreditgeber, für entscheidende Wendepunkte nothgedrungen geschärft und so ist auch wohl die Furcht dieser Woche — eine Furcht die ja auf der anderen Seite grünende Hoffnung vorstellt — der Beachtung werth.

Nicht weniger als 11 Millionen Gulden sind bis jetzt an den österreichischen und ungarischen Konversionen verdient worden; hiervon lassen sich mindestens 2 Millionen auf den Antheil der führenden Kreditanstalt berechnen. Vierzig Millionen weiterer österreichischer Goldrente sind übernommen und auch die ungarischen Domänenpfandbriefe werden angesichts der gegenwärtigen Stimmung für konversionsreif gehalten. Uebertrieben ist es jedenfalls, bei einem so grandiosen Konto-Korrentgeschäft die diesmaligen Monate Januar und Februar mit einem so starken Provisionserträgniß anzunehmen wie das ganze erste Semester des Vorjahres (fl. 669 000), aber gewiß ist, daß gerade dieser Posten glänzend ausgefallen sein muß. Dazu kommen die rosigen Nachrichten vom österreichischen Kapitalsmarkt. Die Nachfrage nach Salinenscheinen kann gar nicht mehr befriedigt werden, da die maximal vorgeschriebenen hundert Millionen bereits ausgegeben sind, die Sparkassen in den Erzherzogthümern und in Böhmen füllen sich bei einem nicht höheren Zinssatz als 3% noch beständig an und endlich führt Oesterreich, wie das weitere Hinaufsetzen des Goldpreises in London genugsam zeigt, seine umfassenden Goldkäufe fort, um dagegen Banknoten hinauszugeben.

Unter diesen Umständen lohnt es sich auch, die Steigerung der Lokalwerthe in Wien und Budapest anzusehen, jener Werthe, die, international genommen, nur im Verborgenen blühen, aber doch für jede tiefer gehende Bewegung den moosigen Hintergrund abgeben. Für Wien seien nur die so wichtigen Banaktien erwähnt.

	Divid.	Kurs Ende Dez.	Kurs 17. März
Allgemeine Oesterreichische Baugesellschaft	(2)	107	115.25
Beamten-Baugesellschaft	(5)	124	126
Nieder-Oesterreichischer Bauverein . . .	(5)	86	97
Perlmooser Cementfabrik	(10)	248	268
Union, Baugesellschaft	—	73	82.50
Union, Baumaterialgesellschaft	(1.50)	94	106
Wiener Baugesellschaft	(1.50)	95	118.25
Wienerberger Gesellschaft	(8.50)	253	278.50

Es ist hierbei interessant, die letzte Dividende zu beachten, um den ganzen Optimismus der heutigen Kursentwickelung auch würdigen zu können. Noch großartiger sind die Vorstöße, welche die ungarische Spekulation vornimmt.

	Ende Januar	17. März circa
Pester Straßenbahn	420	453
Pester Commerzialbank	1070	1113
Vereinigte Budapester Sparkasse	1150	1220
Ofen-Pester Dampfmühle	1470	1775
Ganz u. Co., Beleuchtungsgesellschaft	1840	1865
Ziegelei Steinbruch	790	850
Pester Buchdruckerei	1340	1400
Sulyo-Tarjaner Kohlenwerke	605	621
Ungar. Bierbrauerei	1230	1250
Ziegelei Neusteft	329	368
Rima-Muranyer	189	211

Ungarn bietet doppelt aussichtvolle Finanzirungen, weil auf allen Gebieten höchst nützliche wirthschaftliche Einrichtungen zurückgeblieben sind. Die Herren Magyaren, die ihr cisleithanisches Nachbarland eher als abschreckendes Beispiel ansehen, kennen die ausländischen Pfähle, welche im Fleische Oesterreichs stecken, nur zu gut und sagten sich bislang: Lieber gehen wir in der Kultur langsam voran, aber wir machen Alles selbst. Auf diese Weise hätte Ungarn thatsächlich seinen eigentlichen Aufschwung noch erst zu erleben und es scheint, als ob die Rothschildgruppe, nachdem Herr v. Wekerle ihr in Sachen der Renten-Konversion nachgegeben hat, auch noch weitergehende Hoffnungen hegt. Ganz war diese erste Gruppe ja nie zu umgehen; es sei hier nur an die Sprengung des eisernen Thores erinnert, bei der die Diskonto-Gesellschaft angeblich Millionen eingebüßt haben soll, während Lutter in Braunschweig als Unternehmer dies unter eingehenden rechnerischen Darlegungen bestreitet. Auch gewisse Zuckerpatente haben ihren ominösen Weg von Pest nach Berlin gemacht und endlich werden Goldadern in Siebenbürgen ebenfalls höchst tolerant beständig dem Ausland angeboten. Figuriren doch allein in der neuesten Bilanz der Nationalbank für Deutschland Konsortialbetheiligungen bei derartigen Bergwerken mit nicht weniger als M. 906,949.

Wie gesagt: wenn die Kreditanstalt jetzt in Ungarn ihre Saat aufschießen sähe, was ja angesichts der Valutaregulirung und der damit in Fluß kommenden sonstigen Reformen nicht ganz abzuweisen ist, so wären in der That für die Börse die Folgen noch gar nicht zu übersehen. Oesterreichs größtes Institut (das feinste bleibt allerdings die von Herrn Taussig rekon-

struirte Boden-Kreditanstalt) beginnt bereits in die Industrie hineinzuarbeiten. Ob es wahr ist, daß eine Fusion der Rima-Muranyer mit der Kronstädter Bergbau-Gesellschaft geplant wird, ob die Eisen- und Kohlenwerke der Staatsbahn angekauft werden sollen, oder ob die Wittkowitzer Eisenwerke in Finanzirung stehen? Alle diese Meldungen wogen auf Ruf und Widerruf dahin, wie denn ein bankliches Dementi in Wien immer nur seinen bekannten bedingten Werth hat; sicher ist nur, daß der bevorstehende Eintritt Krupps in den Aufsichtsrath der österreichischen Kreditanstalt eine gußindustrielle Vorbedeutung hat und auch als solche gleich voll gemessen wurde.

Herr Krupp ist mit Rothschilds Beihilfe Besitzer der Bendorf'schen Werke in Mähren, nahe verwandt mit dem Essener Kommerzienrath und Lieferant des Nickelmetalls für die neue österreichische Scheidemünze zu einem so enorm theuren Preise, daß allein diese Transaktion beweist, wie wenig in der Habsburgischen Monarchie, trotz allem wüsten Geschrei und trotz der nun schon jahrelangen Enthüllungen, im Kerne sich eigentlich gebessert hat. Diese Nickellieferung, die Millionengewinne offen hält und bei der jede noch so stark unterbietende Konkurrenz ad acta gelegt wurde, ist für sich ein Roman, auf den vielleicht an dieser Stelle noch einmal zurückgekommen wird. Herr Krupp bringt dafür, daß er in den Aufsichtsrath tritt, natürlich eine Morgengabe mit — die Gründung seiner Unternehmen. Als Aufsichtsrath partizipirt er natürlich nicht allein an den Tantièmen der Bank (diesmal im Ganzen vielleicht 172000 fl.), sondern vor allem —: die vielen Betheiligungen. —

Es ist fast unmöglich, daß selbst ein österreichischer Krupp mit der Diskontogesellschaft nicht intim sein sollte, und so hat man denn auch rasch unser leitendes Bankpapier, eben Diskonto-Kommandit, hinaufgesetzt. Komischer Weise schüttelte die Kritik ihre Allongeperücke, als es nur hieß, Diskonto steigen, weil sie hinter dem hinauf getriebenen Kurs von Kreditaktien zurückgeblieben sind. Das ist ein völlig zureichender Grund, der an der Hand der Ausgleichungstheorien auch dem ferner Stehenden klar werden muß. Wenn Kreditaktien in Wien hoch notiren, so kommt es nicht darauf an, daß etwa Berlin eine um zwanzig Gulden schlechtere Meinung hat; wenn ich an der Donau so hoch verkaufen kann, vermag ich an der Spree nicht niedriger zu kaufen. Ungefähr so ist es auch mit Diskonto-Kommandit. Es geht nicht an, daß unser erstes Bankpapier, das die parallelen Chancen von Kreditaktien läuft, allzu sehr hinter diesen zurückbleibe. Die Diskontogesellschaft mag noch so breite Wunden haben, wie Pariser Druckluft und Venezuela, so lange wir keine andere erste Bankaktie besitzen, muß diese zum Mindesten das Niveau ihrer Wiener Konsortin inne haben. Das mag rechnerisch nicht immer stimmen, aber es stimmt doch mit der Einbildung, und wer mit der nicht zu rechnen versteht, sollte über Spekulation und Börse nicht urtheilen. Der Diskontagegesellschaft giebt man übrigens jetzt gute Aussichten bei einem Rothschild'schen Eisenbahnanlehen in Brasilien, bei dem heutigen Geldkurs ist aber nichts Brasilianisches überaus werthvoll.

Bricht in Oesterreich-Ungarn wirklich eine Gründerperiode an, so zieht sie nach nach Deutschland hinüber, wo in Hypothekenbanken, Lebensversicherungen, Kleinbahnen und industriellen Verschmelzungen noch hübsche Felder brach liegen. Vielleicht hat aber die gänzlich unbewußte à la baisse-Rede des Herrn von Bennigsen in der Militär-Kommission bei uns um reiche Hoffnungen einen Schleier gelegt.

Pluto.

Das Buch Esther.

In einem antisemitischen Blatte las ich neulich einen Artikel über den konservativen Antrag, der die Einwanderung fremder Juden ins Deutsche Reich künftig verhindern will. Da wurde erzählt, auch in Polen sei den Massen der irrenden Juden die Niederlassung nur erlaubt worden, weil ein polnischer König in den Armen einer schönen Jüdin geschwelgt und von ihren Lippen das philosemitische Gift gesaugt habe. Trotzdem sie in der Zeitung stand, kann die Geschichte wahr sein, denn die Hof- und Staats-Historiker pflegen über die galanten Erholungen regirender Herren gern den Mantel konstantinischer Nächstenliebe zu breiten und selbst da, wo die Maitresse nicht mehr gut wegzulügen ist, ihren politischen Einfluß wenigstens sorgfältig auszuradiren. Und dennoch ist uns aus der Geschichte des jüdischen Volkes ein Vorgang berichtet worden, der deutlich beweist, wie einmal, in einer Zeit des wildesten Antisemitismus, durch ein schönes Judenmädchen ein mächtiger Monarch bekehrt und Israel vor dem Untergange bewahrt worden ist. Was einmal geschehen ist, das kann sich wiederholt haben und noch wiederholen; und deshalb wundert es mich eigentlich, daß die Antisemiten sich an das fast unbekannte polnische Abenteuer klammern, anstatt sich einfach auf das Buch Esther zu berufen, das vielleicht eines Tages noch als eine mit besonderem Raffinement geschriebene Broschüre Ahlwardts des Ersten entlarvt werden wird, den sie damals Haman nannten, den Agagiter.

Durch Racine und Grillparzer ist das Buch Esther ja auch Denen vertraut geworden, die mit Herrn Bamberger vom Alten Testament nicht mehr viel wissen wollen. So ganz einfach aber, wie sie auf dem Theater aussieht, ist die Geschichte doch nicht; denn da erfährt man weder, warum die leidlich legitime Königin Vasthi gegen alle orientalische Sitte plötzlich ungehorsam wurde, noch wie es geschah, daß auf der reichlich beschickten

Jungfrauenmesse gerade das hübsche Judenkind den hitzigen Herrscher einfing; und bei näherem Zuschauen sieht es fast so aus, als ob die biblische Novelle nur scheinbar zur Verherrlichung Israels geschrieben, in Wirklichkeit aber bestimmt wäre, an einem frühen, dem Blick weithin sichtbaren Beispiel die ganze verderbliche Macht der Alliance Israélite nachzuweisen.

Die Höhe des Jahresbeitrages, den Mardochai bezahlte, läßt sich heute nicht mehr leicht feststellen, aber sicher ist doch, daß er ein Vorfahre der geheimen Oberen des Judenthums war, die in Koblenz den düsteren Plan gegen das deutsche Gewehr entwerfen sollten, und nicht minder sicher ist, daß auch Hegai, der Wirkliche Geheime Haremsinspektor, ein Werkzeug der in nächtigem Dunkel waltenden Alliance gewesen sein muß, denn er gab der Jüdin, so steht geschrieben, im Frauenzimmer den besten Ort und sieben feine Dirnen von des Königs Hause dazu, so daß also die echtbürtigen Susanerinnen dem Judenkind aus Jerusalem dienen mußten. Diese beiden Männer nun, der Jude und der Judengenosse, drängten sich an die Knaben des Königs, die ihm dienten, und wußten es so zu drehen, daß Mardochais schmucke Nichte die Blicke des Herrschers fesseln mußte. Angeblich soll das erst nach Vasthis Verstoßung geschehen sein; ein hochgelehrter Textkritiker hat aber behauptet, in die Kapitelfolge habe sich ein Irrthum eingeschlichen und erst durch die Eifersucht auf Esther sei die sonst so sanfte Königin zum Ungehorsam verleitet worden. Nach dieser Version hätte Ahasverus, der König war von Indien bis an die Mohren, über hundert und siebenundzwanzig Länder, vielleicht als er eines dieser Länder bereisen wollte, die schöne Jüdin zur Begleitung erwählt und dadurch erst den Bruch mit seiner Gemahlin herbeigeführt. Damit wären die beiden vorher dunklen Stellen aufgeklärt und man könnte auch den königlichen Erlaß leichter begreifen, der feierlich verkündete, was im Orient eigentlich doch selbstverständlich war, daß in seinem Hause ein jeglicher Mann der Oberherr sei und in seinen Rechten ungestraft nicht verletzt werden dürfe.

Bis dahin ists ein ganz alltäglicher Ehekonflikt, aber nun wird die Sache hochpolitisch. Mardochai und Hegai nämlich waren nicht gewöhnliche Hofkuppler, die für des Königs Lager nur so aus Beruf und Neigung sorgten, sondern sie hatten ein nationales und ein liberales Ziel und wollten den Haman stürzen, den Führer der antisemitischen Junkerpartei, den Ahasver zu hoher Macht erhoben hatte und der dem König nun reichliche Einnahmen versprach, wenn er schleunigst alle Juden umbringen ließe. Denn dieses Volk, so sprach Haman, ist zerstreuet und theilet sich unter alle Völker in allen Landen Deines Königreiches, und ihr Gesetz ist anders denn aller Völker, und thut nicht nach des Königs Gesetzen, und ist dem Könige nicht zu leiden, sie also zu lassen. Und weil in der königlichen Schatz-

kammer wieder einmal Ebbe war, lockten den Monarchen die zehntausend Centner Silber und er gab die Erlaubniß, alle Juden zu töten und ihr Gut in die Hand der Amtleute zu liefern, daß mans bringe in die Kammer des Königs. Dazu aber war Esther ausersehen, diesen für Israel gefährlichen Befehl aufzuhalten, und deshalb that sie ihre schönsten Kleider an und lud den König an ihre Tafel, und da er Wein getrunken hatte und zärtlichen Herzens war, bekannte sie sich ihm als Jüdin und begann zu flehen für ihr bedrängtes Volk, wie ihrs der gute Onkel befohlen hatte. Vor der Wahl zwischen einer schmeichelnden Frau, die obendrein noch bildhübsch ist, und einem häßlichen Höfling kann selbst ein von Geldnoth bedrängter Monarch, besonders wenn er schon etwas getrunken hat, nicht lange zögern. Es half denn auch dem schlimmen Haman nicht, daß er auf die Verschuldung des Großgrundbesitzes und auf die Gefahren der wachsenden Judenherrschaft hinwies, die schließlich auch den Thron zum Wanken bringen könnte. Allen Warnungen begegnete Ahasverus nur mit dem Wort aus dem Plundersweilerner Jahrmarktspiel: „Du irrst Dich, guter Mann! Wie könnte das geschehen? Das Alles muß nach mir und meinem Willen gehn.“ Und als der gute Mann zudringlich wurde, gerieth der König in Zorn und ließ dem Haman den höchsten Platz anweisen, der zu finden war, an der Spitze eines fünfzig Ellen hohen Baumes. Da legte sich des Königs Zorn, denn Vasthi war verbannt und Haman war tot und Niemand störte fortan mehr seine Lust in den Armen der schönen Jüdin.

Nun, sollte man meinen, konnten die Juden doch sehr zufrieden sein, denn unangefochten durften sie wohnen, von Indien bis an die Mohren, in den hundert und siebenundzwanzig Ländern des Ahasverus. Weil uns im Buche Esther aber ganz Anderes von ihnen berichtet wird, deshalb wittere ich darin eine antisemitische Schrift. Wie Israel durch ein schönes Mädchen gerettet wurde, das konnten jüdische Redacteure wohl aufzeichnen; nimmermehr aber hätten sie niedergeschrieben, wie die Juden sich an ihren Feinden rächten, wie sie ihrer fünfundsiebenzigtausend erwürgten, dann in Wohlleben und Freude schwelgten und endlich gar noch für alle Zeiten die Tage des großen Mordens als das Fest der Purim einsetzten, zum Gedächtniß daran, daß sie ihre Feinde geschlachtet und das Gut der fünfundsiebenzigtausend Junker dem König überliefert hatten, der außerdem noch von der Stunde an auf das Land und die Inseln im Meer einen Zins zu legen begann, um für die verheißenen zehntausend Centner Silber Ersatz zu finden. Nimmermehr, wie über alles Volk dann die Furcht der Juden kam, von der doch geschrieben steht, und wie alles Volk sich eilends zum Schemel für Israels Größe machte. Das kann nur ein Antisemit geschrieben haben, der semitischen Uebermuth und semitische Rachsucht ans Licht

ziehen und beweisen wollte, wie der Junker bluten muß, wenn der Jude geschont wird, weil dem König eine hübsche Jüdin gefällt.

Möglich ists ja, daß man durch das beständige Schmirgeln und Drücken und durch das ewige Judengeplärre bei Freunden und Feinden von Sem nachgerade dem Zustande näher gekommen ist, den neulich zwei Vertreter des Volkes abwechselnd als pathologisch und pathalogisch bezeichnet haben. Vielleicht ist meine Enthüllung nicht viel mehr werth als die des großen Rektors über den Reichsinvalidenfonds und die Gräuelthaten des Herrn Miquel. Verdächtig sieht die Sache aber doch aus, schon deshalb, weil die Aktenstücke, die den Fall Esther doch erst beweisen sollen, nur unter den Apokryphen zu finden sind, das sind Bücher, die der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind. Am Ende waren diese „Stücke in Esther" etwas wie die Talmudauszüge, die jetzt in den Kneipen vertrieben werden, und sollten, ganz wie diese, erhärten, daß die Juden geheimen Gesetzen gehorchen, die durch Heinrich Rickert berühmt gewordenen Ahum abschlachten und für die königlichen Betten gern die Lieferungen übernehmen.

Jedenfalls haben ganz konsequente Antisemiten hier noch ein weites Feld vor sich und sie sollten ihre schätzbaren Kräfte nicht an die verworrene Geschichte Polens verschwenden, wo doch höchstens allerlei schwer zu kontrolirender Hofklatsch zu ermitteln ist. Daß eine schöne Jüdin dem Feldhauptmann des Nebucadnezar, der später Gras fressen mußte, im Schlafzimmer den Kopf abschlug: das steht in der Bibel und kann in den Motiven zum Gesetz gegen die Judeneinfuhr wirksame Verwendung finden, weil kein Richter und kein Landgerichtsdirektor dagegen etwas vorbringen kann. Und schließlich würde es doch auch einen gewissen Eindruck machen, wenn ein routinirter Volksredner daran erinnerte, daß noch immer am vierzehnten und fünfzehnten Tage des zwölften Monats, das ist der Monat Adar, von den Juden ein Fest gefeiert wird, zum Gedächtniß der Zeit, da sie mit dem Leben und Gut von fünfundsiebenzigtausend Söhnen der edelsten Häuser einen verschuldeten König für ihre Zwecke einfingen, nachdem ihm ein sauberes und gewitztes Judenkind die antisemitischen Neigungen weggeküßt hatte.

Apostata.



Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

